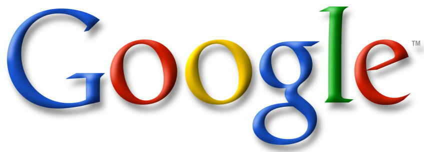





SIGILLUM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS







Kirchengeschichte

auf der

Grundlage akademischer Vorlesungen

von

Karl von Hase.

Dritter Theil.

Erste Abtheilung.

Herausgegeben von Prof. Dr. G. Krüger.



Leipzig,

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1891.

Inhalt.

Seite

Fünfte Periode. Von Luther bis zum westphälischen Frieden.

Seite

Viertes Capitel. Schwärmer und Ultras der Reformation.

Fünftes Capitel. Zustände und Resultate des Protestantismus.

Sechstes Capitel. Die römisch-katholische Kirche.

Siebentes Capitel. Die deutsche Gegenreformation.

Achtes Capitel. Die morgenländische Kirche.

Dritter Theil.

Neue Kirchengeschichte.

Fünfte Periode. Von Luther bis zum westphälischen Frieden.

§ 177. Übersicht.

Es ist üblich, die Geschichte der Reformation anzuheben mit einer Nachweisung ihres Bedürfnisses, ihres Rechtes, ihrer Nothwendigkeit. Nur wer diese Geschichte für sich darzustellen hat, für den ist eine solche Einleitung nothwendig. Wir aber sahen die Wolken heraufziehen, die sich jetzt entladen. Unsere ganze 4. Periode ist diese Einleitung gewesen, wiefern sie dargestellt hat die Verderbniß der Kirche, das weitverbreitete Gefühl dieser Verderbniß, aber auch das geheim schon vorhandene Gute. Dazu kam die ganze Umgestaltung der weltlichen Bildung und Zustände um diese Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts. Daher in dem großen Reformationsbilde Kaulbachs in Berlin das am wenigsten zu rügen scheint, daß Luther die H. Schrift emporhaltend, während seine Genossen das Abendmahl in beiderlei Gestalt vertheilen, nur im Hintergrunde den Mittelpunkt bildet, um den sich in verschiedenen Gruppen die Repräsentanten der mannigfachen Geistesrichtungen reihen, welche als die Bedingungen und Folgen der Reformation den gemeinsamen Charakter dieses Zeitalters darstellen.

Eine Reformation durch die gesetzmäßigen Organe der Kirche war nach ihrer Vereitelung auf den großen Concilien nicht mehr zu hoffen. Nicht nur hatte die Hierarchie sich der Reformation versagt, sie vermochte jetzt vielleicht nicht mehr sie zu vollziehen; sie hatte nicht mehr diese Macht über die Völker. Doch war eine Reformation noch denkbar durch weltliche Gewalt, wie einst Friedrich II, der Hohenstaufe sie im Sinn hatte, oder durch den Sieg der Humanisten über den mittelalterlichen Aberglauben, oder durch Losreißung der deutschen Kirche und so der anderen Nationalkirchen von wälscher Aussaugung. Alle drei Mächte sind eingetreten in den Kampf: die fürstliche Gewalt, die freie Wissenschaft, der nationale Geist. Aber sie haben die Religion nicht

gerettet und konnten sie nicht retten, die rettende und siegende Macht erhob sich aus der Tiefe des religiösen Gemüthes, zunächst als Angst um die ewige Seligkeit, die ganze Massen, ganze Völker ergriff.

Daß es zu einer Zerspaltung der Kirche kam, hat auf den ersten Blick etwas Unnatürliches. Weder die Reformatoren noch die Päpste allein tragen daran die Schuld, es ist geschehn im Drange der Verhältnisse, und die Geschichte selbst wird dafür den Beweis liefern. Dann aber wär's immer ein beklagenswerthes Ereigniß, auch hat es wirklich etwas Tragisches, diese Spaltung der Christenheit vor Allem in deutschen Landen, wo wir sie zugleich gefühlt haben als Zerspaltung der Nation. Aber es war nicht bloß eine Spaltung der Kirche, sondern eine Neugestaltung des Christenthums, eine Entwicklung, die irgend einmal geschehn mußte, drängte sich hervor. Am Schlusse der Reformations-Geschichte werden wir dies begriffsmäßig fassen als Protestantismus. Aber man fühlt's gleich in den ersten Jahrzehnten als frischen Lebenshauch. Alle Charaktere, die an der Spitze dieses Kampfes stehen, durchdringt diese Werdelust eines aufsteigenden Zeitalters, selbst bei persönlich trübem Ausgange.

Nur die von Luther ausgehende Reformation hat eine großartige, zusammenhängende, fortschreitende Geschichte, doch auch sie nur in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Die schweizerische Reformation zerstreut sich in Cantongeschichte, erst der Betrachtung im einzelnen ergeben sich scharfe, individuelle Züge. Ich habe beide zusammengefaßt als deutsche Reformation. Denn wie die Schweiz im damaligen Rechtsbewußtsein Bestandtheil des deutschen Reiches war und ihrem Kerne nach grunddeutsch ist, so ist die Reformation aus den Tiefen des deutschen religiösen Gemüths entsprungen, im Gegensatz des römischen und romanischen Geistes, dem sich die germanischen Völker bisher unterworfen hatten.

Luther und Zwingli sind nur Höhenpunkte des gemeinsamen deutschen Geistes, durch Genf und Calvin kam dann ein französisches Element hinzu.

Wie in der Geschichte des Mittelalters die Päpste tonangebend vorangingen, so wird nun die deutsche Reformation Anfang und Hauptsache. Dann folgt der Zug der Reformation um die Welt, oder statt dieses überschwänglichen Ausdrucks sagen wir lieber: durch die Völker Europas. Zuletzt wenden wir uns zurück zur alten Kirche, wie sie dem Kampfe sich stellt und durch ihn mächtig ergriffen wird. Den Schluß bildet der Weltfriede, durch den die Reformation beschlossen wurde, so weit sie überhaupt beschlossen werden kann. Es war nur die endliche

Anerkennung der Thatſache, daß das Beſtehen einer proteſtantiſchen und katholiſchen Kirche neben einander durch ein Gleichgewicht von Macht geſichert iſt.

Erſtes Capitel. Die deutſche Reformation.

§ 178. Quellen und Geſchichte.

Es iſt eine Zeit der Schrift, der Buchdruckerpreſſe, die Stimmführer ſind Gelehrte, klar und ſicher in urkundlichen Denkmalen liegt dieſe Geſchichte vor uns.

Eine Sammlung ſolcher Urkunden findet ſich in der Walchſchen Ausgabe der Werke Luthers, auch in den Sammlungen von Neudecker und Förſtemann; die erſten Jahre der Reformation faſt vollſtändig in Löſchers Reformationsacta. Die politiſchen Urkunden hat Hortleder zuſammengeſtellt.

Bei dem Reichthum der Quellen und doch zugleich dem Parteiweſen ſind die Geſchichtſchreiber der Reformation nur ſo weit ſie auf Urkunden gegründet und durch Urkunden beſtätigt ſind, zu gebrauchen. Spalatin, Erzieher der kurſächſiſchen Prinzen, Geheimſchreiber des Kurfürſten von Sachſen, erſter Superintendent von Altenburg, Myconius aus Annaberg, Pfarrer zu Gotha, beides Freunde Luthers, haben nur dürftige Memoiren hinterlaſſen. Ratzeberger, Leibarzt des ſächſiſchen Kurfürſten, Luthers Gevatter, hat doch nur wenig individuelle Züge aufbewahrt, aus der Zeit einer Zerſpaltung unter den Epigonen der Reformation. Cochläus, der perſönliche Gegner Luthers, der von ihm ſagte: „ich werde dieſen Rotzlöffel nicht mehr austreten, denn es iſt Zeit, Dinte, Feder und Papier verloren," war einſt ein freiſinniger Humaniſt; er iſt kein unbedeutender Geſchichtſchreiber, ſcharfſinnig und leidenſchaftlich, für uns werthvoll, um das Schlimmſte, was Zeitgenoſſen der Reformation nachgeſagt haben, zu erfahren. Neben ihm Giovio, Jovius, ein Liebling Leos X und ſeiner Nachfolger, ein gewandter Humaniſt und feiler Hiſtoriker. In einem ſeiner Briefe heißt es mit frecher Aufrichtigkeit: „Ein Geſchichtſchreiber müßte ein Narr ſein, der nicht von ſeinem Gewerbe den möglichſten Vortheil zöge, und die Leute nicht in dem Maße lobte, als ſie ihm zahlen." Gegen Beide hat Philipſon von Sleida in der Grafſchaft Manderſcheid, Sleidanus, Student in Orleans und Paris, erſt in diplomatiſchen Geſchäften der franzöſi-

schen Könige gebraucht, dann als er eine Freistätte in Straßburg gefunden, Namens der Reichsstadt bei den meisten Gesandtschaften und Staatshandlungen betheiligt, ein ernstes deutsches Werk in der Form und Sprache der römischen Historiker verfaßt. Er hat meist nur Urkunden an einander gereiht und durch die Färbung seiner Latinität sie in ein Ganzes verbunden; mehr die politischen als die theologischen Verhandlungen, aber in der Einsicht, daß aus diesen Begebenheiten eine Umgestaltung der Weltgeschichte hervorgehn werde. Maimbourg, der Jesuit hat im Sinne des französischen Hofs, der den Untergang des Protestantismus beschlossen hatte, mit scheinbarer Billigkeit diese Geschichte von Ketzern und Empörern geschrieben. In Weimar befindet sich das Gesammtarchiv der ernestinischen Linie des Hauses Sachsen: der Briefwechsel der Reformatoren, auch die Acten der politischen Verhandlungen jener Fürsten, die man mit gutem Recht Reformationsfürsten genannt hat — fast jedes Blatt ist mit gerechter Pietät aufbewahrt. Aus diesem Schatze hat der gelehrte Freiherr von Seckendorf seine geschichtliche Apologie des Lutherthums gegen Maimbourgs jesuitische Verleumdungen geschöpft. Die beiden Italiener Sarpi und Pallavicini haben nur die Geschichte des Concils von Trient geschrieben als des katholischen Ausgangspunkts der Reformation, sie haben doch auch diese Geschichte nicht schreiben können, ohne mannigfach auf reformatorische Ereignisse zurückzublicken: Sarpi als Staatsmann der Republik Venedig, der den Styl der römischen Curie kennt und haßt, mit der höchsten Gerechtigkeit, die ein Katholik gegen den Protestantismus üben kann; Pallavicini auf dem Standpunkt und mit den Mitteln des römischen Hofes. Bossuet, Bischof von Meaux, hat im Gegensatz der vermeinten Unfehlbarkeit und Unbeweglichkeit der katholischen Kirche Luthers schweres, mühsames Losreißen als Unbeständigkeit, die geschichtliche Entwicklung der neuen Kirche als menschliche Willkür geschildert. Doch hat er manche schwache Seite der Menschen, welche die Organe der Reformation gewesen sind, nachgewiesen. Seine Geschichte bildet schon den Übergang zu den modernen Geschichtschreibern der Reformation, zu unsern Zeitgenossen.

Plancks Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs ist eins der ersten Werke deutscher Geschichtschreibung, höchst anziehend in den ersten Bänden, so lange der Gegenstand ihn begünstigt, ohne alle Parteilichkeit nach irgend einer Seite, überall nach den verborgenen Wurzeln und Gründen forschend. Allzu pragmatisch hat er auf Gott und die menschliche Freiheit gar nicht gerechnet. Alles soll erklärt werden, oft Großes nur aus kleinlichen Motiven.

Marheineke hat nicht, wie sonst, als Hegelianer, sondern als Mann des deutschen Volks geschrieben. Was nur bei wenigen Abschnitten der Geschichte möglich ist, urkundlich und zugleich volksthümlich zu schreiben, das hat er vollbracht, weil er die Reformation als große Volkssache faßte. Alterthümlich ist sein Styl auch in seinen Zwischensätzen und etwas manirirt, doch zulässig wegen der Harmonie mit den mitgetheilten Urkunden.

Woltmann als Diplomat, Adolf Menzel, der Breslauer Consistorialrath, durch Opposition gegen einseitige Verherrlichung der Reformation, haben Beide etwas einseitig die Menschlichkeiten der Reformatoren hervorgehoben.

Rankes deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation ist wirklich eine deutsche Reformationsgeschichte. Die Bedeutung dieses Werkes stellt sich uns nach drei Seiten dar: zuerst, ein handgreiflicher Vorzug sind die neuen Quellenstudien. In Frankfurt lagen 96 Folianten Reichstagsverhandlungen, Abschriften von Urkunden und Berichten der städtischen Abgeordneten zum Reichstag an den Magistrat, im Archiv zu Brüssel die Acten der kaiserlichen Kanzlei. Ranke hat dies Alles wenigstens durchblättert, er hat auch Nachlese gehalten in Weimar, Berlin und Dresden. Aber er ist nicht gedrückt worden durch diese Urkundenlast, wie er selbst bemerkt: „Man bedaure Den nicht, der sich mit diesen anscheinend trockenen Studien beschäftigt und darüber den Genuß manches heiteren Tages versäumt! Es ist wahr, es sind todte Papiere; aber sie sind Überreste eines Lebens, dessen Anschauung dem Geiste nach und nach aus ihnen emporsteigt.“ Seine Darstellung ist schlank und frei, bei scheinbarer Leichtigkeit concis und sententiös, gern in kurzen Sätzen und Absätzen. Der zweite Vorzug: die klare Darstellung der deutschen Reichsverhältnisse, unter welchen sich die Reformation entwickelte. Der dritte: jene echte Poesie der Geschichtschreibung, die durch kleine Züge und charakteristische Worte aus den Quellen die Personen lebendig, die Ideen verkörpert zeigt. Eigenthümlich ist ihm: er schildert gern und eindringlich die beabsichtigte und wahrscheinliche Wirkung einer Thätigkeit oder Willenskraft, die dann doch nicht zum Ziele gelangte, weil der allgemeine Verlauf der Geschichte und die Macht der mitwirkenden Factoren zu etwas Anderm hinführte. Ich bin zweifelhaft über diesen negativen Pragmatismus. Störend bei aller objectiven Gerechtigkeit ist die stark subjective Färbung: man sieht gleichsam den Geschichtschreiber zwischen den Begebenheiten herumspringen, z. B. er spricht seine Verwunderung aus oder fordert zur Verwunderung auf, wo hinreichend wäre, die Ereignisse durch seine

treue Darstellung zur Anschauung und zum Verstande zu bringen. So ist seine Weise ein Heilmittel gegen frühere Unbeholfenheit und Steifheit deutscher historischer Literatur, doch in etwaiger Nachahmung kann sie leicht zur Manier werden.[a])

Hagen hat eine Biographie Pirkheimers, des humanistisch hochgebildeten Patriciers zu Nürnberg, der früh die Sache der Reformation ergriff, ohne ihr treu zu bleiben, benutzt zu einem Bilde des geistigen, zumal literarischen Zustandes von Deutschland, besonders aus Volks- und Flugschriften. Luther schildert er nur als Träger der Ideen seiner Zeit, daher getragen von der öffentlichen Meinung, dadurch gewaltig, aber nur so lang als er sich von ihr tragen ließ. Der Abfall, durch den er Luther inmitten seiner Bahn gebrochen sein läßt, war eine Wendung, die wir auch als solche bezeichnen; für Hagen ein Abfall, weil er Luther nur betrachten wollte als Helden des Liberalismus, nicht als religiösen Heros.

Kahnis hat gewandt, im Sinne modernen Lutherthums die Reformationsgeschichte geschrieben, ohne besondere Eigenthümlichkeit, Maurenbrecher nur Einzelnes geschildert, wie Karl V. den Wormser Reichstag, Moritz von Sachsen, meist ohne neues Quellenstudium, im Sinn der allgemeinen Culturgeschichte.[b])

Ausschließlich für schweizerische Reformationsgeschichte und Quellenschrift ist Bullingers Werk, des Amtsgenossen von Zwingli und sein Nachfolger († 1574). In der Handschrift war es immer bekannt und benutzt, endlich wurde es auf Veranstalten der vaterländischen historischen Gesellschaft zu Zürich gedruckt. Er hat Vieles selbst erlebt, 30 Jahre durch hat er mit großem Fleiß bei Vielen geworben, von denen er gewußt, daß sie Fleiß darauf gelegt und selbst dabei gewesen waren. Er hat die Urkunden sich gleich eingelegt, redigirt erst seit 1572, und diese Redaction gegenüber der sorgfältigen Urkundensammlung ist etwas flüchtig gerathen. Er hat sterbend die Handschrift dem Chorherrnstift übergeben. Von Einem, der noch mitten in den Ereignissen steht, ist nur schlichter Wahrheitssinn zu erwarten, nicht Unparteilichkeit: „Haß gegen die Götzendiener, beharrlichen ewigen Unwillen gegen die falsche Religion wird man davontragen.“ Dazu

a) L. v. Ranke, Deutsche Gesch. im Zeitalter d. Ref. 6 Bde. [Sämmtl. Werke B. 1—6]. 6. Aufl. Lpzg. 881. 82. Dazu die Fortsetzung: Zur deutschen Geschichte. Vom Religionsfrieden bis z. dreißigjähr. Krieg. [S. W. B. 7]. 3. Aufl. Lpzg. 868.

b) K. F. A. Kahnis, die dtsch. Ref. 1. B. Lpzg. 872. — W. Maurenbrecher, Studien u. Skizzen z. Gesch. d. Reformationszeit. Lpzg. 874. [Von M. ist später erschienen: Gesch. der kath. Ref. B. I. Nördl. 880.]

kommt sein nationales Selbstgefühl: „des Vaterlandes ruhmwürdige Sache herfürzubringen und zu erklären". Das Kleine, was nur dem Zeitgenossen bedeutend erscheint, verdeckt in solchen chronikartigen Schriften oft die historischen Wendepunkte, aber einzelne Gestalten und Ereignisse hat Bullinger höchst anschaulich dargestellt, und die Fülle kräftigen, individuellen Lebens in der helvetischen Reformation ist erst durch ihn mir klar geworden.[c])

Den schweizerischen Charakter trägt ebenso bestimmt, nur modern gebildet, Hagenbach in Basel. Er erzählt reflectirend mit zartem poetischen Anhauch zur Nutzanwendung auf die Gegenwart. Nach dem Unglück der Spaltung des Cantons Basel hat er im Winter 1834 vor einem gemischten Kreise Vorträge gehalten. Durch die Theilnahme daran ist er veranlaßt worden, ähnliche Vorträge zu halten über die Zeit vor und nach der Reformation. So hat sich ihm die ganze Kirchengeschichte gestaltet, wie wir früher von ihr gesprochen haben (B. I, S. 55).

Merle d'Aubigné, Vorstand der separirten theologischen Schule zu Genf, hat die Geschichte der deutschen, englischen und französischen Reformation geschrieben, schwungvoll und gläubig, ohne allzu strenge Kritik.

Unter den allgemeinen, über die Reformation reflectirenden Werken gibt das von Villers Zeugniß der möglichen Gerechtigkeit eines Katholiken und Franzosen für die deutsche Reformation.

Endlich Döllinger hat Urtheile feindseliger Zeitgenossen der Reformation gesammelt, zum Erweis, daß es von Anfang an mit dieser Reformation nichts gewesen sei.[d]) Der scharfsinnige katholische Theologe hat seitdem eine andere Stellung eingenommen, nicht nur gegen die Jesuiten und gegen päpstliche Unfehlbarkeit, sondern auch in seinem Respect vor Luther.[e])

---

c) H. Bullingers Reformationsgesch. herausg. v. J. J. Hottinger und H. H. Vögeli. 3 Bde. Frauenf. 838—840. d) J. Döllinger, d. Ref., ihre Entw. u. Wirk. Rgnsb. [846 ff.] 852 ff. 3 B. e) [Darüber vgl. seine Vorträge über die Wiedervereinigung d. christl. Kirchen (1872, veröffentl. 1888), 4. Vortrag: die deutsche Reformation. Die Verlagshandlg. von Herder in Freiburg hat D.'s frühere Lutherskizze nach seinem Tode (1890) wieder veröffentlicht, ohne nur anzudeuten, daß D. später anders über Luther dachte. Mit Janssens Geschichte des deutschen Volkes hat sich Hase in seinen letzten Lebensjahren viel beschäftigt, doch fand sich nirgends eine knappe, charakteristische Zusammenfassung seines Urtheils, die zur Veröffentlichung geeignet gewesen wäre. Für seine Darstellung hätte er auf Janssen schwerlich Rücksicht genommen: daß an der Reformation nicht Alles gut und schön gewesen ist und daß sie viel Jammer und Elend im Gefolge gehabt hat, das wußte Hase auch ohne Janssen und lange vor ihm; die Art aber, wie der päpst-

Das Resultat des kirchlichen Mittelalters war die Nothwendigkeit einer Reformation. Luther ist nur die gewaltige Persönlichkeit, durch welche das an sich Nothwendige vollzogen wurde, der höchste Repräsentant der Reformation, daher ihre Geschichte mit seiner persönlichen Geschichte durchflochten ist.

I. Wittenbergische Reformation bis 1532.

§ 179. Luther, vorhistorisch.

Eine so reiche Schriftgelehrsamkeit hat sich an die Darstellung seiner Erlebnisse gehängt, daß darüber allein drei Literaturwerke entstanden sind: von Fabricius, Ukert und Vogel. Sie enthalten die kurze Angabe der Thatsachen und in welchen Schriften das Nähere zu finden ist. Dazu ein Ehrengedächtniß, Reliquien seines Familienlebens, Medaillen u. dgl. Eine Sammlung seiner Schriften ist noch durch ihn selbst begonnen worden,[a]) dann in Jena und Altenburg, als That der Pietät, doch unvollständig.[b]) Die erste fast vollständige Ausgabe durch Walch in Halle, die lateinischen Schriften sind hier in's Deutsche übertragen, so weit sie nicht schon von Luther übertragen waren.[c]) In der Erlanger Ausgabe sind nur Luthers deutsche Schriften vollendet, die Sammlung der lateinischen Schriften ist wegen mangelnder Theilnahme noch unvollendet geblieben.[d]) Manches ist in der Erlanger Ausgabe genauer als in der Walchschen, in der die alterthümlichen Sprachformen hier und da in die Sprache seiner Zeit übertragen sind. Ich kann nicht zweifeln, daß wir noch einmal und bald eine stattliche Ausgabe von Luthers Werken als Nationaldenkmal erhalten, wie dazu in den ersten Bänden der Weimarer Ausgabe der Grund gelegt ist.[e])

Die reichsten und unbefangensten Urkunden für Luthers Leben sind

---

liche Historiker seine Zeugen abhört und verwendet, ist dem protestantischen stets als das Gegentheil wahrer Geschichtsforschung erschienen.]

a) Wittenberg: 1539—1558, 12 deutsche, 8 latein. Bände, von beidem nur der erste vor Luthers Tod. b) Jena: 1555—1558, 8 deutsche, 4 latein. Bände. Altenburg: 1661—1664, 10 deutsche Bände, darin ein Theil der latein. Schriften übers. c) Halle: 1740—1753. 24 deutsche Bde. Neue Aufl. 1881 ff. d) Erlangen u. Frankfurt: 1826—1886, die deutschen Schrr. vollständig in 67 kleinen Bänden [davon die Predigten Bd. 1—20 u. die reform.-histor. Schrr. Bd. 24, 25 in 2. Aufl. herausg. von Enders 862 ff.], die lateinischen, noch nicht zu Ende geführt, in bisher 38 Bänden. e) [Von dieser sind bisher 7 Bände (1—4, 6, 8, 13) erschienen und es wird rüstig fortgearbeitet. Eine vortrefflich ausgewählte, sehr gut ausgestattete handliche und billige Ausgabe „für das christl. Haus" erscheint seit 1890 zu Leipzig im Verlage von Fr. W. Grunow, zunächst auf acht Bände berechnet.]

dem Helden der deutschen Nation ein Parteihaupt geworden sei, aus dem Reformator der gesammten Kirche der Stifter einer engen Separatkirche.[a]) Endlich hat Julius Köstlin in Halle Leben und Lehre Luthers vollständig und gründlich dargestellt, einfach und ohne Enthusiasmus. Er ist nicht so angenehm und hinreißend zu lesen wie Lang, dafür ist er gründlich und möchte dem Bedürfniß wohl auf lange hin genügen, wenigstens was den thatsächlichen Inhalt betrifft.[b])

Wir haben Luther zunächst vor der Reformation zu betrachten, was er gewesen ist, ehe das welthistorische Ereigniß das Höchste und Tiefste in ihm entwickelte, das Stillleben seiner Jugend.

Er hat sich unterschrieben Lüder, Luder, auch Läuterer, lutum Christi, Eleutherius. Er deutet den Sinn des Familiennamens als der „Lüte Herr", es ist wohl eine volksmäßige Fassung für Lothar. Nach der Sage sind seine Eltern von Möhra zum Jahrmarkte nach Eisleben gegangen, diesem neuen Bethlehem, und dort geblieben. Möhra, wo die Familie grundsässig war, liegt am südwestlichen Abhange des Thüringer Waldes, 30 Stunden von Eisleben entfernt, so weit gehen einfache Bauersleute nicht zum Jahrmarkte. Im Kammerarchiv zu Eisenach liegt ein Actenstück über das Bergwerk von Kupfersuhl: Hans Luther, der auf der Grube zu Möhra gearbeitet, habe einen im Grase hütenden Bauern mit dessen eignen Pferdezäumen von ohngefähr erschlagen und sich deßhalb retiriren müssen, wegen Gleichheit der Arbeit ist er mit seiner hochschwangern Frau nach Eisleben gegangen. Die Aufzeichnung stammt erst von 1702, doch in und um Möhra hat sich diese Überlieferung erhalten. Jähzornig war Luthers Vater, von dem der Sohn erzählt, er habe ihn einst so geschlagen, daß er geflohn und ihm gram geworden sei, bis der ihn wieder an sich gewöhnte. Die Mutter Margarethe Lindemann aus Neustadt a. S. Neuerdings wird behauptet, diese sei Luthers Großmutter väterlicherseits, seine Mutter eine geborne Ziegler. Ich habe dafür keine bestimmten Zeugnisse angeführt gefunden.[c]) Auch sind es Kleinigkeiten, auf die nichts ankommt, aber die Geschichte ist gern auch im Kleinen treu. Bei einem Besuche

---

a) H. Lang, M. Luther. Berl. 870. b) J. Köstlin, Martin Luther. Sein Leben u. seine Schriften. 2 Bde. 3. A. Elberf. 883. Von demselben erschien zur Jubelfeier ein kürzeres Leben Luthers mit authentischen Illustrationen, das [Lpzg. 890] die 8. Aufl. erreicht hat. Siehe auch Th. Kolde, Martin Luther. 1. Bd. Gotha 884. 2 B. 1. Abthlg. 889. Volksthümlich: P. Martin [M. Rade], Dr. Martin Luthers Leben, Thaten und Meinungen, auf Grund reichl. Mittheil. aus s. Briefen u. Schriften dem Volke erzählt. Mit Abbildungen. 3 Bde. Neusalza 1884–1887. c) [Doch ist die neuere Annahme richtig. S. Köstlin, Luther I, S. 23.]

in Wittenberg 1527 hat Luc. Cranach die Eltern Luthers gemalt. Die Gesichter sind derb, scharfe Bauerngesichter, man sieht ihnen ein arbeitsames Leben recht an. Im Traubüchlein hat Luther das Andenken seiner Eltern verewigt in den Namen, die er beispielsweise anführt: „Hans wilt du die Gret han?"

Es ist eine Streitfrage, ob Luther 1483 oder 1484 geboren sei. Schon Melanchthon konnte es nicht sicher bestimmen, auch die Mutter wußte es nicht. Und das ist so natürlich, sie hat Wochentag und Stunde genau angegeben: Montag den 10. November, Nachts zwischen 11 und 12 Uhr, das merkt sich eine Frau, wenn sie ein Kind bekommen, aber um die Jahreszahl hat sie sich nicht gekümmert.

Es ist naturgemäß, daß der Heerführer der Neuzeit aus dem dritten Stande, damals dem letzten, gekommen ist. Nach neuern Untersuchungen gab es auch ein adliges Geschlecht der Luther: von Sigismund ist ein Fabian Luther 1413 geadelt worden und dessen Hof war unfern von Möhra. Das Wappen: in weißem Felde zwei Rosen; auf Luthers Siegel sieht man eine aufgeblühte weiße Feldrose. Doch waren die Luther ein weitverbreitetes freies Bauerngeschlecht auf dem Thüringer Walde, und Luther schreibt mit frohem Selbstgefühl: „Ich bin eines Bauern Sohn; mein Vater, Großvater, Ahnenherr sind rechte Bauern gewest." Die Eltern waren in seiner Jugend arm, und wohl noch ärmer geworden durch die Flucht: „Mein Vater war ein armer Hauer und die Mutter hat ihr Holz auf dem Rücken getragen." Doch hatten sie einen kleinen Landbesitz zu Möhra. Daselbst wurde Silber und kupferhaltiger Schiefer gegraben, der Vater arbeitete als Bergmann. Zur Priesterweihe des Sohnes [2. Mai 1507] kam der Vater nach Erfurt schon mit 20 Pferden, d. h. mit vielen Freunden, und er schenkte ihm 20 Gulden, ein ziemliches Geld. Er hat hinterlassen zwei Schmelzöfen und 1000 Thaler Geld, so daß er als wohlhabender, angesehener Bürger gelten durfte.

Die Kinderzucht war streng. Luther erzählt, an einem Vormittage habe der Vater ihn 15mal geschlagen, vielleicht ist dadurch doch der Keim zu Trübsinn gelegt worden. Die Mutter eine Frau ernster, werkthätiger Frömmigkeit, der Vater hatte Respect vor den Gelehrten, in Mansfeld lud er Schuldiener und Prediger der Stadt etliche Male des Jahres ein zu einem Labetrunk. Er hat seines Sohnes Herrlichkeit noch erlebt, und seinem schlichten Sinn war das Kühne, Reformirende gerade recht. Die Eltern sind bei Melanchthons Hochzeit in Wittenberg gewesen. 1530 starb der Vater, ein Jahr darauf die Mutter.

Die Nollbrüder, bei denen Luther als „Schütz" in Magdeburg war,

waren Brüder des gemeinsamen Lebens [B. II, S. 459]. Es war nichts Unehrliches und Ungewöhnliches, das Brot um Gotteswillen durch Singen vor den Thüren zu erwerben. Doch weil Martin Luther in Magdeburg keine Nahrung fand, ist er nach Eisenach gegangen, wo die Mutter Freunde hatte. Noch in späten Jahren nennt er Eisenach seine liebe Stadt, darin er viel Gutes gelernt und genossen. Hier stand der lateinischen Schule Trebonius vor, der pflegte, wenn er eintrat, die Mütze abzunehmen, was damals nicht gebräuchlich gewesen sein muß. Darum befragt, hat er sich verantwortet: „Unter den Knaben sind Leute, aus denen Gott Bürgermeister, Doctores und obrigkeitliche Personen machen kann, obwohl ihr es jetzt nicht seht; solche sollt ihr wohl ehren!" Den Welterschütterer in ihrer Mitte hat er wohl nicht geahnt. Wir hören nichts von frühreifer Entwicklung. Der Vater wollte einen angesehenen, weltlich gelehrten Mann aus seinem Erstgeborenen machen. Dessen scholastische Studien in Erfurt deuten doch schon auf Unlust an der Rechtswissenschaft. Er stand im 20. Jahre, als er auf der Bibliothek eine lateinische Bibel entdeckte. „Möchte mir Gott einmal solch ein Buch zum Eigenthum bescheeren!" sagte er. Auch Predigten von Hus hat er durchblättert, verwundert, nichts Häretisches darin zu finden, er meinte, sie möchten wohl gehalten sein, bevor er in Ketzerei verfallen.

Die Angst um's ewige Leben führt ihn in's Kloster. Das Motiv wird verschieden berichtet. Sein Freund Alexius war erstochen worden, schon Melanchthon wußte nicht, ob durch Mord, ob im Zweikampfe. Auf der Heimkehr von einer Ferienreise bei Stotternheim überraschte ihn ein furchtbares Gewitter, ein Blitz schlägt neben ihm zur Erde. Da ruft er: „Hilf liebe St. Anna! so will ich ein Mönch werden." Gott erscheint ihm gleichsam im Feuerbusch, aber als der Gott des Zornes. Wenn er nun rasch, unbedingt seiner Empfindung folgt, so ist doch vielleicht etwas schon lang in ihm Vorbereitetes zum Ausbruche gekommen. Er war schweigsam über seinen Entschluß. Mit Freunden hat er den Abend zugebracht bei Wein, Lautenspiel und Gesang. Tief in der Nacht klopft er an die Pforte des Augustinerklosters, das später zum evangelischen Martinsstift geworden und nun abgebrannt ist.

Vergebens mahnen seine Freunde, mahnt vor Allem sein Vater ab, da „die Möncherei Vielen gar unselig gelungen" sei; 2 Jahre lang ist der Vater seinem Sohne „schlecht unversöhnlich" gewesen. Luther hat nachmals die Meinung ausgesprochen, er sei damals unfrei gewesen, vom Teufel mit geistlichem Hochmuth verblendet, gegen das göttliche Gebot den Eltern zu gehorchen. Wir werden nicht zweifeln, daß er frei war und in damaliger Stimmung das Rechte getroffen hat.

Man hat gegen ihn die gewöhnliche Klosterpolitik geübt, einem jungen, geachteten Gelehrten ein schweres Noviziat aufzulegen. Er mußte die Cloaken reinigen und mit dem Bettelsack umherziehen. Daran hat er keine Freude: „Mit Betteln, nicht mit Studiren mehrt man das Klostergut.“

Doch hat er auch das Studium der Scholastik fortgesetzt, besonders Schriften Augustins gelesen. Er martert sich mit Fasten, Nachtwachen und dergleichen, einigemal ist er in seiner Zelle ohnmächtig gefunden worden: „Wahr ist's, ein frommer Mönch bin ich gewesen, und habe so streng an meinem Orden gehalten, daß ich sagen darf, ist je ein Mönch gen Himmel kommen durch Möncherei, wollt ich auch hineingekommen sein. Denn ich hätte mich, wo es lange gewährt, zu Tode gemartert.“ So traf ihn Staupitz bei einer Visitation, einen jungen Mönch mit abgehärmtem Gesicht, niedergeschlagnen Augen, unstätem Schritt.

Staupitz war damals erster Professor der Theologie in Wittenberg, ein Mystiker wie Thomas a Kempis, durchdrungen von der Überzeugung, nicht äußere Werke, nur der Glaube, die Hingabe des Herzens an Christum mache selig. Seine augustinische Lehre von der Sünde hat ihn hingeführt zur Annahme der unbedingten Prädestination: Gott erbarme sich, wessen er wolle, und wen er wolle den verhärte er. Aber Staupitz war einer Liebe voll, die Alles retten möchte. Mathesius schildert ihn als einen Mann in der Welt, bei Hof und bei großen Leuten. Er erzählt von ihm: In einer Predigt vor dem Kurfürsten wollte Staupitz den Text vom Geburtsregister Jesu auswendig hersagen, wie damals der Brauch war. Ward er in den 14 Fürsten irre, so nach der babylonischen Gefangenschaft gezählt werden. „Gott straft den Hochmuth,“ sagt er, und griff zur Auslegung. Der Kurfürst ließ ihn zum Mahl bitten. Über Tisch hebt Herzog Johann, der Bruder an: „Wie ging es euch, Herr Doctor heute im Evangelium?“ „Gnädiger Fürst, ich hatte dreierlei Herren in meinem Evangelium. Die Erzväter waren fromme Leute, mit denen war auszukommen. Item alte Könige, die ließen auch mit und von sich reden. Als ich aber unter die Fürsten kam, das waren wunderliche Leute, die machten mich im Evangelium irre.“ Darauf der Kurfürst: „Haben Ew. Liebden etwas Näheres zu fragen? Ihr werdet D. Staupitz nicht ohne Antwort finden.“

Luther sprach von furchtbaren Gedanken, die ihn quälten. Staupitz tröstete ihn: „Lieber Martin, du weißt nicht, wie nöthig und nützlich dir solche Anfechtung ist; Gott schickt sie dir nicht vergebens zu.“ Was war es, das ihn so quälte? Er meinte nicht selig werden zu können.

Ist besondere Schuld oder Bösartigkeit an ihm gewesen? Davon findet sich keine Spur. Einst schickte er einen Zettel an Staupitz: „O meine Sünde! Sünde! Sünde!" Der nennt seine Sünden Humpelwerk und Puppensünden! Vielmehr sein Verhältniß zu Gott stellt sich ihm dar unter dem Gesichtspunkt der göttlichen Gerechtigkeit und Heiligkeit, der nichts Unlauteres nahen darf. Er nahm es ernst mit der Mönchsmoral, daß man durch eigne Werke den Himmel verdienen müsse, und fühlt doch ihre Ungenügsamkeit. So hat er den Frieden da gesucht, wo er für ihn nicht zu finden war; der schlummernde, mächtige Geist regt die Flügel, der Adler rüttelt an den Stäben im Käfig: der die Klöster stürzen wird, liegt in der Klosterzelle. Das ist der Bruder Martin im Götz, nur dies nicht als Luthers Bewußtsein, nur als ein schwermüthiges Gefühl. Gewissensnoth und Krankheit hat ihn auf's Lager geworfen. Da weiß ein alter Mönch für ihn keinen Trost mehr, als daß er ihm das apostolische Symbol vorbetet. Das Wort: „Ich glaube an die Vergebung der Sünden," fällt ihm erlösend auf's Herz. Der rettende Glaube ist die Verzweiflung an eigner Kraft, um allein von Christi Gnade zu leben. Doch solche Geister finden erst im Thatensturme Ruhe.

Luthers Berufung nach Wittenberg bestand nur darin, daß er in das dasige Augustinerkloster versetzt wurde mit der Erlaubniß, Vorlesungen halten zu dürfen, wie schon in Erfurt. 1509 ward er **Baccalaureus ad biblia**, nur die übliche Vorstufe zum **Baccalaureus ad sententias** mit dem Rechte, dogmatische Vorlesungen zu halten. Bei seiner ersten Promotion ist im Decanatsbuch bemerkt: **adhuc non satisfecit facultati**, nämlich im Punkte der Gebühren; Luther hat nachmals dazugefügt: **nec satisfaciet, quia tunc pauper et sub obedientia nihil habuit.**

Seine Stimme als Prediger war nicht mächtig. Er klagt einmal gegen Melanchthon, er habe eine leise Stimme. Melanchthon antwortete: „Aber sie wird weithin gehört."

Seine Wallfahrt nach Rom soll in Folge eines Gelübdes geschehn sein, das er schon als Knabe gethan und in Erfurt erneuert habe: er wolle nach Rom gehn, um fromm zu werden. Nach Cochläus ist er in Geschäften seines Ordens dahin gesandt worden. Staupitz mag wohl die Pilgerfahrt zu einem Auftrag in Geschäften des Ordens benutzt und dadurch berechtigt haben. In Luthers Schriften finden wir wenig nachklingende Erinnerungen an diese Romfahrt, am wenigsten in unserm Sinne. Als er auf Monte Mario ankam, von dem aus man die Herrlichkeit der ewigen Stadt übersieht, fiel er auf die Kniee:

„Sei mir gegrüßt, heilige Roma!“ Er hat Wohnung gefunden im Augustinerkloster, das hart an der porta del popolo liegt, an dem Thore für die von Norden Kommenden. Nur einige Wochen ist er in Rom gewesen. In der Auslegung des 17. Psalms lesen wir: „Ich war zu Rom auch so ein todter Heiliger, lief durch alle Kirchen und Kluften [Catacomben], glaubte Alles, was daselbst erstunken und erlogen ist. Habe auch wohl eine Messe oder 10 in Rom gehalten, und war mir dazumal leid, daß mein Vater und Mutter noch lebten, denn ich hätte sie gern aus dem Fegfeuer erlöst mit meinen Messen und trefflichen Werken mehr.“ In dem Buche von den Winkelmessen: „Ich bin zu Rom gewesen nicht lange und habe sehr viel Messen halten, daß mir graut. Da hörte ich unter andrem groben Grunzen Courtisanen lachen und rühmen, wie Etliche Messe hielten und über Brot und Wein sprächen: panis es et panis manebis. Nun ich war ein junger und recht ernster frommer Mönch, dem solche Worte weh thäten. Was konnte mir anders einfallen, denn solche Worte redet man zu Rom frei über Tische, wie wenn sie allzumal, Papst, Cardinäl sammt den Courtisanen so Messe hielten! Und zwar ekelte mir sehr darüber, daß sie so sicher und frei, rips raps konnten Messe halten, als trieben sie ein Gaukelspiel. Denn eh ich zum Evangelium kam, hatte mein Nebenpfaff seine Messe ausgericht, und schrie mir zu: „Passa, passa, fort! fort! schaffe unsrer Frauen lieben Sohn bald wieder heim!“ Er hörte dort auch sagen: „Ist eine Hölle, so steht Rom darauf.“ Aber er ist auf den Knieen die scala santa hinaufgerutscht, die Treppe von weißen Marmorstufen, welche aus dem Prätorium des Pilatus stammen soll. Sie führt in der Nähe des Laterans zu einer Mariencapelle. Durch päpstliche Bulle empfängt wer hinaufrutscht, für jede Stufe neun Jahre Ablaß. Da hört er hinter sich wie eine Stimme: „Der Gerechte lebt seines Glaubens,“ ihm unbewußt das Evangelium seiner welthistorischen Bestimmung. Offenbar hat es ihm Rom angethan mit gemischtem Gefühl. In den späteren Erinnerungen ist das Mißfällige hervorgetreten. „Ich wollte nicht hunderttausend Gulden dafür nehmen, daß ich nicht auch Rom gesehn hätte; ich müßte sonst sorgen, ich thäte dem Papst Unrecht; aber was wir sehen, das reden wir.“ Diese Erinnerung hat ihm dazu geholfen, über die alte Ehrfurcht wegzukommen. Die Kunstherrlichkeit von Rom, damals in hoher Blüthe, scheint spurlos an ihm vorübergegangen. Nur einige Andeutungen weisen darauf hin, daß er doch für die Naturherrlichkeit Italiens nicht verschlossen gewesen ist.

Nach seiner Rückkehr ward er aufgefordert, Doctor der Theologie zu werden, zunächst um aus dem Bettelmönch heraus Canonicus an der

Stiftskirche werden zu können. Der Kurfürst wollte die Kosten seiner Promotion bezahlen. Luther erwiderte: er sei ein kranker Bruder, es sei nicht der Mühe werth. Staupitz ermahnt ihn: „Es läßt sich ansehn, unser Herr Gott wird bald viel im Himmel und auf Erden zu schaffen bekommen, darum wird er viel junger, arbeitsamer Doctores haben müssen, durch die er seine Händel verrichte. Ihr lebt nun oder sterbet, so gehorchet dem, was euer Convent euch auflegt." Es war in ihm etwas von einem norddeutschen Bauern, der vorwärtsgestoßen sein will, dann aber stetig unaufhaltsam fortschreitet.

Durch seinen Doctoreid fühlte er sich der ganzen Kirche und der heiligen Schrift verpflichtet. Oft in seiner Noth und in inneren Kämpfen getröstet er sich seines Doctoramtes, zu dem ihn Gott berufen ohne sein Zuthun, er möge nun selbst zusehen. In seinem Eide ist allerdings enthalten, die evangelische Wahrheit nach Kräften zu vertheidigen; doch auch dies: der römischen Kirche gehorsam zu sein.

Seine Briefe beginnen mit der Einladung zu seiner Priesterweihe 1507, erst seit 1514 werden sie bedeutend. Aus ihnen ist urkundlich zu ersehn, was er vor 1517 bereits war und was er durch die Ereignisse erst geworden ist. Fast alle Beziehungen seiner Zukunft sind bereits angedeutet, nur gesteigert durch die Ereignisse, aus dem stillen Gelehrten ist ein Held geworden.

In diesen vorreformatorischen Briefen finden wir zuerst seine volle Entschiedenheit für Reuchlin gegen die Cölner, die er Esel und Krokodile nennt. Auch ist er bekannt mit dem Verderben der Hierarchie und hat alle Lust seine Überzeugung deßhalb freimüthig auch gegen seinen Fürsten auszusprechen. An Spalatin, 8. Juni 1516, als der Kurfürst Staupitz zum Bischof machen wollte, schreibt er: „Ich will auf keine Weise, daß der ehrwürdige Vater sich dieser Sache unterziehe, für welche sich eure Überredung anstrengt, weil es eurem Fürsten so gefällt. Denn Vieles gefällt eurem Fürsten und fällt mit großem Schein in die Augen, was Gott mißfällt und anstinkt. Nicht als wenn ich leugnete, daß der Mann in weltlichen Dingen der aller Weiseste sei, aber in denen, die Gott und das Heil der Seele angehen, finde ich ihn siebenfach blind mitsammt eurem Pfeffinger. Und das sag ich nicht im Winkel, will auch nicht, daß ihr's heimlich haltet, sondern bin bereit es bei erster Gelegenheit Beiden in's Gesicht zu sagen. Liebster Spalatin, das sind nicht mehr die Zeiten, daß es etwas Glückseliges sei, ja nur nichts Elendigliches wäre, ein Bischof zu sein, d. h. griechisch, sodomitisch und römisch leben, was ihr selbst wohl wisset, wenn ihr die Werke und Arbeiten der alten Bischöfe mit den Arbeiten und Thaten der Bischöfe

Sündern. Deßhalb ist er vom Himmel herabgestiegen, wo er wohnte unter den Gerechten, daß er auch unter Sündern wohnte. Solcher Liebe denket nach, und ihr werdet den allersüßesten Trost finden. Denn müßten wir durch eigne Müh und Plage zur Gewissensruhe gelangen, wozu ist Er denn gestorben! Darum werdet ihr nur in Ihm durch getroste Verzweiflung an euch und euren Werken den Frieden finden." In diesem dogmatischen Glauben ist ein ernster, sittlicher Geist, wie Luther schreibt: „Glaubt ihr dieses fest, wie ihr müßt, so nehmt euch auch der ungeordneten und noch irrenden Brüder an, und machet aus ihren Sünden die eure, und habt ihr etwas Guts, so theilt es ihnen mit."

Diese theologische Richtung, deren Mittelpunkt Luther war, herrschte bereits 1516 in Wittenberg, er bezeichnet sie als deutsche Theologie im Gegensatz einer scholastischen und römischen.

Er freut sich ferner an vielfacher Thätigkeit in Geschäften der Universität und seines Ordens. In Staupitz' Abwesenheit hatte er einen Theil des Generalvicariats übernommen und war auch zweiter Pfarrer an der Stadtkirche geworden. Am 26. October 1516 schreibt er an Joh. Lang nach Erfurt: „Ich brauche fast 2 Schreiber. Ich bin Klosterprediger, Vorleser am Tisch, werde auch täglich als Pfarrer gefordert, bin Schulmeister, Ordensvicar, d. h. elffacher Prior, bin Fischaufseher in Litzkau, Herzbergischer Anwalt in Torgau, Ausleger des Paulus, Mitausleger des Psalters, und dann den größten Theil meiner Zeit nehmen die Briefe weg. Selten hab ich Zeit die Horas abzuwarten, ohne was eigne Versuchung mit Fleisch und Blut, Welt und Teufel belangt. Siehe nun, was für ein müßiger Mensch ich bin!" Offenbar waltet hier scherzhafte Übertreibung.

Endlich können wir in diesen Briefen bereits seinen klaren, gottvertrauenden Sinn in der Gefahr erkennen: „Ihr schreibt, daß ihr gestern das zweite Buch der Sentenzen angefangen habt; ich werde morgen den Brief an die Galater anfangen, wiewohl ich sorge, daß die Pest nicht fortfahren lassen wird. Sie rafft täglich zwei bis drei dahin. Dem Schmid uns gegenüber war gestern ein Sohn gesund, heut wird er begraben, und der andre liegt angesteckt. Was soll ich sagen! Sie ist da und fährt an, grimmig und rasch genug, besonders gegen junge Leute. Ihr rathet mir zur Flucht. Wohin soll ich fliehn? Ich hoffe, die Welt wird nicht gleich untergehn, wenn auch Bruder Martin zu Grunde geht. Die Brüder zwar werde ich, wenn die Pest weiter greift, in alle Welt versenden: ich bin hierher gesetzt; um des Gehorsams willen kann ich nicht fliehn, bis dieselbe Ordenspflicht die mir's geboten, mir wiederum gebeut. Nicht daß ich den Tod nicht fürchtete, denn ich bin nicht der

nirgends befohlen, den Ablaß zu predigen. Welch Fahr und Schrecken muß nun ein Bischof gewarten, der nichts Andres denn Ablaß mit großem Gepränge gestattet unter das Volk zu bringen, da das Evangelium dahinten und geschwiegen muß bleiben, und ihm also viel mehr am Ablaß denn am Evangelium gelegen ist." Wenn dem nicht Einhalt geschehe, werde er genöthigt sein, die falsche Lehre vor der ganzen Kirche anzugreifen. Von Mainz blieb dies ohne Antwort, von Brandenburg hieß es: man könne dem päpstlichen Commissar nicht entgegen sein. Da sprach Luther: „Nun will ich der Pauke ein Loch machen ob Gott will."

Allerheiligentag, 1. November, war die Kirchweih der Wittenberger Schloß- und Universitätskirche. Nicht ungewöhnlich war eine Festfeier durch eine akademische Disputation. Am Vorabende des Festes ließ Luther 95 Theses an den Thüren der Schloßkirche anschlagen, sie sind noch jetzt zu sehen, in Erz gegossen auf der Thür der Kirche, ein Geschenk Friedrich Wilhelms IV. In's Deutsche hat sie Justus Jonas übersetzt. Sie sind nicht ohne Wiederholungen und Subtilitäten, mitunter Behauptungen und dann wie ein Zurücknehmen. Die wichtigsten sind folgende:

1) Da unser Herr und Meister Jesus Christus spricht: thut Buße! will er, das ganze Leben der Gläubigen soll eine stete Buße sein.

5) Der Papst will noch kann nicht einige andere Pein erlassen, außerhalb derer, die er seines Gefallens oder laut der Canones auferlegt hat.

6) Der Papst kann keine Schuld vergeben, denn allein sofern, daß er erkläre und bestätige, was von Gott vergeben sei; oder aber, daß er es thue in den Fällen, die er sich vorbehalten hat; welche Fälle, so sie verachtet würden, bliebe die Schuld ganz und gar unaufgehoben und verlassen.

11) Dieses Unkraut, daß man die Buße oder Genugthuung, so durch die Canones auferlegt ist, in des Fegfeuers Buße oder Pein sollte verwandeln, ist gesäet worden, da die Bischöfe schliefen.

26) Der Papst thut sehr wohl daran, daß er nicht aus Gewalt des Schlüssels, den er nicht hat, sondern durch Hülfe und fürbittweise den Seelen Vergebung schenket.

27) Die predigen Menschentand, die da fürgeben, daß sobald der Groschen in den Kasten geworfen klingt, die Seele aus dem Fegfeuer fahre.

32) Die werden sammt ihren Meistern zum Teufel fahren, die da vermeinen, durch Ablaßbriefe ihrer Seligkeit gewiß zu sein.

so er doch um des allervergänglichsten Geldes willen, zum Bau der St. Peterskirche unzählig viel Seelen erlöset als aus der niedrigsten Ursache.

86) Item: Warum erbaut der Papst nicht lieber St. Peters Münster von seinem eignen, als von der armen Christen Gelde, da doch sein Vermögen größer ist, als eines reichen Crassi Güter.

90) Diese der Laien spitzige Argument allein mit Gewalt wollen dämpfen, und nicht durch angezeigten Grund und Ursach auflösen, heißt die Kirche und Papst den Feinden zu verlachen darstellen und die Christen unselig machen.

94) Man soll die Christen vermahnen, daß sie ihrem Herzog Christo durch Kreuz, Tod und Hölle nachzufolgen sich befleißigen.

95) Und also mehr durch viel Trübsal in's Himmelreich zu gehn, denn daß sie durch Vertröstung des Friedens sicher werden.

Es war also eine Zurückführung auf die einstmalige unschuldige Bedeutung des Ablasses, neben Ehrfurcht vor dem kirchlichen Herkommen doch schon in der Einsicht, daß der Ablaß mindestens unnütz sei. Erasmus und Wessel hatten Ähnliches geschrieben und gepredigt, doch forderte Luther einen bestimmten Ablaßprediger heraus, und die Consequenz seiner Thesen hätte den ganzen Handel vernichtet, also dem Papste in die Tasche gegriffen. Immer war es ein bescheidnes, unbewußtes Programm der Reformation. Das war Luther doch nicht unbewußt, daß er werde weitergehn müssen. Am Allerheiligentage hat er ähnlich wider den Ablaß gepredigt. Beim Herausgehn aus der Kirche sagte Hieronymus Schurf: „Ihr wollt wider den Papst schreiben? Man wird's nicht leiden.“ Luther: „Wie aber, wenn man's leiden müßte!“ Doch wechseln seine Stimmungen. Er kann noch denken, daß er die wahre Sache des heiligen Vaters vertrete gegen Mißbräuche, die unter dessen Namen getrieben würden. In der Vorrede zum 1. Bande seiner lateinischen Schriften von 1540 schreibt er: „Da ich die Sache wider den Ablaß anfing, war ich so voll und trunken von des Papstes Lehre, daß ich von großem Eifer bereit gewesen wäre und hätte zum wenigsten Gefallen daran gehabt und dazu geholfen, daß gemordet worden wären alle Diejenigen, die dem Papste in einer Sylbe nicht hätten unterwürfig sein wollen.“ In jener Nacht des 31. October soll Friedrich der Weise geträumt haben: ein Mönch schreibt mit einer großen Feder auf die Mauer der Schloßkirche zu Wittenberg, die Feder wächst und wächst und kommt einem Löwen in's Ohr, daß der sich schüttelt, und die Feder stößt ihm die Krone vom Haupte, daß er brüllt also, daß Kaiser und Reich zusammenläuft. Woher die Feder? Eine

Stimme als die der allgemeinen Kirche selbst, seine Schlüsselgewalt über die Seelen im Fegfeuer so unbedingt, wie es dem Verfahren Tetzels entsprach. Luther hat sich wenigstens angestellt, als sei diese Schrift eine von den epistolae virorum obscurorum, nur unter des Prierias Namen. So hat er diese „ganz waldmäßige [silvestris] und uncultivirte" Schrift noch einmal drucken lassen mit seinen Noten.

Echt deutsch treu und conservativ rang er schwer sich los von der alten Ehrfurcht. In der Vorrede seiner Werke von 1540 heißt es: „Was und auf welche Weise mein Herz dasselbe erst und andre Jahr gelitten und ausgestanden hab und in welcherlei Demuth, wollt schier sagen Verzweiflung ich da schwebte, ach da wissen die sichern Geister wenig von, die hernach des Papstes Majestät mit großem Stolz angriffen. Ich aber, weil sie mir damals zuschauten und mich allein in der Gefahr stecken ließen, war nicht so getrost und der Sache so gewiß, denn ich wußte viel nicht, was ich Gottlob nun weiß. Und da ich alle Argumente, die mir im Wege lagen, durch die Schrift überwunden hatte, habe ich letztlich das einige, daß man die Kirche hören solle, mit großer Angst und Arbeit durch Christi Gnade kaum überwunden. Denn ich hielt mit großem Ernst und rechter Ehrerbietung des Papstes Kirche für die rechte Kirche." Doch schreibt er an Staupitz vom 30. Mai 1518: „Christus mag zusehn, ob es seine oder meine Sache sei. Übrigens meinen gefahrdrohenden Freunden habe ich nichts zu antworten als jenes Reuchlinische: wer arm ist, kann nichts verlieren. Geld und Gut hab ich nicht und wünsch ich nicht, Ehre und Ruhm, wenn ich's gehabt habe, ist leicht zu verlieren. Eins ist noch übrig, der schwache, abgemattete Leib, wenn sie den durch Gewalt oder List umbringen, werden sie mich um ein oder zwei Stunden des Lebens ärmer machen. Mir genügt mein süßer Erlöser, mein Herr Jesus Christus, dem ich lobsingen werde, so lang ich lebe. Will wer nicht mitsingen, was gehet es mich an? Er heule dann alleine."

An demselben Tag hat er seine Resolutiones, eine gelehrte Vertheidigung der Thesen gegen Tetzel und zugleich damit einen Brief an Leo X gesandt. In diesem Briefe heißt es: „Die Gebrechen der Kirche haben mich genöthigt zu sprechen, diese unsäglichen Mißbräuche des Ablasses. Revocare non possum." Und doch kommt er zu diesem Schlusse, hingeworfen zu den Füßen des Papstes: Vivifica, occide, voca, revoca, approba, reproba, ut placuerit. Deine Stimme gilt mir als Christi Stimme, der aus Dir spricht. Wenn ich den Tod verdient habe, so will ich mich nicht weigern zu sterben.

Die Folge war seine Citation nach Rom. Vor der Auslieferung

Luther hat sofort eine Appellation gegen den Cardinal eingelegt, welche am nächsten Morgen am Dome angeschlagen worden ist. Ein Rathsherr hat ihm in der Nacht ein Pförtchen in der Ringmauer geöffnet, Staupitz ein Pferd besorgt; so ritt er eilend davon. Eine römische Bulle, noch ohne Luther zu nennen, bestätigte den Ablaß als Erlaß der poenae temporales, auch im Fegfeuer. Diese Bulle schärfte Luthers Zweifel an der römischen Rechtgläubigkeit. Aus Wittenberg hat er eine weitere Schrift erlassen: appellatio a sanctissimo Domino Leone non recte consulto ad futurum concilium. Es war eine Ungehorsamserklärung, doch in hergebrachten Rechtsformen. In einem Briefe aus dieser Zeit hat er sein Vorgefühl ausgesprochen, daß man erst am Anfange des Streites stehe: „Dies Ding steht noch kaum am Anfang, und keine Rede, daß die Römer das Ende hoffen dürften."

Cajetan schrieb an den Kurfürsten, er möge um eines ketzerischen Klosterbruders willen nicht den alten Ruhm des Hauses Sachsen beflecken. Der ließ den Brief an Luther senden. Luther in seiner Antwort vertheidigt sein Verfahren in Augsburg, wo der Cardinal nur seinen Widerruf habe erpressen wollen, ohne ihn zu widerlegen; und nun verklage er ihn ebenso beim Kurfürsten: „Das kann ich nicht leiden, daß er aus dem weisesten Fürsten uns einen Pilatum will machen. Denn da die Juden Christum vor Pilatum stellten und gefragt wurden, was für Klage sie wider ihn brächten, antworteten sie: wär' er nicht ein Übelthäter, wir hätten ihn dir nicht überantwortet. Also thut auch hier der hochwürdige Herr Legat, nachdem er Bruder Martinum mit viel hässigen Reden dem Kurfürsten überantwortet hat, und der Kurfürst fragen möcht: was hat denn der arme Bruder gethan? antwortet er: Es soll mir Ew. Gnaden fürwahr glauben, daß ich nicht aus bloßem Wahn rede. So will ich denn an des Kurfürsten Statt darauf antworten: „Beweis, daß ich gewiß werde, daß Du nicht aus bloßem Wahn redest. Man verfasse die Sache schriftlich, man scheue sich nicht öffentlich an's Licht hervorzutreten. Alsdann will ich meine Ehre wahrnehmen und meinem guten Gerücht keinen Schandfleck lassen anhängen um eines losen Brüderleins willen. Aber so lang diese gewisse Kunst das Licht fleucht, kann ich der Finsterniß nicht Glauben geben." Aber nun stell ich heim Ew. Durchlaucht zu urtheilen, was ich mehr hätte thun sollen. Ich bin mit Fahr meines Lebens, wider meiner Freunde Rath erschienen, und habe dem Herrn Legaten meiner Lehre Rechenschaft gethan, kann derhalben nicht sehen, was ich unterlassen hätte zu thun, denn allein die sechs Buchstaben revoco.".

„Der hochwürdige Legat oder der Papst selbst mögen meine Sache

verdammen, wie sie wollen; nur daß sie nicht sagen: du hast unrecht gelehrt, sondern verzeichnen schriftlich meinen Irrthum, beweisen, daß ich unrecht gelehrt habe, widerlegen die Sprüche der Schrift, die ich angeführt habe, unterrichten mich, der da begehrt unterrichtet zu werden, der ich darum bitte und ein groß Verlangen darnach habe, welches mir auch kein Türk versagen würde. So ich dann sehn werde, daß die Sprüche, die ich angezogen, anders sollten verstanden werden, denn ich sie verstanden habe, und dann nicht widerrufe, mich selber nicht verdamme: so sollen Ew. Kurfürstliche Durchlaucht auf's Erste mich verfolgen und verjagen, und die Herren der Universität ihres Gefallens mit mir gebahren. Auch verwerfe und verdamme mich mein lieber Herr Jesus Christus selber. Ich will auch, daß mir Gott der Herr selbst nicht gnädig, noch einige Creatur Gottes mir günstig sei, so ich, eines Bessern bericht, nicht folgen werde.

„Ich bitte Ew. Gnaden noch einmal, Sie wollen Denen nicht eher Glauben geben, die da sagen, Bruder Martinus habe unrecht gelehrt, er werde denn verhört und überwiesen. St. Peter irrte, nachdem er schon den Heiligen Geist empfangen hatte, so kann ja auch ein Cardinal, wenn er noch so gelehrt wäre, irren. Derhalben wollen Ew. Gnaden Ihres Gewissens wahrnehmen, daß Sie mich ja nicht gen Rom schicken, denn solches kann Ew. Gnaden kein Mensch gebieten, er sei und heiße wie er wolle, weil es unmöglich ist, daß ich zu Rom sollte sicher sein. Auch wäre solches nichts Anderes, denn Ew. Gnaden gebieten, eines unschuldigen Christen Blut zu verrathen und ein Mörder an mir zu werden. Denn auch der Papst selbst zu Rom keine Stunde seines Lebens sicher ist. Sie haben Papier, Federn und Dinten zu Rom, ich kann mit geringerer Unkost abwesend in Schriften unterrichtet, denn gegenwärtig durch Tück und List umgebracht werden.

„Weil aber meine Widersacher auch Ew. Gnaden nicht verschonen, sondern weiß nicht was für Unglück dräuen, wo Sie mich nicht gen Rom schicken oder aus Ihren Landen verjagen: derhalben daß Ew. Gnaden von meinetwegen nicht etwas Böses begegne, welches ich allerdings nicht wollte, so verlasse ich in Gottes Namen Ew. Gnaden Lande, will ziehn, wohin mich der barmherzige Gott haben will, er mach's mit mir wie er wolle. Will derhalben Ew. Gnaden mit aller Ehrerbietung gegrüßt und gesegnet und dem barmherzigen Gott befohlen, auch für alle Ihre Wohlthat, mir bewiesen, in aller Demuth bedankt haben. Will auch an welchem Ort ich künftig sein werde, Ew. Gnaden in Ewigkeit nicht vergessen, sondern mit rechtem Ernst für Ew. Gnaden Wohlfahrt beten. Ich bin Gottlob noch zur Zeit von Herzen fröhlich und danke

Gott, daß mich armen Sünder sein lieber Sohn würdig achtet, daß ich in der heiligen Sache Trübsal und Verfolgung leiden solle."

Luther dachte daran, nach Paris zu gehn in der Erinnerung an die einstmalige freisinnige Stellung der dortigen Universität. Schon hatte er in Wittenberg eine Abschiedspredigt gehalten mit dem Texte: „Vater und Mutter verlassen mich, aber der Herr nimmt mich auf." Unterdeß berichtete der akademische Senat an den Kurfürsten: sie wüßten nicht anders, als daß D. Luther der Kirche und dem Papste alle Ehre erweise; wäre Bosheit an ihm, sie würden das zuerst bemerken. Noch übersah Niemand die Tragweite, da schrieb der Kurfürst: Luther möge bleiben, und an den Legaten: von so viel Gelehrten in seinen und angrenzenden Landen habe noch keiner erwiesen, daß Luther ein Ketzer sei.

Friedrich der Weise, der zuerst seine schützende Hand über die Wiege der Reformation gehalten, war ein echter deutscher Fürst. Er will diese Sache, die ihm zu hoch ist, nicht begünstigen, er läßt sie gewähren; nur durch ihn soll kein Unrecht geschehn. Bürgerliche Rechtschaffenheit ist eine Erbtugend der sächsischen Fürsten ernestinischen Stammes. Friedrich war auch ein Volksfreund, ohne grade zugänglich zu sein: als einst eine Steuer eingesammelt war, aber die Sache, zu der sie bestimmt, nicht ausgeführt wurde, ließ er sie zurückzahlen. Neuerungen liebte er nicht, dann pflegte er zu sagen: „Nein, nein! Das macht nur Bewegung!" Und doch hat die größte Bewegung der neueren Geschichte unter seinen Augen begonnen.

Unter den gedachten politischen Verhältnissen ist ein zweiter Versuch gütlicher Beilegung gemacht worden. Karl von Miltiz, Domherr von Meißen, Trier und Mainz, einer der Courtisanen, welche ein Bisthum in Rom suchten, des Papstes Kämmerling, ward mit der geweihten goldnen Rose, wie zuweilen der Papst eine solche an einen Fürsten sendet, zur Unterhandlung an den Kurfürsten abgesandt, seine Sendung als eines sächsischen Unterthans eine Verbindlichkeit. Man meinte, er komme zu Luthers Verhaftung; doch hat er es selbst gegen Luther einmal ausgesprochen, er würde nicht wagen, mit 20 000 streitbaren Männern ihn nach Rom zu führen; überall habe er auf dem Wege Einen für den Papst und Drei für Luther gegen den Papst gefunden. Es war zwar noch gar kein Kampf gegen das Papstthum, aber das richtige Volksgefühl machte die Sache des Ablasses zur Sache des Papstthums.

So fand Luther bereits eine Stütze in der öffentlichen Meinung, die noch mächtiger war als der Schutz seines Kurfürsten, und wohl dem Manne, der in großer Sache von seiner Zeit verstanden wird und auf

wärtig, er liebte den Witz, besaß eine schlagfertige Dialektik und eine mächtige Stimme. So war er ein geborner Disputator. Er hat sich vorher nicht ungeneigt der freien humanistischen Richtung gezeigt; doch war er unter den Ersten, welche gegen Luthers Thesen Bemerkungen, Obelisci, veröffentlichte. Luther hat dann dagegen die Asterisci geschrieben, doch war es zwischen Beiden ein rein gelehrter Streit. Lebhafter war der Streit Ecks mit Karlstadt über die augustinische Lehre von Gnade und Prädestination.

§ 182. Die Leipziger Disputation. 27. Juni bis 16. Juli 1519.

Karlstadt war vormals ein Scholastiker, nun im Sinn der Wittenberger Schule, wie so viele reformatorisch Gesinnte. Er machte das augustinische Dogma geltend gegen Werkheiligkeit, überflüssige Werke und gegen Ablaß. Auch eine Volksschrift hat er herausgegeben: der Holzschnitt auf dem Titel zeigt 2 Wege, der eine mit Crucifix und Sprüchen der heiligen Schrift und Augustins: Nimm mein Kreuz auf dich! Der Glaube allein macht selig. Gott krönt seine eignen Werke in seinen Heiligen. Dieser Weg geht aufwärts grade gegen den Himmel. Der andere mit Sprüchen der pelagianischen Scholastik: „Der hat einen sichern Muth, der so viel thut als er selbst kann bewirken, dann muß auch Gott ihm Hülfe leisten." Dieser geht abwärts zur Hölle.

Für die mit Karlstadt verabredete Disputation wünschte Eck den berühmteren Gegner, daher er in seine Thesen gegen Karlstadt einige einschob, die gegen Luther zielten. Nur der Bischof von Merseburg, Ordinarius der Leipziger Universität, war gegen die Disputation und sprach noch am selben Tage kraft päpstlichen Befehls den Bann aus gegen alle Theilnehmer an derselben. Der Landesherr, Herzog Georg, ließ das Mandat abreißen, meinte, es sei durch die Leipziger Theologen extrahirt, die vielleicht besorgten, in ihrer Müßigkeit und Saufen gestört zu werden. „Können sie solcher Disputation nicht widerstehn, alsdann wären uns lieber alte Weiber an ihrer Statt, die da sängen und spännen um's Lohn. Auch halten wir dafür, es sollt darüber, ob eine Seele gen Himmel fahre, wenn der Pfennig im Becken klingt, zu disputiren wohl zugelassen sein." Luther kam nach Leipzig in einem offnen Rollwagen mit Karlstadt und dem Herzog Barnim von Pommern, dem jungen Rector der Wittenberger Universität, begleitet von einer Schar Studenten mit Hellebarden. Die Gelehrten und der Adel des Landes waren versammelt, in der Thomaskirche ward eine

Messe gehalten, Alle hörten knieend den Hymnus: „Veni Sancte Spiritus!" In der Pleißenburg waren zwei Katheder einander gegenüber errichtet, mit Teppichen behangen, auf denen die streitbaren Heiligen dargestellt waren: St. Martin und St. Georg. Es wurde disputirt am Morgen und nach Tisch, die ersten acht Tage Karlstadt mit Eck. Die Thesen, welche Karlstadt zur Disputation gestellt hatte, lagen dem gesunden Menschenverstand sehr fern, vielleicht, daß Niemand von uns sie unbedingt gebilligt hätte. In den Wittenberger Berichten heißt es von Ecks Freunden: sie schliefen sanft; so süß schmeckte ihnen die Disputation, daß sie geweckt werden mußten, wenn es zum Mittagessen ging. Aber Karlstadt war seinem Gegner nicht gewachsen, er holte Alles erst aus Büchern, las es ab von Zetteln und wenn Eck neue Gründe brachte, versprach er Antwort am andren Tage. Luther selbst schreibt davon: „Eccius triumphat, regnat, quia male disputatum est." Eck hatte wie Prierias, wohl um sich in Rom beliebt zu machen, eine These für das göttliche Statthalteramt des Papstes eingefügt. Sie ist vorsichtig gefaßt, doch hatte Luther das noch nicht geleugnet. Nun erst hat Luther die Antithese gesetzt, wie er an Spalatin schreibt, extorta per Eccium: „Daß die römische Kirche allen andren überlegen sei, wird bezeugt durch frostige Decrete römischer Päpste aus den letzten vier Jahrhunderten. Dagegen sind die Texte der heiligen Schrift und der wahrhaftigen Geschichte von 1100 Jahren, wie auch das nicänische Concil."

Als Luther am 4. Juli das Katheder bestieg, warf der Streit sich sogleich auf diesen Punkt. So standen sie sich denn einander gegenüber, diese beiden gelehrten Bauernsöhne, zwei Meinungen repräsentirend, in welche noch heute die Welt getheilt ist. Luther konnte seine Behauptung: der päpstliche Primat besteht erst seit vier Jahrhunderten, nicht durchführen gegen die pseudoisidorischen Decretalen, deren Echtheit für ihn wie für alle seine Zeitgenossen noch fest stand. Aber er machte einen Unterschied zwischen göttlicher und menschlicher Einsetzung: die göttliche durch Christus, die menschliche nach geschichtlichen Verhältnissen und dem gemeinen Willen der Kirche. Darin lag noch immer eine Anerkennung des päpstlichen Rechtes, der Superiorität; doch auch, da es menschlich, geschichtlich geworden, die Möglichkeit einer Umgestaltung wiederum durch geschichtliche Verhältnisse. Für diese Behauptung berief er sich vor Allem auf die griechische Kirche, auf die großen griechischen Kirchenlehrer, die keinen römischen Primat kennen und doch nicht als Ketzer angesehn sind, berief sich vor Allem auf die heilige Schrift, die nichts wisse von einer päpstlichen Regierung. Er rief seinem Gegner zu: „Du fliehst die Bibel wie der Teufel das Kreuz."

Eck erwiderte: „Dieser Satz: der römische Primat ist nur menschliche Einsetzung, ist an den Waldensern, an Wiclif und Hus zu Constanz verdammt worden." Das war der entscheidende Moment: die Kirche mit ihrer unfehlbaren Autorität wird ihm entgegengehalten. Luther antwortet: „Nicht alle Sätze von Hus, die zu Constanz verdammt worden sind, sind ketzerisch, einige grundchristlich." Da ging ein Schrecken durch den Saal, Herzog Georg stemmte die Hände in die Seite und rief: „Das walt die Sucht!" Es ist der Moment, den Hübner dargestellt hat. Eck: „So haltet Ihr dafür, daß ein allgemeines Concil irren könne?" Luther: „Womit wollt Ihr beweisen, daß ein Concil dem Irrthum nicht unterworfen sei?" Da sprach Eck: „Ehrwürdiger Vater! wenn Ihr glaubt, daß ein rechtmäßig versammeltes Concil irren könne, so seid Ihr mir wie ein Zöllner und Heide." Dies war der Höhenpunkt der Disputation, Luther war fortgetrieben zur Idee einer höhren Kirche als die durch Papst und Concilien dargestellte römische.

Nunmehr macht er sich näher bekannt mit den Vätern der griechischen Kirche. Aus Böhmen werden ihm husitische Schriften gesandt, er ist erstaunt, hier die paulinischen und augustinischen Lehren zu finden, die er unter schweren innern Kämpfen sich angeeignet hat. An Staupitz schreibt er: „Wir sind Alle Husiten, Paulus und Augustin sind Husiten; ich weiß vor Erstaunen nicht, was ich denken soll, schon vor 100 Jahren war die Wahrheit bekannt, aber verdammt und verbrannt."

Schon im Februar hatte er ein klares Vorgefühl von den Folgen dieser Disputation ausgesprochen in einem andern Briefe: „Weder Eck noch ich werden uns in dieser Disputation etwas zu Nutze sein, es geht Alles wie Gott will." Der große Erfolg war zunächst für Luthers Bewußtsein selbst: er ist hinausgestellt über die Ehrfurcht vor einer unfehlbaren Kirche.

Während dieser Leipziger Disputation ist Tetzel im Dominicanerkloster gestorben, das er, von Studenten mißhandelt, nicht mehr zu verlassen gewagt hatte. Die Vorwürfe von Miltitz sollen ihn auf's Krankenbett geworfen haben. Luther hat ihm in seiner Krankheit einen Trostbrief geschrieben, den wir als verloren beklagen.

§ 183. Melanchthon.

Wir müssen hier vorläufig des Jünglings gedenken, den Gott an Luthers Seite gestellt hat.

Erst nachdem Melanchthons Werke, besonders seine Briefe im Corpus Reformatorum vorliegen, haben wir eine genaue Einsicht in sein

dunkeln." Das ist ernster erfüllt worden, als es Erasmus gemeint hat, erfüllt wenigstens der Wirksamkeit nach. In Tübingen waren die Docenten der alten Schule ihm entgegen. Daher als der Kurfürst Friedrich Reuchlin ersuchte, ihm einen Humanisten für Wittenberg zu empfehlen, antwortete der, er wolle ihm seinen gesippten Freund senden, den er selbst unterwiesen habe. An Melanchthon schrieb er: „Gehe aus von deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft!" Doch war er nachmals nicht mit ihm zufrieden wegen seiner Stellung zur Reformation, er hat ihm deßhalb seine Bibliothek entzogen, als deren natürlichen Erben Melanchthon sich angesehen hatte.

Er war 22 Jahr alt, als er im August 1518 nach Wittenberg kam, mit etwas knabenhaftem Aussehn. Es war von höchster Wichtigkeit, in dem Momente, wo die heilige Schrift den Mißständen der Kirche entgegengehalten wurde als alleiniger Quell der Wahrheit, daß ein Genosse sich zu Luther stellte, der das sprachliche Verständniß des Neuen Testamentes sicherte. Bei der Disputation in Leipzig half er Karlstadt zuweilen ein. Eck herrschte ihn deßwegen an: „Tace, Philippe! und kümmere dich um deine Studien." Er nannte ihn auch einen bloßen Grammatiker; Melanchthon aber meinte den „Grammatiker" im vollen Sinne, der nicht bloß Sprachformeln, der auch den Geist des Alterthums kennt: quo melior grammaticus, eo melior theologus.

Seine Antrittsrede in Tübingen hat er gehalten de corrigendis adolescentium studiis: „Das Studium des Griechischen muß mit dem des Lateinischen verbunden werden, damit, wohin wir uns auch wenden, in der Lectüre von Philosophen, Theologen, Rednern und Dichtern, wir stets die Sache, nie den Schatten der Sache zu erreichen suchen." Er hat zuerst den Homer und den Brief an Titus ausgelegt. Es fanden sich nur vier Zuhörer, die den Text sich abschreiben mußten, später ist er von Hunderten umgeben gewesen. Erst mit Melanchthon begann die Blüthe der Universität, und Luther merkte bald, was er an ihm haben würde; schon in einzelnen Wortdeutungen, als er z. B. erfuhr, daß μετάνοια, poenitentia, nicht im scholastischen Sinne das äußere Bußwerk bedeute, sondern eine ganz innerliche Bewegung des Gewissens im Leid um die Sünde.

Der Bund, den die Reformation im Begriff ist einzugehn mit dem Humanismus, stellt sich persönlich dar in Luther und Melanchthon. Bekannt sind Luthers Aussprüche über Melanchthon aus den nächstfolgenden Jahren: „Ich dank es meinem Philipps, daß er uns griechisch lehrt. Ich bin älter als er, aber das hindert mich nicht, von ihm zu lernen. Ich sag es frei heraus, er versteht mehr als ich, dessen ich mich

auch nicht schäme. Ich halte dafür, es soll den Leuten guten Nutzen schaffen, wenn sie griechisch lernen. So können sie das Neue Testament in der Grundsprache lesen und selber zusehn, was der Herr und die Apostel eigentlich gesagt haben. Das soll uns eine beßre Schutzwehr sein gegen unsere Feinde als alle Wehr und Waffen." Sein schriftstellerisches Verhältniß zu Melanchthon hat Luther so bezeichnet: „Ich habe Magister Philipps Bücher lieber denn die meinen, seh auch lieber dieselben auf dem Platz. Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß zu Felde liegen, darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß. Aber Magister Philipps fähret säuberlich und stille daher, bauet und pflanzet, säet und begeußt mit Lust, nachdem ihm Gott gegeben hat seine Gaben reichlich." So ist der alte Spruch entstanden: „Was der Martin kühn begonnen, hat der Philipp fein durchsonnen und in rechten Schick gebracht." Einmal, 1521, bildet sich Luther gar ein, er sei nur der Vorläufer seines Philipps nach Art des Elias. Zuweilen ist er ärgerlich über Melanchthons Milde und Nachgiebigkeit. Wenn dann die Anderen ihm beistimmen, sagt er gleich: „Ach sie verstehen Philipps nicht, ich aber verstehe ihn wohl." Er will gleichsam allein das Recht haben ihn zu tadeln. Melanchthon trug die höchste Achtung vor Luther auch da, wo er Manches anders wünschte: „Ich will's mehr nicht mißbilligen als billigen. Die Sache ist so, daß ich glaube, Gott treibe sie, und ich will sie nicht aufhalten. Martini Geist möcht ich in dieser Sache, zu der er ὑπὸ προνοίας (von der Vorsehung) bestimmt scheint, nicht leichtsinnig verstören." So über die Schrift „An den christlichen Adel".

So gilt denn auch hier der Spruch: Der Herr sendet seine Diener gern aus zu Zweien. Doch darf man nicht an eine ideale Jugendfreundschaft denken zwischen jenen Beiden. Luther war 14 Jahre älter, für Melanchthon zu einseitig, zu gewaltsam, und es wird sich uns später ergeben eine schmerzliche, fast tragische Wendung ihres Verhältnisses. Aber es war die Freundschaft, die zwischen zwei sehr verschiednen Charakteren durch collegiale Stellung, durch gegenseitige hohe Achtung und durch gleichen Dienst an einer großen Idee verbindet. Auch fühlte sich Melanchthon, alemannischen Stammes, mit seinem schwäbischen Herzen lange fremd in Norddeutschland, die Rebenhügel und grünen Gelände der Rheinpfalz mochten sich schwer vergessen gegen die kahle, sandige Ebene der Elbe bei Wittenberg. Auch klagt er: „Wir haben in diesem elenden Neste keinen rechten victum, omnia sunt

barbarica." Noch 1527 tröstet er seinen Camerarius, dem's auch in Leipzig nicht besonders behagte, mit der Hinweisung auf sich. Damals, wo die Mittel eines raschen Verkehrs fehlten, war die Kluft zwischen Nord- und Süddeutschland weit größer. Auch ist das Mittelhochdeutsche erst durch Luthers Bibelübersetzung die allgemein verständliche Sprache unsres Volks geworden.

Melanchthon wird insgemein doch zu sanft geschildert. Guericke nannte ihn das weibliche Princip der Reformation. Er war freilich nicht kühn wie Luther, doch hitzig und empfindlich: einmal bei einem Studentenauflauf wider seine Fenster stürzt er mit einem alten Jagdspieß aus seiner Thür heraus. Durch einige Hitzköpfe war sein Leben bedroht, da aber erwachte auch wieder die alte Liebe, und die soeben seine Fenster bedroht hatten, deckten seine Brust gegen einen Tollkopf.

Im täglichen Umgange ist Luther milder, herzlicher gewesen, aber Melanchthon bei wissenschaftlicher und religiöser Entschlossenheit war nachgiebig in Allem, was ihm unwesentlich dünkte. Luther hat sehr treffend in einem Briefe von der Koburg aus Melanchthon bezeichnet: „Dein Leben schätzest du gering; kühn für dich selbst, bist du in Furcht für das Allgemeine." Melanchthon hat beßres Latein geschrieben als Luther, obwohl nicht so elegant, wie man von so einem berühmten Humanisten erwarten sollte, sein Studium gehörte mehr dem Griechischen. Luther hat aber weit besser deutsch geschrieben als Melanchthon. Dieser war ein Talent, ein vollständig entwickeltes Talent, Luther ein Genius. So ist mit richtigem Gefühl Melanchthon wohl bezeichnet als praeceptor, Luther als reformator Germaniae. Melanchthon gehörte zu den ersten Gelehrten seiner Zeit, Luther zu den Helden aller Zeiten. Melanchthons Styl ist einfach und lebendig, in seinem höhren Alter etwas weitschweifig und trocken. In seinen Vorlesungen hielt er sich zwar scharf an die Sache, doch hat er auch Manches eingemischt, woraus man vernimmt, wie behaglich und heimisch er sich auf dem Katheder fühle. So nimmt er keinen Anstand, aus seiner Kinderstube zu erzählen, wie sein Töchterchen etwas versehen und wie er das Kind fragt: „Was willst du nun der Mutter antworten?" „Gar nichts." Das will er sich zum Muster nehmen gegenüber seinen Feinden. Er mahnt die jungen Herrn, frühzeitig zu Bett zu gehen; er selbst ging regelmäßig Abends 9 Uhr schlafen, aber früh um 3 Uhr saß er schon am Studirtische. Im 20. Band des Corpus Reformatorum sind solche Parerga, solche Anekdoten aus den Vorlesungen zusammengestellt, von einigen Zuhörern gesammelt. So erzählt er von einem Mönche, dem es langweilig geworden war, früh aus dem Brevier zu lesen, er habe

mit gutem Gewissen nehmen, und meint, Ew. Kurf. Gn. fordre solch gestrenges Lesen von ihm, so hilft mein Sagen und Deuten gar nichts bei ihm: ist derhalben meine untertänigliche Bitte, Ew. Kurf. Gn. wolle ihr Gemüth selbst gegen ihn läutern und deuten, als daß sie zufrieden sei, daß er die Theologie helfe handhaben mit Disputiren und Lesen wie bisher, doch so viel er vermag, sollt es auch die Woche nur einmal geschehn, oder wie er kann."

In Melanchthon war nicht die Angst um die ewige Seligkeit, daher auch nicht die Begeisterung für die Reformation um jeden Preis. Als er einst in der Heimath seine alte Mutter besuchte, sprach diese sich bang gegen ihn aus um die Neuerung in Wittenberg. Da tröstete er sie: sie möge sich's nicht anfechten lassen, sondern getrost auf den alten Glauben sterben, wenn der neue sie verwirre. Weil er nicht mit ganzem Herzen sich in die reformatorische Bewegung gestürzt hat, liegt der Riß, der anfing durch die Kirche zu gehn, schwer auf ihm. Dazu kam das Negative, das bloß Zerstörende, was unter manchen Anhängern der Reformation hervortrat. Er hat sich schon 1520 verheirathet, oder vielmehr er ist durch seine Freunde verheirathet worden mit der sanften Tochter des Bürgermeisters Krapp. Als 1529 ihm ein Sohn gestorben war, schreibt er: „Des Söhnleins Tod hat mich heftig betrübt, aber solcher Schmerz ist heilbar. Die Qualen, die ich dulde der kirchlichen Dinge wegen, die sind nicht zu lindern, und vergeht kein Tag, da ich nicht möchte aus diesem Leben abscheiden." Selten ist ein Kampf ohne Wunde, kein Ruhm ohne Schmerzen.

Nach dieser Episode wenden wir uns wieder zu Luthers Thaten.

§ 184. Die großen Reformationsschriften.

Nur drei Schriften sind es zunächst, aber diese gewaltig wie Thaten. Die Ritterschaft im Gefühl ihres Sinkens gegen ihre einstmaligen Pairs, die Fürsten, wandte sich mehr und mehr an das Volk im Sinne gemeinsamer Freiheit wie die Parlamente vor der ersten französischen Revolution. Die beiden Repräsentanten derselben waren der politischen Macht nach Sickingen: seine Ebernburg hieß eine Herberge der Gerechtigkeit, war eine Freistätte für alle ungerecht Verfolgte. Damals sann er auf eine kriegerische Unternehmung gegen die geistlichen Kurfürsten, zu der jede Bedrohung der Hierarchie ihm gelegen kam. Der geistigen Macht nach stand an der Spitze Hutten, aus einem alten Rittergeschlechte auf Steckelberg zwischen Fulda und dem Main. Er war bestimmt zum Geistlichen und auf der Stiftsschule zu Fulda gebil-

Der Kurfürst mußte ihm die Wahl lassen, nichts der Art mehr zu drucken oder seinen Dienst zu verlassen. Als das Band zerrissen war, ruft Hutten: »Alea jacta est!« und schreibt sogleich an Luther: „Laßt uns die gemeinsame Freiheit retten und unser lang unterdrücktes Volk erlösen." Luther war viel ernster, gläubiger, mystischer: doch wie auch er als deutscher Mann sich fühlte, schlug er ein in die gebotene Hand. Man hat bemerkt, daß Huttens Schriften seitdem eine religiös-biblische Färbung annehmen, und daß Luthers Styl sich geschärft habe, jedenfalls traten nun erst die vaterländischen Tendenzen in seinen Schriften hervor. Hutten hat doch mit einer lateinischen Schrift, dem Gespräch: Vadiscus seu trias romana der Hierarchie den Handschuh hingeworfen. Etwas eintönig bewegt es sich in Triaden dessen was in Rom zu finden und was aus Rom verbannt sei. Drei Dinge sind ohne Zahl in Rom: gemeine Frauen, Pfaffen, Schreiber; drei Dinge sind daraus verbannt: Einfalt, Mäßigkeit, Frömmigkeit. Drei Dinge begehrt in Rom Jedermann: kurze Messen, alt Gold und wollüstig Leben; drei Dinge macht man in Rom zu nichte: das gute Gewissen, die Andacht und den Eid. Mit drei Dingen handeln die Römer: mit Christus, mit Pfründen und mit Weibern; drei Dinge pflegen die Pilger aus Rom heimzubringen: unreine Gewissen, verdorbne Mägen und leere Beutel. Drei Dinge fürchten sie zu Rom am meisten: daß die Fürsten einig werden, daß dem Volk die Augen aufgehn und daß ihre Betrügereien an den Tag kommen.

Sickingen und Sylvester von Schaumburg boten Luther den Schutz der fränkischen Ritterschaft: er möge nicht zu den Böhmen fliehen, wenn er bedroht würde, ihre Burgen stünden ihm offen. Luther schreibt darüber: „Ich verachte [sein] Anerbieten nicht, doch will ich mich auf keinen Schutz verlassen als auf Christi Protectorat, aber der hat's ihm vielleicht eingegeben." Seine Stellung wurde dadurch doch sehr verändert. Er war nicht mehr der äußerlich machtlose Mönch, dessen Existenz von des Kurfürsten Gnade abzuhängen schien, eine entschiedene, mächtige Corporation stand hinter ihm.

An diese Ritterschaft als die Repräsentanten des deutschen Volkes, wie jetzt die Gebildeten, richtete er nun die großartige Volksschrift: Von des christlichen Standes Besserung. Luthers Anfang war eine reine Gewissenssache, aus den Tiefen des religiösen Gemüths, gewesen. Aber einmal zurückgestoßen von der herrschenden Kirche, im Zerfallen mit ihr, richtet er seinen Blick auf alle Mißbräuche, deren Abstellung seit einem Jahrhundert gefordert worden war. Die Schrift „An den christlichen Adel deutscher Nation" ist der Abschluß

der Vorwürfe und Forderungen der liberalen Opposition. Nachdem er im Eingange der drei Mauern gedacht, mit denen die Romanisten sich umschanzen, damit sie Niemand hat mögen reformiren, dadurch die Christenheit gräulich gefallen ist, fährt er fort: „Nun helfe uns Gott und gebe uns der Posaunen eine, damit die Mauern Jerichos wurden umgeworfen, daß wir diese stroherne und papierne Mauern auch umblasen. Diese Posaune ertönt also: „Alle Christen sind wahrhaftig geistlichen Standes und ist unter ihnen kein Unterschied denn Amtes halber allein. Das macht, weil wir Eine Taufe, Ein Evangelium, Einen Glauben haben, denn Taufe, Evangelium und Glaube, die allein machen geistlich ein christliches Volk. Daß aber der Papst oder der Bischof salbt, Platten macht, weiht, mag einen Gleißner und Ölgötzen machen, macht aber nimmermehr einen Christen oder geistlichen Menschen. Denn wir werden allzusammt nur durch die Taufe zu Priestern geweiht, und wo nicht diese höhere Weihe in uns wäre, würde nimmermehr durch des Papstes oder Bischofs Weihen ein Priester gemacht. Darum ist des Bischofs Weihen nicht anders denn als wenn er anstatt der ganzen Versammlung Einen aus dem Haufen nähme, die Alle gleiche Gewalt haben, und ihm beföhle, dieselbe Gewalt für die Andern auszurichten. Und daß ich's noch klärer sage: wenn ein Häuflein frommer Christenlaien würde gefangen und in eine Wüstenei gesetzt, die nicht bei sich hätten einen geweihten Priester vom Bischof, und würden allda der Sache eins, erwählten Einen unter ihnen, er wäre ehelich oder nicht, und beföhlen ihm das Amt zu taufen, Meß halten, absolviren und predigen: der wäre wahrhaftig ein Priester, als ob ihn alle Bischöfe und Päpste hätten geweiht. Auf diese Weise erwählten vor Zeiten die Christen aus dem Haufen ihre Bischöfe und Priester."

So stellt er an die Stelle der Hierarchie das christliche Volk, die Gemeinde, ihr Recht die Kirche zu reformiren. In solcher Weise hat er das neue Princip verkündet: das Recht der Reformation der Kirche durch das christliche Volk:

„Es ist gräulich anzusehn, daß der Oberste in der Christenheit, der sich Christi Vicarium und Petris Nachfolger rühmet, so weltlich und prächtiglich fähret, daß ihm darin kein König und Kaiser nachkommen mag. Sie sprechen: er sei ein Herr der Welt! Das ist erlogen, denn Christus, dessen Statthalter und Amtmann er sich rühmet, sprach vor Pilato: mein Reich ist nicht von dieser Welt. Er ist auch nicht ein Statthalter des erhöhten, sondern des gekreuzigten Christus. Aber nun machen sie den Papst zum Statthalter des erhöhten Christus im Himmel, und haben etliche den Teufel so steil lassen in ihnen regieren, daß

sie gehalten, der Papst sei über die Engel im Himmel und habe ihnen zu gebieten, welches sind die rechten Werke des Antichrist.

„Ist's nicht lächerlich, daß der Papst sich rühmt in seiner Decretal Pastoralis, er sei des Kaiserthums ordentlicher Erbe, so es ledig würde? Mich verdreußt, daß wir solche unverschämte Lügen müssen lesen im geistlichen Recht, welcher Art auch ist die unerhörte Lüge de donatione Constantini. Auch unterwinde sich der Papst keines Titels des Königreichs zu Neapel und zu Sicilien. Er hat ebenso viel Recht daran als ich, und will doch Lehnsherr darüber sein. Es ist ein Raub und Gewalt, wie fast alle seine andren Güter sind, darum sollte der Kaiser ihm die Bibel und Gebetbuch dafür anzeigen, daß er weltliche Herren lasse Land und Leute regieren, die ihm Niemand gegeben hat, und er predige und bete. Er soll das Haupt derer sein, die geistliche Ritterschaft treiben, und menget sich in mehr weltliche Geschäft denn kein Kaiser und König. So soll man ihm heraushelfen und seiner Ritterschaft warten lassen."

„Zum Andern: wozu ist das Volk nütze in der Christenheit, das da heißet die Cardinäle? Das will ich dir sagen. Wälschland und Deutschland haben viel reicher Kloster, Stifte und Pfarreien, die hat man nicht gewußt baß nach Rom zu bringen, denn daß man Cardinäle macht und denselben die Bisthum, Klöster und Prälaturen zu eigen gebe und Gottes Dienst zu Boden stieße. Darum sieht man jetzt, daß Wälschland fast wüst liegt, Klöster verstört, Bisthum verzehrt, Prälaturen und aller Kirchen Zinse nach Rom gezogen, Städte verfallen, Land und Leute verderben, da kein Gottesdienst noch Predigt mehr geht. Warum? Die Cardinäle müssen die Güter haben. Kein Türk hätte Wälschland so mögen verderben. Nun Wälschland ausgesogen ist, kommen sie nach Deutschland, heben säuberlich an, aber sehen wir zu, Deutschland soll bald den Wälschen gleich werden. Was darunten die Römer suchen, sollen die trunknen Deutschen nicht verstehn, bis sie kein Bisthum, Kloster, Pfarr, Heller und Pfennig mehr haben. Der Antichrist muß die Schätze der Erde haben, wie es verkündet ist. Ich rath aber, daß man der Cardinäle weniger mache, oder lasse sie dem Papst von seinem Gut ernähren. Ihrer wäre übrig gnug an 12, und ein jeglicher hätte des Jahres 1000 Gulden Einkommen. Wie kommen wir Deutsche dazu, daß wir solche Räuberei und Schinderei unserer Güter von dem Papste leiden müssen. Hat das Königreich Frankreich sich's erwehrt, warum lassen wir Deutschen uns also äffen! Es wäre Alles träglicher, wenn sie das Gut allein uns abstöhlen: aber die Kirchen verwüsten sie damit und berauben die Schafe Christi ihrer frommen Hirten. Wenn schon kein Cardinal wäre, so würde die Kirche Gottes doch nicht versinken; so thun sie nichts, das zur Christenheit dient, nur

laß hie anstehn Papst, Bischöfe, Pfaffen und Mönche, die Gott nicht gesetzt hat. Ich will reden von dem Pfarrstand, der eine Gemein mit Predigten und Sacrament regieren muß, bei ihnen wohnen und haushalten, demselben soll durch ein christlich Concilium nachgelassen werden ehelich zu werden, zu vermeiden Fährlichkeit und Sünde. Ich will nicht rathen, auch nicht wehren, daß, so noch nicht Weiber haben, ehelich werden oder ohne Weib bleiben, stelle das auf eine gemeine christliche Ordnung und eines Jeglichen beßren Verstand: aber dem elenden Haufen will ich meinen treuen Rath nicht bergen, und ihnen Trost nicht verhalten, die da jetzt mit Weib und Kind überfallen in schwerem Gewissen und Schande sitzen. Man findet manchen frommen Pfarrer, dem sonst Niemand einen Tadel geben mag, denn daß er mit einem Weibe zu Schanden worden, welche doch Beide also gesinnt sind, daß sie gern wollten immer bei einander bleiben in rechter ehelicher Treu, wenn sie das nur möchten mit gutem Gewissen thun. Die zwei sind gewißlich vor Gott ehlich. Und hie sag ich, daß sie nur frisch ihr Gewissen retten. Er nehme sie zum ehelichen Weibe, lebe redlich mit ihr, unangesehn, ob der Papst will oder nicht will, es sei wider geistlich oder fleischlich Gesetz. Es liegt mehr an der Seelen Seligkeit, denn an den eigengewaltigen; freventlichen Gesetzen, die zur Seligkeit nicht noth und nicht von Gott geboten sind; und sollst eben thun wie die Kinder Israel, die den Ägyptern stahlen ihren verdienten Lohn, also stiehl auch dem Papst dein ehelich Weib und Kind.

Über die Husiten: Ich will hie Johannes Hus' Artikel nicht richten, wiewohl mein Verstand noch nichts Irriges bei ihm gefunden hat, und ich mag's fröhlich glauben, daß die nichts Gutes angericht haben, die durch ihren treulosen Handel christlich Geleit und Gottes Gebot übertraten, ohne Zweifel mehr vom bösen Geist, denn vom heiligen Geist besessen gewesen sind. Ich will auch Hus zu keinem Heiligen noch Märtyrer machen, wie die Böhmen thun, ob ich gleich bekenne, man hat ihn mit Unrecht und wider Gott verbrannt, und sollte die Böhmen nicht zwingen solches zu billigen." Darauf billige Vorschläge sie zu befriedigen, denn: „Die Lieb ist nöthiger denn das Papstthum."

Luther hatte das klare Bewußtsein der Bedeutung dieser Schrift, wie der Schluß bezeugt: „Ich achte wohl, daß ich hoch gesungen habe, viel Dings fürgegeben, das unmöglich wird angesehn, viel Stück zu scharf angegriffen: wie soll ich ihm aber thun? ich bin es schuldig zu sagen. Es ist mir lieber, die Welt zürne mit mir, denn Gott. Man wird mir ja nicht mehr als das Leben nehmen können. Ich habe vielmal Fried angeboten meinen Widersachern, aber ich sehe, Gott hat mich durch sie gezwungen, das Maul immer weiter aufzuthun. Wohlan, ich

Ablaß hab ich vor zween Jahren geschrieben, aber also daß mich jetzt aus der Maßen gereut, daß dasselbe Büchlein ausgangen. Denn ich zu derselben Zeit zweifelhaftig war aus großem Aberglauben gegen die römische Tyrannei. Deßhalben ich dazumal vermeinte, daß der Ablaß nicht gar zu verwerfen wäre, welchem ich mich mit großer Einhelligkeit angenommen. Aber nachgehends, was ich Sylvester und andern Brüdern zu danken, die solchen Ablaß eifrig vertheidigten, hab ich verstanden, daß der Ablaß nichts Anderes sei, denn ein Betrug der römischen Schmeichler, durch welchen sie den Glauben an Gott und das Geld der Menschen verderben. Darum wünsche ich, daß ich von den Buchführern und Druckern erlangen möchte, und Alle, die es gelesen haben, bereden, daß sie meine Bücher vom Ablaß verbrennten und anstatt dessen, was ich davon geschrieben habe, diesen Satz annehmen: Der Ablaß ist der römischen Schmeichler Schalkheit.

Nach diesem haben Eck und Emser sammt ihren Mitverschwornen von dem Primat und Hoheit des Papstes mich zu unterrichten angefangen, deßwegen ich allhie — damit ich gegen so gelehrte Männer nicht undankbar sei — bekenne, daß ich durch ihr Schreiben sehr zugenommen habe. Denn als ich leugnete, daß das Papstthum göttlichen, habe ich doch zugelassen, daß es menschlichen Rechtes wäre. Als ich aber gehört und gelesen die subtilsten Subtilitäten dieser Troßler, damit sie ihren Abgott aufrichten, weiß ich jetzt und bin's gewiß, daß das Papstthum ist das Reich Babylonis und die Gewalt Nimrods, des starken Jägers. Darum, daß auch meinen Freunden Alles gar glücklich ergehe, bitte ich allhie die Buchhändler, auch die Leser, daß sie das, was ich davon geschrieben habe, verbrennen und dafür diesen Satz annehmen: Das Papstthum ist eine starke Jägerei des römischen Bischofs, mit List und Gewalt aufgerichtet. Das wird bewährt aus Ecks und Emsers Gründen."

Ein Andrer hab' ihm die husitische Meinung vom Laienkelche vorgerückt, hierdurch hab' er als Anwalt der heiligen Schrift seine Betrachtung auf's Sacrament gerichtet und erkannt: der Kelch gehört dem christlichen Volke nach Christi Einsetzung und nach dem Recht des allgemeinen Priesterthums.

An der Wandlungslehre als der dogmatischen Grundlage des römischen Priesterthums hab' er lange gezweifelt, bis er als den Quell St. Thomä Fabeln erkannt, darauf er sie stracks verworfen. Doch will er den Glauben nur frei. Seine eigne Meinung darin ist noch ungebildet: er will nur irgend eine reale Gemeinschaft des Brotes und Weines mit Fleisch und Blut festhalten.

zu fahen, fromm oder böse zu machen. Also hilft es die Seele nichts, ob der Leib heilige Kleider anlegt, wie die Priester thun; ob er in Kirchen oder heiligen Stätten sei; auch nicht ob er mit heiligen Dingen umgehe, auch nicht ob er leiblich faste und walle und alle gute Werke thue, die durch und in dem Leibe geschehen. Denn alle diese Werke und Weisen mag auch an sich haben und üben ein böser Mensch, ein Gleißner und Heuchler. Wiederum schadet es der Seele nichts, ob der Leib unheilige Kleider trägt, an unheiligen Orten ist, wallet nicht, betet nicht, und läßt alle die Werke anstehn, die die obgenannten Gleißner thun."

Die ideale Schilderung dieser Freiheit frommer Innerlichkeit gegenüber allen äußerlichen Geschicken und Werken kommt bei dem Schlusse an: „Wer mag nun ausdenken die Ehre und Höhe eines Christenmenschen? Durch sein Königreich ist er aller Dinge mächtig, durch sein Priesterthum ist er Gottes mächtig. Denn Gott thut, was er bittet und will, wie geschrieben steht im Psalter [145, 10]: Gott thut den Willen Derer, die ihn fürchten, und erhöret ihr Gebet. Zu welchen Ehren er allein durch den Glauben und durch kein Werk kommt. Daraus man klar sieht, wie ein Christenmensch frei ist von allen Dingen und über alle Dinge, also daß er keiner guten Werke dazu bedarf, daß er fromm und selig sei, sondern der Glaube bringt's ihm Alles überflüssig. Und wo er so thöricht wäre, meinte, durch gute Werke fromm, frei, selig oder ein Christ zu werden, so verlör er den Glauben mit allen Dingen; gleich als der Hund, der ein Stück Fleisch im Maule trug und nach dem Schemen im Wasser schnappte, damit Fleisch und Schemen verlor."

Nach dieser dualistischen Scheidung von Seele und Leib, von Innerm und Äußerm, kommt er im zweiten Theil auf die Unfreiheit des Menschen, und hier wird die große, mißverständliche Lehre von Glauben und Werken weiter dahin bestimmt: „Ein Mensch, welcher durch seinen Glauben ist wiederum in's Paradies gesetzt und von Neuem geschaffen, bedarf keiner Werke fromm zu werden, sondern daß er nicht müßig gehe und seinen Leib bewahre, sind ihm solche freie Werke zu thun, allein Gott zu gefallen geboten. Gleichwie ein geweihter Bischof, wenn er Kirchen weiht, firmelt oder sonst seines Amtes Werk übt, machen ihn dieselben Werke nicht zu einem Bischof, ja wenn er nicht zuvor ein Bischof geweiht wäre, so taugte dieser Werke keins und wäre eitel Narrenwerk. Also ein Christ, der durch den Glauben geweiht gute Werke thut, wird durch dieselben nicht besser oder mehr geweiht zu einem Christen, ja wenn er nicht zuvor glaubte und ein Christ wäre, so gälten alle diese Werke nichts, sondern wären eitel närrische Sünden. Denn gute fromme Werke machen nimmermehr einen guten frommen Mann, sondern ein

guter, frommer Mann macht gute Werke. Gleichwie Christus sagt: ein böser Baum trägt keine gute Früchte, ein guter Baum trägt keine böse Früchte. Nun ist's offenbar, daß die Früchte tragen nicht den Baum, so wachsen auch die Bäume nicht auf den Früchten, und die Früchte machen den Baum weder gut noch böse, sondern der Baum macht die Früchte: also muß der Mensch in der Person zuvor fromm oder böse sein, ehe er gute oder böse Werke thut, und seine Werke machen ihn nicht gut oder böse, sondern er macht gute oder böse Werke."

Aber in dieser Glaubensfülle ist die thatkräftigste Sittlichkeit enthalten: „Siehe, aus dem Glauben fleußt die Liebe und Lust zu Gott, und aus der Liebe ein freiwillig, fröhlich Leben, dem Nächsten zu dienen umsonst. Denn zugleich wie unser Nächster Noth leidet und unsres Übrigen bedarf: also haben wir vor Gott Noth gelitten und seiner Gnaden bedurft. Darum wie uns Gott hat durch Christum umsonst geholfen: also sollen wir durch den Leib und seine Werke dem Nächsten helfen. Also sehn wir, wie ein hoch edles Leben sei um ein christlich Leben."

So in Bezug auf kirchliche Werke und Cärimonien: „Daß die Jungfrau Maria zur Kirchen ging nach den sechs Wochen und ließ sich reinigen nach dem Gesetze wie alle andern Weiber, so sie doch nicht gleich ihnen unrein war noch schuldig derselben Reinigung: aber sie thät's aus freier Liebe, daß sie die andern Weiber nicht verachtete, sondern mit dem Haufen bleibe. Also ließ S. Paulus Timotheum beschneiden, nicht daß es Noth wäre, sondern daß er den schwachgläubigen Juden nicht Ursach gebe zu bösen Gedanken; der doch wiederum Titum nicht wollte lassen beschneiden, da man darauf drängen wollte, er müßte beschnitten sein und wäre Noth zur Seligkeit.

„So gebeut auch S. Paulus, daß sie sollen weltlicher Gewalt unterthan und bereit sein; nicht daß sie dadurch fromm werden sollen, sondern daß sie den Andern und der Obrigkeit damit frei dienten und ihren Willen thäten aus Liebe und Freiheit. Wer nun diesen Verstand hätte, der könnte leichtlich sich richten in die unzähligen Gebote des Papstes, der Bischöfe, der Klöster, der Fürsten und Herren, die etliche tolle Prälaten also treiben, als wären sie noth zur Seligkeit, und heißen's Gebot der Kirchen, wiewohl unrecht. Denn ein freier Christ spricht also: Ich will fasten, beten, dies und das thun, was geboten ist, nicht daß ich's bedarf oder dadurch wollte fromm oder selig werden, sondern ich will's dem Papst, Bischof, der Gemeine, oder meinem Mitbruder zu Willen, Exempel und Dienste thun und leiden, gleich wie mir Christus viel größere Dinge zu Willen gethan und gelitten hat, daß ihm viel weniger

Noth war. Und obschon die Tyrannen Unrecht thun, solches zu fordern: so schadet's mir doch nicht, dieweil es nicht wider Gott ist. Also rath ich dir, willst du etwas stiften, beten, fasten, so thu es nicht der Meinung, daß du wollest dir etwas Gutes thun: sondern gib's dahin frei, daß andre Leute desselben genießen mögen und thu es ihnen zu gute: so bist du ein rechter Christ. Was sollen dir deine Güter und gute Werke, die dir übrig sind deinen Leib zu regieren und versorgen, so du genug hast am Glauben, darin dir Gott alle Dinge gegeben hat! Siehe also müssen Gottes Güter fließen aus Einem in den Andern, und gemein werden, daß ein Jeglicher sich seines Nächsten also annehme als wär's er selbst.

„Aus dem Allen folgt nun der Beschluß, daß ein Christenmensch lebet nicht in ihm selber, sondern in Christo und seinem Nächsten, in Christo durch den Glauben, im Nächsten durch die Liebe. Durch den Glauben fähret er über sich in Gott, aus Gott fähret er wieder unter sich durch die Liebe, und bleibet doch immer in Gott und göttlicher Liebe. Siehe das ist die rechte christliche Freiheit, die das Herz frei macht von allen Sünden, Gesetzen und Geboten, welche alle andre Freiheit übertrifft wie der Himmel die Erde. Welche gebe Gott uns recht zu verstehn und behalten. Amen."

Diese Schrift trägt die ganze Reformation im Herzen, weil alles Äußerliche, Kirchliche als gleichgültig erscheint, nur freies Zugeständniß. Doch war's eine halbe Stellung: nur aus Freundlichkeit, um des Friedens willen die päpstlichen Satzungen zu erfüllen, ohne ihr innres Recht und Nothwendigkeit anzuerkennen. Luther hat diese Schrift lateinisch geschrieben für den Papst, er hat sie aber selbst in's Deutsche übertragen und diese Übersetzung ist dem vorsichtigen weisen Hieronymus Mühlpfort, Stadtvogt zu Zwickau, zugeeignet. Er hat sie mit einem Briefe an Leo X gesandt, in all seiner Treuherzigkeit und Naivetät ein gewaltiger Brief. Auch der ist lateinisch geschrieben und von Luther sofort in's Deutsche übertragen. Er hebt also an: „Allerheiligster in Gott Vater! Es zwingt mich der Handel und Streit, in welche ich mit etlichen wüsten Menschen dieser Zeit nun bis in's dritte Jahr gekommen bin, zuweilen nach Dir zu sehen und Dein zu gedenken; ja dieweil es dafür gehalten wird, Du seiest die einzige Hauptsach dieses Streites, so kann ich's nicht lassen, Dein ohne Unterlaß zu gedenken. Denn wiewohl ich von etlichen Deiner unchristlichen Schmeichler, welche ohne alle Ursach auf mich erhetzet sind, gedrungen bin mich auf ein christlich frei Concil von Deinem Stuhl und Gericht in meiner Sache zu berufen, so habe ich doch mein Gemüth noch nie also von Dir entfremdet,

sagt: aber die Guten verbergen's aus Furcht vor den Tyrannen, die Schlechten wüthen, daß sie die Wahrheit hören müssen." Seit Anfang des Jahres 1520 war der Ernst der Sache in Rom nicht mehr unbekannt. Vier Consistorien sind deßhalb gehalten worden. Die Juristen waren für eine nochmalige Vorladung Luthers: habe doch Gott selbst den Kain noch einmal vor sich gerufen. Die Dominicaner forderten Entscheidung. Nach den Schriften Luthers „An den deutschen Adel" und „Von der babylonischen Gefangenschaft" hätte der Bann nicht ausbleiben können, er war positiven Rechtens, doch ist der römische Beschluß noch vor diesen beiden Schriften geschehn. Die Bulle Exsurge Domine vom 16. Juni 1520 verdammt 41 Sätze Luthers als anstößig und aufrührerisch, nicht grade als ketzerisch: Christus wird aufgerufen, seinen Weinberg zu beschützen, Petrus, die Sache der römischen Kirche, der magistra fidei, in seine Obhut zu nehmen. Noch 60 Tage werden Luther vergönnt, um durch reuigen Widerruf die Kirche zu versöhnen, darnach aber ist er als hartnäckiger Ketzer, als verdorrter Ast vom Stamme der Kirche abzuhauen. Seine Schriften sind aller Orten zu verbrennen.

Diese Bulle hat Eck als Nuntius über die Alpen gebracht, zugleich mit der Berechtigung Anhänger Luthers namentlich in die Bannung einzuschließen. Als einen solchen hat er nur Karlstadt genannt. Das deutsche Rechtsgefühl meinte, Luther müsse vor unparteiischen Richtern an einem ungefährdeten Orte gehört werden. Seit Constanz war es hergebracht, daß zur landeskirchlichen Rechtsgültigkeit einer Bulle gewisse Formalitäten gehörten: Anerkennung durch die kirchlich-politische Landesbehörden und Anschlag eines gedruckten Exemplars an die Hauptkirchen. Das Widerstreben gegen die Anerkennung der Verdammungsbulle hielt sich an diese formellen Ausflüchte. Eigentlich fühlte sich die deutsche Nation mitschuldig, wenn hier überhaupt eine Schuld vorlag. Selbst in Wien wurde die Bulle von den Studenten abgerissen. Die Universität Wittenberg in einer Senatssitzung, welcher Luther und Karlstadt beiwohnten, entschuldigte die Nichtannahme der Bulle durch die Erklärung: Seine Heiligkeit werde gar nichts davon wissen, oder durch gestümes Ansuchen von Eck dazu gereizt sein. Die kurfürstliche Regierung, ja die bischöflichen Consistorien zu Naumburg und Zeitz nahmen das zur Norm; sie scheuten Unruhen bei der Veröffentlichung.

Indeß — die Kirche hatte gesprochen. Kleine Geister werden bange, wenn sie nicht mehr zurück können, den hohen von Gottes Gnaden wächst die Spannkraft. Luther schreibt am 10. Juli an Spalatin: „Für mich heißt's: der Würfel ist gefallen, ich verachte römische Ungnade wie Gnade. Ich mag nimmermehr in Ewigkeit mit ihnen versöhnt

gezogen als gegen die heilige Schrift, doch stehe auch viel Christliches darin. 2) Es sei die Wiedervergeltung für die päpstliche Mordbrennerei. Besonders in den burgundischen Städten waren Schriften Luthers feierlich verbrannt worden. Man könne daraus sehen, daß keine besondere Kraft dazu gehöre, Bücher zu verbrennen, statt sie zu widerlegen. Aber eben deßhalb, was einem Hoogstraten ziemte, ziemte nicht wohl einem Luther.

Das ist nicht das Amt der Geschichte, Leidenschaften zu rechtfertigen, aber auch nicht die strenge Regel des gemeinen Lebens an außerordentliche Verhältnisse zu legen, solcher Zeiten Kämpfe haben ihr eignes Gesetz. Dieser Feuerbrand war ein Kriegszeichen, ein kühnes Losungswort, und alle kühnen Herzen fielen Luther zu, vor Allem die Jugend. Jener Zuhörer fährt fort: „Deßgleichen hat Dr. Luther mit klarem Wort und schöner Zier, angeborner, väterlicher Sprache erzählt, was ich als ein ungeschickter Mensch nicht nachsagen kann. Doch zweifelt Keiner von uns daran, er sei denn sinnlicher als ein Stock, wie alle Papisten sind, daß dies und Andres, das er gesagt, die lautere Wahrheit sei." Die That hat unser Herz vor allem Urtheil. Es war ein Feuerzeichen der Freiheit der Geister.

§ 186. Die politischen Verhältnisse und der Reichstag zu Worms.

Vor dem ersten Zusammenstoß der reformatorischen Sache mit der deutschen Reichsverfassung haben wir einen Blick auf dieselbe zu werfen.

Luther freilich kümmerte sich um keine Politik, als von der Augustin de civitate Dei handelt, doch seine Erfolge waren verflochten mit den politischen Zuständen. Der Kaiser Maximilian war ein tapfrer Soldat, ein gutmüthiger Mensch, geliebt und gefürchtet, Einer von Denen, die der Welt etwas zu reden geben. Man erzählte sich, wie er im Treffen es mit fünf Reitern aufgenommen habe, wie er allein einen Bären bestand, wie er auf der Martinswand sich verstieg, so daß nur ein Engel ihn retten konnte. Maximilian mit Sickingen und Götz von Berlichingen waren wohl die letzten echt deutschen Ritter. In ihm war mehr eine fast dichterische Betrachtung der großen Vergangenheit, als daß er auf die Gegenwart mit der Ruhe und Kraft eines überlegnen Geistes eingewirkt hätte, obwohl voller Pläne für Machterweiterung. Er war glücklich für die Macht seines Hauses, für Deutschland hat er wenig gethan. Auch war die höchste Macht nicht mehr beim Kaiser, sondern bei den periodischen Reichstagen.

Der Reichstag bestand aus drei Collegien: 1) das der Kurfürsten

In der Wahl der Fürsten siegte gegen Franz Karl I, zunächst weil er deutschen Stammes sei und ein Enkel Maximilians, als Kaiser Karl V. Als Habsburger Erzherzog herrschte er über Österreich, durch die Heirath seines Vaters und Großvaters über Burgund d. h. Holland und Belgien über Spanien, über Neapel und über einen großen Theil von Amerika: ein Reich, von dem in Wahrheit das stolze Wort galt, daß darin die Sonne nicht untergehe. Karl V war ein Mischcharakter von niederländischen, spanischen und deutschen Elementen, das letztere wohl das schwächste in ihm. Er verstand nur Niederdeutsch-Holländisch, wenn auch zuweilen in seiner Politik lag, das Deutsche vorzukehren. Als einst seine spanische Leibwache mit der deutschen in Streit war, sprach der junge Kaiser: „So laßt uns von dannen gehn, denn auch ich bin ein Deutscher." Aber die Bedürfnisse der deutschen Nation sind in seiner Politik immer die untergeordneten gewesen. Bei seiner Wahl stand er im 19. Jahre. In ihm war nur ein mäßiges Talent, das aber bald zu großer Reife entwickelt worden ist. Aus Neigung und wegen Rücksichtnahme auf Italien und Spanien hielt er zur römischen Kirche, aber ohne Fanatismus, die Politik war ihm stets das Höhere. Er war zögernd, lauernd, bis er den rechten Moment zur That erkannte, seine politische Devise: Nondum noch nicht, aber das Nondum eines thatkräftigen Geistes. Leo X war gegen seine Wahl gewesen: der Lehnsmann des apostolischen Stuhles als König von Neapel könne nicht Kaiser sein. Doch war Leo nicht der Mann, der mit dem Kopfe wider die Wand rannte. Im Kampfe mit Franz I um die Hegemonie über Italien konnte der Kaiser Luther dem Papst als Opfer bieten oder auch mit ihm bedrohn. Die italienischen Geschichtschreiber haben dies sehr wohl bemerkt: „Da der Kaiser sah, daß sich der Papst vor Luther fürchtete, so wollte er ihn mit diesem im Zaume halten." Alle Kräfte der bisher bloß liberalen Opposition gegen die römische Hierarchie fielen Luther zu, denn er brachte, was ihr fehlte: die religiöse Rechtfertigung und Begeisterung.

Wie sein Unternehmen aus den Tiefen des nationalen deutschen Bewußtseins entsprungen war, so stellte sich der größte Theil des deutschen Volkes zu ihm. Die kühnsten Hoffnungen wurden damals ausgesprochen: durch Gottes besondere Veranstaltung werde sich jetzt ein christliches Wesen von der deutschen Nation aus nach aller Welt hinausbreiten wie einst von Judäa. Mit solcher Stimmung wurde Karl V begrüßt, als er zu seinem ersten Reichstage nach Worms kam.

Zur selben Zeit, als die religiöse Umwandlung alle bestehenden Verhältnisse umzuwandeln sich anschickte, erhielt das Reich ein junges,

Dies war auch die herrschende Gesinnung auf dem Wormser Reichstag.

Die Geschichte dieses Reichstags ist von Luther und anderen Augenzeugen, von Fürsten, von Gelehrten, von Freunden und Feinden berichtet worden: seine Sache stand unter den Gegenständen der Reichsverhandlungen. Anfang April schrieb der Frankfurter Gesandte nach Hause: „Der Mönch macht viel Arbeit. Ein Theil möcht ihn an's Kreuz schlagen, und ich fürchte, er wird schwerlich entrinnen, nur ist zu besorgen, daß er am dritten Tage wieder auferstehe." Der päpstliche Legat beim Reichstage, Aleander, kannte die Gefahr einer Erhebung von ganz Deutschland gegen den Papst. In seinen Briefen nach Rom erklärt er Abschaffung der Mißbräuche für nöthig: alles Hinausgehen über die Concordate sei zu vermeiden, die einzige Hoffnung stehe auf dem Kaiser. Vor dem Reichstag erklärte er: Luther habe genug gethan, um 1000 Ketzer dafür zu verbrennen. Die Reichsstände aber hielten dafür, man müsse doch hören, ob Luther wirklich das lehre und in der Art, wie der Papst behaupte. Es lag darin offenbar Übelwollen gegen den Legaten, wohl auch der Wunsch, Luther Gelegenheit zu geben sich zu retten. Immer war es ein Zeugniß deutscher Freiheit, daß ein einfacher Mann aus dem Volke nicht verurtheilt wurde, bevor er gehört war vor Kaiser und Reich, wenn auch der Papst es wollte.

So kam denn nach Wittenberg ein Herold mit kaiserlichem Briefe an den „Ehrsamen Unseren lieben, andächtigen D. M. Luther Augustiner Ordens": „Nachdem Wir und des heiligen Reiches Stände vorgenommen und entschlossen, der Lehre und Bücher halben, so eine Zeit her von dir ausgegangen, Erkundigung zu empfahn, haben wir dir her zu kommen und von dannen wider in dein sicher Gewahrsam zu gehn Unser und des Reichs freie Sicherheit und Geleit geben inwendig 21 Tagen." Gegen alle Abmahnung erklärte Luther sogleich sich bereit: „Was darf ich zweifeln, daß der Herr mich ruft, wenn der Kaiser ruft!" Die Heldensprüche aus dieser Zeit leben noch im Munde und Herzen unseres Volkes. Als er wegfuhr auf sächsischem Rollwagen, den der Rath ihm geliehen, nahmen viele Bürger und Studenten von ihm Abschied, manche in Thränen. Ein deutscher Reichstag war nicht ein Concil, doch meinten's Viele, er werde nicht wiederkehren. Er selbst schreibt nach Jahren von dieser Zeit: „Ich war damals unerschrocken, Gott kann Einen wohl so toll machen; weiß nicht, ob ich jetzt so freudig wäre." Doch geschah auch viel, um ihn zu ermuthigen. Seine Wanderung durch die thüringischen Städte war ein Triumphzug: die Zünfte, die Schulen zogen dem gebannten Mönch entgegen. In Naumburg,

bestellt, welche darzuthun suchte, daß die Reichsversammlung damals auf dem Rathhause gehalten worden sei, wo allerdings Kanzleien eingerichtet waren. Aber Luther selbst schreibt: er sei geführt worden in curiam Caesaris, ad caesaream domum, und das ist der bischöfliche Palast.

Die Wache vor der Reichsversammlung kommandirte Georg Frundsberg, der klopfte Luther auf die Schultern und sprach die bekannten Worte: „Münchlein, Münchlein, du gehst jetzt einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberster in unsrer ernstesten Feldschlacht nicht gangen bin. Bist du aber auf rechter Meinung und der Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sei getrost, Gott wird dich nicht verlassen!"

Um den jungen Kaiser waren fast alle Fürsten des Reiches versammelt. Johann v. Eck, Kanzler des Kurfürsten von Trier, als kaiserlicher Orator fragte, ob Luther die Bücher, die auf einer Tafel lagen als die seinen erkenne und ob er sie widerrufen wolle. Bevor Luther antwortete, sprach Hieronymus Schurf, sein rechtskundiger Collega: „Man lese die Titel!" Als dies geschehn, bekannte sich Luther zu seinen Büchern. Auf die zweite Frage, ob er Alles vertheidigen oder widerrufen wolle: weil dies der Seele Seligkeit und den höchsten Schatz im Himmel und auf Erden, Gottes Wort betrifft, bittet er Kaiserliche Majestät um Bedenkzeit. Nach einer Berathschlagung der Fürsten erklärt der Kanzler: zwar habe er genugsam Zeit gehabt, dies zu erwägen, doch Kaiserliche Majestät aus angeborner Güte gewähre ihm noch einen Tag, sich zu bedenken. In der That er hatte Zeit genug gehabt. Die Möglichkeit eines Widerrufs lag nicht in dieser kühnen, gottgetrosten Seele. Ich denke mir, er bat sich diese Bedenkzeit aus, um Sammlung zu gewinnen zu würdigen Worten vor solcher Versammlung, wie es keine glänzendere auf Erden gab. Wenn Einer auch nichts weiß von Menschenfurcht, dem fällt doch solch ein Anblick der Großen dieser Erde schwer auf's Herz, bis das Auge sich daran gewöhnt. Luther hat den Tag in stiller Erwägung und Gebet verbracht.

Am folgenden Tage war es schon 6 Uhr und die Fackeln angebrannt, als er wieder eingeführt wurde. Viele meinten, er werde widerrufen und sich retten. Nach feierlicher Anrede hinsichtlich des geforderten Widerrufs bat er zu bedenken, daß seine Bücher nicht alle einerlei Art seien. Er scheidet sie in drei Klassen: In etlichen habe er vom christlichen Glauben und guten Werken so einfältig und christlich gehandelt, daß seine Widersacher selbst bekennen müßten, sie seien nützlich und werth von christlichen Herzen gelesen zu werden, wie die päpstliche Bulle selbst

sie als unschädlich anerkenne. Die widerrufend würde er die Wahrheit selbst verdammen. Die andre Art sei wider das Papstthum und die Papisten gerichtet, als welche mit ihren bösen Lehren und Exempeln die Christenheit an Leib und Seele verwüstet hätten. Niemand könne verhehlen, daß durch des Papstes Gesetze und Menschenlehren die Gewissen auf's höchste beschwert und die Habe besonders der deutschen Nation durch unglaubliche Tyrannei verschlungen würde. Diese Bücher widerrufen hieße nichts Anderes als die Tyrannei stärken und einem unchristlichen Wesen Thür und Thor aufthun, das dann noch viel weiter schaden und toben würde, zumal wenn man sagen könnte, daß dies auf Befehl Kaiserlicher Majestät geschehe. Die dritte Art sei wider einzelne Personen geschrieben, die sich unterwunden, die römische Tyrannei zu beschützen und die gottselige Lehre, die er gelehrt, zu vertilgen. Da woll er bekennen, mitunter zu weit gegangen und heftiger gewesen zu sein als ihm zieme. Er mache sich nicht zum Heiligen, aber auch diese Bücher wolle er nicht widerrufen, denn solches würde seinen Gegnern neuen Muth machen, sich der Wahrheit zu widersetzen. Hierauf fordert er Widerlegung aus den evangelischen und prophetischen Schriften und ermahnt zu bedenken, wie wunderbar Gott in seinen Gerichten sei, auf daß nicht, wenn man beginne mit Verdammung des göttlichen Worts, das, womit man die Zwietracht beilegen wolle, zu einer erschrecklichen Sündfluth führe und die Regierung des jungen frommen Kaisers, in welcher nächst Gott so große Hoffnung sei, einen unglückseligen Anfang nehme.

Der Kaiser, des Hochdeutschen unkundig, forderte, er möge dies in Latein wiederholen. Luther genügte auch dem. Darauf ermahnte Eck im Sinne eines frühren Beschlusses der Reichsstände, nicht gänzlich einen Widerruf abzulehnen: „Hätte Arius Einiges zurückgenommen, so wären nicht zugleich seine guten Bücher vernichtet worden, auch bei ihm werde man Mittel finden, nicht alle seine Bücher zu verbrennen, wenn er nur das widerrufe, was vom Concil zu Costnitz verdammt sei." Da kam Luther auf seine Behauptung zurück, daß auch Concilien irren könnten, und er wolle das beweisen. Dies nannte der Kanzler eine unbescheidne Antwort, auch sei man nicht hier, darüber zu streiten, was die Concilien vor Zeiten beschlossen und verdammt hätten, nur eine schlichte runde Antwort werde von ihm begehrt, ob er Widerruf thun wolle oder nicht. Luther antwortete: „Weil denn Eure Kaiserliche Majestät und Fürstliche Gnaden eine schlichte Antwort begehren, so will ich eine solche geben, die weder Hörner noch Zähne hat." Und so sprach er die hohen Worte, mit denen er sich, die heilige Schrift

in der Hand, über die bisher herrschende Kirche stellt und die Sache Gott anheim gibt: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Gott helfe mir! Amen."

Dieses Schlußwort ist neuerdings in Zweifel gestellt worden, und allerdings von den mannigfachen Berichten über Luthers Worte führt nur Einer es an und grade der Bedeutendste unter den Gegenwärtigen, Spalatin, kennt es nicht. Ich kann nun zwar die Meinung nicht theilen, daß Luther so gar nicht gesprochen haben könnte: er würde sich dadurch zum Mittelpunkte der Sache gemacht haben, es wäre theatralisch gewesen, auch bloße Wiederholung des Gesagten; es wäre doch wenigstens die stärkste Zusammenfassung der vorhergehenden Rede. Den Ausdruck: „Hier stehe ich" hat Luther auch sonst in seinen Schriften gebraucht in dem Sinne: ich will mit meiner Person dafür einstehen. Köstlin hat Gründe für und wider beigebracht und die wirkliche Rede Luthers so gefaßt: „Ich kann nicht anders, hier stehe ich. Gott komme mir zu Hülfe!" Das ist dasselbe nur weniger rhetorisch, auch weniger ergreifend. Wir müssen die Wirklichkeit dieser Worte unentschieden lassen, jedenfalls hat unser Volk sie sich so plastisch vorgestellt.

Auf die Gegenwärtigen aus den romanischen Völkern hat Luther einen besondren Eindruck nicht gemacht, seinen Landsleuten, die noch unentschieden waren, hat er das Herz abgewonnen, den Widerwärtigen imponirt. Viele Ritter und einige Fürsten kamen noch denselben Abend in seine Herberge und schüttelten ihm die Hand. Der alte Herzog Erich von Braunschweig sandte eine silberne Kanne mit Einbecker Bier. Luther fragt: Von wem? Der Edelknabe: der Herzog selbst habe daraus getrunken, er möge sich nichts Böses versehen. Luther: „Wie der Herzog meiner gedacht hat, so gedenke auch der Herr Christus seiner in seinem letzten Stündlein."

Noch dachte man daran, Luther und seine Sache zu retten. Der kaiserliche Beichtvater selbst, Glapio, ein Franciscaner, suchte eine Ausgleichung. Wir haben keinen Grund, darin eine Heuchelei zu finden. Er hat dem Kaiser die Züchtigung des Himmels angekündigt, wenn er nicht helfe die Kirche reformiren. Glapio hielt dafür, da Luther noch nicht durch ein geistliches Gericht gehört sei, habe der Papst noch Gelegenheit, ihn wiederherzustellen. Nur in der Schrift von der „Babylonischen Gefangenschaft", in den Behauptungen gegen Transsubstantiation und Zahl der Sacramente lag ein bestimmter Gegensatz gegen das Dogma der Kirche. Befreundete, auch Fürsten drangen in Luther, dies zurückzunehmen oder auf einen Schiedsrichter

oder ein künftiges Concil zu stellen. Man könnte versucht sein zu wünschen, daß Luther für jetzt nur bei den reformatorischen Behauptungen der Schrift „An den deutschen Adel“ stehn geblieben wäre. Darin war der Reichstag mit ihm einig. Weil Luthers Gegensatz aber Gewissenssache war, aus der Tiefe seiner religiösen Überzeugung entsprungen, konnte er nicht mit sich handeln lassen. Da rief der Kurfürst von Trier: „Was ist endlich zu thun?“ Luther entgegnete mit den Worten Gamaliels: „Ist's Menschenwerk, wird es in zwei, drei Jahren untergehn; ist es aus Gott, könnt ihr's nicht dämpfen.“ Dagegen sind auch römische Rathschläge an den Kaiser gekommen, der darauf antwortete: „Nolo cum Sigismundo erubescere,*) und wenn nirgends in der Welt Treue zu finden wäre, soll man sie doch finden beim deutschen Kaiser.“ Auch unter den Widersachern waren deutsche Fürsten gegen die Schande eines Geleitsbruchs, so Georg von Sachsen: solche Schande werde er nimmermehr zulassen als wider alte deutsche Redlichkeit. Auch war in Worms eine öffentliche Verhaftung Luthers oder eine Mordthat kaum möglich. In den kaiserlichen Gemächern fand sich ein Zettel angeschlagen: „Wehe dem Lande, dessen König ein Kind ist.“ Am Rathhause ein Anschlag als von 400 verbundnen Rittern, die den Romanisten ewige Feindschaft ansagten, als durch welche Ehre und göttliches Recht unterdrückt werde. So ist denn Luther ein Herold wieder zugeordnet worden 21 Tage zur Heimkehr.

Am 19. April schon hatte der Kaiser eine eigenhändige Erklärung an den Reichstag gesandt: er werde den Glauben behaupten, den seine Vorfahren, die rechtgläubigen Kaiser und katholischen Könige gehalten. Dazu rechne er Alles, was auf den Concilien, namentlich zu Constanz, festgesetzt worden sei. Seine ganze Macht, Leib und Leben, ja seine Seele werde er dafür einsetzen. Aber es war nicht die religiöse Wahrheit, noch das deutsche Interesse, sondern die allgemeine politische Lage, welche ihn bestimmte. Was sich lang vorbereitet, kam jetzt zu Tage. Die beiden großen europäischen Mächte, Frankreich und Habsburg, stritten um die europäische Hegemonie. Ihr Schlachtfeld war in Italien zu erwarten, daher die Bundesgenossenschaft des Papstes von Beiden gesucht wurde. Andrerseits in Rom hatte man die Gefahr eines Abfalls der deutschen Kirche in das Auge gefaßt. Dadurch sind wenigstens die Unterhandlungen gefördert worden, die zum Abschluß kamen am 8. Mai: Kaiser und Papst versprachen, dieselben Freunde und dieselben Feinde zu haben. Luthers Vernichtung oder Beseitigung ward

*) S. Bd. II. S. 542.

ausdrücklich einbedungen. Auf dem Reichstag schien eine Ächtung in den gesetzlichen Formen doch nicht mehr durchzusetzen. Die Sache ist nicht wieder zum Vortrage gekommen: aber am 25. Mai, nachdem der Kurfürst von Sachsen und andre angesehne Fürsten wieder abgezogen waren, erschien der Kaiser persönlich in der Reichsversammlung, diesmal auf dem Rathhaus, um einigen Beschlüssen seine Genehmigung zu ertheilen. Nach der Sitte gaben die Anwesenden ihm das Geleite zum bischöflichen Palaste. Hier traf man die Nuntien: es waren Breven eingelaufen an Kaiser und Kurfürsten. Nach Eröffnung bemerkte der Kaiser, daß er ein Edict habe ausgehn lassen wegen Luther auf Grund des frühren Beschlusses der Stände. Dieses Edict ist zurückdatirt auf eine Zeit, da der Reichstag noch vollzählig war. Die Reichsstände, davon sehr überrascht, haben mit keinem Worte widersprochen. Das Edict sprach über Luther als ein von der Kirche Gottes abgehaunes Glied, seine Anhänger und Gönner Acht und Aberacht aus. Seine Schriften werden zum Feuer verurtheilt, alle Drucksachen sollen fortan unter bischöfliche Censur gestellt sein.

Was wahrhaft groß ist, hält auch dem Scherze Stand. So ist die gleichzeitige Parodie der Wormser Vorgänge in den Worten der Leidensgeschichte ohne ästhetische oder theologische Bedeutung, aber sie zeigt wie groß man Luther stellte und ohne Gefahr des Freventlichen und Lächerlichen ihn stellen konnte.

§ 187. Die Wartburg und die Stürme zu Wittenberg.

Luther hat in Eisenach den Herold entlassen und seine Großmutter in Möhra besucht. In der Nähe von Altenstein wurde der Wagen durch zwei Reisige überfallen, der Fuhrmann entfloh mit den Pferden. Sie eilten abseits von der Straße, wo Luther ein Reiterkleid überwarf. Der Angriff geschah unter einer Buche, die auf unsre Zeit gekommen ist als Lutherbuche; am 16. Juli 1841 bei einem großen Sturme gebrochen, ist doch die Stammruine wieder ausgeschlagen. Der Herzog von Meiningen hat an der Stätte ein bescheidnes Denkmal errichtet, welches 1857 durch ein feierliches und heiteres Volksfest geweiht wurde.

Am Abend war Luther auf der Wartburg. Es war dies in Worms so verabredet, damit er der Gefahr eine Weile entzogen würde und doch der Kurfürst dem Kaiser nicht obstinat erscheine. Der Kaiser wollte daher den Aufenthaltsort Luthers selbst nicht wissen, auch dieser scheint nicht gewußt zu haben, wohin er in Sicherheit gebracht werden solle; wenigstens schreibt er an Cranach: „Lieber Gevatter Lucas, ich segne

und befehl euch Gott. Ich laß mich einthun und verbergen, weiß selbst nicht wo." Das Stübchen mit dem Tintenfleck ist bei der Restauration der Wartburg geschont worden und jetzt das Ziel vieler Wallfahrer. Luther ließ Haar und Bart wachsen und ist als Junker Jürgen in den Bergen herumgestreift, auch hat er mitunter ritterliche Vergnügungen mitgemacht. Doch Alles erhält theologische Färbung: „Ich bin vorigen Dienstag, schreibt er an Spalatin, auf der Jagd gewesen und habe die süßlich bittre Lust der großen Helden auch einmal kosten wollen: wir haben zwei Hasen und ein Paar arme Rebhühner gefangen. Ein Geschäft, das sich wohl für müßige Leut schickt! So viel Lust mir auch das Ansehn solcher Sachen macht, so sehr hat mich das darunter versteckte Geheimniß und Bild gedauert. Denn was bedeutet das Bild, denn daß der Teufel durch seine gottlosen Meister und Hunde, nämlich die Bischöfe und Theologen, die unschuldigen Thierlein heimlich jage und fange. Ach! die einfältigen, gläubigen Seelen fielen mir dabei gar zu sehr in die Augen!"

Man meinte draußen, Luther sei heimlich gemordet worden. Albrecht Dürer, damals in Antwerpen, schreibt Freitag vor Pfingsten: „O Gott, Luther ist todt! wer wird uns hinfür das heilige Evangelium so klar fürtragen? Was hätt er Alles noch in 10 oder 20 Jahren schreiben mögen! All ihr frommen Christenmenschen helft mir ihn fleißig beweinen diesen gottgeistigen Menschen und Gott bitten, daß er uns einen andern erleuchteten Mann sende."

So war Luther mitten aus dem bewegtesten Leben in die tiefste Stille gekommen. Es hat ihm dies wenig gefallen: „Ich wollte lieber zu Ehren des göttlichen Wortes auf glühenden Kohlen liegen, als so halb lebend verfaulen." In dieser Stille hat er seine beiden großen Schriftwerke begonnen: die Postille und die Bibelübersetzung. So war der Winter herangekommen. Die Ablaßprediger hatten sich vor dem Sturme verkrochen, den Luther über sie gebracht. Nun ließ doch der Kurfürst von Mainz in seiner Stadt Halle wieder einen Kram aufrichten. Derselbe ließ auch Pfarrer, die sich verheirathet hatten, einziehn. Da schrieb Luther eine Schrift „wider den Abgott zu Halle". Doch bevor er sie veröffentlichte, hat er eine Warnung an den Kurfürsten gesandt in der es heißt: „Es hat itzt Ew. Kurf. Gn. zu Halle wieder aufgericht den Abgott, der die armen, einfältigen Christen um Geld und Seele bringet, damit frei und öffentlich bekannt, wie alle ungeschickte Thaten, durch den Tetzel geschehn, nicht sein allein, sondern des Bischofs von Mainz Muthwill gewesen sind, der auch, unangesehn mein Verschonen, ihm das allein zumessen will. Es denkt vielleicht Ew. Kurf.

Gn., ich sei nun von dem Plan, will nun vor mir sicher sein und durch die Kaiserliche Majestät den Münch wohl dämpfen. Das lasse ich geschehn, aber noch soll Ew. Kurf. Gn. wissen, daß ich will thun, was christliche Liebe fordert, nicht angesehn auch die höllischen Pforten, schweige denn Ungelehrte, Päpste, Cardinäl und Bischöfe. Ich will's weder leiden noch schweigen, daß der Bischof von Mainz sollte fürgeben, er wisse nicht oder ihm gebühre nicht Unterricht zu thun, wenn ein armer Mensch von ihm begehrt, und wolle doch wohl darum wissen und frechlich für und für fahren, wenn es ihm Geld tragen soll. Mir nicht des Schimpfs, man muß anders davon singen und hören.“ Er geht hart mit Albrecht und seines Gleichen in's Gericht: „Was hilft doch euch, Bischöfe, daß ihr so frech mit Gewalt fahret, und die Herzen über euch verbittert, und wollet noch möget weder Ursach noch Recht eures Thuns beweisen? Was laßt ihr euch dünken? Seid ihr eitel Giganten und Nimroden von Babylonien worden? Wisset nicht, ihr armen Leute, daß Frevel, Tyrannei, dieweil sie nimmer Schein hat, das gemein Gebet verleurt, nicht mag lange bestehn? Wie eilet ihr zu eurem Unfall als die Unsinnigen, der euch selbs allzu früh kommen wird?“ Zum Schluß bittet er um „richtige, schleunige Antwort inwendig 14 Tagen, denn nach bestimmten 14 Tagen wird mein Büchlein wider den Abgott zu Halle ausgehen, wo nicht kommet eine gemeine Antwort. — — Geben in meiner Wüstenei Sonntag nach dem Tag Catharinae 1521.“ Und er empfing wirklich eine Antwort von dem Kurfürsten: er habe das Schreiben zu Gnaden und allem Guten angenommen, aber die Ursache sei längst abgestellt, die zu solchem Schreiben bewogen habe. „Denn ich will mich, ob Gott will, dergestalt halten und erzeigen, als einem frommen, geistlichen und christlichen Fürsten zustehet, als weit mir Gott Gnade, Stärke und Vernunft verleihet, darum ich auch treulich bitte und lassen bitten will. Denn ich von mir selbst nichts vermag und bekenne ich, daß ich bin nöthig der Gnaden Gottes, wie ich denn ein armer, sündiger Mensch bin, der sündigen und irren kann und täglich sündiget und irret, leugne ich nicht. Ich weiß wohl, daß ohne die Gnade Gottes nichts guts an mir ist und sowohl ein unnützer stinkender Koth bin als irgend ein Andrer, wo nicht mehr.“ So schreibt der erste geistliche Kurfürst des Reiches an den geächteten und gebannten Mönch.

Es wurde in dieser Zeit offenbar, daß der Geist, den Luther geweckt hatte, auch ohne ihn fortschreite, ja zügellos fortschreite. Er selbst hatte in Wittenberg nichts geändert am Gottesdienste, ihm war es genug, die Wahrheit zu verkündigen und seine Seele zu retten. So war denn allmählich eine Kluft entstanden zwischen der Überzeugung der Bevöl-

gewandt. Doctor Karlstadt hat sich diesen Propheten hingegeben: er legte seinen Titel ab und rieth seinen Zuhörern, nach Hause zu gehn und Ackerbau zu treiben, er selbst brachte als Bauer eine Fuhre Holz auf den Markt. Der Rector der Knabenschule warf die Schulbücher zum Fenster hinaus und rief den Bürgern zu, ihre Kinder aus der Schule zu holen, fortab würden alle von Gott belehrt. Surius, ein Carthäuser und lutherischer Apostat, hat 10 Jahre nach Melanchthons Tode behauptet: auch dieser sei zu einem Bäcker in die Lehre getreten um das Wort zu erfüllen: „Im Schweiße deines Angesichts sollst du dein Brot essen." Selneccer erklärte sogleich, es sei schamlose Lüge. Über die Wahrheit dieser Erzählung ist noch in unsrer Zeit gestritten worden zwischen Baur und Möhler. Jetzt liegen Melanchthons Briefe aus jener Zeit vor, in ihnen findet sich keine Spur von Bäckerthum. Wohl aber sagte Luther zu Schweizer Studenten, die nach Wittenberg zogen: Melanchthon lehre das Griechische, den möchten sie fleißig hören. Melanchthon ist nur zweifelhaft gewesen, ob jene vermeinten Propheten aus Gott sprächen.

So drohte die große Sache der Reformation zu einer gemeinen Schwärmerei zu entarten, welche, siegend, den Untergang der gesammten Bildung gebracht hätte.

Da doch die alte Sitte immer noch ihre alten Freunde hatte, standen einander gegenüber, wie sie sich nannten: „Götzenstürmer" und „Götzendiener". Als Luther das hörte, ist es ihm als ein Schimpf erschienen, der das Evangelium treffe. Er ist sich bewußt, daß er allein diesen Schwindelgeist beschwören könne. Seine und des Kurfürsten Sicherheit hält ihn nicht länger auf der Wartburg. Er ist noch in Reitertracht davon geritten, weil er durch Herzog Georgens Land hindurch mußte, um nach Wittenberg zu kommen. Als er Fastendienstag nach Jena kam, ist er im schwarzen Bären eingekehrt. Hier haben ihn zwei Schweizer Studenten aus St. Gallen getroffen, die auf dem Weg nach Wittenberg waren. Im Tagebuch des einen, Johannes Keßler, finden wir davon eine treuherzige Erzählung. Es ist nichts geschichtlich Merkwürdiges, aber aus unmittelbarer Anschauung, und ist hübsch zu lesen, wie sie bei dem fremden Reiter das Psalmbuch in hebräischer Sprache bemerken, und wie Luther so heiter und treuherzig mit diesen Studenten verkehrt, in einer Zeit, wo seine Seele stürmisch bewegt sein mußte, weil er großer Gefahr entgegen ritt. Es war alte Sitte, diese Erzählung hier im Bären vorzulesen, nun ist sie in viele volksthümliche Schriften und Schulbücher übergegangen, daß es des Vorlesens nicht mehr bedarf. Am nächsten Tage nahm Luther sein

ihm sagen herzliebster Vater: kann Ew. Kurf. Gn. selbst ermessen, daß es solchem Vater die höchste Schmach ist, so wir nicht sowohl ihm vertrauen sollten, daß wir auch Herren über Herzog Georgs Zorn sind. Das weiß ich ja von mir wohl, wenn diese Sachen zu Leipzig also stünden wie zu Wittenberg, so wollte ich doch hinein reiten, wenn's gleich Ew. Kurf. Gn. verzeihe mir mein närrisch Reden neun Tage eitel Herzog Georg regnete, und ein Jeglicher wäre neunfach wüthender denn dieser ist. Er hält meinen Herrn Christum für einen Mann aus Stroh geflochten, das kann mein Herr und ich eine Zeitlang wohl leiden. Ich will aber Ew. Kurf. Gn. nicht verbergen, daß ich für Herzog Georg habe nicht einmal gebetet und geweinet, daß ihn Gott wolle erleuchten. Ich will auch noch einmal bitten und weinen, dann nimmermehr. Und bitte, Ew. Kurf. Gn. wolle auch helfen bitten und bitten lassen, ob wir das Urtheil könnten von ihm wenden, das ach Herr Gott! auf ihn dringt ohn Unterlaß. Ich wollte Herzog Georg schnell mit einem Worte erwürgen, wenn es damit wäre ausgericht.

„Solches sei Ew. Kurf. Gn. geschrieben der Meinung, daß Ew. Kurf. Gn. wissen, ich komme gen Wittenberg in gar viel einem höheren Schutz denn des Kurfürsten. Ich hab's auch nicht im Sinn, von Ew. Kurf. Gn. Schutz zu begehren. Ja, ich halte, ich wolle Ew. Kurf. Gn. mehr nützen, denn sie mich schützen könnte. Dazu wenn ich wüßte, daß mich Ew. Kurf. Gn. könnte und wollte schützen, so wollt ich nicht kommen. Dieser Sachen soll noch kann kein Schwert retten oder helfen, Gott muß hie allein schaffen, ohne alles menschliche Sorgen und Zuthun. Darum wer am meisten glaubt, der wird hie am meisten schützen. Dieweil ich denn nun spüre, daß Ew. Kurf. Gn. noch gar schwach ist im Glauben, kann ich keinerleiwege Ew. Kurf. Gn. für den Mann ansehen, der mich schützen oder retten könnte.

„Daß nun auch Ew. Kurf. Gn. begehrt zu wissen, was sie thun solle in diesen Sachen, sintemal sie achtet, sie habe viel zu wenig gethan, antworte ich unterthäniglich: Ew. Kurf. Gn. hat schon allzuviel gethan und sollte gar nichts thun. Denn Gott will und kann nicht leiden Ew. Kurf. Gn. oder mein Sorgen und Treiben. Er will's ihm gelassen haben, sich und keinem Andern: da mag sich Ew. Kurf. Gn. nach richten. Glaubt Ew. Kurf. Gn., so wird sie sicher sein und Friede haben; glaubt sie nicht, so glaube doch ich, und muß Ew. Kurf. Gn. Unglauben lassen seine Qual in Sorgen haben, wie sich's gebührt allen Ungläubigen zu leiden. Dieweil dann ich nicht will Ew. Kurf. Gn. folgen, so ist Ew. Kurf. Gn. vor Gott entschuldigt, so ich gefangen oder getödtet würde. Vor den Menschen soll Ew Kurf. Gn. also sich

dem Gesetz der Revolution verfallen. Da aber ist er der rechte Mann, der auch dem Sturme zu gebieten versteht. Er verwirft nicht an sich was sie gethan, aber die Form ihres Thuns als zu rasch, gewaltthätig gehandelt gegen die Liebe: sie haben die Schwachen geärgert. Er ruft das eigne protestantische Princip für sich an: Jeder ist auf sein eignes Gewissen gestellt, man soll aus der Freiheit kein Gebot machen. Er führt viele biblische Beispiele an. Sie sollen allein vertrauen auf die Macht des Geistes mit seiner Waffe, dem Worte: „Das Wort hat Himmel und Erde geschaffen, dasselbige Wort muß es auch hier thun, nicht wir arme Sünder. Summa Summarum: predigen will ich's, schreiben will ich's, aber zwingen, dringen will ich Niemand. Ich kann Keinen mit Gewalt gen Himmel treiben oder mit Knütteln hinein jagen." Er beruft sich auf sein eignes Beispiel, wie er gegen den Ablaß gepredigt und geschrieben, und wie im Stillen das Wort Alles ausgerichtet habe: „Das hat, wenn ich geschlafen habe, oder mit D. Amsdorf und M. Philippsen Wittenberger Bier getrunken, also viel gethan, daß das Papstthum schwach geworden ist und ihm noch kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat. Ich habe nichts gethan, das Wort hat es ausgericht. Wenn ich hätte wollen mit Ungemach fahren, ich wollte Deutschland in ein Blutvergießen gebracht haben, ja ich wollte zu Worms ein Spiel angericht haben, daß der Kaiser selbst nicht sicher gewesen wär. Aber was wär's? ein Narrenspiel wär's gewesen und ein Verlust an Leib und Seele." So wendet er sich auch gegen die Zwickauer Propheten. Auf ihn macht es keinen Eindruck, was sie erzählen von ihren Gesprächen mit Gott. Er greift sie an mit gewaltsamen Worten. Als sie auf den Geist sich zurückziehn: „Euern Geist haue ich auf die Schnauzen." Als die Volksgunst sich von ihnen wandte, unterhandelten sie mit Luther. Zum Beweis ihrer göttlichen Sendung wollen sie sagen, was er in diesem Augenblick denke. Da er's gestattet, erklärt Storch: er fühle eine Hinneigung zu ihnen. Luther fuhr auf: „Straf dich Gott, Satan!" Später hat er doch eingeräumt, dies sei wirklich in ihm vorgegangen, aber die Sache wie ihr Wissen davon sei ihm ein Zeichen gewesen satanischer Kräfte. So hat er sie entlassen, seinen Gott setzend gegen ihren Geist.

Die kirchlichen Gebräuche blieben zunächst unbestimmt und frei. Man konnte das Abendmahl genießen mit oder ohne Kelch, nur das Opfer wurde aus der Messe weggelassen. Luther erklärte: „Was nicht wider die heilige Schrift ist, ist erlaubt." Hierdurch erkannte er das Recht einer geschichtlichen Entwicklung in der Kirche an.

Bisher hatte sich die Reformation verbreitet durch Gelegenheits-

und Streitschriften, durch Flugschriften, nun wurde sie durch große wissenschaftliche Unternehmungen tief begründet.

§ 188. Die Dogmatik und die heilige Schrift.

Melanchthons loci communes setzen die erste evangelische Dogmatik an die Stelle der scholastischen sententiae. Sie sind entstanden aus Excursen zu Vorlesungen über den Römerbrief. Der Brief an die Römer, nachdem diese das Kleinod schlecht bewahrt, ist gleichsam ein Brief geworden an die Deutschen. Zwischen der Wittenberger Theologie und dem paulinischen Christenthum findet eine Verwandtschaft des Geistes und der Stellung statt. Paulus hat gegen den Geburtshochmuth, gegen die Gesetzlichkeit und Werkheiligkeit des Judenthums wie des Judenchristenthums betont, daß der Mensch durch die Sünde dem Tod und Gericht verfallen ist, alle seine Werke unzulänglich, Rettung allein im Glauben an die Barmherzigkeit Gottes in Christo, dem Gekreuzigten und Auferstandenen. Augustin hat dieselbe Lehre noch geschärft: der Mensch an sich vermag nichts; Gott Alles. Er hat sie gebraucht für die Unbedingtheit der Kirche, Luther gegen die Gesetzlichkeit und Werkheiligkeit des römischen Katholicismus. Er stellt Alles auf Christum. Alle drei sind gleichmäßig ausgegangen von einem tiefen Gefühl der Sündhaftigkeit; dafür ist der Fall Adams und die Erbsünde der Menschheit nur der dogmatische Ausdruck. Melanchthon hat in den ersten Drucken der loci streng augustinisch im Leugnen der natürlichen Freiheit auch die absolute Prädestination behauptet, im übrigen hat er biblische Einfachheit der scholastischen Subtilität entgegengestellt.

Die erste Ausgabe von 1521 wird als ein Kleinod unserer Universitätsbibliothek bewahrt. Die verschiednen Bearbeitungen sind im Corpus Reformatorum [21. Band] neben einander gestellt. Sie zeigen Melanchthons eigne allmähliche Entwicklung. Luther nennt diese erste evangelische Glaubenslehre „ein unübertreffliches Buch, würdig nicht nur unsterblich, sondern auch canonisch zu werden“, Cochläus: die verderblichste Sirene. Es ist charakteristisch für den Protestantismus, daß er früher eine Glaubenslehre erhalten hat als ein Glaubensbekenntniß.

Das Schriftprincip und zugleich die Appellation an sein Volk hat Luther zur Bibelverdeutschung geführt. Es gab damals bereits deutsche Bibeln in mehreren Gestalten, ihnen voraus hat Luthers Übersetzung die volksthümliche und reine Sprache und die größere Treue. Zwar ist seine Übersetzung nicht unabhängig von der Vulgata, und mancher

Irrthum ist durch sie veranlaßt, aber unbekümmert um ihre Autorität. In ihm war Beides vereinigt, sowohl die mächtige Sprachengabe, durch die er doch auch ein Organ der Reformation geworden ist, als auch die Ehrfurcht vor der heiligen Schrift und die Vertraulichkeit mit ihr. Er konnte später sagen: „Die Bibel ist ein schöner Wald, darin kein Baum, an den ich nicht mit meiner Hand geklopft hätte." Er hat sich die Verdeutschung unsägliche Mühe kosten lassen. Die Schriftsprache mußte für manche Stellen erst geschaffen werden, mit großer Genauigkeit grammatischer Formen, von denen manche uns bereits verloren gegangen sind. So die Unterscheidung der Zahlen: zwo, zween, zwei. Er hat die rechte Mitte getroffen zwischen dem allzu fremden und allzu deutschen. Maße, Münzen, Amtsbezeichnungen verdeutscht er: Groschen, Scheffel, Landpfleger. Er hat sich auf dem Markte unter Bürger und Bauern gemischt, und beauftragt seine Freunde einen Vorrath guter volksmäßiger Ausdrücke zu sammeln: Schloß- und Hofwörter könn' er nicht brauchen. Noch gab es keine vergleichende Anatomie: er läßt sich durch einen Fleischer einen Schöps abstechen, um die Stellen vom levitischen Opferdienst besser zu deuten. Er läßt sich durch Spalatin eine Auswahl Edelsteine aus dem kurfürstlichen Cabinet kommen, um die Edelsteine der Offenbarung [Cap. 21] richtig zu übersetzen. Die große Mühsal lag im Alten Testament, und darin ist er von den gelehrten Freunden unterstützt worden. Er schreibt davon: „Ach Gott, wie ein groß und verdrießlich Werk ist es, die hebräischen Schreiber zu zwingen, deutsch zu reden." Ein andermal: „Ich hab mich deß beflissen, daß ich's rein und klar deutsch geben möchte, und ist uns oft begegnet, daß wir 14 Tage, drei, vier Wochen haben ein einzigs Wort gesucht und gefragt. Im Hiob arbeiteten wir also, M. Philipps, Aurogallus und ich, daß wir in vier Tagen zuweilen kaum drei Zeilen konnten fertigen. Nun es verdeutscht und bereit ist, kann's ein Jeder lesen und meistern, läuft jetzt mit den Augen durch drei, vier Blätter, wird aber nicht gewahr, wie viele Klötze da gelegen sind, da es jetzt überhin geht, wie über ein gehobelt Brett, da wir haben schwitzen müssen und uns ängsten." Auch von Gegnern hat er gelernt. Er hatte den Gruß des Herrn übersetzt: „Habt Frieden!" Emser, der Leipziger Theolog und Geheimschreiber Herzog Georgs, der Bock Emser meinte: „Meinst du denn, daß sie sich geschlagen haben?" Und Luther verbesserte: „Friede sei mit euch."

Seine Übersetzung ist nicht ohne kräftiges Vorurtheil. Zu Römer 3, 28 hat er übersetzt: „Wir glauben, daß der Mensch gerechtfertigt werde allein durch den Glauben ohne Werke des Gesetzes." Das

allein hat er aus eigner Macht hinein gesetzt und hat es gegen den Widerspruch der Zeitgenossen alle Zeit fest gehalten: es sei der Sinn, der in der deutschen Sprache dieses verstärkende Wort fordere, um die Meinung des Apostels klar auszudrücken, und es ist eine gewaltige Verdeutschung.

Über die Wirkung der Volksbibel schreibt Cochläus und klagt: „Handwerksburschen und Weiber lesen das Neue Testament aufs begierigste als Quell aller Wahrheit. Sie tragen es am Busen und lernen es auswendig. Dadurch maßen sie in wenig Monaten sich so viel an, daß sie nicht nur mit katholischen Laien, sondern auch mit Priestern und Gelehrten über den Glauben zu disputiren nicht erröthen."

So wurde die Bibel dem deutschen Volke Schild und Schwert. Es ist allerdings auch mancher thörichte Gebrauch davon gemacht worden, aber es war von größter und segensreichster Bedeutung für die Entwicklung unseres Volkes, daß grade damals, als es zu einem höhren Selbstbewußtsein erwachte, ihm dieses Gottesbuch in die Hand gegeben wurde. Wie es im Druck erschien, Stück für Stück, wie eine Flugschrift, ward es mit dem unmittelbarsten Interesse der Gegenwart gelesen.

Der das gründlichste Verständniß davon hatte, Jacob Grimm, sagt: „Luthers Sprache muß in ihrer edlen, fast wunderbaren Reinheit auch ihres gewaltigen Einflusses halber für Kern und Grundlage der neuhochdeutschen Sprachauseinandersetzung gehalten werden, wovon man bis auf den heutigen Tag nur unbedeutend und meist zum Nachtheil der Kraft und des Ausdrucks abgewichen ist."

In der Freude an seinem Werke schreibt Luther: „Man sieht daran, wie der heilige Geist absonderlich Lust gehabt hat, mit uns Deutschen in unsrer Muttersprache zu reden." Es war diese Bibel die Blüthe der Germanisirung des Christenthums. Ist auch unser Volk durch die Kirchenspaltung auf lange getrennt, so ist hier doch die sprachliche Einigung desselben hervorgegangen. Wer in ganz Deutschland verstanden sein will, muß in der durch Luthers Bibelübersetzung gebildeten Sprache reden und schreiben. Er hat sein Werk fortgebildet in steter Arbeit des beßren Verständnisses und reineren Deutsch bis zur letzten Ausgabe von 1545. Wir können sie jetzt übersehn, nachdem Bindseil, der hallische Bibliothekar eine kritische Ausgabe veranstaltet hat, d. h. den Text von 1545, darunter alle sachlichen und viele sprachlichen Varianten sämmtlicher Ausgaben, die aus Luthers Hand gekommen sind.

§ 189. Der Reichstag zu Nürnberg. Hadrian VI. 1522/23.

Das Wormser Edict gegen Luther ist fast nirgends vollzogen worden. Die Legaten klagten: kaum sei die Tinte trocken, womit der Kaiser es unterzeichnet, so werde es schon überall gebrochen. Trotz der bischöflichen Censur erschien Flugschrift auf Flugschrift im Sinn der Reformation. Hutten schrieb an Aleander, ob er denn meine, mit einem Edictchen, das er einem jungen Fürsten listig abgepreßt, Religion und Freiheit zu unterdrücken! Als vermöge ein kaiserlicher Befehl etwas gegen das unwandelbare Gotteswort! Die Reichsstände entschuldigten sich mit der Gefahr von Volksaufständen. Schon unter Maximilian war es der Plan Fürsten, auch außerhalb des Reichstags durch einen ständigen Ausschuß das Reich zu verwalten, ein Reichsregiment, dessen Präsident nur der Kaiser sei, so weit er gegenwärtig war. Dieser Plan ist von Maximilian niedergehalten worden, er stand unter den Wahlbedingungen Karls V. In Worms ist solches Reichsregiment eingesetzt worden mit dem Sitz in Nürnberg. Als der Kaiser sofort nach Spanien ging, war die höchste Gewalt beim Reichsregiment. Es bestand aus Abgeordneten der Fürsten und den Fürsten selbst, Friedrich der Weise übte entscheidenden Einfluß. Die Majorität war der Reformation geneigt. Hier kann der sächsische Gesandte v. Planitz Luther gegen den Vorwurf der Ketzerei vertheidigen: daß man in Wittenberg das Abendmahl unter beiderlei Gestalten nehme, daß der eine oder andre Priester sich verheirathe, daß ein paar Mönche ihr Kloster verlassen, könne man nicht gleich Ketzerei nennen; das betreffe Anordnungen, die von Papst und Concilien vor nicht gar langer Zeit gemacht worden, und daher am Ende auch zurückgenommen werden könnten. Wollte man Luther vertreiben, so würden Nachfolger aufstehn, doch ohne seinen Geist, die möchten dann leicht nicht allein gegen die Satzungen der Kirche, sondern gegen Christenthum und gegen Gott predigen. Als der Herzog Georg von Sachsen anzeigte, welche Schmähungen Luther ausstoße gegen Papst und Kaiser, erhielt er im August 1522 die kühle Antwort vom Reichsregiment: „Wir ersehn, daß Ew. Liebden die Schmähungen gegen päpstliche Heiligkeit und kaiserliche Majestät mißfallen, geben darauf Ew. Liebden zu erkennen, daß wir K. M. Schmach und Schaden nicht gern dulden wollten, wo wir sie erführen und sähen."

Während so die höchste Gewalt im Reiche sich zu Luther neigte, schien der Papst selbst sich an die Spitze einer Reformation zu stellen. Der Nachfolger Leos X, Hadrian VI, ein alter Niederländer, der

des Kaisers Lehrer gewesen ist, war erbittert gegen die römische Unsitte: nur darum hab er seinen Nacken in das Joch der päpstlichen Würde gebeugt, um die verunstaltete Braut Christi zu ihrer Reinheit wiederherzustellen. In der Instruction, welche er Chieregati, seinem Legaten zum Nürnberger Reichstag mitgab, heißt es: „Wir wissen, daß bei dem römischen Stuhl viele Abscheulichkeiten vorgekommen sind, Alles ist zum Bösen verkehrt, vom Haupt hat sich das Verderben auf die Glieder, vom Papst auf die Prälaten verbreitet.“ Aber er haßt Luther als Antischolastiker und Revolutionär. Er nennt ihn einen zweiten Mohammed, weil er wie dieser Vielweiberei gestatte durch Billigung der Priesterehe.

Dieser Legat hat zuerst vor dem Reichsregiment den Vorwurf erhoben, der dann so oft bis auf unsre Tage gehört worden ist: die kirchliche Revolution sei nur das Vorspiel der politischen: „Meint ihr Fürsten, daß jene Söhne der Bosheit ihre Meinung anders wohin richten, als unter dem Namen der Freiheit sich allem Gehorsam zu entziehn! Versehet ihr euch, daß sie, so die päpstlichen Gesetze und der Väter Decrete verachten, euren Gesetzen gehorchen werden!“

Die Volksstimmung hatte sich in Deutschland doch bereits sehr geändert. Als der Legat in Augsburg festlich einzog und nach der Sitte den Segen ertheilte, verhöhnte ihn die Bevölkerung, daher er ganz stille nach Nürnberg geritten ist. Er klagt über einen Prediger, der unter den Augen des Reichsregiments lutherische Meinungen verbreite. Die Klage wurde an den Reichstag verwiesen, der sie ad acta legte. Der Prediger in St. Lorenzo aber sprach nur um so kühner: „Und wenn der Papst zu seinen drei Kronen noch eine vierte sich auf den Kopf setzte, sollte er mich doch vom Worte Gottes nicht abwendig machen.“

Es galt der Botschaft des Legaten eine Antwort zu ertheilen. Im Reichsregimente wurde ein Entwurf derselben berathen: „Wegen der zugestandnen Mißbräuche sei unmöglich, die Bannbulle und das Wormser Edict zu vollziehn. Vor Allem durch Luther sei man über die Mißbräuche unterrichtet worden. Wolle man ernstlich gegen ihn verfahren, so würde Jedermann glauben, man wolle durch Tyrannei die evangelische Wahrheit unterdrücken und unchristliche Mißbräuche behaupten, woraus nur Empörung hervorgehen könne. Auf dem geforderten Concil sollen auch Weltliche Sitz und Stimme haben, auch jede Verpflichtung aufgehoben werden, durch die Jemand verhindert sei irgendwo vorzutragen, was zu göttlichen, evangelischen und anderen gemeinnützigen Sachen nothwendig. Bis dahin solle bei Kurfürst Friedrich und Luther ausgewirkt werden, daß nichts geschrieben werde, das zu Aufruhr und Ärgerniß Anlaß gebe, nur das heilige Evangelium und be-

währte Schrift nach rechtem christlichem Verstande solle man lehren. In diesem Entwurfe wird Luther neben dem Kurfürsten genannt wie eine ihm ebenbürtige Macht. Am 13. Januar 1523 ward er dem Reichstag übergeben. Dort setzten die Bischöfe einige Ermäßigung durch: die Stelle vom Anspruch der Weltlichen auf Sitz und Stimme im Concil wurde gestrichen. Ihr Verlangen statt „bewährte Schrift" wenigstens die vier großen lateinischen Kirchenväter: Hieronymus, Augustin, Ambrosius, Gregor I zu nennen als Schriftausleger, führte zu der Fassung: es soll nichts gelehrt werden als das lautere Evangelium, sanftmüthig, nach Auslegung der von der Kirche angenommenen Schriften. Diese Botschaft wurde dem Legaten übergeben und zugleich als kaiserliches Edict im Reiche verkündet. Es war das Gegentheil des Edicts von Worms. Luther und seine Freunde priesen, hierdurch sei Acht und Bann zurückgenommen. Der Reichstag hatte sich dadurch im Sinn des deutschen Volkes an die Spitze einer gesetzmäßigen Reformation gestellt. Wäre man fortgeschritten auf dieser Bahn, wir wären immer ein einiges Volk geblieben. Luther war doch nicht sonderlich zufrieden, wie er sich im Bären gegen die Schweizer Studenten aussprach über das bloße Vergnügungsleben der Fürsten in Nürnberg. In seiner Schrift über die Ursachen, warum Dr. Luther wieder nach Wittenberg kommen, hieß es: „Es ist anders im Himmel, denn zu Nürnberg beschlossen." Spalatin, der die Handschrift sah und sie dem Kurfürsten zeigte, forderte nach dessen Dafürhalten eine Änderung, um nicht dieses wohlwollende Reichsregiment zu verletzen, einer der seltenen Fälle, wo Luther, obgleich murrend, nachgab. Er schrieb dafür: „Es ist viel anders im Himmel denn auf Erden beschlossen."

Hadrian VI hatte den redlichsten Willen: aber die Reform durch einen Papst, der Luthers Untergang forderte, war ohnmächtig an sich. Er war von Solchen umgeben, deren Vortheil in den Mißbräuchen lag. Sein Recht ruhte auf der gleichen Grundlage wie das ihre. Dagegen ein einfacher Mann aus dem Volke, ein Professor, der kann die Decretalen in's Feuer werfen, sein Recht ruht nicht auf vergilbten Pergamenten, sondern steht als ewiges Recht am Himmel geschrieben und quillt noch jung und frisch aus des Volkes Herzen.

§ 190. Verbreitung der Reformation und Beginn der Spaltung Deutschlands (1523—1526).

Die Reformation ist nicht durch eine besondre Mission verbreitet worden, Luthers Missionare waren seine Schriften, die heilige Schrift und

auch die bildende Kunst trat in den Dienst der jungen streitenden Kirche.

Die deutsche Litanei aus der Zeit des Wormser Reichstages hat die hergebrachten Formeln der Anrufung Gottes und seiner Heiligen für die Kirche parodirt zu Anrufungen für Deutschland, für Luther und seine Freunde gegen die römisch Gesinnten: „Heiliger Franciscus bitte für deine Nachfolger, daß sie nicht Jedermann verleumden! alle heilige Mönche, deren es unendlich wenige gibt, bittet für die Deutschen! vom Joch der Römischen befreie die Deutschen, lieber Herr Gott, von den Annaten mache Deutschland los, von aller Wuth hilf Aleandro!" Im Schloß des Kurfürsten zu Torgau sah man ein Bild, darstellend die Bundeslade, vorn getragen von Hutten, hinten von Luther. Erasmus mit der Cither zieht voran, im Winkel sitzen zusammengekauert Papst und Kardinäle.

Das Passional Christi und Antichristi, mit Holzschnitten von Lucas Cranach und Unterschriften von Luther, stellt auf der einen Seite dar die Niedrigkeit Christi nach der H. Schrift, auf der anderen die weltliche Herrlichkeit und Üppigkeit des Papstes. Luther berichtet an Spalatin [1521] von einem Fastnachtsspiele, das sehr einfach verlaufen ist: Studenten verkleidet als Papst und Kardinäle ziehen auf mit festlichem Gepränge. Auf dem Markte in Wittenberg werden sie überfallen und aus einander getrieben von einem anderen Studentenhaufen: „und wahrlich, Christi Feind verdient solchen Spott, der die höchsten Könige, ja Christum selbst verspottet".

Vor Karl V soll in Augsburg 1530 eine stumme Comödie aufgeführt worden sein durch unbekannte Spielleute. Nach der Mittagstafel tritt ein Vermummter in den Saal im Talar der Doctoren, auf seinem Rücken steht „Reuchlin". Er wirft ein Bündel grade und krumme Stäbe hin und geht ab. Ein zweiter folgt als Weltgeistlicher den Erasmus vorstellend, der sich bemüht, die krummen Stäbe grade zu biegen. Vergeblich! Kopfschüttelnd geht er ab. Darauf ein Mönch als Luther, der zündet die krummen Stäbe an, als das Feuer sich zeigt, geht er ab. Dann kommt Einer als Kaiser, schlägt mit dem Degen dazwischen, aber anstatt zu löschen, schürt er das Feuer nur noch mehr. Endlich der Papst schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und sucht nach Löschmitteln. Er greift zwei Eimer, einen voll Wasser, einen voll Öl. In der Angst greift er nach dem Öl und gießt's in's Feuer. Bei der Verwirrung des aufschlagenden Feuers haben sich die Spielleute von dannen gemacht. Vergeblich hat der Kaiser sie suchen lassen. Da unsre Kunde davon erst aus dem 17. Jahrhundert, und eine ältere

Nachricht von einer ähnlichen Aufführung vor Franz I von Frankreich erzählt, auch damals vor Karl V ein solches Spiel gefährlich gewesen wäre, so ist's vielleicht nur eine Allegorie des wirklichen Verlaufes der Reformation und die Aufführung vor dem Kaiser selbst nur ein Bestandtheil der Dichtung.

Der Papstesel, so weit aus Melanchthons Bericht zu sehen, war ein Monstrum 1496 im Tiber gefunden: ein menschlicher Körper mit einem Eselskopfe. Nach Melanchthon bedeutet dies den Papst, der sich auf die Kirche reime, wie ein Eselskopf auf einen Menschenleib. Er glaubt, dies Ungeheuer sei von Gott unmittelbar erschaffen, zum Zeichen von des Papstes Art und Untergang. Luther in seinen spätren Schmähschriften auf das Papstthum wechselt zwischen beiden Vorstellungen: dem Papstesel und dem Endechrist. Jenes ist gleichsam die komische, dies die tragische Maske oder Allegorie des Papstthums. Er hat auch mythologische Bilder darauf angewandt. So: Abbildung des Babstums durch M. Luther in 10 Holzschnitten [Wittenberg 1545] wahrscheinlich auch von Cranach mit Luthers Unterschriften: 1) Der Ursprung des Papstes; wie der Papst vom Teufel geboren und von den Furien erzogen wird mit der Unterschrift:

„Hie wird geboren der Widerchrist
Megära sein Seugamme ist.
Alecto sein Kindermeidlin
Tisiphone, die gängelt ihn."

2) Ein Esel im päpstlichen Ornat mit dreifacher Krone, bläst auf dem Dudelsack: papa doctor theologiae et magister fidei.

„Der Papst kann allein auslegen
Die Schrift und Irrthum ausfegen;
Wie der Esel allein pfeifen
Kann und die Noten recht greifen."

Die volksthümliche, handwerksmäßige Dichtung ist der Reformation früh zugefallen. Ihr edelster Repräsentant Hans Sachs. Seine „Wittenberger Nachtigall", die den Geisterfrühling verkündet, ist ein Hymnus auf Luther:

„Wacht auf, es nahet gen dem Tag,
Ich hör singen im grünen Hag
Ein wunnigliche Nachtigal.
Ihr Stimm durchklinget Berg und Thal.
Die Nacht neigt sich gen Occident,
Der Tag geht auf vom Orient,
Die rothbrünstige Morgenröth
Her durch die trüben Wolken geht."

Auch in einfacher Prosa, in einem Dialog hat Hans Sachs die volksmäßige Seite der Reformation ganz aus dem eignen Leben dargestellt, eines Schusters Gespräch mit einem Chorherrn und seiner Köchin:

Köchin: Seid willkommen, Meister Hans! Schuster: Gott dank euch! Wo ist der Herr? Köchin: Er ist im Sommerhaus. Ich will ihn rufen. Herr, Herr! der Schuhmacher ist da! Chorherr: Ah! Beneveneritis, Meister Hans. Schuster: Deo gratias. Chorherr: Was, bringt ihr mir die Pantoffeln? Schuster: Ja, ich gedachte, ihr wärt schon in der Kirche. Chorherr: Nein, ich bin hinten im Sommerhaus gewesen und hab abgedroschen. Schuster: Wie? Habt ihr gedroschen? Chorherr: Ja, ich habe meine Horas gebeten und so dabei meiner Nachtigal zu essen gegeben. Schuster: Herr, was habt ihr für eine Nachtigal? Singt sie noch? Chorherr: O nein, es ist zu spät im Jahr. Schuster: Ich weiß einen Schuhmacher, der hat eine Nachtigal, die hat erst angefangen zu singen. Chorherr: Ei, der Teufel hol den Schuhmacher mit seiner Nachtigal! Wie hat er den allerheiligsten Vater und uns würdige Herrn ausgehohlsägt wie ein Hohlsägbube. Schuster: Ei Herr, fahrt schön, er hat doch nur euren Gottesdienst, Gebote und Einkommen dem gemeinen Mann angezeigt, ist denn solches euer Wesen Hohlsägewerk! Chorherr: Was geht aber unser Wesen den tollen Schuster an? Schuster: Es steht geschrieben: So du deines Feindes Esel unter der Last siehest liegen, laß ihn nicht, sondern hilf ihm. Soll denn ein getaufter Christ seinen Bruder nicht helfen, so er ihn sähe liegen in der Beschwerde seines Gewissens." — Hierauf werden die Gegenstände des reformatorischen Streits volksmäßig mit mancher satyrischen Wendung durchgenommen. So kommt die Rede auch auf die Auctorität der Concilien. Chorherr: So haltet ihr von keinem Concilio? Schuster: Ja, von dem das die Apostel zu Jerusalem hielten. Chorherr: Haben denn die Apostel auch ein Concilium gehalten? Schuster: Ja! Habt ihr eine Bibel? Chorherr: Ja! Köchin, bring das große alte Buch heraus! Köchin: Herr, ist's das? Chorherr: Ei nein, das ist das Decretal, maculir mir es nicht! Köchin: Herr, ist's das! Chorherr: Ja! Kehr den Staub herab! Wohlan, Meister Hans, wo steht's? Schuster: Sucht Actuum Apostolorum 15. Chorherr: Sucht selbst. Ich bin nicht viel darin umgegangen. Ich weiß wohl Nützlicheres zu lesen.

In einem Fastnachtsspiel von Hans Sachs verhört der liebe Gott die Kinder Evas ganz nach Luthers Katechismus. Er hat auch ein Kirchenlied gedichtet: „Warum betrübst du dich mein Herz?" bekannt unter dem Namen: alter Leute Trost in alten Tagen zur Zeit der Hungersnot.

dige, ein milder, einfacher Herr, friedfertig, doch von großer Entschlossenheit. In sein Exemplar von Luthers Katechismus hat er sich die Losung eingeschrieben: „Gradaus gibt einen guten Renner." Wenn Luther vor ihm predigte, schrieb er nach was ihm besonders eindringlich vorkam. In den Abendstunden ließ er sich gern aus Luthers Bibelübersetzung vorlesen. Zuweilen ist er darüber eingeschlafen, denn er war schon bejahrt, erwachend wiederholte er den letzten Spruch, der ihm im Gedächtniß geblieben war.

Der junge Landgraf Philipp, ein mächtiger Fürst damals, als beide Hessen noch vereinigt waren, hatte eine schlechte Erziehung genossen. Wilde Begierden vereinten sich mit treuherziger Frömmigkeit. Wenn er oft vor Tag schon auf die Jagd ging, geschah es doch nicht, ohne eine Messe zu hören. Zuweilen rief er dann ungeduldig dem Pfaffen zu: „Potz Merten, scher dich fort mit deinem Gimpelwerk!" In der Reformation sah er zunächst nur das Befreiende. Als er in Worms Luther sah, meinte er scherzend: „Man sagt ihr lehrtet, daß die Frauen ihre Männer, wenn sie alt sind, fortjagen dürfen." Als dann Luther mit ernstem Wort antwortete, sprach er: „Habt ihr Recht, Herr Doctor, so helf euch Gott." Im folgenden Jahre wurden doch in Hessen lutherische Priester vertrieben. Erst als das Volk sich nicht halten ließ, fing der Fürst an, Luthers Schriften und seine Bibel zu lesen. In seinen jungen Jahren erscheint er als der Achill der Reformation, ein Parteiführer, schlau und bieder zugleich, christlich fromm und bibelfest, doch unabhängig von den Theologen oder mit seltsamer Entschlossenheit sie für seine Lüste gewinnend, auf göttliche Hülfe vertrauend, doch der weltlichen Mittel, durch welche eine geistige Revolution in der Welt durchgesetzt wird, kundig und in den Jahren seiner Kraft auch mächtig.

Albrecht von Brandenburg, ein Hohenzoller, der Vetter des Kurfürsten von Mainz, stand an der Spitze des deutschen Mönchsritterthums. In Preußen war der Deutsch-Ritterorden wegen Tyrannei im Innern und Schwäche nach außen so heruntergekommen, daß die Ritter nicht wagten, in ihrer Ordenstracht zu reisen. Albrecht, als Hochmeister des Ordens eine Zeit lang beim Reichsregiment in Nürnberg, war durch den Pfarrer Osiander bedenklich gemacht, ob sein Stand dem göttlichen Wort entspreche, zugleich entschwand ihm damals die Hoffnung einer Reichshilfe gegen Polen. Er nahm die Bibel zur Hand, und auf der Rückreise fragte er Luther um Rath. Der rieth ihm, die Ordensregel zu verlassen, Preußen zum Erbfürstenthum zu machen, und sich zu vermählen. Albrecht war zurückhaltend genug, um über

die Befolgung dieses Rathes zu schweigen. Geheim hielt sich zu ihm der Bischof von Samland, Georg von Polentz. Der stammte aus Sachsen, war Geheimschreiber Julius II gewesen und mit Albrecht bekannt geworden im italienischen Feldzuge, als Jener noch nicht Hochmeister war. Er hat einmal Königsberg gegen die Polen vertheidigt mit gewaltiger Tapferkeit. Damals schrieb er dem Hochmeister: „Was mir bei Tag und Nacht von Kundschaft zukommt, will ich Ew. Gnaden nicht verhalten, und mich ob Gott will bei meinem Hause lebendig oder todt finden lassen, als einem frommen Pfaffen von Adel zusteht. — Ew. Gnaden lasse mit Freuden drein haun, und wird sicherlich inne werden, Gott vom Himmel und unsre liebe Frau, S. Petrus und S. Albertus werden den Unseren sichtlich Beistand thun und helfen." Durch Luthers Schriften und einen Schüler desselben, Brisman gewonnen, hielt Polentz die erste evangelische Predigt am Weihnachtsfeiertage 1523: „Sehet ich verkündige euch große Freude, denn euch ist heute geboren der Heiland. Euch verkündige ich die Freude. Alles, das von Christus mag gesagt werden, hilft uns nichts, bis daß wir hören, wie es Alles uns zu Nutz gesagt wird. Die größte Ursach des Jammers in der Christenheit ist, daß man die Menschenlehr und Gutdünken der Vernunft und der Väter Sprüch, ja auch den blinden Heiden Aristotelem viel höher getrieben hat denn Gottes Wort, wie ich euch derselbigen Art nach gepredigt hab, jetzt aber seh ich aus Gottes Gnaden, daß es eitel Irrthum und Verführung ist. Darum will ich mit göttlicher Hülf und Gottes Wort und dem Evangelio halten, sollt ich gleich Leib und Leben, Gut und Ehre dran setzen." Ihm hat Luther seine Auslegung des Deuteronomiums zugeeignet: „Dem rechtschaffenen Bischof von Samland. Siehe das Wunder! mit vollen Segeln läuft das Evangelium nach Preußen." Und ihm schrieb Luther 1525: „Dich allein unter allen Bischöfen der Welt hat der Herr erwählt und errettet aus den Klauen des Satan." Die Säcularisation von Preußen und Lehnsnahme von Polen, dieser Staatsstreich enthielt ein zweifaches Unrecht, denn Preußen war deutsches Reichslehn und der Hochmeister, der sich zum Herzog machte, nur berechtigt zu persönlicher Verwaltung.

Noch war der politische Stützpunkt der Reformation Sachsen, doch dies nur zur Hälfte. Durch den verhängnißvollen Vertrag von 1485 war es zertheilt zwischen zwei Brüder, die Ahnherrn der ernestinischen und albertinischen Linie, das Besitzthum einer jeden Linie ungefähr gleich an Macht, nur daß die ältere, die ernestinische, voraus hatte die Kur und den Kurkreis an der Elbe, Wittenberg und Torgau, aber

getrennt durch das albertinische Land, das ziemlich dem Königreich Sachsen in seiner damaligen Beschränkung entsprach. Die ernestinische Linie hat als Stammland Thüringen mit dem Osterlande Altenburg mit einem Theil von Franken, Koburg und Meiningen.

Das Haupt des albertinischen Hauses Georg der Bärtige wird von Luther geschildert als unleidlicher Tyrann, doch war er ein ehrenwerther, frommer Fürst. Bereits am 25. Juli 1517 hatte Luther vor ihm gepredigt in der Schloßcapelle zu Dresden, von Staupitz gesandt, über Matth. 20, 20 f., die Wünsche der Söhne Zebedäi. Im ersten Theil sprach Luther gegen der Menschen thörichtes Bitten, dann um was der Mensch beten solle: um Christus allein; er allein unsere Gerechtigkeit, das Heil kommt allein im Glauben an ihn. Die Predigt ist bekannt geworden unter dem Namen der Mönchspredigt. Sie hat einen tiefen Eindruck auf den Herzog gemacht, doch keinen wohlthuenden. Bei der Tafel fragte er die Hofmeisterin des Frauenzimmers: wie ihr die Predigt gefallen habe? Sie antwortete: wenn sie noch eine solche hören könnte, hoffe sie noch einmal so ruhig sterben zu können. Der Herzog, verdrießlich: er wolle viel Geld geben, daß er die Predigt nicht gehört, als welche das Volk nur sicher und ruchlos mache. Auch nach spätern Anzeichen hat sich die Macht jener Lehre vom alleinseligmachenden Glauben ihm aufgedrungen, aber auch das Zweideutige, Mißverständliche daran, die Geringachtung der That gegen den Glauben, des Sittlichen gegen das Religiöse. Seit der Disputation zu Leipzig galt ihm Luther als Ketzer. Auch dessen Schreib- und Streitweise stieß ihn ab. Er schreibt 1523 an König Heinrich von England: „Was hat doch Luthers Geist mit dem Geiste Christi gemein! Christus preist überall die Sanftmuth und Geduld: Luther aber, außerdem daß er dem Jähzorn, der Lästerung und dergleichen Affecten den Zügel schießen läßt, streut Samen der Widerspenstigkeit und des Aufruhrs unter dem Volke aus." Georg hat mancherlei Versuche einer gesetzmäßigen Reformation, wie er sie wollte, gemacht. Er ließ durch Emser auch das Neue Testament übersetzen. Dann wurde er verbittert durch sein vergebliches Widerstreben gegen die Reformation, wie Gott sie gewollt hat. Er ließ den Buchhändler Hergott, der Schriften Luthers gegen sein Verbot verkauft, auf dem Markt in Leipzig hinrichten [1524]. Er nöthigt einen Priester, der auch in Luthers Sinn geschrieben hatte, sein Buch aufzuessen und forderte von den Leipzigern einen Eid, daß sie Luthers Lehre für ketzerisch achteten; die sich weigerten, wurden des Landes verwiesen, an 80 Bürger mit ihren Familien. An diese hat Luther 1533 einen Trostbrief erlassen, darin nennt er

den Herzog einen Holofernus, Kaiphas, Judas und des Teufels Apostel. Als dieser sich deßhalb beim Kurfürsten beklagte, daß Luther seine Unterthanen zur Empörung reize und der Kurfürst Luther zur Verantwortung forderte, hat der geantwortet: er habe die Leipziger Verbannten nicht zur Widersetzlichkeit, sondern zur geduldigen Ertragung der Leiden ermahnt; er habe allerdings Herzog Georg einen Apostel des Teufels genannt, aber dessen politischem Ansehn thue das keinen Eintrag, da Georg als Fürst vor der Welt lobenswerth und ehrbar sei: vor Gott aber steh er nicht höher als Herodes und Judas, und mit jener Eidesforderung müsse er vom Teufel besessen sein, weil er damit die Gewissen der Menschen unterjoche, wie nicht Pfarrer, selbst nicht der Papst gethan. Dies genügte dem Kurfürsten, aber schwerlich dem Herzoge.

Die Macht der Reformation stand im Volke, nicht im Landvolke, aber im Bürgerthum besonders der Reichsstädte, deren Magistrate sich doch vorsichtig noch zurückhielten. Bot die Reformation den Fürsten Kirchengut und Macht über den Klerus, der bis dahin eine unabhängige Corporation bildete, so hat auch der Papst den Herzögen von Baiern Beides ertheilt: ein Fünftel aller kirchlichen Einkünfte. Sie blieben durch den Geist ihrer Universität zu Ingolstadt beherrscht, eine Mauer für den alten Glauben. Pallavicini, auch Bossuet, wissen von einzelnen Gewaltthaten zu erzählen gegen die, welche am alten Glauben festhielten: sie wurden verhöhnt, sahen die Gegenstände ihrer Verehrung in den Winkel geworfen. Solches geschieht, wo das Volk in Masse sich einem neuen Cultus zuwendet. Dazu ist einzelnes Willkürliche geschehen da, wo die Reformation schon gesiegt hatte. So wurde im Braunschweigischen anfangs 1544 ein Gebot erlassen: „Alle Pfarrer, die nicht betagt und gebrechlich sind, sollen bis Fastnacht heirathen bei Verlust ihres Amtes." Wegen dergleichen dürfte Luther gesagt haben: „Macht aus der Freiheit kein Gebot!" Aber es ist doch abgeschmackt, wenn katholische Theologen behaupten, die Reformation sei dem Volke aufgedrungen worden. Die katholische Kirche war im Besitz, auch für die fürstliche Macht lag immer etwas Drohendes in dieser Volksbewegung und welche andre Macht hätten die Reformatoren gehabt als die Überzeugung des Volkes? Gegen Einzelne sind von seiten der Hierarchie ungeheure Gewaltthaten geschehen. Rabus hat gleichzeitige Berichte solchen protestantischen Märtyrerthums zusammengestellt. In Baiern kam es vor, daß Prädikanten die Zunge an den Galgen genagelt wurde. In Brüssel 1523 wurden zwei junge Augustiner eingezogen: „Warum sie sich von Luther verführen lassen?"

„Er hat uns verführt wie Christus die Apostel.“ Sie sind Beide verbrannt worden. Luther hat ihnen, seinen Ordensgenossen, ein Siegeslied gedichtet.

„Ein neues Lied wir heben an,
Das walt Gott unser Herre,
Zu singen was Gott hat gethan
Zu seinem Lob und Ehre.
Zu Brüssel, in dem Niederland,
Wohl durch zwo junge Knaben,
Hat er sein Wundermacht bekannt,
Die er mit seinen Gaben
So reichlich hat gezieret.“

Nun wird in der Weise der alten Märtyrerlieder ihr heldenmüthiges Bekenntniß und Sterben geschildert mit dem kühnen und doch so einfachen, volksthümlichen Schlusse:

„Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür;
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden.“

In Meldorf, in den Dithmarschen hatte sich eine kleine evangelische Gemeinde gebildet, von Bremen aus durch den Augustiner Heinrich von Zütphen. Die Dominicaner wirkten bei dem bischöflichen Gericht einen Todesbeschluß gegen diesen aus. Ein trunkner Volkshaufen brach bei Nacht in's Pfarrhaus, Mönche trugen die Fackeln, er wurde zu Tode gemartert. Darauf hat Luther ein Trostschreiben erlassen an die Christen zu Bremen: „Nun ist wiederkommen die Gestalt des rechten christlichen Lebens, das mit Leiden und Verfolgung vor der Welt gräulich ist anzusehn, aber köstlich und theuer vor Gottes Augen. Diese und ihresgleichen sind es, die mit ihrem Blut das Papstthum sammt seinem Gott, dem Teufel ersäufen.“

So waren seine Thesen zu Todesurtheilen, sein Feuer vor dem Elsterthore zum Autodafé geworden. Wenn er nicht festgestanden hätte im Glauben, wie schrecklich hätte es ihn treffen müssen. So ist er wie Einer, der in Gott ruht und bereit ist, selbst den Scheiterhaufen getrost zu besteigen.

Auf dem Nürnberger Reichstag von 1524 wurde das Reichsregiment aus persönlichen und politischen Gründen gestürzt. Die kaiserliche Macht war dargestellt durch Erzherzog Ferdinand, den der Kaiser belehnt hatte mit den deutschen Landen Habsburg, daher Campeggio, der Legat Clemens VII jetzt eine günstige Antwort erhielt, in der das

Wormser Edict wieder als gültig angesehn wurde. Aber die evangelische Partei setzte die Clausel durch, es solle vollzogen werden, so weit jedem Stande möglich sei, wodurch wieder Alles frei gelassen wurde; auch anstatt der bisherigen Hoffnung auf ein Concil will die Nationalversammlung selbst die Religionsangelegenheiten endgültig ordnen. Wäre diese Versammlung in Speier zu Stande gekommen, es wäre wohl nichts im Glauben geändert worden, aber eine unabhängige Nationalkirche mit Priesterehe und Laienkelch würde entstanden sein. Dagegen kämpfte der Legat und er hat seinen Zweck erreicht durch Spaltung: es gelang ihm, zwischen Ferdinand von Österreich, den Herzögen von Baiern und den meisten süddeutschen Bischöfen zu Regensburg ein Bündniß abzuschließen, kraft dessen sie mit Annahme einer von ihm verwilligten Scheinreformation, Maßregeln gegen den niedern Klerus, durch Decret vom 6. Juli 1524 die Wittenberger Neuerungen von ihren Landen ausschlossen und wegen jeder Gefährde deßhalb sich gegenseitig Schutz versprachen. Schon unmittelbar nach dem Reichstage zu Worms hatte Aleander dieses Spiel in die Augen gefaßt. Er berichtete damals nach Rom: „Wenn auch bei dieser Versammlung nicht grade viel für uns herauskommt, so werden wir doch so viel durch das Edict bewirken, daß Deutschland eine Wunde beigebracht wird, indem die Deutschen selbst gegen ihre Eingeweide wüthen und so in ihrem eignen Blute stracks ersticken werden.“ Das klingt wie eine furchtbare Weißagung, die seitdem drohend über Deutschland schwebte. So ist von der katholischen Partei das Sonderbündniß ausgegangen. Nicht alle katholischen Reichsstände sind ihm beigetreten, ein Theil scheute die Folgen. Die ausgetretnen Ordensleute und verheiratheten Priester sollten nicht geduldet, sondern nach Nothdurft gestraft werden, alle Bücher werden unter Censur gestellt, alle ihre Unterthanen werden sie von Wittenberg zurückrufen, binnen drei Monaten müssen sie die Stadt verlassen bei Verlust ihrer Benefizien. Kein Inländer, der nach dieser Frist dort studirt, soll je zu einer Pfründe zugelassen werden, sondern gänzlich verachtet sein. Das waren innre Maßregeln, doch die Gesinnung darin drohte mit Gewalt. Auch schrieb der Kaiser drohende Briefe und verbot die Versammlung zu Speier.

So entstand für die Evangelischen die Frage, wiefern erlaubt sei, solcher Gewalt zu widerstehen. Mit religiöser Gewissenhaftigkeit fragte Kurfürst Johann in Wittenberg: wenn der Kaiser Gewalt brauche gegen die Evangelischen, was zu thun sei. Die Wittenberger Theologen antworteten groß und kindlich: der Kurfürst sei gegen den Kaiser so wenig zu einem gewaltsamen Widerstand berechtigt, als der Bür-

germeister von Wittenberg gegen den Kurfürsten; auch dürfe ein Christ nicht Gewalt mit Gewalt abwehren. Doch der Landgraf meinte: er habe nicht Lust, sich um des Evangeliums willen aus seinem Lande jagen und an den Bettelstab bringen zu lassen, wohl aber sei er entschlossen dafür zu sterben, wenn er von seinen Freunden verlassen, von seiner Feinde Übermacht erdrückt werden sollte. Auch verwiesen die Wittenberger Juristen auf die Eigenthümlichkeit der Reichsverfassung: nicht alle Gewalt sei beim Kaiser, auch die Fürsten seien Obrigkeit und verbunden, ihre Unterthanen zu schützen gegen unrechtmäßige Gewalt.

So ist gegen den Regensburger Bund das Torgauer Schutzbündniß zunächst zwischen dem Landgrafen und dem Kurfürsten geschlossen worden [4. März 1526] für den Fall, daß man wegen göttlichen Worts und wegen Abschaffung der Mißbräuche angegriffen werden sollte. Bald traten Lüneburg, Anhalt-Cöthen, Mansfeld, Preußen und Magdeburg zu dem Bunde, der doch schwankend und unbestimmt blieb, zumal Luther höchlichst mißbilligte, daß man sich dem Kaiser widersetzen oder Gottes allmächtiges Wort und Fürsehung durch fleischliche Waffen und Vorsicht schützen wolle.

Die süddeutschen Reichsstädte waren mit dem evangelischen Bündniß meist einverstanden, namentlich Nürnberg und Frankfurt, doch scheuten sie, den Kaiser zu reizen durch offnen Beitritt.

So hat die Spaltung Deutschlands begonnen.

§ 191. Der König und der Theolog.

Bisher hatten sich Gegensätze erhoben, durch welche die Reformation an Kraft und Verbreitung gewann. Allmählich ziehen auch dunkle Wolken herauf und unheilvolle Händel verwirren sich.

Heinrich VIII von England erließ eine scholastische Schrift gegen Luthers Buch von der babylonischen Gefangenschaft. Der Papst hat dem König dafür den Titel ertheilt: „Vertheidiger des Glaubens“, seine Nachfolger haben diesen Titel geführt und Victoria führt ihn jetzt noch. In Rom war große Freude über das Buch des Königs: man nannte ihn den neuen St. Georg, der den Lindwurm erlegt habe. Der König war nicht ohne theologische Bildung. Als nachgeborner Prinz war er zum geistlichen Stande bestimmt gewesen, durch den Tod des ältern Bruders bestieg er unerwartet den Thron. Doch wie große Herren bei ihren Schriften zu thun pflegen, man setzte voraus, er habe dieses Buch nicht ohne Hülfe geschrieben. Selbst in der römischen Verherrlichung wird Einer vorausgesetzt — der heilige Geist. Man hat an Erasmus

gedacht. Für den ist doch die Schrift zu gering, wahrscheinlich war Helfershelfer Lee, der Beichtvater des Königs. So auch Luther: „Es meinen Viele, König Heinrich habe dies Büchlein nicht selbst gemacht. Da liegt mir nichts an, es hab's König Heinz oder Kunz oder der Teufel selbs gemacht. Mich dünkt wohl, König Heinrich habe eine Elle groben Tuchs oder zween dazu gegeben, und der giftige Bube Leus, der wider Erasmum geschrieben hat oder seines Gleichen habe die Kappen geschnitten und mit Futter unterzogen. Aber ich will sie ihnen anstreichen und Schellen daran schürzen, ob Gott will. — Wenn ich darum sollt erschrecken, daß ein König wider mich schreibt, müßte mich vielmehr erschreckt haben, daß der Papst, der aller Könige Muster sein will, wider mich geschrieben hat. Aber ich habe meine Lehre von Gottes Gnaden nicht allein vom Himmel erhalten, sondern auch für Einen erhalten, der mehr vermag in seinem kleinen Finger denn tausend Päpste, Könige, Fürsten und Doctores."

Uns ist von Interesse nur der Ton dieser Schrift wider einen König. Sie trägt den Titel: „D. M. Luther, von Gottes Gnaden Ekklesiaster zu Wittenberg gegen Heinrich von Gottes Ungnaden König von England." „Darf ein König von England seine Lügen unverschämt ausspeien, so darf ich sie ihm wieder fröhlich in den Hals stoßen. Denn damit lästert er meine christliche Lehre und schmiert seinen Dreck an die Krone meines Königs der Ehren, nämlich Christi, dessen Lehre ich habe. Darum soll's ihn nicht wundern, ob ich den Dreck von meines Herrn Krone auf seine Krone schmiere und sage vor aller Welt, daß der König von England ein Lügner ist und ein Unbiedermann." Daneben regt sich das Selbstgefühl des Gelehrten: „Der König schilt mich, ich hätte aus Haß und Neid wider den Papst geschrieben, sei beißig und hoffärtig und deß viel. Hiermit füllt er nicht ein kleines Stück seines zarten Buchs und ist's ihm auch nicht zu verdenken. Wie sollte ein armer Mann thun, der gern schreiben wollte und könnte nichts! Er muß ja so firlefanzen und mit Worten umherschweifen, daß die Leute denken, er wollte ein Buch schreiben." Weiter ertheilt er ihm Titulaturen: grober Bock, fette Sau, gekrönter Esel, schandbarer Gottesdieb, eingefleischter Teufel, giftiger Thomist, der würdig wäre, daß man ihm den Hintern mit Ruthen striche. An Schimpfen hat es auch der König nicht fehlen lassen. Nach zwei Jahren schrieb Luther einen Brief an ihn in nicht minder unanständiger Demuth. König Heinrich gab den heraus mit seinen Anmerkungen als Mann und als König. Wie ist das zugegangen? Luther erklärt: „Mein gnädigster Herr Christian, König von Dänemark machte mich guter Hoffnung so voll des Königs von England

halber, [daß dieser sich für die Reformation entscheiden werde] ließ auch nicht ab mit Schriften, schenkte mir so viel gute Worte ein, ich sollte nur demüthig schreiben, es würde gewiß Nutzen schaffen, bis ich davon trunken ward und taumelte also." Gewiß dieser Brief war gegen seine männliche Würde, und doch erkennen wir auch hier den Luther, der sich nicht um sich selbst bekümmert, selbst nicht um das, was die Welt und mit Recht Ehre nennt, nur die Sache in's Auge faßt. Doch war er selbst sehr ärgerlich über sein Thun: „Ich bin ein Schaf und bleibe ein Schaf, daß ich so leichtlich mich führen und leiten ließ solchen Junkern zu hofiren."

§ 192. Des Adels- und der Bauernkrieg. 1523—1525.

Ein König hatte gegen Luther geschrieben, rebellische Bauern beriefen sich auf ihn, die das Schlimmste zu bestätigen schienen, was die Gegner der Reformation ihr vorwarfen.

Dem Bauernkriege ist ein Adelskrieg vorqngegangen. Der Adel war längst entrüstet über das Umsichgreifen der fürstlichen Gewalt, in Gerichten und Zöllen, durch strenge Ordnung und neue Kriegsführung. Franz von Sickingen, an der Spitze der fränkischen und rheinischen Ritterschaft, griff im geistlichen Fürstenthum das Fürstenthum überhaupt an, Ulrich von Hutten seine Kriegstrompete. Luther hat schon Januar 1521 an Spalatin geschrieben: „Was Hutten erstrebt, siehst du. Ich möchte nicht, daß mit Gewalt und Mord für's Evangelium gestritten würde. So habe ich ihm geschrieben. Durch das Wort ist die Welt besiegt, durch das Wort wird die Kirche erneuert werden; ja auch der Antichrist, wie er ohne äußre Gewalt angefangen hat, so wird er auch ohne Gewalt durch das Wort zu nichte werden."

Sickingen zog im April 1522 aus gegen den Kurfürsten von Trier. Er will ein Ritter sein in der Weise des Mittelalters, doch hingegeben dem Gedanken der neuen Zeit. Wie er Luther eine Freistätte geboten, gründet er sein Recht gegen die geistlichen Fürsten auf Gedanken Luthers. Den Insassen Triers schreibt er in seinem Aufrufe: er wolle sie vom schweren, unchristlichen Gesetz der Pfaffen erlösen und zur evangelischen Freiheit bringen. Er ist untergegangen an diesem Widerspruch, daß er die Sache des mittelalterlichen Ritterthums führte, und das an der Spitze eines Söldnerheers nach neuer Kriegsart. Zum Kurfürsten von Trier hielt Kurpfalz und Hessen. Im April 1523 wurde Sickingen in Landstuhl belagert, die Mauern und Thürme hielten nicht Stand gegen die Kanonen. Sein Schenkel wurde zer-

schmettert, er mußte die Burg übergeben. Als die Fürsten eintraten, lag er sterbend in einem Gewölbe, das allein widerstanden hatte. Der Kurfürst von Trier sprach zu ihm: „Franz, was hast du mir das gethan, daß du mich und meine armen Leute überfallen hast!“ Er antwortete: „Ich habe jetzt einem größeren Richter zu stehn.“ Jener fragte: ob er dem Caplan beichten wolle. „Ich habe Gott in meinem Herzen gebeichtet.“ So verschied er, während die Fürsten auf ihren Knien ein Vaterunser für seine Seele beteten. Wenige Monate später ist Hutten seiner Krankheit erlegen [29. August 1523].

Die Geschichte des deutschen Bauernkriegs ist am vollständigsten zusammengefaßt in einer Schrift von Zimmermann, der zwar kein unparteiischer Geschichtsforscher war, aber ein gebildeter Literat, und die große Quellensammlung, an welcher der protestantische Prälat Schmid in Ulm fast sein Leben durch gesammelt, treulich benutzt hat. Er hat seinem Buch das Motto vorgesetzt aus Sophokles' Antigone: „Ich wag's, ein Grab dem heißgeliebten Bruder aufzurichten.“

Es war nicht der erste Bauernaufstand, auch der Aufstand der Stedinger und die helvetischen Kriege gegen Österreich waren Bauernkriege. 1476 verkündete ein Hirt an der Tauber in Bußpredigten das Gottesreich der Freiheit und Gleichheit. Das Volk sang: „Wir wollen's Gott im Himmel klagen, daß wir die Pfaffen nicht sollen todtschlagen. Kyrieleis!“ Im Elsaß tobte 1514 der Aufstand vom Bundschuh; seine Losung: Was ist's nur für ein Wesen; man kann vor dem Adel und den Pfaffen nicht genesen. Sie wollen keinen Herrn als Kaiser und Papst anerkennen, Steuern und Schuldzinsen sollen herabgesetzt werden. Zugleich wüthete in Ungarn gegen den Adel ein Bauernaufstand. Solche Aufstände sind stets im Blute erstickt. Doso, der Bauernkönig, wurde auf seinem Throne festgeschmiedet, neun Diener mit ihm; die wurden auf sein Fleisch verwiesen, um davon zu leben. Drei sind doch lieber verhungert.

Dennoch der große deutsche Bauernkrieg ist durch Luther veranlaßt, durch die Art, wie er die Fürsten und Bischöfe angriff und das Volk aufregte. Freilich ist er mißverstanden worden, weil seine christliche Freiheit ganz unbekümmert war um die bürgerliche. Er hat sich dessen, was ihm vorgeworfen wurde, auch angenommen: „Aus dem Evangelium und der göttlichen Wahrheit kommen Teufelslügen, aus Speise wird Unflath, aus dem Luther kommt Münzer, Wiedertäufer und andere falsche Brüder.“ Es ist das Überstürzende, wie es fast bei jeder großen an sich berechtigten Bewegung vorkommt. In Eisenach hatte Jacob Strauß, der erste evangelische Prediger daselbst, den Communismus

gepredigt: „Alle Ding sollen gemein sein, und soll Jedem zur Nothdurft ausgetheilt werden." Er war doch mehr von Karlstadt und Münzer als von Luther abhängig und spottete über die Lehre vom alleinseligmachenden Glauben. Die harten, ungemessenen Frohnden, die auf den Bauern lagen, wurden hier und da noch verschärft. In Würzburg hatten 82 Bauern geschworen, ihren Bischof nicht mehr ansehn zu wollen. Er hat ihnen die Augen ausstechen lassen. An einander gefaßt zogen sie bettelnd umher.

In Oberschwaben, Allgäu und am Bodensee versammelten sich zuerst große Bauernhaufen, erst im friedlichen Sinn. Sie wollen Alles nach der H. Schrift ordnen. Aber was Luther auf den Glauben, bezogen sie zugleich auf das Recht als ein göttliches Recht. Vornehmlich in den 12 Artikeln der Bauernschaft ist ihr Sinn dargelegt. Diese 12 Artikel sind zuerst an den Magistrat zu Memmingen 1524 eingegeben worden. Sie enthalten dreierlei Ansprüche: 1) Reformatorische: die Bauern fordern freie Predigt des göttlichen Wortes und das Recht der Gemeinde, ihren Pfarrer selbst zu erwählen, der ihr das Evangelium lauter und klar predige, denn „ohne Gottes Gnade bleiben wir nur Fleisch und Blut und gar nichts nütze". 2) Abstellung einiger Lasten: sie wollen nicht leibeigen sein, denn „Christus hat uns mit seinem Blute erlöst." Sie wollen nur gemeßne Frohnden, so weit sie althergebracht und mit dem Recht erweisbar sind. Abstellung des Besthauptes, jenes grausamen Rechtes, daß beim Todesfalle des Hausvaters der Wittwe und den Waisen von allem Eigenthum das beste Stück weggenommen wird. Abstellung des kleinen Zehnten, den großen, den die H. Schrift verordnet hat, wollen sie zahlen, nämlich den von Körnern; jener galt auch von Gras und Vieh. 3) Sie fordern freies Holz, freien Fischfang und freie Jagd. Sie beweisen das aus der Genesis: denn Gott hat den Menschen zum Herrn eingesetzt über alle Thiere. Der letzte Artikel lautet: „Sollte einer dieser Artikel Gottes Wort nicht gemäß sein, so wollen wir davon abstehn; finden wir aber in der Schrift mehr Artikel, so wollen wir dieses vorbehalten haben."

Diese Artikel sind offenbar von einem evangelischen Prediger aufgesetzt, als solcher gilt Schappeler, Prediger in Memmingen, nach seinem Bekenntniß: „Sie haben mich überkommen, daß ich ihnen ihre Artikel in eine Schrift verfaßt und gestellt habe, das ich keineswegs abredig bin." Auch Götz von Berlichingen, der halb gezwungen einige Wochen ihr Hauptmann gewesen ist, versichert, daß er andre Bedingungen von ihnen nicht habe erlangen können.

Zu Anfang 1525 war eine Erhebung fast des ganzen schwäbischen

und fränkischen Volksstammes, und fast überall siegreich. Adel und Prälaten retteten sich zum Theil durch Verträge mit den Bauern über jene 12 Artikel. Aber im Kampf und Sieg wurden auch kühnere Forderungen gestellt: Als die Grafen Georg und Albrecht von Hohenlohe sich vor das Heer der Bauern stellten, um nothgedrungen in ihre Gemeinschaft aufgenommen zu werden, sagte der Anführer: „Bruder Georg und Bruder Albrecht, kommt her und gelobt den Bauern, bei ihnen als Brüder zu halten, denn auch ihr seid nun nicht mehr Herrn, sondern Bauern.“ Einige wollten keine Obrigkeit anerkennen als den Kaiser, der diese Anerkennung offenbar dem Neuen Testament verdankte. Sie wollten kein Haus im deutschen Reiche dulden, das besser sei als ein Bauernhaus. Daneben vernehmen wir auch von einem ebenso kühnen als bedächtigen Entwurfe der Reichsreform: Einheit Deutschlands unter dem Kaiser. Die Kirchengüter eingezogen zu gemeinem Nutzen, um alle Steuern abzustellen, doch sollen die Geistlichen zur Nothdurft daraus erhalten werden. Aber kein Priester soll zugleich Fürst sein oder auch nur obrigkeitliche Gewalt erhalten. Der Bodenzins ablösbar, keine Zölle außer zur Erhaltung der Brücken und Wege. Durch das ganze Reich soll eine Münze und ein Gewicht eingeführt werden. Dazu Abstellung aller Bündnisse der Fürsten und Städte, überall soll nur durch kaiserliche Gewalt dem Recht Schutz werden. Andre Haufen richteten sich besonders gegen den Klerus: sie wollen sich von einer Mönchskutte nimmermehr Gutes versehn, Pfaffenbann ist ihnen als wenn eine Gans sie anbliese, jeden Legaten wollen sie als Verräther an deutscher Nation betrachten, dem Bettelmönch, der Käse fordert, einen Stein nachwerfen, den bischöflichen Offizial mit Hunden weghetzen, einem Pedell, der Citation oder Bannfluch bringt, zum erstenmal die Ohren abschneiden, wenn er wiederkommt die Augen ausstechen.

Alle beriefen sich auf Luther: seine Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation deuteten sie auf sich. So ergriff ihn denn die Sorge, seine religiöse Erhebung vermischt zu sehn mit solch einem Aufstand. Doch hat er sich anfangs kühn über den Streit gestellt und sich mitten zwischen die kämpfenden Parteien geworfen mit seiner Ermahnung auf die 12 Artikel des Bauernstandes. Er geht sie einzeln durch und gibt ihnen in Bezug auf den Inhalt volles Recht, nur etwas bedenklich wegen der letzten Forderungen, die das Eigenthum Anderer betreffen. Allein ein Christ soll nicht mit Gewalt sein Recht geltend machen. Melanchthon, in seinem Gutachten über die Artikel verdammte sie gänzlich mit dem Gebot eines unbedingten Gehorsams und widerstandslosen Duldens.

Das Umstürzende, verwachsen mit religiösem Fanatismus vollen-

dete sich in Thomas Münzer, Priester aus Stolberg am Harz. Wie Luther genährt an mittelalterlicher Mystik, faßte auch er den Glauben als etwas durchaus Innerliches, aber an die Stelle des geschriebnen Wortes setzte er Gott selbstredend im Innern des Gläubigen. An Derbheit war er Luthern gewachsen: „Ei ließ ich doch den lieben Gott tausend Teufel haben und höllisch Feuer, wenn er mir nicht Bescheid geben sollte, wo ich ihn frage.“ Er war vertraut mit der H. Schrift, immer waren ihm Sprüche zur Hand, auch für seine blutigsten Mahnungen, doch ihr Buchstabe soll ihn nicht binden: „Bibel, Bubel, Babel. Es hilft nichts ohne das lebendige innere Gezeugniß Gottes, wenn Jemand gleich hunderttausend Bibeln gefressen hätte.“ „Seht zu, daß ihr weißagt, sonst wird eure Theologie keinen Heller gelten.“ „Armgeistig mußt du werden, daß du gar keinen Glauben in dir findest, als das durstige Begehren nach dem Glauben, dann öffnet dir der Geist Gottes die Geheimnisse der Schrift, und die Offenbarung kommt hernieder in einer frohen Verwunderung.“ Er hat vor Luther in Allstedt deutschen Gottesdienst eingeführt, und hat gewagt mit ihm zu wetteifern. In einem Brief an die Böhmen unterschreibt er sich: „Martins Nebenbuhler bei dem Herrn.“ Aber er rechnet zum Christenthum: den Leib kasteien und martern mit Fasten, mit schlechter Kleidung, wenig reden, sauer sehn. Er will einen bittern Christus, am honigsüßen Christus werde die Welt sich zu Tode fressen. In ihm war ein tiefes Gefühl für das Elend des niedern Volkes: der gemeine Mann sei mit unerträglichen Bürden überladen, um die unnütze Pracht der Herren zu erhalten, so daß er vor Sorge der Nahrung nicht zum Glauben, nicht zu Gott kommen kann: „Die Grundsuppe des Wuchers, der Dieberei und Räuberei sind unsre Fürsten und Herren, nehmen alle Creatur zu Eigenthum!“ Es lagen ihm genug Gründe vor zum Zerfallen mit Luther: „er thut sich gütlich bei Malvasier, heuchelt den Fürsten und spricht Amen zu allem ihren Schinden und Schaben.“ Der Held des Jahrhunderts wird da titulirt: Doctor Lügner, Doctor Ludibrii, Wittenberger Papst, tückischer Kulkrabe, Volksverräther, auch Bruder Sanftleben, Jungfer Martin, die keusche babylonische Frau, und berichtet, welchen unanständigen Gebrauch er von seinen Schriften zu machen pflege.

In solcher Stimmung kam Münzer dem Bauernaufstande entgegen, und ist der Marat der Reformation geworden. Von Allstedt im Sächsischen ausgewiesen, siedelte er sich in der Reichsstadt Mühlhausen an. Dort zum Pfarrer erwählt, setzt er einen neuen evangelischen Rath ein, verkündet allgemeine Gleichheit, einen Bund der Heiligen, die Ausrottung

der Gottlosen. Von hier aus erließ er einen Brief an die Bergleute in Mansfeld: „Lieben Brüder wie lange schlaft ihr? Fahet an und streitet den Streit des Herrn, es ist hohe Zeit! Haltet eure Brüder alle dazu an, daß sie göttliches Gezeugniß nicht verspotten, sonst müssen sie alle verderben. Das ganze Deutsch-Französisch- und Wälsch-Land ist erregt, der Meister will ein Spiel machen, die Bösewichter müssen dran. Zu Fulda sind in der Osterwochen vier Stiftskirchen verwüstet, die Bauern im Hegau und Schwarzwald sind auf als dreimalhunderttausend stark und wird der Hauf je länger je größer. Allein das ist meine Sorge, daß die närrischen Menschen sich verwilligen in einen falschen Vertrag. Wo euer nur drei sind, die in Gott gelassen alleine seinen Namen und Ehre suchen, werdet ihr hunderttausend nicht fürchten. Die Böswichter sind verzagt wie die Hunde, lasset euch nicht erbarmen, ob euch der Esau gute Worte fürschlägt, 1 Mos. 33. Sehet nicht an den Jammer der Gottlosen, sie werden euch so freundlich bitten, greinen wie die Kinder, laßt es euch nicht erbarmen, wie Gott durch Mosen befohlen hat, 5 Mos. 7. Uns hat er auch offenbart dasselbige. Laßt euer Schwert nicht kalt werden von Blut, schmiedet Pinkepanck auf dem Amboß Nimrod, werft ihnen den Thurm zu Boden, es ist nicht möglich, weil sie leben, daß ihr der menschlichen Furcht sollt los werden. Man kann euch von Gott nicht sagen dieweil sie über euch regieren. Dran! dran! dran! dieweil ihr Tag habt, Gott gehet euch vor, folget! Es ist nicht euer, sondern des Herrn Streit." Unterzeichnet: „Thomas Münzer, ein Knecht Gottes wider die Gottlosen."

Es waren doch nur 300 Gewaffnete, die mit Münzer aus Mühlhausen zogen nnd bei Frankenhausen zu einem Bauernhaufen stießen, der mit dem Grafen Albrecht von Mansfeld in Unterhandlung stand. Der Graf hatte mit dem apostolischen Spruche zum Gehorsam ermahnt gegen alle Obrigkeit, als von Gott verordnet. Münzer erließ ein offnes Schreiben „Bruder Albrechten von Mansfeld zur Bekehrung," darin es heißt: „Daß du die Epistel Pauli also mißbrauchst, erbarmet mich, du willst die böswichtige Obrigkeit bestätigen in aller Maße, wie der Papst Petrum und Paulum zu Stockmeistern gemacht. Meinest du, daß Gott der Herr sein unverständig Volk nicht erregen könne die Tyrannen abzusetzen in seinem Grimm? Hoseä am 13. und 8. Hat nicht die Mutter Christi aus dem heiligen Geiste geredt von dir und deines Gleichen weißagend, Lucä 1: die Gewaltigen hat er vom Stuhle gestoßen und die Niedrigen [die du verachtest] erhoben. Hast du in deiner lutherischen Grütz und in deiner wittenbergischen Suppen nicht mögen finden, was Ezechiel geweißagt, wie Gott alle Vögel des Himmels auf-

fordert, daß sie sollen fressen das Fleisch der Fürsten und die unvernünftigen Thiere sollen saufen das Blut der großen Hansen, wie in der heimlichen Offenbarung am 18. und 19. beschrieben. Meinst du, daß Gott nicht mehr an seinem Volke denn an euch Tyrannen gelegen? Du willst unter dem Namen Christi ein Heide sein und dich mit Paulo zudecken. Man wird dir aber die Bahn verlaufen. Willst du erkennen, Danielis 7, wie Gott die Gewalt der Gemeine gegeben hat, und vor uns erscheinen, wollen wir dir das geständig sein und dich für einen gemeinen Bruder haben. Wo aber nicht, werden wir uns an deine lahme schale Fratzen nichts kehren und wider dich fechten als wider einen Erzfeind des Christenglaubens, da wisse dich nach zu halten."

An den Grafen Ernst von Mansfeld auf Schloß Heldrungen schrieb er: „Die gestrackte Kraft, feste Furcht Gottes und der beständige Grund seines gerechten Willens sei mit dir Bruder Ernst. Ich Thomas Münzer, Pfarrherr zu Allstedt, vermahne dich, daß du um des lebendigen Gottes willen deines tyrannischen Wüthens wollest müßig sein und nicht länger den Grimm Gottes über dich erbittern. Du hast die Christen angefangen zu martern, du hast den christlichen Glauben eine Buberei gescholten, du hast die Christen unterstanden zu vertilgen. Siehe an du elender dürftiger Madensack, wer hat dich zum Fürsten des Volks gemacht, welches Gott mit seinem theuern Blute erworben hat! Du mußt und sollst beweisen, ob du ein Christ bist, du sollst in wahrhaftiger Wahrheit gut sicher Geleit haben deinen Glauben an den Tag zu bringen, das hat dir eine ganze Gemeine im Ringe zugesagt, und sollst dich auch entschuldigen deiner offenbarlichen Tyrannei. Würdest du außenbleiben und dich aufgelegter Sache nicht entledigen, so will ich ausschrein vor aller Welt, daß alle Brüder ihr Blut getrost sollen wagen, wie etwa wider die Türken, da sollst du verfolgt und ausgereutet werden. Denn es wird ein jeder viel emsiger sein an dir Ablaß zu verdienen, denn vor Zeiten der Papst gegeben. Gott hat dich verstockt wie den König Pharaonem, auch wie die Könige, welche Gott wollte vertilgen. Du bist durch Gottes kräftige Gewalt der Verderbung überantwortet. Wirst du dich nicht demüthigen vor den Kleinen, so wird dir eine ewige Schande vor der ganzen Christenheit auf den Hals fallen, du wirst des Teufels Märtyrer werden. Daß du auch wissest, daß wir's gestrackten Befehl haben, sage ich, der ewige lebendige Gott hat es geheißen dich vom Stuhl zu stoßen, denn du bist der Christenheit nichts nütz, du bist ein schädlicher Staupbesen der Freunde Gottes. Gott hat es von dir und deines Gleichen gesagt: dein Nest soll ausgerissen und zerschmettert werden. Wir wollen deine Antwort noch heute haben,

oder dich im Namen Gottes der Heerscharen heimsuchen, da wisse dich nach zu richten. Wir werden unverzüglich thun was uns Gott befohlen hat, thu auch du dein Bestes. Ich fahre daher. Gegeben zu Frankenhausen, Freitags nach Jubilate. Anno 1525. Thomas Münzer mit dem Schwerte Gideons."

Einige Tage nachher zog das vereinigte kleine Heer katholischer und evangelischer Fürsten gegen die Bauern heran, die größern Zuzug erwartend sich auf einer Anhöhe vor Frankenhausen hinter einer Wagenburg verschanzt hatten, und wenig über 8000, schlecht gerüstet, schon daran dachten durch Auslieferung der Anführer nach dem Antrage der Fürsten Gnade zu erkaufen. Münzer war kein Kriegsoberst und hatte sich nicht dafür ausgegeben, aber wie ein Prophet verwies er die Zaghaften auf Gottes Gebot und wunderbare Hülfe mit allen ihren alttestamentlichen Exempeln. Wenn er auch verhieß alle Büchsensteine, welche die Feinde abschießen würden, in seinen Ärmeln aufzufangen, so war das schwerlich etwas Anderes als ein keckes volksmäßiges Bild für den Glauben an göttliche Hülfe, der Berge versetzt. Als aber während seiner Rede sich am Himmel ein Regenbogen ausspannte, dessen Zeichen die Bauern in ihren Fähnlein führten, das Zeichen des gnädigen Gottes nach der Sintfluth, ergriff er's als eine Bekräftigung des Himmels für sein Wort.

Rings umher blühten die Fruchtbäume, die Bauern sangen bei dem Sturme auf ihre Wagenburg „Nun bitten wir den Heil'gen Geist um den rechten Glauben allermeist" und wurden fast wehrlos niedergestochen an 5000. Ihr Prophet, im Strome der Flüchtigen nach Frankenhausen gelangt, in ein Bett verkrochen, hatte nicht den heroischen Muth eines Märtyrers auf der Folter und auf dem Schaffot, doch hat er auf seinem Todeswege die Fürsten ermahnt, fortan milder gegen die armen Leute zu handeln, so würden sie nicht wieder in solche Gefahr kommen. Er hat auch an die Stadt Mühlhausen einen Abschiedsbrief geschrieben, sie möge von der Empörung ablassen, damit nicht weiter unschuldig Blut vergossen werde, sie möge seines Weibes und Kindes sich annehmen, er selbst, da es Gott gefallen habe, daß er zur Erstattung etlicher Mißbräuche, über die er vom Volke mißverstanden, und weil ein Jeder seinen eignen Nutzen mehr gesucht habe als die Rechtfertigung der Christenheit, von hinnen scheiden solle, sei er's auch herzlich zufrieden. An seiner Richtstätte im Lager vor Mühlhausen standen zwei edle deutsche Fürsten, welche die beiden zwiespältigen Gestaltungen des abendländischen Kirchenthums repräsentiren. Der Herzog Georg von Sachsen sagte zu Münzer: „Laß dir leid sein, daß du deinen Orden verlassen

und die Kappen ausgezogen hast und ein Weib genommen." Der Landgraf Philipp von Hessen sagte: „Münzer, laß dir das nicht leid sein, sondern das laß dir leid sein, daß du die aufrührische Leute gemacht hast, und traue dennoch Gott, er ist gnädig und barmherzig, er hat seinen Sohn für dich in den Tod gegeben."

An 300 Schlösser und Klöster waren von den Bauern zerstört worden. Die Frau des Grafen Helfenstein mit ihrem Kinde, eine Tochter Maximilians, fiel den Bauern zu Füßen, um ihren Mann zu retten; sie haben ihn vor ihren Augen durch ihre Spieße gejagt, während der Pfeifer dazu aufblies. Überall sind doch die Bauern der geordneten Kriegführung und den Kanonen erlegen.

Die Wirkung dieses Aufstandes für die Reformation war eine verschiedene: in der einen Beziehung eine Ermäßigung in Luthers Geiste. Er hatte bisher sich nur dem Geist und Glauben vertraut, nun empfand er das Bedürfniß einer Kirche auf starken historischen Grundlagen. Er setzt immer mehr Grenzsteine, über die er nicht hinaus will. Er erschrak vor seinem Zerrbilde, das in Thomas Münzer ihm entgegen trat, doch auch die Flügel seines genialen Schwungs sind ihm beschnitten worden. Die andre Folge war der Beweis für die Gegner der Reformation, daß sie zum allgemeinen Umsturz führe. Die katholischen Reichsstände fanden in dem Aufstande eine Berechtigung, auch evangelische Prediger hängen zu lassen als im Zusammenhange mit Thomas Münzer stehend. Luther hat das sehr wohl eingesehn: „Wo mir die aufrührerischen Mordgeister mit ihren Bauern nicht vor dem Garn gefischt hätten, sollte es jetzt wohl anders stehn mit dem Papstthum."

Das Urtheil hoher Bildung über Luthers Verhältniß zum Bauernkriege hat Erasmus gesprochen im Hyperaspistes: „Da haben wir deines Geistes Frucht, die Dinge sind bis zu blutigen Händeln gediehen, und Schlimmeres steht zu befürchten. Du freilich wirst sagen, das sei die Art des Wortes. Ich meine doch, daß nicht wenig darauf ankommt, wie Gottes Wort gepredigt werde. Du wirst, das glaub ich, diese Mordbrenner als die Deinigen nicht anerkennen, aber sie sehen in dir den Ihrigen, und schon ist offenbar, daß Viele, die sich als Förderer des Evangeliums brüsteten, den Aufruhr mit veranlaßt haben [er denkt an Karlstadt]. Du freilich hast in einem gar heftigen Büchlein gegen die Bauern den Verdacht von dir abgewälzt, aber die Leute werden dabei beharren, daß du durch deine Bücher, besonders die deutsch geschriebnen, gegen Mönche und Bischöfe, für Freiheit und gegen Tyrannei der Menschen, dieser Tumulte Anlaß gegeben hast.

Noch denke ich nicht so schlecht von dir, daß ich dir solche Pläne zutraue, aber von Anfang an habe ich der Gewaltsamkeit deiner Feder mißtraut und diesen Ausgang der Dinge befürchtet."

§ 193. Erasmus und Luther.

Es ist Zeit, den Erasmus in seinem Verhältniß zur Reformation nicht bloß zu entschuldigen, sondern auch in seinem Rechte anzuerkennen.

Zwei Wege zur Rettung der Kirche waren damals denkbar: der eine durch theologische Bildung des Klerus, durch religiös-sittliche Aufklärung der Gebildeten im Volke — also eine friedliche Entwicklung der Kirche aus ihrer Verderbniß heraus. Der zweite Weg durch das Volk, durch die Massen auf die Gefahr einer Spaltung hin. Erasmus hat Alles gethan, was ein Mensch vermag, für den ersten Weg; Luther ist unwillkürlich doch seiner Natur nach auf den zweiten Weg getrieben worden. Gewiß auch objectiv war er dazu berechtigt: Jahrhunderte hindurch waren alle Gründe gegen die katholische Form der Kirche in Frankreich und Italien bekannt, und doch war nichts geändert worden, während jetzt eine neue Gestalt des Christenthums heran kam. Dennoch Luthers Weg forderte große Opfer und der Ausgang war ungewiß. Am Ende, Recht hat jeder eigene Charakter, wenn er sonst nur ein tüchtiger Charakter ist.

Luther hat immer das bloß Humanistische an Erasmus erkannt, das Abgehen religiöser Begeisterung. Aber wie hoch er den Erasmus noch 1519 über sich stellt, beweist der Brief, durch welchen er auf Anlaß eines gemeinsamen Freundes sich ihm zuerst genähert hat, in demüthiger Haltung. Spalatin erzählt, daß sein Kurfürst im November 1520 zu Köln mit Erasmus zusammentraf und ihn frug, ob er dafür halte, daß Doctor Martinus in seiner Lehre, Predigt und Schriften geirrt habe. Da hob Roterodamus an und sagt rund diese Worte in Latein: „Luther hat gesündigt in zwei Dingen, nämlich daß er gerührt hat an die Krone des Pontifex und die Bäuche der Mönche." Dem Legaten sagte Erasmus damals: wenn es vielleicht jetzt möglich sei, Luther und seine Sache zu unterdrücken, bald werde sie von Neuem ausbrechen. Dem Kaiser schlug er einen Vergleich vor durch erwählte Schiedsrichter, durch gelehrte, billige Männer. Dem Papste hat er gerathen, er möge eine allgemeine Amnestie verkünden und eine Kirchenversammlung aus den unbestechlichsten, friedfertigsten und besten Männern der Christenheit berufen.

An Zwingli hat er 1522 geschrieben: „Es scheint mir als hätte ich so ziemlich gelehrt, was Luther lehrt, nur nicht so heftig und nicht

in so paradoxer Weise." Aber eben deßhalb ist ihm seine Stellung, die er über den Parteien behaupten wollte, verdacht worden. Luther schrieb ihm, Anfang 1524, im Gefühl seiner Männlichkeit: „Dieweil ich sehe, daß Gott dir die Stärke noch nicht gegeben hat, jenen Ungeheuern mit mir entgegenzutreten, so will ich auch nicht in dich dringen und von dir verlangen, was deine Kräfte übersteigt. Ich möchte wohl, daß auch jene abließen, dich so gewaltig zu drängen, und dein Alter in Frieden einschlafen ließen. Und das würden sie, acht ich, thun, wenn sie erwägen würden, wie schwach du bist und wie groß die Sache, die lange schon über dich hinausgewachsen ist. Ist's doch schon dahin gekommen, daß es unsrer Sache nur geringe Gefahr bringen würde, wenn Erasmus sie auch mit aller Kraft bekämpfte, wo er doch jetzt ihr gelegentlich nur einige Angeln legt." Das ist nicht unwahr, doch hart gegen den ruhmvollen Mann. Erasmus hat geantwortet: „Vielleicht würde Erasmus, wenn er gegen dich schriebe, dem Evangelium mehr nützen als gewisse Leute, die für dich schreiben und nicht zulassen, daß man ein bloßer Zuschauer bei diesem Trauerspiel bleibe." Was ihm zuwider war an Luther, ersieht man aus einem Brief an Melanchthon aus demselben Jahre: „Was hat wohl weniger Nutzen für die christliche Frömmigkeit als daß das Volk dieses zu hören bekommt: daß der Papst der Antichrist sei, Bischöfe und Priester, daß es keinen freien Willen gebe und nichts darauf ankomme, was der Mensch für Werke thut. Das wird von Mehreren ohne weiteres unter die Leute gebracht, und die Ungläubigen verkehren es in Schlechtigkeit. Ich will versprechen, niemals gegen die evangelische Wahrheit meine Waffen zu erheben, und eben darum habe ich bisher gezögert, das was mir an Luther mißfällt anzugreifen, damit nicht auch das Gute mit zu Grunde gehe." Wenn er nun dennoch als Gegner aufgetreten ist — und diese Worte an Melanchthon sind schon die Vorrede dazu — so geschah es nach dem Gesetz, daß wo ein Volk und ein Zeitalter über seine Interessen zerspalten ist, es einem bedeutenden Manne nicht gestattet wird neutral zu bleiben. Was ihn abstieß, ist bereits angedeutet in dem Mitgetheilten: vorerst die Form Luthers, die aufständische Wahrheit, die veritas seditiosa, wie er's nannte. Erasmus war ein Mann des Friedens, der kein Bedenken trug, von sich zu sagen: „Mir ist Zwietracht so verhaßt, daß mir selbst die Wahrheit mißfällt, wenn sie aufständisch ist." Aber auch das augustinische Dogma von der Unfreiheit des menschlichen Willens und seine Folge, die absolute Prädestination. Darin erkennt man des Erasmus Redlichkeit wie seinen Verstand, daß er nur dies angegriffen hat, was dem gesunden Menschenverstand widersprach und was einen Wider-

spruch enthielt gegen den freien Geist der Reformation. Und so die seltsame Erscheinung: der Held des befreiten Christenthums kämpft gegen die Freiheit, Erasmus als Kämpe der katholischen Kirche für diese höchste Freiheit der sittlichen Kraft vor Gott.

Erasmus hat in seiner Streitschrift mit dem Titel: de libero arbitrio im ersten Theil die Stellen der H. Schrift behandelt, die unleugbar die natürliche gotterschaffne Freiheit des Menschen bekennen, dieses unverlorne, unverlierbare Gut. Im zweiten Theil betrachtet er die Stellen, die scheinbar dagegen sprechen: daß Gott den Pharao verstockt habe, daß nach Paulus Gott die Einen geschaffen habe zu Gefäßen der Ehre, die Andern zu Gefäßen der Unehre.

Luther schrieb dagegen: de servo arbitrio, und geht dabei von diesen Stellen aus: sie enthalten die evangelische Wahrheit. Die andern, scheinbaren für die Freiheit des Menschen deutet er nach den Aussprüchen seines ersten Theils. Wenn Gott, wenn Christus etwas gebietet was die Kraft es zu erfüllen vorauszusetzen scheint, so geschehe es nur zum Beweise unserer Ohnmacht, zur Überführung der Sündhaftigkeit. In dunkler, fast dualistischer Phantasie versteigt Luther sich zu jener Versicherung, der Mensch sei wie ein Reitthier, Gott und der Teufel streiten um ihn, wenn Gott ihn führt, dann geht es stracks gen Himmel; reitet ihn der Teufel, so geht's zur Hölle. Beide gingen aus von der Annahme, daß alle Bücher der H. Schrift eine Lehre enthalten und beide zugleich von ihrer dogmatischen Voraussetzung. Luther hatte zur Grundlage die augustinische Erbsünde, wonach die Menschheit, ohnmächtig in allen religiösen Dingen, nichts vermag und Gott allein Alles wirklich. Er leugnet das Können des Menschen, um Alles zu empfangen von Gottes Gnade aus Christi Hand. Mitunter beruft er sich auch auf die Machtvollkommenheit Gottes, die keinen Raum lasse für die menschliche Freiheit.

Luther erkannte in Erasmus seinen Hauptfeind, der nicht mit Beisachen und losen Händeln vom Papstthum, Fegfeuer und Ablaß ihn angegriffen, sondern ihm grade an die Gurgel gegriffen habe. Nun Erasmus war Gegner seines augustinisch-dogmatischen Systems, nicht seiner reformatorischen That, er hat den Augustiner angegriffen, nicht den Reformator.

Der Zwiespalt zwischen Luther und Erasmus wurde erbittert durch die Verschiedenheit der Charaktere. Luther war ein volksthümlicher Mann im besten Sinne des Wortes, Erasmus ein Mann der Vornehmen und Gelehrten. Auch in ihren ähnlichen Lebensbahnen waren verschiedne Beweggründe. Luther war Mönch geworden aus innerm

Drange, Erasmus weil er nicht die Energie hatte, es abzulehnen. Luther wurde aus dem Kloster befreit durch Gott in seinem Gewissen, Erasmus durch päpstliche Dispensation. Als Luther sich entschloß, Doctor der Theologie zu werden, erschien's ihm wie ein göttlicher Beruf, Erasmus sah nichts darin, doch that er es der Leute wegen. Erasmus besaß eine rein menschliche Bildung, das humanistische Wissen ist ihm das Höchste, die Wissenschaft sein Reich, für das er Muße und Frieden fordert; für Luther war die Religion Alles. Sein einziges egoistisches Interesse ist jenseits die ewige Seligkeit. Erasmus konnte von sich schreiben: ego mundi civis esse cupio, concivis omnium. Luther will nur Bürger der civitas Dei sein, wenn schon die ganze Welt gegen ihn sei. Luther hat seit jenem Streitschriftenwechsel nur gelegentlich bittre Äußerungen gegen Erasmus hingeworfen. 1533 schreibt er an seinen Sohn: „Erasmus, der Feind aller Religion und vornehmster Gegner Christi, ein echter Epicur und Lucian.“ Bei Tisch, als sein Bild gezeigt wurde, sagte Luther: „Erasmus, wie sein Angesicht zeigt, wird ein listiger, tückischer Mann sein, der Gott und die Religion verspottet hat. Er braucht wohl feine Worte: der liebe Herr Christus, das heilbringende Wort! Aber in Wahrheit hält er's für kalt Ding. Ich bitt euch Alle, denen Christi Ehre und das Evangelium Ernst ist, ihr wollet dieser Otter gram sein.“ Und nach seinem Tode: „Seine fürnehmste Lehre ist gewesen, man soll sich nach der Zeit richten und den Mantel nach dem Winde richten. Hat allein auf sich gesehn und ihm selbst gelebt, daß er möchte Ruhe und gute Tage haben, und ist gestorben wie ein Epicuräer.

Erasmus hat auch keinen Dank gehabt für seine Erhebung gegen Luther. Noch 1527 hat die Sorbonne seinen Satz feierlich verdammt, daß die H. Schrift in volksthümlicher Übersetzung für Jedermann zu lesen sei. Die Mönche, die viri obscuri blieben dabei, die ganze zerstörende Richtung des Zeitalters gehe von Erasmus aus, er habe durch seine Scherze und Spöttereien Alles wankend gemacht, was jetzt Luther in bittrem Ernst einstürze.

Seine Schriften sind dem Index nicht entgangen. Paul IV hat sie alle darauf gesetzt, „auch so weit sie gar nichts gegen und über die Religion enthalten“. Erasmus ließ bei Froben in Basel noch 1533 über den 83. Psalm eine Auslegung erscheinen: de amabili ecclesiae concordia ohne Groll, noch immer scherzend: sein Herz sei katholisch, sein Magen lutherisch. Rings um ihn hatte die Reformation gewirkt, er ist doch sanft und heiter gestorben ohne letzte Ölung und ohne alle kirchliche Cärimonien.

So war denn die Reformation von den Volksmassen gemißbraucht, mit der höchsten Intelligenz des Zeitalters zerfallen, dennoch unbesiegt, weil sie nothwendig war.

§ 194. Ein Blick auf Luthers Hauswesen.

Die sächsischen Augustiner hatten 1521 die Gelübde für frei erklärt, drei Jahre nachher übergab Luther das Kloster dem Kurfürsten, der ihm die Gebäude schenkte. Er trug seitdem einen Talar, wie die Rathsherrn. Der Gedanke einer Vermählung hat ihm im Jahre 1521 noch sehr fern gelegen. Er schreibt von der Wartburg: „Guter Gott, unsre Wittenberger wollen auch den Mönchen Weiber geben! Nun mir sollen sie keines aufhängen!“ Als dies doch endlich geschah, war es ein erwünschter Anlaß zu Schmähungen gegen ihn. Man erinnerte an die alte Sage: aus der Verbindung eines Mönchs und einer Nonne werde der Antichrist geboren werden. Erasmus meinte freilich: „dann hätten wir schon Tausende von Antichristen.“ Doch fügt er hinzu: „Es scheint, daß diese Tragödie endigen wird wie eine Comödie.“ Auch Melanchthon hielt dafür, diese Vermählung geschehe zur unrechten Zeit, zumal wegen des Bauernkriegs, doch mag er ihm nicht Vorwürfe machen, da Luther ohnedem trauriger sei als sonst. Man könnte es für edler halten, wenn Luther auch den Schein vermieden hätte, als wenn er etwas für sich suche und annehme wie etwa jener Paphnutius in Nicäa, der selbst ehelos für die Ehe eintrat.

In zweifacher Beziehung könnte man sich doch wohl eine volle Berechtigung seiner Vermählung denken: wenn eine gewaltige Stimme seines Herzens ihn dazu bestimmt hätte wie Abälard, oder wenn es eine That des Reformators gewesen ist, der ein schönes Menschenrecht, das er durch muthiges Wort für Tausende wieder gewonnen, durch eigne That bewähren will.

Weder die eine noch die andre Annahme ist nach den geschichtlichen Thatsachen berechtigt. Was man schwärmerische Liebe nennt, die hat Luther nicht empfunden und am allerwenigsten hat ihn Katharinas Schönheit bezaubert. Die Katholiken, auch Erasmus, haben sie zwar gepriesen, doch auf Lucas Cranachs Bilde zeigt sie ein freundlich ehrbares, durchaus nicht schönes Gesicht. Luther war 42, sie 26 Jahre alt, geboren am 29. Januar 1499. Sie war seit dem 16. Lebensjahre Nonne zu Nimbschen (Nimtzsch) bei Grimma, einem Cistercienser-Kloster für adlige Jungfrauen, die, ergriffen von der allgemeinen Bewegung nach Freiheit verlangten und sich deßhalb mit einem Briefe an

Luther gewandt hatten. Einige sind durch Wittenberger Bürger befreit worden, unter ihnen Katharina von Bora. Sie gehörte dem sächsischen Adel an, doch war ihre Familie verarmt. Diese Nonnen saßen nun ziemlich hilflos in Wittenberg, erhalten durch Luther und seine Freunde. Die Auskunft, sie zu verheirathen erschien wie Nothwendigkeit. So hat Luther auch Katharina ausgeboten an Baumgärtner, den Nürnberger Patricius und an Glatz, Pfarrer in Orlamünde. Der Erste, dem sie geneigt war und der sie liebte, hat sie verlassen. Luther nennt ihn wohl neckend ihre alte Flamme, ihr ehemalig Feuer. Den Glatz hat sie nicht gewollt. Zu Amsdorf sagte sie: ihn wolle sie nehmen oder Luther. Das ist ein seltsames Dilemma und man könnte darin eine verhüllte Neigung sehn. An Amsdorf schreibt Luther: „Es ist wahr, ich habe mich mit Katharina plötzlich verlobt, bevor ich allerlei stürmische Rathschläge hätte zu Ohren bekommen. Ich vermeine nur eine kurze Spanne noch zu leben und habe diesen letzten Wunsch meinem drängenden Vater nicht unerfüllt lassen wollen. Denn ich liebe das Weib nicht noch entbrenne ich nach ihr, sondern ich schätze und ehre sie." Das ist doch ein seltsamer Grund, weil er dem Vater zu Willen sein wollte, darin ist er sonst nicht allzu eifrig gewesen! Am meisten lutherisch scheint noch ein hingeworfnes Wort fünf Wochen vorher an einen Mansfelder Freund: „Ihm [dem Teufel] zum Trotz will ich meine Käthe noch zur Ehe nehmen, ehe denn ich sterbe."

Man hat neuerdings herausgebracht, Luther sei nur durch Civilehe verheirathet gewesen. Er hat zu einem Abendessen, Dienstag, den 13. Juni 1525, einige Freunde geladen, unter ihnen war Bugenhagen, aber nicht Melanchthon. Vor diesen hat er sich feierlich mit Katharina versprochen. Ein solches feierliches Versprechen galt nach canonischem Recht vollkommen gleich mit einer Verehelichung im Sinne der Kirche. Und seit dieser Zeit ist wahrscheinlich auch Katharina in seinem Hause. Vierzehn Tage nachher hat er seine Eltern und mehrere Freunde zu einem Hochzeitsmahl geladen und mit der Jungfrau seinen Kirchgang gehalten, der verbunden war mit Einsegnung. Also war er vermählt nach canonischem Recht.

Katharina ward eine einfache, fromme, rüstige, deutsche Hausfrau. In Wittenberg hat man sie als herrschsüchtig angesehen, Luther nennt sie zuweilen scherzend catena mea, auch lieber Herr Keth! Schwerlich aber hat er unter dem Pantoffel gestanden. Als einst ein gelehrter Engländer sein Gast war, der seinen Wunsch aussprach, Deutsch lernen zu wollen, sagte Luther: „Ich will euch mein Weib zum Präceptor geben, die soll euch die deutsche Sprache fein lehren, denn sie ist sehr

beredt, kann es so fertig, daß sie mich weit übertrifft." Darin liegt wohl etwas Schelmerei. In Briefen bei seinen kurzen Abwesenheiten herrscht das Heitre und Scherzende vor bei tiefer religiöser Gemeinschaft. Mit echt deutschem Sinn hat Luther fortan alle Freuden und Schmerzen der Kinderstube und des eignen Hauses durchlebt. Er schreibt mit großer Freude an Spalatin, als sein Erstgeborner Hänschen den ersten Zahn bekommt, und ist untröstlich, als das zweite Kind Elisabeth nach einem Jahre starb: „Ich muß mich wundern, was für ein krankes, fast weibisch Herz sie mir zurückgelassen, also jammert mich ihrer. Hätte ich's doch zuvor nimmer gedacht, daß dem Vater das Herz könnte so weich werden gegen die Kinder." Noch ein Kind Magdalena hat er begraben im 13. Jahre und ihm diese Grabschrift gesetzt:

„Hier schlaf ich Lehnichen, Doctor Luthers Töchterlein,
Ruh mit allen Heiligen in meinem Bettlein,
Die ich in Sünden war geboren,
Hätt ewig müssen sein verloren,
Aber ich leb nun und hab's gut,
Herr Christe, erlöst mit deinem Blut."

Sein Dogma ist Luther ein Trost gewesen. In den Kindern sah er seinen naiven Glaubensmuth erfüllt: „Wir Alten haben Zweifel und Herzeleid."

Wie er mit ihnen zu reden verstand, ersieht man aus seinem Briefe von der Veste Koburg an Hänschen:

„Gnad und Friede in Christo, mein liebes Söhnichen. Ich sehe gern, daß du wohl lernest und fleißig betest. Thu also, mein Söhnichen, und fahre fort; wenn ich heim komme, will ich dir einen schönen Jahrmarkt mitbringen. Ich weiß einen hübschen, lustigen Garten, da gehen viele Kinder innen, haben güldene Röcklein an und lesen schöne Äpfel unter den Bäumen, und Birnen, Kirschen, Spilling und Pflaumen, singen, springen und sind fröhlich, haben auch schöne kleine Pferdlein mit goldenen Zäumen und silbernen Sätteln. Da fragt ich den Mann, deß der Garten ist, weß die Kinder wären? Da sprach er: „Es sind die Kinder, die gern beten, lernen und fromm sind." Da sprach ich: „Lieber Mann, ich habe auch einen Sohn, heißt Hänsichen Luther, möcht er nicht auch in den Garten kommen, daß er auch solche schöne Äpfel und Birn essen möchte und sollte seine Pferdlein reiten und mit diesen Kindern spielen?" Da sprach der Mann: „Wenn er gern betet, lernet und fromm ist, so soll er auch in den Garten kommen, Lippus und Jost auch, und wenn sie alle zusammenkommen, so werden sie auch Pfeifen, Lauten und allerlei Saitenspiel haben, auch tanzen und mit

kleinen Armbrüsten schießen." Und er zeigte mir dort eine feine Wiese im Garten, zum Tanzen zugericht, da hingen eitel güldne Pfeifen, Pauken und feine silberne Armbrüste. Aber es war noch frühe, daß die Kinder noch nicht gegessen hatten. Darum konnte ich des Tanzes nicht erharren und sprach zu dem Mann: „Ach lieber Herr ich will flugs hingehen und das Alles meinem lieben Sohne Hänsichen schreiben, daß er ja fleißig bete und wohl lerne und fromm sei, auf daß er auch in diesen Garten komme; aber er hat eine Muhme Lene, die muß er mitbringen." Da sprach der Mann: „Es soll ja sein, gehe hin und schreibe ihm also." Darum, liebes Söhnlein Hänsichen, lerne und bete ja getrost und sage es Lippus und Josten auch, daß sie auch lernen und beten, so werdet ihr mit einander in den Garten kommen. Hiermit sei dem allmächtigen Gott befohlen und grüße Muhme Lenen und gieb ihr einen Kuß von meinetwegen. Anno 1530. Dein lieber Vater Martinus Luther."

Bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts haben würdige Männer und Frauen aus Luthers Nachkommenschaft gelebt, kein Theolog, kein ausgezeichneter Geist unter ihnen, der Strahl des Genius hat nur einmal gezündet. Von Töchtern und von Vaters Brüdern leben zahlreiche Nachkommen, auch noch auf dem Thüringer Wald.

In Wittenberg haben sich zuweilen Gerüchte verbreitet von gegen Luther ausgesandten Mördern. Das hat sich doch nie bestätigt. Nach den Erfahrungen von der Wartburg mochte man einsehn, daß der zerstörende Geist auch ohne Luther fortschreiten würde. Doch konnte ein einzelner Fanatiker auch darauf verfallen, dadurch Gott einen Dienst zu thun. Zuweilen ist sein alter Trübsinn über ihn gekommen. Der Grund ist jedenfalls ein körperlicher, doch zugleich mag die Last des Ereignisses, welches auf ihn gelegt war, dazu beigetragen haben. Wer auserkoren ist, ein Neues zu schaffen, indem er das Alte zertrümmert, der muß zugleich einen Theil seines eignen Lebens mit in Trümmer schlagen. Aber seine trauliche Weise, und wie er an Allem Theil nahm, was damals das Herz eines deutschen Mannes bewegte, sieht man aus seinen Tischreden. Es sind Aufzeichnungen verschiedner seiner Tischgenossen, Manches erst nach spätrer Erinnerung, und der Natur der Sache nach nicht jedes Wort authentisch. Doch das unsrer Sitte oder unsrem Ideal Anstößige ist am wenigsten hinzugedichtet, Vieles trägt unverkennbar Luthers Gepräge. Der Inhalt ist nach den Gegenständen gruppirt. Vorherrschend ist in diesen Tischreden ein heitrer Lebensmuth. Zu Sprüche 31 V. 10 die Glosse: „Nichts Lieberes auf Erden als Frauenlieb', wem's kann werden." Nur in der Volkssage: „Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang, der bleibt ein Narr sein Leben lang." Dieses

Wort könnte echt sein, denn mit der Kutte hatte Luther, bei tiefem Ernste, doch alle Askese abgethan. Ein Capitel handelt über Gäste bitten, sich putzen, essen und trinken, fröhlich sein, tanzen, als gebräuchlich und unbedenklich. „Glaube und Liebe wird durch Tanzen nicht vertrieben.“ „Comödie spielen soll man nicht wehren. Es wird darin fürgehalten aller Dignitäten und Ämter Gebühr, wie ein Jeglicher sich in seinem Stande halten soll, als in einem Spiegel. Item werden darin angezeigt die listigen Anschläge und Betrug der bösen Bälge. Was denn sehr nutz zu wissen ist, und Christen sollen Comödie nicht fliehen, darum daß bisweilen große Bübereien darin sind, da man doch um diese willen auch die Bibel nicht dürfte lesen.“ Er hat jedenfalls die Fastnachtsspiele von Sachs gemeint. Melanchthon hat jung selbst in einer lateinischen Comödie mitgespielt, dergleichen auch in Luthers Hause aufgeführt worden sind nach Weise der mittelalterlichen Mysterien.

Wir erfahren wenig von einer Freude Luthers an der Natur. Von der Leipziger Disputation ist angemerkt worden, daß er auf dem Katheder immer einen Strauß Nägelein in der Hand hielt. An seinem Klostergarten hat er wenigstens eine Zeit lang große Freude gehabt, er bestellt sich Sämerein aus Nürnberg und pfropft selber. Auch die Vögel hat er in seinen Schutz genommen und seine gewaltige Feder nicht zu vornehm geachtet, um ein scherzhaftes Bittschreiben und Beschwerde im Namen der kleinen Vögel gegen seinen Famulus aufzusetzen, als der einen Vogelheerd angelegt hatte. Er macht viel Wesens daraus, wenn der Kurfürst ihm einen Eimer Wein, Tuch zu einem Talar, Karpfen u. s. w. schickt: er habe das nicht verdient, es werde Anderen entzogen, der Kurfürst habe ohnehin genug zu geben. Übrigens hat er nicht in Armuth gelebt, sondern in jener aurea mediocritas, ohne die Sorgen der Armuth noch des Reichthums. Er hatte einen Gehalt von 200 Gulden und bei beßrer Ausstattung der Universität sind ihm noch 100 Gulden zugelegt worden. Das beträgt nach unsrem Geldwerthe ungefähr so viel wie 4000 Mark und damit konnte ein Professor wohl auskommen. Honorar von Buchhändlern hat er nie angenommen: er will aus der gottverliehnen Gabe nicht Geldgewinn ziehen, er will auch den Ruhm mit in's Grab nehmen. Wohl auch deßhalb hat er sich geweigert, damit seine Schriften ungehindert nachgedruckt werden könnten; denn daran ist ihm vor Allem gelegen, daß sie möglichst weit verbreitet würden. Das Einfache und Bürgerliche schickte sich für ihn, nur zuweilen wird er ärgerlich, wenn er der Noth Anderer nicht abhelfen kann, und in einigen hübschen Anekdoten ist überliefert, wie er dann doch geholfen hat. Seinen Kindern hat er

Kleinodien und Ehrengeschenke, das Klostergebäude und ein kleines Landgut hinterlassen, das er vom Bruder seiner Frau, der es als verschuldet nicht halten konnte, für 600 Gulden angenommen hatte. Katharina hat dort oft gewirthschaftet und Luther meinte, sie habe mehr hineingebaut, als es trage. Jetzt geht der Pflug darüber.

Der älteste bedeutende Freund Luthers, Staupitz, ist 1519 in die Dienste des gelehrten Cardinals Mathäus Lang, Erzbischof von Salzburg, als dessen Hofprediger getreten. Hier hat er auch den Orden gewechselt und ist Benedictinermönch geworden. 1522 erscheint er als Abt des dortigen Benedictinerklosters von St. Peter als Johannes IV und Vicar des Erzbischofs. Er hat wohl den Stürmen ausweichen wollen, die vom Wittenberger Kloster aus den ganzen Orden durchwühlten. Noch 1519 schreibt Luther an ihn: „Du verlässest mich allzu sehr, ich war deinetwegen, wie ein entwöhntes Kind um seine Mutter sehr traurig. Heute Nacht habe ich von dir geträumt; mir war, als ob du von mir schiedest. Ich weinte bitterlich, du aber winktest mir mit der Hand, ich möge ruhig sein, du würdest zurückkommen. Was kommen wird, weiß Gott, ich werde von diesen Fluthen dahin gerissen." Aus dieser Zeit kommt die Antwort, er möge zu ihm kommen nach Salzburg, auf daß sie mit einander leben und sterben könnten. Immer hing Staupitz an Luthers Person, aber erschrocken wich er von seiner Sache zurück. Es geschah das Tragische, was so oft in bewegten zwiespältigen Zeiten geschieht, daß zwischen die persönliche Freundschaft die Entfremdung des Princips tritt, dem der Einzelne dienstbar wird, und selbst wo dieses dasselbe, das verschiedene Fortschreiten auf seiner Bahn. Staupitz war als Gönner Luthers verklagt worden und hatte sich in einer Schrift dem Urtheil des Papstes unterworfen. Darauf schreibt Luther Februar 1521: „Deine Unterwerfung hat mich betrübt und mir einen andren Staupitz vorgehalten als jenen Prediger der Gnade und des Kreuzes. Jetzt ist nicht Zeit zu fürchten, sondern laut zu bekennen, wo unser Herr Christus verdammt und geschmäht wird. Deßhalb so viel du mich zur Demuth ermahnst, so viel ermahne ich dich zum Stolz. Du hast zu viel Demuth, wie ich zu viel Hochmuth. Das Wort Christi ist nicht ein Wort des Friedens, sondern des Schwertes." Im December 1522 an Link: „Den Brief von Staupitz verstehe ich nicht, außer daß ich sehe, daß er leer an Geist ist und nicht schreibt wie sonst, der Herr wolle ihn zurückrufen." Doch hat Luther nicht von ihm gelassen. Am 17. September 1523 schreibt er: „Wenn ich auch aufgehört habe, dir angenehm und lieb zu sein, so ziemt mir doch nicht, deiner zu vergessen oder undankbar gegen dich zu sein, durch den zuerst

das Licht des Evangeliums in meinem Herzen aus der Dunkelheit aufzuleuchten anfing." Dies war das letzte Wort. Am 28. December 1524 ist Staupitz gestorben.

Zum Hauswesen Luthers gehören auch seine Collegen. Abgesehn von Melanchthon sind sie nur durch ihn historische Personen geworden.

Amsdorf stammt aus altadligem Geschlecht. Bis 1524 war er Professor in Wittenberg, dann Superintendent in Magdeburg. 1542 Bischof von Naumburg. Nach Luthers Tod trat er an die Spitze der Eiferer gegen Melanchthon. In ihm ist ein Stück von Luther gleichsam persönlich geworden, das Harte, Heftige, gegen alles Fremde Verschloßne. Doch war er nicht ohne tiefe, innerliche Frömmigkeit.

Justus Jonas galt als klug in Welthändeln und als Redner. Bis 1521 hat er römisches Recht in Wittenberg vorgetragen; 1539 ward er Superintendent in Halle. Damals sind durch die Reformation Manche aus einem andren Berufe in den geistlichen Stand gezogen worden, weil sie hier das Bewußtsein hatten, unmittelbar mitzuwirken an Dem, was die Welt bewegte. Von Luthers Freundschaftsverhältniß zu Jonas hat sich ein zerbrechliches Denkmal auf der Nürnberger Bibliothek erhalten, ein Trinkglas mit der Inschrift:

»Dat vitrum vitro Jonae, vitrum ipse Lutherus
Ut fragili vitro similem se agnoscat uterque.«

Bugenhagen, von der pommerschen Insel Wollin, daher Pomeranus, Rector der Klosterschule zu Treptow. In seiner pommerschen Geschichte 1518 sprach er seine Überzeugung der nothwendigen Umwandlung des geistlichen Standes aus. Als bei Tisch das Buch von der babylonischen Gefangenschaft gebracht wurde, sagte er: „Seit den Leiden Christi gab es keinen verderblicheren Ketzer." Aber eben dieses Buch hat ihn umgestimmt: „Die ganze Welt irrt, Luther allein sieht die Wahrheit." Zu Wittenberg ist er Pfarrer geworden und erster Generalsuperintendent, der Beichtvater Luthers. Da geschah's wohl, daß er Luther tröstete und mit ihm zankte, wenn der seinem alten Trübsinn Raum gab: „Ei, Gott ist ganz ungehalten über euch, und denkt, was soll ich mit diesem Menschen machen. Ich hab ihm so viel herrlicher Gaben gegeben, und er will an meiner Gnade verzweifeln." Er hat's von Luther und bewahrt's ihm gleichsam für trübe Stunden, diesen frischen Muth. Er war ganz abhängig von Luthers Geist und doch mit großem Geschick seine Sache würdig zu vertreten. Über Luthers Schrift an den König von England hat er, als er noch daran arbeitete, ihm Vorstellungen gemacht. Als der darauf nicht hörte, urtheilt Bugen-

hagen: „Ich glaubte, Vater Luther würde gar zu grob gegen Heinrich losgehn, jetzt scheint er mir sogar allzu gelind zu sein." Er erging sich gern und lange in frommen Meditationen. So ließ er einmal die Gemeinde lange auf die Predigt warten. Als er endlich auf die Kanzel gestiegen war, sagte er freundlich: „Wundert euch nicht, ich bin vom lieben Gott etwas lange hingehalten worden. Ich war mit ihm in ein Gespräch gekommen von der Universität, von unsrer guten Stadt und von der ganzen weiten Christenheit. Er hat mich lange aufgehalten, und ich habe große Dinge mit ihm abreden müssen." Das ist gemeint ohne alle Anmaßung.

Einer ist für Luther verloren gegangen: Andreas Bodenstein aus Karlstadt, auch das ABC genannt, ohne das Bedürfniß, sich zur Klarheit seines Bewußtseins zu erheben, aber mit dem Muth, alles Hergebrachte zu verwerfen und seine Einfälle in die Wirklichkeit einführen zu wollen. Er war vormals ein eifriger Scholastiker, Thomist, dann Scotist. 1515 hat er ein Jahr lang in Rom gelebt als Amanuensis eines Advocaten. Durch Luther ist er zur H. Schrift und Augustinus gekommen. Im April 1517 hat er bei der Vorzeigung der Reliquien in der Schloßkirche von Wittenberg Thesen anschlagen wollen, die schon auf das formale Princip der Reformation hinwiesen und so gut wie die Thesen vom 31. October ihr Anfang sein konnten: bei dem Widerspruch der Kirchenväter unter einander sei die höhre Autorität der heiligen Schrift zu Hülfe zu ziehen, wo aber diese nicht entscheide, die Vernunft. Bald aber genügte auch die Schrift ihm nicht: sie bringe nur Erkenntniß der Sünde und Hülflosigkeit ohne den rechten Trost. Auch die Wissenschaft verwirft er, die den Geist mit Dingen anfülle, hinderlich dem Durchdringen des göttlichen Geistes. Karlstadt ward ein Schwärmer, aber nicht in den Tiefen des Gefühls, sondern ein Schwärmer mit dem Verstande. Seine Abendmahlslehre ist die allerverständigste und zugleich dürftigste. Zur Zeit der Leipziger Disputation zweifelt er schon, ob die nach Mose genannten Bücher wirklich von ihm wären, ob die Evangelien in echter Gestalt auf uns gekommen seien. Nicht durch Kenntniß der Grundsprache und Studium ist er auf diesen Gedanken gekommen, sondern instinctmäßig durch kühnes Abbrechen von der Überlieferung. Er freut sich seines Muthes, als er ein hölzernes Heiligenbild in den Ofen steckt, vorher in Furcht, der Teufelsnarr möchte sich rächen. Er betrachtete die Kirche als etwas durchaus Innerliches, unmittelbar durch den Geist Gottes Regiertes. Als Luther auf der Wartburg weilte, stellte sich Karlstadt an die Spitze der Bewegung. Der kleine sonnenverbrannte Mann, der sich sonst nur

schwer ausdrückte, entfaltete eine hinreißende Beredsamkeit. Als Luther wieder die Zügel ergriff, blieb er bei den Unzufriedenen als Nachbar Andres. Durch den Streit über die Abendmahlslehre ist er noch mehr mit Luther zerfallen. Er hat sich in den Bauernkrieg verwickelt, es war ihm doch ernst um des Volkes Noth. Als Luther ihm das Narrenwerk vorwarf, antwortet er: „Wollte Gott, ich wäre ein rechter Bauer oder Handwerksmann und äße mein Brot im Gehorsam Gottes, das ist im Schweiße meines Angesichts. Ich hab' aber der armen Leute Arbeit gegessen, denen ich gar nichts dafür gethan, könnt' ich den armen Leuten wiedergeben, was ich von ihnen empfing." Er erhielt damals durch Luthers Fürsprache eine Freistätte, aber unter der grausamen Bedingung, ewig zu schweigen, nichts drucken zu lassen. Er hatte einen kleinen Handel errichtet in einem Nachbarörtchen Wittenbergs. 1530 wurde er Diaconus in Zürich, dann Professor in Basel. In ihm war ein heimlicher Brand berühmt zu werden um jeden Preis.

Mit den Juristen war Luther über die Verbrennung des canonischen Rechts gespannt, und er scheint das Buch oder doch die Decretalen ziemlich ungelesen in das Feuer geworfen zu haben. Im März 1529 schreibt er an Spalatin: „Ich habe das päpstliche Recht angefangen zu lesen und sehe daraus, daß die Päpstlichen selbst ihr Recht nicht kennen und nicht darnach handeln."

Die politische Geschichte fordert wieder unsre Theilnahme auf den Reichstagen, die über die Reformation zu Gericht gesessen haben.

§ 194. Vom ersten Reichstag zu Speyer bis zum Nürnberger Frieden 1526—1532.

Karl V und Franz I kämpften um die europäische Hegemonie. Am Abend der Schlacht von Pavia rief König Franz: „Alles ist verloren außer der Ehre." Durch den Frieden von Madrid erhielt er Land und Freiheit wieder, aber die Ehre litt Schaden. Denn zur selben Stunde, wo der königliche Gefangene schwur, Flandern und Burgund zurückzugeben an's deutsche Reich, protestirte er heimlich vor einem Notar gegen diesen Eid als erzwungen. Wie dies die juridische Rechtfertigung war, ertheilte der Papst die kirchliche zum Eidbruch. Der Kaiser war unbeschränkter Herr über Italien. Clemens VII, ein Mediceer, als Fürst von Florenz wie als Herr des Kirchenstaats dadurch bedrückt, schloß einen Bund mit Frankreich und Venedig zur Befreiung Italiens. Unter diesen Umständen versammelte sich der erste Reichstag zu Speyer.

Johann von Sachsen zog dort ein als angesehenster Reichsfürst mit 700 Pferden. An seiner Wohnung über dem sächsischen Wappen stand der Wahlspruch: Verbum Dei manet in aeternum. Einen Tag um den andern wurde in seiner Herberge und in der des Landgrafen evangelische Predigt gehalten.

Der Reichstag hat Ausschüsse eingesetzt zur Ordnung der religiösen Angelegenheiten. Unter den Gutachten ragt hervor das des Fürstenausschusses, von den Bischöfen von Würzburg, Straßburg, Freisingen verfaßt: der Gesichtspunkt Versöhnung durch allgemeine Reform der Kirche. Es soll frei gelassen werden der Laienkelch und die Priesterehe, es werde besser sein für die Priester, im ehlichen Stande zu sitzen, als mit einer übel berüchtigten Person Haus zu halten. Fasten und Beichtzwang sollen ermäßigt, Privatmessen abgestellt werden. Bei Taufe und Abendmahl soll Lateinisch und Deutsch vereinigt sein, hinsichtlich Lehre und Predigt soll es bleiben bei dem 1523 in Nürnberg Ausgesprochnen, nur entschiedner: Schrift müsse immer durch Schrift erklärt werden, Bibelwort mit Bibelwort. Der Kaiser sandte damals aus Madrid an den Erzherzog Ferdinand einen Entwurf seines Staatsraths, darnach die Strafbestimmungen von Worms aufzuheben sind; die evangelische Wahrheit soll durch ein gutes Concil entschieden werden, welches der Papst jetzt fürchte. Hierdurch werde man von den Reichsständen eine stattliche Hülfe gegen Frankreich und gegen die Türken erlangen zum Besten der Christenheit. Der Erzherzog hat dieses kaiserliche Vorhaben doch nicht dem Reichstag eröffnet: man werde sich dadurch die bisherigen Freunde zu Feinden machen, erst wenn der Kaiser selbst wieder nach Deutschland komme, wäre eine solche Maßregel durchzuführen. Statt dessen trug er auf den Beschluß an, daß diejenigen Stände, welche bisher das Wormser Edict gehalten hätten, es auch ferner halten müßten, in den andern Landschaften soll keine Neuerung vorgenommen, die Messe Niemand verwehrt und kein geistlicher Stand in seinem Rechte verletzt werden. Dies ist die gesetzliche Grundlage der deutsch-evangelischen Landeskirchen geworden.

Zwei Jahre später, durch Verrätherei, wäre es fast zu blutiger Entscheidung gekommen. Otto von Pack, Kanzleiverwalter Herzog Georgs, vom Landgrafen bestochen, lieferte diesem die Urkunde eines Bündnisses zwischen katholischen Fürsten zu Breslau aus. Darnach wollten sie über den Kurfürsten herfallen, Luther und alle ausgelaufne Mönche fangen, die Lande theilen, den Landgrafen, wenn er reuig sei, verschonen. Philipp erließ sogleich ein Manifest und rief 20000 Mann Fußvolk und 6000 Reisige zusammen. Nur Luther mit seiner

Mahnung zum Frieden hinderte den Ausbruch. Die Verbündeten haben das Bündniß abgeleugnet. Herzog Georg forderte vom Landgrafen, er möge sagen, durch wen er diese Dichtung habe: „wo es nicht geschähe, möcht ich verursacht werden zu denken, Ew. Liebden erdichtet es selber und wollt also Ursach nehmen, euren unfreundlichen Willen gegen mich armen alten Mann zu beginnen.“ Pack mußte flüchtig werden, er ist 1536 in den Niederlanden gefangen und hingerichtet worden. Das Bündniß konnte geleugnet werden, weil die Katholiken sich noch nicht gerüstet hatten und die Evangelischen sich mit großer Kriegsmacht erhoben. Doch Pack hat andres Leichtsinnige und Trügerische ausgeführt, er bekam 4000 Gulden für seinen Verrath. Vielleicht war's auch nur ein unreifer Entwurf, den Pack besiegelt und mit Unterschrift versehen hat. Durch Vermittlung von Kurpfalz hat der Landgraf das Heer entlassen, aber die Bischöfe mußten die Kosten der Bewaffnung tragen: Mainz und Würzburg 40 000, Bamberg 20 000 Gulden.

Unterdeß erschien der Kaiser selbst als Feldherr der Feinde des Papstes. Sein Heer wurde durch die Franzosen in Oberitalien bedrängt, er suchte Hülfe in Deutschland. In Oberdeutschland wurde für ihn ein Heer mit wenig Geld geworben, weil es hieß, es gehe gegen Rom. Der alte Frundsberg, der zu sagen pflegte: „Je mehr Feind, je mehr Ehr,“ meinte: „Wenn ich nach Rom komme, will ich den Papst henken.“ Mitten im Winter zog man über die Alpen, mehrere Wochen war die Kunde vom Heer wie verloschen. An der Säule Pasquinos stand: „In den Alpen ist ein Heer verloren gegangen, der ehrliche Finder wird gebeten, es gegen angemeßne Belohnung abzuliefern.“ Das deutsche Heer vereinigte sich dennoch in Oberitalien mit dem kaiserlichen. Der kaiserliche Oberfeldherr war Bourbon, der abgefallne französische Prinz. Als der Sold ausblieb, riefen die deutschen Landsknechte: „Nach Rom! nach Rom! Der Papst soll zahlen.“ Der Kaiser hat es nicht gehindert, nicht befohlen. Bourbon fiel beim Sturm, Frundsberg erkrankte unterwegs. Die wohlbefestigte Stadt fiel so rasch, daß die Landsknechte glaubten, Gott selbst sei im Nebel vorausgegangen. Damals ist der Reichthum und die Herrlichkeit des mittelalterlichen Roms untergegangen. Selbst das Grab des heiligen Petrus wurde nach Gold durchwühlt. Clemens rettete sich in die Engelsburg. Die Landsknechte zogen in den Vatican und stellten dort ihre Pferde ein. Sie sind in die Garderobe der Cardinäle gerathen und haben dann ein Possenspiel aufgeführt: als Cardinäle verkleidet setzen sie den Papst ab und wählen einen aus ihrer Mitte, einen hochgewachsenen, Grünewald, zum Papst,

den sie auf der sella gestatoria herumtragen. Der vermacht alle seine Gewalt an den, der allein der Schändlichkeit der Priester steuern könne, an Doctor Luther. Luther wird als Papst ausgerufen und auf seine Gesundheit getrunken. Es war damals ein entsetzliches Wüthen einer entzügelten Soldateska. In einem Vertrag, den beide Heertheile endlich mit einander schlossen, erkennt man den beiderseitigen Charakter. Die Geschichte, wo es gilt, Charakteristisches auszusprechen, darf nicht spröde sein: die Deutschen versprachen, vor Heiligenbildern nicht ihre natürlichen Bedürfnisse zu verrichten, die Spanier, keinem Mädchen unter zwölf Jahren Gewalt anzuthun. Endlich hat Clemens sich losgekauft. Im Friedensschluß mit Frankreich und dem Papste versprach der Kaiser seine ganze Macht gegen die Ketzer in Bewegung zu setzen und das Christus angethane Unrecht zu rächen, Karl und Franz sagten einander Hülfe zu gegen Türken und Ketzer.

Unter diesen Verhältnissen hat sich der zweite Reichstag zu Speyer versammelt: kaiserliche Bevollmächtigte forderten Zurücknahme des vorigen Beschlusses von Speyer, weil er Anlaß gegeben habe zu großem Unrath. Der neue Beschluß, für welchen Ferdinand die Majorität gewann, erschien immer noch billig. Er ließ den Reichsständen die Reformation, nur sollte diese nicht fortschreiten in andere Landesgrenzen, Melanchthon schreibt davon: „Uns wurde die Autonomie zugesprochen, aber wir wollten Andre nicht mit unsrer Genehmigung ausschließen vom befreiten Evangelium." Die Reformation, noch im siegreichen Fortschreiten, mußte weitergehn, oder sie war in Gefahr zertreten zu werden, daher der Protest der Minorität: Kursachsen, Hessen, Lüneburg, Anhalt, Brandenburg und 14 Reichsstädte, gegen diesen Beschluß [19. April 1529]. Von diesem Protest stammt unser Name. Man könnte nach dem Recht fragen. Pallavicini nennt den Protest Verrath an Kaiser und Reich, gleichbedeutend mit Auflösung des Reichsverbandes. Doch war es nur das Aufsagen des Gehorsams für den bestimmten Fall unter Berufung auf höhres Recht. Solche Protestationen sind nicht ohne Beispiel in Deutschland. Es gibt Pflichten, gegen die kein positives Recht etwas vermag, wie Minkwitz, der sächsische Gesandte, es aus einander setzte: in Sachen des Gewissens gibt es keine Majorität. Doch fehlt auch nicht die rechtliche Begründung: 1) das einhellig vom vorigen Reichstage Beschloßne könne nur durch einhellige Verwilligung wieder aufgehoben werden; 2) in Sachen, Gottes Ehre und unsrer Seelen Seligkeit anlangend, stehe Jeder für sich selbst. Grade darin ist das Wesen des Protestantismus enthalten.

Jedenfalls lag in jenem Anlaß des Namens etwas Siegreiches.

Der Protest ist nicht ausgesprochen aus Angst um die eigne Existenz, sondern gegen willkürliche Beschränkung des siegreichen Fortschreitens zur Weltherrschaft. Ferdinand weigerte die Annahme der Protestation, ja nur im Protokoll ihrer Meldung zu thun. Die Geschichte aber hat sie in ihr Protokoll eingetragen.

Die Einführung der Reformation war noch ohne kirchliche Ordnung. Im Beschluß des ersten Reichstags zu Speyer lag die officielle Berechtigung für jeden Reichsstand, solche Ordnung einzuführen.

Als Landgraf Philipp die Geistlichkeit und die Landstände nach Homberg berief [1526], war die erste Frage: ob die Reformation anzunehmen sei; dies war gegen den Widerspruch der Altberechtigten schon entschieden. Die zweite: wie die Einführung vornehmen? Die Antwort ist die hessische Kirchenordnung. Sie verordnet Selbständigkeit einer jeden Gemeinde und strenge Kirchenzucht. Jede Gemeinde wählt ihren Bischof mit dem Rechte ihn zu entlassen. Wöchentlich in Zusammenkünften des Geistlichen und der Gemeinde soll der Wandel eines Jeden geprüft werden: die ganze Gemeinde schließt Unwürdige aus, die Ausschließung bringt den Verlust aller bürgerlichen Rechte. Die Generalsynode des Landes erhält nur moralische Autorität. Dieser freie und strenge Geist ist sonst der deutsch-lutherischen Kirchenverfassung fremd geblieben. Er ist hereingetragen durch Franz Lambert aus der alten päpstlichen Stadt Avignon. Er war durch religiösen Enthusiasmus als Jüngling Franciscaner geworden, ein mächtiger Bußprediger: durch Luthers Schriften bedenklich gemacht, ging er in die Schweiz. Mitten in einer Disputation mit Zwingli rief er aus: „Ich erkenne, daß die Fürbitte der Heiligen gegen die H. Schrift ist, will mich an Gott und Christum allein halten.“ Er wirft die von Gott verfluchte Kutte von sich und geht zu Luther. Der hat ihn dem Landgrafen empfohlen, und dieser hat ihn in Marburg, der Reformations-Universität, zum Professor gemacht. Der Landgraf war durch Luther über jene Kirchenordnung doch zweifelhaft geworden. Die Gemeinde erwies sich als zu theilnahmlos, sie hatte nicht Lust, das neue Joch statt des alten auf sich zu nehmen. So ist sie nie völlig durchgeführt worden, schon 1531 hat man die sächsische Ordnung großentheils sich angeeignet.

In Kursachsen geschah die Ordnung der Kirche unter landesherrlicher Autorität, aber nicht als landesherrliches Recht. In Luthers Vorrede zum Visitationsbüchlein heißt es: „Nachdem die Bischöfe, denen die Kirchenvisitation zusteht, keine Anstalt zur Beßrung gemacht, haben die Kirchenlehrer mit fleißigen Bitten den Landesfürsten ange-

gangen um christlicher Liebe und um Gottes willen durch züchtige Personen solche Kirchenvisitation anzuordnen, obwohl S. Kurf. Durchlaucht zu lehren und geistlich zu regieren nicht befohlen ist." Die sächsische Kirchenvisitation ist die Begründung einer neuen Ordnung der Kirche geworden. Das bloß Negative trat schon zurück: im Büchlein heißt es, die Pfarrer möchten nicht zu viel auf Papst und Bischof schelten, von denen sie doch nicht vernommen würden.

Über die Stiftungen, besonders die Klöster, wurde nur auf dem Wege des Vertrags entschieden. Als die Franciscaner in Altenburg fragten, ob ihre Auflösung Befehl des Kurfürsten sei, antwortete man: S. Kurf. Gnaden wolle nichts befehlen, nur rathen und ermahnen. Sie wurden Gott befohlen. Vom Volk verlassen, von der Obrigkeit nicht beschützt, haben die Klöster allerdings bald ein Ende genommen. Zur kirchlichen Aufsicht und zur Entscheidung in Ehesachen wurden Superintendenten angestellt.

An seltsamen Verhandlungen mag's nicht gefehlt haben. Als 1537 in Mecklenburg eine ähnliche Kirchenvisitation versucht wurde, heißt es über einen Pfarrer zu Bicheln: Johann Gripe, ein arger Papist, verführt viele arme Leut und hat ein arges öffentliches scortum bei sich. Doch nach vieler Vermahnung hat er zugesagt: auf den Sommer will er sich in den Ehestand begeben und das heilige Evangelium predigen.

Eine edle Frucht jener Visitation sind Luthers Katechismen. „Diese christliche Lehre in solcher schlechten, einfältigen Form zu stellen, hat mich gezwungen und gedrungen die klägliche, elende Noth, so ich neulich erfahren habe, da ich auch ein Visitator war. Hilf, lieber Gott! wie manchen Jammer hab' ich da gesehn, daß der gemeine Mann doch so gar nichts weiß von der christlichen Lehr, sonderlich auf den Dörfern, und leider auch Pfarrherrn fast ungeschickt und untüchtig sind zu lehren, und sollen doch Alle Christen heißen, getauft sein und der heiligen Sacramente genießen; können weder Vater Unser, noch Glauben, noch zehn Gebot; leben dahin wie das liebe Vieh und unvernünftige Säue, und nun das Evangelium kommen ist, dennoch fein gelernt haben, aller Freiheit meisterlich zu mißbrauchen." Er wollte anfangs nur den einen Katechismus, den großen schreiben. Nur als Auszug hat er noch den kleinen verfaßt; daher auch der große Katechismus als Volksschrift gemeint ist. Die Bestandtheile waren schon vorhanden, zusammengestellt als Beichtspiegel [Band II, S. 452]: die 10 Gebote, Vaterunser, das apostolische Glaubensbekenntniß. An Stelle der Zügellosigkeit sollte durch christliche Bildung die Freiheit treten, wie Luther im schwarzen Bären sagte: in der Jugend werde sich das

siebzehn Artikel vorgelegt als theologische Grundlage eines Schutzbündnisses. Als Verfasser galt Luther, doch ist er's nicht allein gewesen. Weiter auf des Kurfürsten Verlangen überreichten ihm zu Torgau die Theologen eine neue Redaction dieses Bekenntnisses. Aus den Schwabacher und Torgauer Artikeln hat Melanchthon schon in Augsburg während des Reichstags das Bekenntniß redigirt, das dann Confessio Augustana genannt worden ist. In 21 Artikeln enthält es ein Glaubensbekenntniß einfach biblisch, doch mit den athanasianischen und augustinischen Dogmen, nur nicht in scharfer Bestimmtheit. Im zweiten ausführlichen Theil enthält es eine Anzeige und Rechtfertigung der abgeschafften Mißbräuche, als Cölibat, Fasten, Klostergelübde, Kelchentziehung.

Luther, als noch geächtet, war in Coburg zurückgelassen worden, vielleicht auch, daß man nicht nur für ihn, sondern auch vor ihm sich fürchtete, wegen seiner Heftigkeit bei den erwarteten Friedensverhandlungen. Seine Antwort auf den Entwurf der Confession, damals Apologie genannt, bezeichnet ihren Charakter: „Ich hab Magister Philippen Apologia überlesen, die gefällt mir fast wohl und weiß nichts daran zu bessern; würde sich auch nicht schicken, denn ich so sanft und leise nicht treten kann. Christus unser Herr helfe, daß sie viel und große Frucht schaffe, wie wir hoffen und bitten. Amen." Damals war Luther zuweilen verstimmt über das Treiben in Augsburg, mißmuthig als einmal Briefe lange ausblieben. Doch hat er nie ein Zeichen der Unzufriedenheit mit dem Augsburger Bekenntniß gegeben, das er nachmals nostra confessio genannt hat. Die gegenwärtigen Theologen waren bereit vor dem Kaiser zu erscheinen mit jenem Bekenntniß und Rechenschaft ihres Glaubens abzulegen. Der Kurfürst aber sagte: „Das wolle Gott nicht, daß ich aus eurer Mitte ausgeschlossen sein sollte, ich will mit euch meinen Herrn Christum bekennen", und Wolfgang von Anhalt: „Ich habe manchen Ritt gethan für gute Freunde, mein Herr Christus verdient wohl auch, daß ich etwas für ihn wage." Zuletzt schien würdiger, als vor dem Reich, daß bloß Reichsstände das Bekenntniß verträten, doch von den Reichsstädten wagten's nur Reutlingen und Nürnberg.

Die Versammlung wurde gehalten in der bischöflichen Pfalz, wo der Kaiser residirte, in der Capelle, sie faßt nur etwa 200 Menschen. Da sie fast zu ebner Erde liegt, hatten sich bei offnen Fenstern große Volksmassen im Hofe versammelt. Am 25. Juni nach drei Uhr traten die beiden kursächsischen Kanzler D. Brück und D. Baier mit einem deutschen und einem lateinischen Exemplar hervor. Der Kaiser forderte die

Verlesung in Lateinisch. Da ruft Kurfürst Johann: „Wir stehn auf deutschem Boden!“ So hat Baier langsam und feierlich den deutschen Bericht verlesen. Alle Augenzeugen reden von einem tiefen Eindruck. Wilhelm von Baiern sagte zu Eck, er habe ihm Luthers Lehre falsch dargestellt. Eck: „Aus den Kirchenvätern will ich sie wohl widerlegen.“ Der Herzog: „So hör ich, die Lutherschen sitzen in der H. Schrift und wir daneben.“ Bischof Stadion von Augsburg meinte: „Sie haben nicht die katholische Kirche, nur die Mißbräuche der römischen Kirche angegriffen.“ Brenz schreibt nach Schwäbisch Hall: „Der Kaiser verhielt sich ganz neutral, denn als unsre Confession verlesen wurde schlief er, und als die Antwort der Gegner verlesen wurde, schlief er abermals.“ Es wurde deutsch gelesen, ein heißer Sommernachmittag und am Schlusse einer Sitzung. Karl hat wohl nicht gewußt, welch ein welthistorischer Moment auch für sein Haus an ihm vorüber gehe.

Die katholischen Theologen, die Repräsentanten des aristotelisch-dominicanischen Systems waren zugegen. Auch Erasmus war eingeladen, doch hat er sich entschuldigt. Ihre Widerlegung des protestantischen Bekenntnisses, die Confutatio, verfaßt von Eck, Faber, Cochläus und Wimpina, war keine glückliche. Dreimal ist sie vom Kaiser verworfen worden und hat nur den Muth der Gegner erhöht. Ein vom Reichstag niedergesetzter Ausschuß von Fürsten, Rechtsgelehrten und Theologen kam auf Grund der Confession in der Lehre durch zweideutige Zugeständnisse katholischerseits, über Sitte und Verfassung durch ihr protestantisches Zugeständniß als menschliche Ordnung, einer Ausgleichung nahe, die nur an gegenseitigem Argwohn zu scheitern schien. Als die protestirenden Stände am 22. September eine Widerlegung der Confutatio übergaben, weigerte der Kaiser ihre Annahme und ließ ein Decret ausgehn, daß die Confession durch unzweifelhafte Gründe der H. Schrift widerlegt sei. Daher Melanchthon, über solche Mißhandlung empört, seine Apologie noch einmal überarbeitete und als eine Appellation an Mit- und Nachwelt noch während des Reichstags herausgab. Sie ist geschrieben nicht ohne Herbigkeit, doch im Bewußtsein, keine Freude an der Zwietracht zu haben, und in der Hoffnung auf das gerechte Urtheil der Nachwelt. Schließlich fand man doch keine Vermittlung. Der Kaiser sprach, er werde nach seinem Eide als Vogt der christlich-römischen Kirche handeln. Nachdem der Papst als italienischer Fürst sich ihm gedemüthigt, ist er entschlossen, die Einheit des Glaubens aufrecht zu erhalten.

Der Reichstagsabschied vom 19. November drohte die Ausrottung einer neuen Secte, aber die protestirenden Fürsten, Christi Gunst

höher achtend als des Kaisers Abgunst, waren nach eingelegter Protestation bereits abgereist.

Zu Worms stand Luther allein, nun traten mächtige Reichsstände an seiner Stelle für ihn ein. Er meinte: „Der Kaiser hat die evangelische Predigt verboten, nun predigt der Kurfürst selbst." In diesem Sinn ist 1830 das Jubelfest der Augsburgischen Confession gefeiert worden, nicht als unabänderliche Lehrnorm, aber als feierliche Erklärung der ersten Glaubensgestaltung des Protestantismus, als Fest seiner Kirchengründung.

Der Kaiser hatte auf dem Reichstag erwartet ein Corpus delicti zu erhalten, es war entstanden das Bekenntniß einer neuen Kirche, ein Panier der Reformation. Er hatte ein Edict erlassen zur Vernichtung der Protestanten, die Antwort war ein kriegsgewaltiger Bund. Zu Augsburg war die Gefahr offenbar geworden. Zunächst schritt das Reichskammergericht, auf den Reichstagsabschied verpflichtet, wegen Einziehung geistlicher Güter mit Processen gegen die protestantischen Stände vor. Daher diese, nachdem auch die Wittenberger Theologen erkannt hatten, daß Reichsstände als Obrigkeit berechtigt sein ihre Unterthanen gegen ungerechte Gewalt zu schirmen, auf dem Christfeste 1530 zu Schmalkalden enger zusammentraten und 1531 einen genau gegliederten Bund zur gewaffneten Vertheidigung abschlossen, die Fürsten mit den mächtigsten Städten in Nieder- und Oberdeutschland, der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf als Bundes-Hauptleute. Alle Unzufriedne mit dem kaiserlichen Regiment lehnten sich an diese imponirende Macht, selbst Baiern im Mißvergnügen über die Einsetzung Ferdinands zum römischen König.

Der Kaiser hatte doch die Majorität der katholischen Stände, die lieber rechten als fechten wollten, auch war in ihnen noch zu viel reichsständische Gesinnung, um nicht vor einem Bürgerkriege zurückzuschrecken. Wie drohend auch der Kaiser erschien, erkannte doch selbst Luther mit gesundem politischen Blick die Schranken seiner Macht. Er schrieb noch von Coburg tröstend an die Freunde in Augsburg, der französische Herr par ma foi werde die Niederlage von Pavia so wenig vergessen haben, als der Herr in nomine domini [der Papst] den Sturm von Rom: „Der Papst ist ein Wälscher, das ist schon viel; er ist ein Florentiner, das ist noch ärger; er ist ein Hurkind, das ist der Teufel gar und der kann des Schimpfs im geplünderten Rom nicht so fröhlich sein als er sich stellt." So schien der Kaiser von Frankreich und Italien aus bedroht. Auch seine deutschen Provinzen waren bedroht von den Türken. Das türkische Reich stand damals noch in seiner Energie und Furcht-

barkeit, durch ganz Deutschland rief die Türkenglocke täglich zum Gebet gegen den Erbfeind der Christenheit. Schon haben sie Wien belagert. Als der Kaiser mit Suleiman um Frieden unterhandelte, frug der den Gesandten, ob der Kaiser Frieden geschlossen habe mit Martin Luther? Die Macht des deutschen Reichs war nur zu vereinen, wenn die protestantischen Reichsstände sicher gestellt wurden. Die Reichsstädte vorzugsweise waren in Besitz von Pulver und grobem Geschütz und ihr Bürgerthum durchaus der Reformation geneigt. Unter diesen Verhältnissen ist der erste Religionsfriede zu Nürnberg [23. Juli 1532] entstanden, dem kein Krieg vorausging. Die Protestanten haben durch diesen Vertrag nichts erhalten, das sie nicht hatten, daher neure Historiker diesen Vertrag als unklug bezeichnet haben, es liege von Seiten der Protestanten ein Aufgeben des Gedankens der Protestation von Speyer darin. Luther meinte doch, Jeder müsse auf seine eigne Gefahr glauben, und bloß geschriebnes Recht hätte ohne die Macht für die Zukunft wenig geholfen. Den Kaiser jetzt anzufallen verbot fromme Scheu, es wäre schmachvoll gewesen, das gemeinsame Vaterland den Türken preiszugeben.

Karl erntete sofort den Segen der Duldung und des Friedens. Die protestantischen Reichsstände stellten mächtige Hülfe in's Feld, weit über ihre Reichspflicht hinaus, es kam ein Heer zusammen wie Deutschland noch keins gesehn hatte, vor dem Suleiman sich zurückzog.

Der Religionsfriede galt doch nur als vorläufig in dreifacher Beziehung: 1) Processe beim Kammergericht, anhängig wegen eingezognen Kirchenguts, wurden nur suspendirt; 2) in deutschen Landen, deren Obrigkeiten noch nicht der Reformation beigetreten waren, blieb der Glaube noch unfrei; 3) eine letzte Hoffnung war noch immer gestellt auf Aussöhnung und Entscheidung durch ein Concil. Doch sprach Luther: „Gott hat unser arm Gebet barmherziglich erhört." Der päpstliche Legat aber: „Ihr werdet durch solchen Waffenstillstand die Ketzer erstarken lassen, bis sie unüberwindlich sind."

Die deutsche Reformation ist hier zu einem Ruhepunkte gekommen. Wenden wir uns zu ihrem Aufgang am Fuße der Alpen.

II. Helvetische Reformation bis 1531.

§ 195. Zwinglis Jugend und Lehre.

In der Reformation der Schweiz herrscht nicht eine Alles bedingende Persönlichkeit wie die Luthers, doch hat sie ihren Anfänger und Repräsentanten an Zwingli. Unter Hagenbachs Vermittlung ist eine Anzahl meist schweizer Theologen zusammengetreten, um Leben und Schriften der Väter und Begründer der reformirten Kirche in einer Sammlung zusammenzufassen. Der erste Band, das Leben Zwinglis, ist von Christoffel bearbeitet, der einst in Jena studirte, der „Urschweizer" genannt und nun längst abgerufen zu einer höheren Universität.[a]) Er hat auch die Werke des Reformators in neuerem Deutsch und angemeßner Auswahl herausgegeben.[b]) Hauptquelle für die Geschichte dieser Zeit ist uns Bullinger's Chronik.[c])

Huldreich Zwingli, geboren am 1. Januar 1484, stammt aus einer wohlhabenden stattlichen Familie, acht Brüder, im Toggenburgischen. Sein Geburtsort Wildenhus hat sich frei gemacht von Frohnden des Abtes von S. Gallen besonders durch Zwinglis Vater, den dortigen Ammann, d. h. Schulzen, Bürgermeister. Der junge Zwingli hat in Basel eine humanistische Bildung erhalten im Sinn des Erasmus, dem er in höchster Verehrung verbunden war. Dort lehrte Wyttenbach, daß der Ablaß nichts sei als Trug und Lüge. In einem Kreise von Studenten, deren Losung war: Wahrheit und Freiheit, hat Zwingli gelebt, und er ist dieser Losung immer treu geblieben. Er war geschickt auf vielen Instrumenten. Als man ihm das vorwarf, antwortete er: David sei auch ein guter Harfner gewesen.

Als Pfarrer von Glarus hat er die italienischen Feldzüge mitgemacht und die Freuden der Welt genossen, auch noch als Reformator blieb er der heitre Weltmann. Bernhard Weiß berichtet: „Er aß und trank mit Allen, die ihn luden, verachtete Niemand, war barmherzig

---

a) R. Christoffel, Hulr. Zw. Leben u. ausgew. Schr. Elberf. 857. (Väter d. ref. K. 1. T.) [Neuere Biographien: Mörikofer. U. Zw. 2 Bde. 867—69. R. Stähelin, H. Zw. u. s. Reformationswerk 884. Vgl. auch: K. Hundeshagen, Beitr. z. Kirchenverfassgsgesch. u. Kirchenpol. 864. I, 127—297.] *b*) Christoffel, Zeitgem. Auswahl aus H. Zw.s praktischen Schriften, aus d. Altdeutsch. u. Lat. in's Schriftdeutsche übers. Zür. 843 ff. 15 Bdchn. [Gesammtausgabe: H. Zw.s Werke, erste vollst. Ausgabe durch Melch. Schuler u. Joh. Schultheß, Zür. 828—42. 8 Bde. Dazu Supplement 861.] *c*) S. oben S. 8.

gegen arme Leute und allwegen eines fröhlichen mannhaften Gemüths. Auch redete er nichts ohne des göttlichen Worts Bewährnissen. Hinterm Wein hat er diese Dinge nicht ausgerichtet, aber auf der Kanzel sah er Keinen an, weder Papst, Kaiser, König, auch die Eidgenossen nicht." 1522 hat er von sich bekannt: „Ich habe so viel zugenommen in jungen Jahren in menschlicher Lehre als irgend welche meines Alters, und als ich vor 7 oder 8 Jahren anhub mich ganz an die H. Schrift zu halten, wollte mir die Philosophie und Theologie der Zänker [d. h. der Scholastiker] immer darein werfen: da kam ich zuletzt dahin, daß ich sagte: du mußt doch Alles lassen liegen und die Meinung Gottes lauter aus seinem eignen einfältigen Worte lernen."

Als Pfarrer in Einsiedeln war er durch den Zudrang zum wunderthätigen Marienbilde veranlaßt zu predigen, daß Christus, der einige Mittler und nicht Maria, die reine Magd anzubeten sei. Der Abt des dortigen Klosters, Konrad von Rechberg, hat ihn nicht gehindert, er war ein alter ernsthafter Mann, der wenig vom Mönchthum hielt. Bei einer Klostervisitation ward er angeschuldigt, daß er nichts auf die Messe gebe. Er antwortete: „Liebe Herren! Wiewohl ich ein Herr meines Gotteshauses bin und euch abfertigen möchte mit einer kürzeren Antwort, so sage ich doch also: hat es Grund, wie man sagt, daß unser Herr Christus wahrhaftig in der Hostie sei, so weiß ich nicht, wie würdig ihr euch schätzt; das aber weiß ich wohl, daß ich armer Mönch nicht werth bin, ihn dem ewigen Vater zu opfern. Sollte er aber nicht darin sein, wehe mir, wenn ich Brot für Herrgott dem armen Volke anzubeten vorhalten sollte. Darum laßt mich in Ruhe. Ich will, so Gott will, mein Gotteshaus regieren, daß ich's gegen Gott und die Welt wohl verantworten kann und bedarf eurer hie nicht." Eben wegen der evangelischen Richtung seiner Predigt wurde Zwingli an das Münster zu Zürich, eine Stiftung Karls des Großen, als Leutpriester, d. h. Pfarrer berufen. Er begann mit Predigten, in welchen er das Matthäus-Evangelium im Zusammenhang auslegte.

Die Eidgenossen hatten sich frei gemacht von Österreich, aber noch nicht losgerissen vom deutschen Reiche, nur hatte sie der Kaiser Maximilian aus politischen Gründen vom Reichskammergericht losgesprochen. In ihnen war noch das Freiheitsgefühl von Murten und Sempach. Sie galten damals als erstes Fußvolk der Welt, die unbeschäftigte kriegerische Jugend trat in Dienst bei fremden Fürsten um Geld, das nannte man Reislaufen. Zwingli fühlte sich nicht nur als Theologen, sondern auch als Bürger eines freien Gemeinwesens, er war ein Lobredner alter Zeit und Biederkeit. Er hat fast noch schwerere Kämpfe

auf sich genommen wegen des Reislaufens als wegen des Papstthums. Jenes hatte doch zwei Seiten: es erhielt sich dadurch kriegerischer Muth und Übung. Auch war es wie ein Exportgeschäft für den Wohlstand des von Natur armen Landes. Aber im Winter und im Alter kamen die Söldner heim mit ausländischem Geld und ausländischen Lastern, gewohnt an unrepublikanische Thaten. Es ist auch geschehn, daß Eidgenossen in den Sold der entgegengesetzten kriegführenden Mächte traten und so in der Schlacht einander gegenüber standen. Nur diese eine Seite des Reislaufens hat sich Zwingli aufgedrungen. Er faßt das Politische unter einem christlichen Gesichtspunkte, nennt Werber Metzger, die mit Christenfleisch handeln. Von den Cardinälen, die für den Papst Truppen warben, sagt er: „Sie tragen billig rothe Hüt und Mäntel; windet man sie aus, so wird deines Freundes, Bruders, Vaters Blut heraus rinnen."

Der Nuntius in der Schweiz hatte vornehmlich politische Bedeutung zur Werbung. Seit Sixtus IV standen die Eidgenossen im Bündniß mit dem Papste zu bestimmten Hülfstruppen in des Papstes Kriegen. Manche angesehne Männer bezogen Pensionen in dieser Absicht, auch Zwingli. Julius II hat nach der Schlacht bei Marignano den Eidgenossen Herzogshut und Degen gesandt, als den defensores et protectores ecclesiae libertatis. Seitdem läßt sich der Statthalter Christi vor der Treue seines Volkes durch Schweizergarden beschützen, und noch stehn Schweizer vor dem Eingang des Vatican mit Hellebarden und in die alten deutschen Farben schwarz, roth, gold gekleidet. Dadurch geschah, daß die Eidgenossen anhänglich waren an den Papst, doch auch keck und selbständig ihm gegenüber standen; wiederum der Papst ließ sich viel von ihnen gefallen. 1518 hatte Leo 12000 Schweizer gegen die Türken gefordert, sie sandten ihm nur 10000 mit der Botschaft: „So wollen wir päpstlicher Heiligkeit noch 2000 Pfaffen nachlassen aus unsrer Eidgenossenschaft, damit die Zahl erfüllt werde." Die Tagsatzung beschloß 1522 noch einmüthig, keinem Courtisan eine Pfründ zu überlassen; wenn einer käme und die Pfründ anfiele, soll er in einen Sack gestoßen und ohne Gnad ertränkt werden.

Der Ablaßhandel Samsons hat hier nur eine untergeordnete Bedeutung. Er hat gute Geschäfte gemacht, doch auch vielfach Opposition in Scherz und Ernst gefunden. Es war seine beliebte Rede: er sähe die Seelen, wie sie aus dem Fegfeuer gen Himmel fliegen. Als er zu Baden auf dem Kirchhof seinen Ablaßkram aufschlug, hat ein Schalk vom Thurme ein Federkissen ausgeschüttelt und gerufen: „Seht wie sie fliegen!" Die wurden verspottet, welche sich von Samson plündern

ließen. Zwingli fand die Weissagung des 2. Petrusbriefes an ihm erfüllt: „Es werden unter euch falsche Lehrer sein, und heimlich werden sie durch ersonnene Reden von euch Gewinn ziehen, aber ihr Verderben schlummert nicht.“ Er [illegible] der Gegner der Leiden Christi. Samson wurde aus Zürich ausgewiesen, doch nur nach formalem Rechte, weil er nicht einen [illegible] des Bischofs von Constanz eingeholt hatte. Der Papst [illegible] 1519 [illegible].

Als Zwinglis Abweichungen von der herrschenden Lehrweise in Zürich bemerkt wurden, sagte man: er predige lutherisch. In seiner explanatio articulorum 1523 bemerkt er dagegen: „Sprechen sie: du magst wohl lutherisch sein, du predigst ja wie Luther schreibt, so ist meine Antwort: ich predige ja auch wie Paulus schreibt, warum nennst du mich nicht paulisch? Ja ich predige das Wort Christi, warum nennst du mich nicht einen Christen? Meines Erachtens ist Luther ein trefflicher Streiter Gottes, der mit größerem Ernste die Schrift durchforscht als seit tausend Jahren Einer gewesen ist. Mit dem männlichen unbewegten Gemüth, mit dem er den Papst angegriffen hat, hat es Keiner gethan, so lang das Papstthum gewährt. Wessen aber ist solche That? Gottes oder Luthers? Frage den Luther selbst, gewiß sagt er des Gottes. Ich habe wenig von seiner Lehre gelesen und mich seiner Bücher oft mit Fleiß enthalten. Was ich aber gelesen, ist gemeiniglich so wohl begründet, daß es nicht leicht Jemand umstoßen kann, obwohl er in etlichen Dingen den Schwachen noch Vieles nachgibt. Kein Mensch kann den Luther höher achten als ich. Dennoch bezeuge ich vor Gott, daß ich all mein Tage nie einen Buchstaben an ihn geschrieben habe, noch er an mich. Ich hab es unterlassen, nicht daß ich Jemand deßwegen gefürchtet hätte, sondern weil ich damit habe zeigen wollen, wie gleichförmig der Geist Gottes sei, da wir so weit von einander entfernt und doch so einmüthig sind, aber ohne alle Verabredung, wiewohl ich mich ihm nicht an die Seite stellen will, denn Jeder thut, so viel ihm Gott weist. Darum, fromme Christen, gebet nicht zu, daß der Name Christi in den Namen Luthers verwandelt werde, denn Luther ist nicht für uns gestorben, sondern er lehrt uns den erkennen, von dem allein wir alles Heil haben. Ich will keinen andern Namen tragen als den meines Hauptmanns Jesu Christi, deß Streiter ich bin.“ Mit voller Berechtigung behauptet Zwingli seine Unabhängigkeit. Schon 1516 hatte er zum Cardinal von Sitten gesagt: das Papstthum habe keinen Grund in der H. Schrift. Im Jahre 1518 handelt er mit einem Freunde über die Entsetzung des Papstes. Es lag das wie in der Luft, das Zeichen des allgemeinen Bedürfnisses.

Zwingli hat sich rascher und leichter als Luther losgerissen, er hatte nie mit so mächtigem Herzen an der altväterlichen Kirche gehangen. Dem einfachen, besonnenen Geiste ist Manches leichter, als der mit gewaltiger Geisteskraft auch am Irrthum hängt mit seinem Theil an der Wahrheit. Freisinniges Denken entscheidet nicht allein über den Gehalt eines Geistes. Zwingli hat nicht die tief innerlichen Stürme wie Luther erlebt. Mit aufrichtigem, wahrheitliebendem Sinn sah er Glauben und Leben der Kirche im Widerspruch mit der H. Schrift, das hat ihn zum Reformator gemacht. Durch die Klarheit eines gesunden Menschenverstandes steht er dem herrschenden Sinne unsrer Zeit näher als Luther, jedoch herrscht in ihm keineswegs ein trockner Verstand. Er war herzlich, bieder, in seinen Liedern innig und hat es verstanden als Prediger den Menschen zu fassen. Einer, der ihn gehört hatte, sagte: „Ich fühlte mich wie an den Haaren emporgezogen.“ Über die göttliche Vorsehung, über den Ursprung des Bösen hat er Gedanken ausgesprochen, die an neueste Philosophie erinnern, pantheistischen Klanges, ausgehend von dem Grundgedanken: Alles durch Gott allein, angeschlossen an die italienische Philosophenschule des Pico da Mirandola. Doch ist dieses philosophische System in ihm nicht zum klaren, beherrschenden Gedanken durchgebildet. Mit seiner religiösen Überzeugung, mit seiner reformatorischen Richtung hängt es nur zusammen durch den Gegensatz wider alles Vertrauen auf die Kreatur, als ein Vertrauen auf das Nichtige. Wie bei Luther war seine reformatorische Grundlehre: in Christus allein ist das Heil gekommen, sein Tod ist die alleinige Bezahlung für unsere Sünden.

Schon in Einsiedeln, wo bei dem wunderthätigen Marienbilde viel Ablaß erworben wurde, hat er gepredigt: „Hier ist voller Ablaß aller Sünden durch Christi allein.“

Von seinen Glaubensschriften ist: De vera et falsa religione gerichtet an Franz I, eine Darstellung und Rechtfertigung des reformatorischen Glaubens. Fidei ratio ist auf dem Augsburger Reichstage wenigstens bestimmt gewesen, dem Kaiser übergeben zu werden. Die Eidgenossen hatten geharrt auf Abforderung ihres Bekenntnisses wie die anderen Stände, Zwingli wollte wenigstens das seine übergeben. Fidei brevis et clara expositio: zur Unterscheidung von den Wiedertäufern. Endlich de providentia enthält vorzugsweise seine philosophische Speculation. Er hält sich an das Milde und Tröstliche im Christenthum, sein Lieblingsspruch Matthäus 11, 28: Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid. In der Moral stellt er die Wahrhaftigkeit oben an. Er hat einmal daran gedacht, daß Lüge härter bestraft werden solle als Diebstahl.

In ihm ist schon eine spätre Entwicklung des Protestantismus durch einen rationellen Zug angedeutet, der am stärksten hervortritt in offner Anerkennung der Seligkeit frommer Heiden, also das historische Christenthum nicht als unbedingt nothwendig zur Seligkeit. So heißt es in der Zuschrift des Commentars de vera et falsa religione an den König von Frankreich: „Dort kannst du hoffen, in die Gesellschaft und in den vertrauten Umgang aller heiligen, tapfern, klugen und tugendhaften Männer zu kommen, die von Anfang der Welt gelebt haben. Du wirst dort die zwei Adams sehen, den Erlösten und den Erlöser, den Abel, Henoch, Noah, Abraham, Johannes, Petrus, Paulus. Dort wirst du den Hercules, Theseus, Sokrates, Antigonus, Numa, Camillus, die Catonen und Scipionen, auch deine königlichen Vorfahren finden, die im Glauben von der Welt abgeschieden sind. Kurz es gibt keinen rechtschaffnen Mann, den du dort nicht finden solltest." Luther meinte: „Wenn das wahr wäre, so wäre das ganze Evangelium falsch."

Wie kühn seine Negationen waren, so waltet doch der positive Inhalt seiner Lehre vor: „Wollt Ihr euer Anliegen den Heiligen klagen, so will ich meins Gott allein klagen."

§ 197. Einführung der Reformation.

Der Züricher Beschluß von 1520 sich allein an göttliche Schrift zu halten, trug schon die ganze Reformation in sich. Doch war er nur gemeint wie der Beschluß des Nürnberger Reichstags in der katholischen Voraussetzung der Einheit mit der Kirchenlehre, nur gegen die Mißbräuche. Erst 1522 begann in Zürich ein Streit über die Fastengebote in Folge einer Klage des Capitels von Constanz gegen Zwingli, der sie als judaistische Menschensatzungen bezeichnete. In einer Predigt hat er Reislaufen und Fastengebote zugleich angegriffen: „Es schilt Mancher das Fleischessen übel, das doch Gott nicht verboten hat, aber Menschenfleisch verkaufen und todtschlagen hält er nicht für Sünde." Er gab ein Schriftchen heraus: „Von Erkiesen und Freiheit der Speisen." Die Züricher ließen sich's schmecken auch in der Fastenzeit. Gegenüber den päpstlichen Butterbriefen, erkauften Fastenindulgenzen, wußte sich's der Volksverstand zurecht zu legen. Bullinger schreibt: Ein Luzerner meinte: „Ihr thut übel daran, daß ihr in der Fasten Fleisch esset." Antwortet der Züricher: „Esset ihr doch auch bei euch etliche Speisen, die ebensowohl verboten sind als Fleisch." Sagt der Luzerner: „Ja, wir haben's vom Papst erkauft." Der Züricher: „So haben wir's vom Metzger erkauft, ist Eins so lang als das Andre; ist das Eine recht, ist

das Andre billig." Die Chorherrn vom Stifte klagten, Zwingli nehme zu wenig den Nutzen des Stiftes wahr, er suche mehr der Laien als der Priester Gunst, die er verächtlich mache, denke auch gering von Horasingen, Heiligen, Papst und Messe. Zuweilen wurden seine Predigten von Eiferern unterbrochen, aber die Mehrzahl des Volks und des Raths stand zu ihm. So wurde der Beschluß einer deutschen Disputation gefaßt. Dazu wurde eingeladen der Klerus des Cantons und der Nachbarschaft, besonders der Bischof von Constanz, zu dessen Sprengel Zürich gehörte. Zu dieser Disputation hat Zwingli 67 conclusiones verfaßt, sie sind entschiedner als die 95 Thesen, wie sie später sind. Aber beide enthalten die Grundgedanken der reformatorischen Glaubenslehre: aus der H. Schrift allein göttliche Wahrheit und das Heil durch Christus allein. Im Saal des großen Raths hatten sich am 29. Januar 1523 an 600 Personen versammelt, auch eine Gesandtschaft des Bischofs von Constanz. Der Bürgermeister hob an: „In Stadt und Land hat sich Zwietracht erhoben wegen der Lehre unsers Meisters, Huldreich Zwingli. Von Etlichen Ketzer und Verführer des Volks gescholten, hat er sich erboten, seiner Lehre Rechenschaft zu geben. Wem also mißfällig oder zweifelhaft ist, was er gelehrt, der wolle ihm gegenwärtig seinen Irrthum beweisen." Zwingli saß allein an einem Tische, vor ihm drei Bibeln in lateinischer, griechischer und hebräischer Sprache. Aller Augen richteten sich auf Faber, den gelehrten Generalvicar von Constanz, nachmals Bischof von Wien. Der aber sagte: wenn Zwingli zu ihm nach Constanz komme, wolle er ihm alles Gute erweisen, zu disputiren sei er nicht gesonnen. Dazu möchten auf hohen Schulen wie Paris, Köln oder Löwen sich Befähigte finden, an langjährigem Herkommen vermöchten nur bischöfliche Concilien etwas umzugestalten. Zwingli antwortete: die unparteiischen und unfehlbaren Richter seien schon vorhanden in der H. Schrift, sie sei Conciliums genug, man habe sich neben ihr weder um Kirchenväter noch um Kirchenmütter zu bekümmern. Als Alles schwieg, rief Einer aus dem Haufen: „Wo sind nun die großen Hansen, die auf der Gasse so wacker pochen? Jetzt tretet hierhin, dort sitzt der Mann! Ihr könnt wohl Alle hinter dem Weine schwatzen, aber hier will Keiner sich regen". Darauf ist Faber doch auf die Disputation eingegangen über Fürbitten der Heiligen und Meßopfer. Er brachte alte katholische Autoritäten vor aus dem Corpus juris canonici. Zwingli widerlegte ihn aus der H. Schrift, indem er beifügte: „Wir fragen nicht darnach, wie lange etwas im Gebrauch gewesen sei, sondern ob es Wahrheit ist."

Beide Räthe von Zürich beschlossen: da Niemand den Meister

Zwingli einer Ketzerei habe überführen können, solle er fortfahren, die echte Schrift nach dem Geiste Gottes nach bestem Vermögen zu verkündigen, nur soll er sich des Schmähens enthalten. Einzelne Bürger begannen nun Heiligenbilder herabzureißen als Götzenbilder, sie begossen sich auch mit dem Öl der ewigen Lampe, Schuster Hottinger zerhackte den großen Herrgott, ein verehrtes Crucifix vor dem Thore.

Dadurch ist eine zweite Disputation veranlaßt worden [26. bis 28. October 1523]. Sie zeigt nicht mehr den Gegensatz des Alten und Neuen, nur der schroffern und mildern reformatorischen Ansicht, diese vertreten durch Conrad Schmid, Comthur der Johanniter, von Küßnacht. Er ist einverstanden: die Messe ist kein Opfer, da man Gott nichts darbringe, vielmehr von ihm empfange, doch auch nicht vom Teufel. Man solle die Bilder dulden als einen Stab für die Schwachen, bis man mit starker Hand die innern, schädlichen Bilder aus dem Herzen gehoben habe. Zwingli dagegen: Alles, was nicht aus der H. Schrift zu erweisen ist, ist abzuthun, der rechte Stab ist das Wort Gottes für den Starken wie für den Schwachen. Doch war auch er für ein friedliches, ordentliches Verfahren bei Abstellung des Unbiblischen. In seiner Schlußrede wandte sich jener Comthur an die Herrn des Raths, sie möchten nichts übereilen: „Ihr habt bisher manchem weltlichen Herrn in seiner Herrschaft geholfen um Geldeswillen. Helft nun um Gotteswillen Christo, unserm Herrn wieder in seiner Herrschaft, daß er allein angerufen werde und in uns regiere. Ließe man ihn allein Herr und Meister sein über alle Dinge, ihn ruhig sein Werk in uns vollbringen, so hätten wir unter einander brüderlichen Frieden, göttliche Huld in Zeit und darnach das ewige Leben."

Die Bilderstürmer wurden auf zwei Jahre verbannt, doch die Bilder als der Schrift zuwider sollen aus den Kirchen abgethan werden, die hölzernen Tafeln wurden verbrannt. Das Volk sagte: man müsse den Götzendienst niederlegen. Das Stift verzichtete auf seine Gerichtsbarkeit und wurde zur Schule für künftige Geistliche eingerichtet, die Chorherrn blieben. Statt der Messe soll man das Liebesmahl halten aus Brot und Wein, denn: „sie hätten gewisse Kunde, daß Christus das Nachtmahl, nicht aber, daß er die Messe eingesetzt habe".

Eine deutsche Bibelübersetzung wurde verfaßt durch Leo Judä, Meister Leu, Leutpriester an St. Peter. Sie enthält theils wahre, theils vermeinte Besserungen gegen die lutherische, meist nur Vertauschungen sächsischer Provinzialismen mit schweizerischen. In Basel, der Reichsstadt, hielt man fest an Luthers Bibel.

Zwingli hatte sich 1522 vermählt mit Anna Reinhard, der Wittwe des Junkers Meyer von Knonau, doch nur insgeheim: nach canonischem Recht gehört zu einer Ehe nur der gegenseitige consensus. Erst 1524, als Andre ihm vorausgegangen waren, hat er den öffentlichen Kirchgang gehalten. Es wurden darauf Reime angeschlagen:

„Hie staat lieb bei lieb,
Du Hur nimm hin den Dieb;
Dieb nimm du diesen Sack,
Das höllisch Für dryn schlack."

Es galt als Ehrensache mit denselben Reimen zu antworten:

„Das ehlich Leben ist Gott lieb,
Drum ist der Ehmann nit ein Dieb,
Die ist kein Sack, die Ehre begehrt,
Der Hurer ist kein Ehren werth."

Zwingli machte das kirchenrechtliche Princip geltend, das Lambert nach Hessen gebracht: Freiheit einer jeden Gemeinde, das aus der H. Schrift Erkannte einzuführen. Er sagte: „Die Kirchengemeinde zu Küßnacht ist eine gewissere Kirche denn alle zusammengerottete Bischöfe und Päpste. Doch beschlossen die Appenzeller den papistischen Priestern Brot und Mus zu versagen, dies ein ländlicher Ausdruck für das römische aqua et igni interdicere. In Bern predigte Berthold Haller das Evangelium „so zahm er immer mochte". Niclaus Manuel, Dichter und Maler, ließ 1522 in der Fastnacht durch Schüler den „Todtenfresser" aufführen. Dieses Spiel geht aus von der Einträglichkeit der Todtenmessen für die Priester. Den Charakter sieht man schon aus dem Comödienzettel. Diese Personen: Schaffner Ohnboden, Abt Nimmergnug, Dechant Schindebauern, Propst Gripsack, Vicar Fabler, Bischof Chrysostomus Wolfsmagen, Cardinal Hochmuth, Papst Entchristelo. Ohne viel Handlung spricht jede Charaktermaske ihre Absichten aus, dazwischen vertreten Leute aus dem Volk das Urtheil der Zeitgenossen über den Verfall der Kirche. Der Papst freut sich, daß trotz seiner Büberei ihm Macht zugeschrieben wird über Himmel und Hölle, darum könne er manchen Vogel rupfen, ihm falle der Schweiß der Armen zu. Er erscheint inmitten seiner Krieger in der prächtigen Weise getragen, wie es noch bis vor kurzem üblich war bei hohen Festen. Dann kommen Peter und Paul. Ersterer besieht sich lange mit „Augenspiegeln" den Papst. Dann fragt er einen Curtisan:

Liebster Priester sag mir an
Was mag doch das sin für ein mann
Ist er ein türck oder ist er ein heyd
Das man in so hoch vff den achßlen treibt
Oder hat er sunst gar kein Fuß
Das man in also tragen muß.

Darauf der Höfling:

Sid mal vnd du selb Petrus bist
Weistu den nit wol wer er ist
Das sol mich billich wunder nen
Doch wil ich in zu erkennen gen
Der den mann also hoch treit
Ist der gröst in der christenheit.

Dann zählt er des Papstes Herrschaften auf:

Dar zu ist er vff erd ein gott
Das du voruß wol wissen sott
So er doch din statthalter ist
Vnd der aller heiligst Christ.

Petrus:

Das sind mir frömd vnd vngehört sachen
Wie könd ich doch ein statthalter machen
Vber sölich land und lüt
Ich hatt doch vff ertrich nüt
Wo her komend im die richen land
Zu synem gewalt vnd großen stand
Ich weiß ouch nit gar wol darvon
Ob ich in gen Rhom sy kon
Bin ich in sölchem gebracht da gesessen
So hab ich sin doch warlichen gantz vergessen.

Zuletzt erscheint der Doctor, der die reine Lehre im Predigtton verkündigt. Bullinger bemerkt, es sei dies Stück mit großer Frucht gespielt worden.

Öcolampadius, insgemein Hausschein genannt, sein eigentlicher Name wohl nicht Husschin, sondern Hußgen (Heußgen), war 1482 zu Weinsberg geboren, hat in Heidelberg und Bologna, in Tübingen unter Reuchlin studirt. Bullinger fügt zu seinem Namen hinzu: „Im Hause des Herrn hat er ein hell Licht geschienen.“ 1516 ist er in Basel Pfarrer geworden und der Gehülfe des Erasmus am Neuen Testament, dann Domprediger zu Augsburg. Verstimmt, weltmüde trat er in's Brigittenkloster, doch mit der Freiheit des Austritts und daß er nichts wider Gottes Wort vornehmen

müsse. Verfolgt, begab er sich zu Sickingen auf die Ebernburg. Nach dessen Fall kommt er wieder nach Basel und führt daselbst zunächst ein gelehrtes Stillleben. Er war eingezognen Wesens, an Milde und classischer Bildung hat man ihn mit Melanchthon verglichen. Basel war 1501 zu den Eidgenossen getreten, die Zünfte waren hier in Streit mit dem Adel, sie wandten sich der Reformation zu. 1521 bei einer Procession trug der Pfarrer Roubli eine Bibel, aus der ein Zettel herunterhing: „Das ist das rechte Heiligthum, das andre sind Todtengebeine." Der Pfarrer wurde verjagt, aber Öcolampadius hat ungekränkt die Sache der Reformation auf der Badener Disputation [Mai 1526] vertreten. Dazu war Eck geladen, die Evangelischen sagten wie Bileam von König Balak. Auch Erasmus war geladen, er entschuldigte sich mit Kränklichkeit. Als Zweck der Disputation war auf dem Ausschreiben genannt: „damit Zwingli und seinesgleichen ihres verführerischen Lehrens geschweigt und das gemeine Volk vom Irrthum abgewandt werde". Deßwegen hat Eck eine Herausforderung an Zwingli erlassen, als der die H. Schrift verketzere. Zwingli: „Nach Baden [Oberrhein], wo sein Bildniß, seine Schriften verbrannt seien, biete man ihm vergebens einen Geleitsbrief, da man Ketzern die Treue nicht halte.

In der Kirche standen zwei Kanzeln einander gegenüber, die Katholischen zogen ein in großer Pracht, die Evangelischen wurden angesehn als ein bettelhafter Haufen. Jener Manuel hat als Gespräch zweier Bauern über jene Disputation ein Spottgedicht gemacht:

Eck zappelt mit Füßen und Händen,
Fing an zu schelten und schänden,
Potzmarter schwur er richtig herus,
Wie eine Hur im Frauenhus.

Von Öcolampadius sagt er:

Gott redt durch ihn sein Wort so gewaltig
Mit Gnaden mannichfaltig
Als ob's ein Engel selber wär,
Er ward dem Ecken viel zu schwer.

Wie gewöhnlich hat jede Partei sich den Sieg zugeschrieben.

Als Öcolampadius im Jahre 1524 wieder eine Pfarrei in Basel übernahm, geschah's unter der Bedingung, an die päpstlichen Cärimonien nicht gebunden zu sein. Erst fünf Jahre später wurde der Sieg der Reformation in Basel gefeiert, indem alle Kirchenbilder, sechs hohe Haufen, feierlich verbrannt wurden.

Bern, der größte Canton, war ein bürgerlich-aristokratischer Militärstaat. Die Partei der Junker widerstand der Reformation, Fabers Wort bedenkend: „Es geht jetzt über uns und hernach wird es über die Junker gehn.“ Der kleine Rath verbot die Verehlichung der Geistlichen so streng als Concubinat. Die Frau des berühmten Arztes Anshelm, der die Berner Chronik geschrieben hat, hat geäußert: unsre liebe Frau sei eine Frau nicht anders wie sie, und ebenso der Gnade ihres Sohnes Jesu Christi bedürftig, daher sie Niemand selig machen könne. Sie wurde zu Halseisen und Ertränken verurtheilt, doch kam sie davon mit 20 Gulden Buße und Abbitte vor dem Bischof. Ein Dominicaner predigte: „Christus hat nicht ein für allemal für uns genug gethan, sondern man muß täglich durch gute Werke und Meßopfer Gott versöhnen.“ Zwei Bürger riefen: „Das ist nicht wahr!“ Alle drei wurden ausgewiesen. Als Verwaltungsbehörde hatte der kleine Rath alle Gewalt an sich gezogen und ergänzte sich selbst. Durch die Wahlen zum großen Rath von 1527 kamen Freunde der Reformation in denselben, als eigentliche Volksvertretung nahm er wieder die Gesetzgebung und Wahl des kleinen Raths in seine Hand. Die Folge davon war die Berner Disputation [Januar 1528]. Zwingli ist dahin gekommen, aber dreihundert Geharnischte haben ihn begleitet, denn die Katholischen hatten gedroht, sie würden unterwegs ihn wie ein Stück Wild todtschießen. Achtzehn Tage lang hat man im Barfüßerkloster disputirt in Gegenwart der Räthe. Zwingli hatte drei Thesen gestellt: 1) die heilige Kirche, deren alleiniges Haupt Christus ist, ist aus Gottes Wort geboren und hört die Stimme eines Fremden nicht; 2) sie entwirft kein Gesetz ohne Gottes Wort, mithin bindet der sogenannte Kirchenglaube nur, so weit er übereinstimmt mit der H. Schrift; 3) Christus allein ist unsre Gerechtigkeit und Erlösung, ein andres Verdienst und eine andre Gerechtigkeit annehmen heißt ihn verleugnen. Das waren die Grundgedanken der Reformation in aller Schärfe und doch volksthümlich ausgedrückt.

Die Disputation wurde in deutscher Sprache gehalten, nur zuletzt wegen der wälschen Unterthanen des Cantons und wegen der fremden Gelehrten wurde auch ein Tag lateinisch disputirt. Da hat ein Pariser Doctor für das Recht der menschlichen Satzungen diesen [lateinischen] Syllogismus aufgestellt: „Wir müssen des Teufels Gesetzen gehorchen, wie viel mehr den menschlichen. Das Erstere beweis' ich aus Matthäus im fünften: Sei willfährig deinem Widersacher. Unser Widersacher aber ist der Teufel [1 Petr. 5, 8]. Also —“.

Der Erfolg der Disputation war so entscheidend, daß die Gewerke

selbst die Altäre einrissen, die sie „den Götzen" gestiftet. Als Zwingli im Münster die Kanzel bestieg, wollte ein Priester an einem Seitenaltar eben Messe halten, er hörte aber doch die Predigt mit an. Zwingli sprach gewaltig wider die Messe. Jener, am Schluß der Predigt, wirft sein Meßgewand, Butzenkleid, auf den Altar: „Hat es eine solche Gestalt um die Messe, so will ich weder heut noch immermehr Messe halten!" Die Räthe beschlossen, das eigennützige Gewerb der Bischöfe abzustellen, die ihnen geschwornen Eide für ledig zu erklären. Es war die Emancipation der Kirche von der päpstlichen Hierarchie.

In St. Gallen hat Johann Keßler, der, ursprünglich für den geistlichen Stand bestimmt, Sattler geworden war, mit seiner friedlichen Predigt den Abt zur Flucht gebracht. Die Gotteshausleute, seine Unterthanen haben sich vom Abt losgesagt und ihr Gemeinwesen eingerichtet unter Zürich und Glarus als Schirmherrn.

Von Graubünden ist ein angesehner Bürger, Samuel Frick nach Rom gewallfahrtet, um Hülfe zu erlangen gegen das Andringen der Reformation. Er kam zurück: in Rom sei er evangelisch geworden. Nach der Disputation von Ilanz [1526] gab das Gesetz einem Jeden die Wahl zwischen dem alten und neuen Glauben, wozu der gute Geist ihn treiben würde.

Chur wurde fast ganz evangelisch. Auch hier ist der Bischof entwichen, der Abt Schlegel nahm ein blutiges Ende: die Katholischen wollten bei Gelegenheit der festlichen Einholung einer Braut in die Familie eines benachbarten Burgherrn über die Stadt herfallen. Die Verrätherei, an deren Spitze jener Abt stand, wurde vor der Ausführung verrathen.

Die Maßnahmen des Papstes waren doch sehr durch die Verhältnisse bedingt. Als Luther schon auf den Tod angeklagt, gebannt und geächtet war, bezog Zwingli noch seine Pension. Der Cardinal von Sitten versprach sie zu verdoppeln, wenn er nicht mehr gegen den Papst predige, dann auch ohne diese Bedingung, und dann erst hat Zwingli abgelehnt. Noch 1523 hat Hadrian VI ein huldreiches Breve an Zwingli erlassen, den Nuntius gleichsam bei ihm beglaubigend. Es wird darin seine Frömmigkeit gerühmt, er möge überzeugt sein, daß der Papst stets auf seine [Zwinglis] Ehre und Vortheil bedacht sei. Die Züricher hatten damals dem Papst noch Truppen gesandt. 1525 erließ er an Zürich ein Breve mit der Ermahnung die Neurungen abzustellen, mit sehr weltlichen Drohungen. In ihrer Antwort mahnen sie nur um den noch ausstehenden Sold.

§ 198. [illegible]

Die Reformation [illegible]
Städten nur in ihren Grenzen [illegible]
nichts davon wissen. Es hielt [illegible]
ein Theil des Volkes das [illegible]
Zur Ungleichheit der Bildung [illegible]
der einfachen Bergbewohner [illegible]
Erinnerungen der Bergbewohner [illegible]
Stätten und Gebräuche. [illegible]
des Schwures [illegible]
gestellt, die Würde der Kirche [illegible]
doch alljährlich zu der geweihten Stätte der [illegible]
Wilhelm Tells, [illegible] Ge-
dächtniß der Helden des Vaterlandes [illegible] himm-
lischen Helfer zu verbinden [illegible]
selbst die Kraft zu dem vollkommenen [illegible]
Aufhebung des Fastengebots [illegible]
ner gesungen werden, [illegible] in den Erinnerungen [illegible] Bru-
ders Claus der höchsten Grad der Heiligkeit [illegible]* Zwingli
nannte auf der Kanzel den heiligen [illegible]. Er sagte, das
Ave Maria sei so viel als „Gott grüß dich Gretchen". [illegible]
die Magistrate dieser Länder [illegible] sowohl vom
Papst als vom König von Frankreich für die [illegible] oder doch für
Begünstigung der Werbung. Zwingli's [illegible] war so
ernsthaft, daß in Zürich Einige hingerichtet worden sind, die noch heim-
liche Jahrgehalte von auswärts bezogen. [illegible] zugleich
mit dem Papst dem Reisläufer und den [illegible]
schreibt: „Siehe, denen es nicht um den Glauben, sondern um den
Kronensack zu thun ist, schelten Zwingli einen Ketzer." Es fehlte darum
unter den Katholischen nicht an freier Gesinnung. Der katholische Re-
formationsbeschluß zu Luzern hebt an mit dem Worte: „Da der oberste
Wächter der Kirche schläft, so will uns gebühren, als der weltlichen
Obrigkeit, uns selbst in etliche Wege zu Hülfe zu kommen." Aber sie
hielten fest am Papst und an den Heiligen. Bürgerliche Eintracht im
kirchlichen Streit war möglich, wiefern jeder Canton für das Innere

* [illegible] von Hottinger, Gesch. d. Eidgen. während d. Zeit. der Kirchentrennung. I [illegible] v. Müllers Geschichten Schweiz. Eidgenossenschaft. VI S. 412.

seine eigne Gesetzgebung hatte. Aber die Eidgenossen hatten gemeinsame Eroberungen gemacht, in diesen Gemeinvogteien Thurgau, Baden und Rheinthal wurde die Reformation von den reformatorischen Städten beschützt, von den katholischen Bergcantonen verfolgt, die daher, wo die Reformation siegte, allen Einfluß verloren. Es treten derbe Individualitäten in diesen Händeln hervor, so jener Hottinger, der in Zürich den großen Herrgott zerhackt hatte. Man sieht an solchen Leuten, wie die Reformation sich ausnimmt im Gemüth eines ungebildeten, kraftvollen Menschen. Der aus Zürich verbannte Schuster arbeitete in der Grafschaft Baden und breitete nebenbei seinen Glauben aus. Er wurde durch den Luzerner Landvogt verhaftet. Man hatte ein Protokoll seiner Rede gegen die Heiligen und das Meßopfer im Wirthshaus „zum Engel“ in Zurzach aufgenommen und ihm vorgelegt. Er antwortet: „Wiewohl ich mich etlicher stucken beklagen möcht, daß sie mir gröber dargethan sind, denn ich sie geredet hab, jedoch um Kürze wegen, hättend ihr nit bedürfen Kundschaften vorzunehmen, hättend ihr mich ledig oder in Banden gefragt, hätte ich euch bekendt meinen Glauben, wie ich jetzund fry vor euch bekenne, daß die Meß, wie sie jetzund im Bruch ist, dazu die Bilder oder Götzen, auch das Anrufen oder Anbeten der Heiligen, richtig wider Gott und sein heilig Wort sind.“ In Luzern wird er zum Tode verurtheilt. Nach Eröffnung des Urtheils hub er an zu reden von Gott und der Erlösung durch Jesus Christus. Der Ammann sagt: „Wir sind nit von Predigens wegen hie. Es bedarf des Schwetzens nit. Einmal muß ihm sein Kopf ab: wachst er ihm wieder, so wöllend wir auch sin Glauben annehmen.“ Sprach Hottinger: „Mir geschehe nach dem Willen Gottes. Zum Herrn am Crütz ward auch gesprochen: „kumm herab vom Crütz, so wöllend wir an dich glauben.“ Und als ein Bruder ihm das Crucifix fürhielt, wollt er es schlecht nit dulden, sagt: das Lyden Christi müßt mit wahrem Glauben im Herzen angenommen werden, und wäre viel höher, denn das man es also spöttlich sollte vorbilden. Viel Volks folgte ihm nach, auch viel Lüthen weinten. Zu denselben sprach er: „Weinet nit über mich, sondern über euch selbs. Dann ich gan jetzund aus diesem Elend in die ewige Seligkeit.“ Wie er dann auf der Richtstatt zum Schwert gerüstet wart und leiden sollt, sprach er: „Liebe und gnädige Herrn Eidgenossen, ich bitt euch um Gottes willen, zürnet nit mit meinen Herrn von Zürich, gedenkend, wie sie sich allerwegen an gemeiner Eidgenossenschaft ehrlich und redlich gehalten haben. Und das sie jetzt vorhaben mit dem Glauben, das ist recht und die göttliche Wahrheit, auf deren ich jetzund tröstlich sterben will.“ Kehrt sich hier-

[illegible]

eine Mark gebildet hatte. Im katholischen Lager hatte man hinreichend Vieh, aber Mangel an Brot: „Da brachten", erzählt Bullinger, „etliche tapfere Gesellen einen großen Müten [Trog] voll Milch, setzten ihn auf die Mark, riefen den Zürichern zu, sie hätten da wohl eine gute Milchbrocken, aber nichts drein zu brocken. Die Züricher liefen herzu mit Brot und brockten ein. Jeder Theil lag auf seinem Erdreich und aßen die Milch mit einander. Wenn der eine Theil über seine Hälfte ausgriff, schlug ihn der andre Theil im Scherz auf die Hände: Friß auf deinem Erdreich."

Ein zweiter Feldzug drohte zunächst „der üppigen Lästerer" wegen. Seltsam, im großen Religionsstreit ein Ehrenhandel. Besonders das Volkslied war im Dienste der Parteien verwerthet worden:

„Der Zwingli vnd sin rott
Sind heilig vor Gott
Wie Judas der Zwölfbott
Der was ein verräther und ein Dieb
Gang du hin, vnd hab den Zwingli lieb."

Die Evangelischen sangen dagegen:

„Zwingli vnd d'evangelisch rott
Sind fromm Christen vor Gott
Der gottloß macht druus ein spott
Ist vor Gott ein mörder vnd ein Dieb
Die Zwinglis parthy hat Gott lieb."

Die Antwort, ihrer defensiven Art nach und in dieselben Reime gebannt, natürlich matter. In Constanz, wo Blaurer an der Spitze der reformatorischen Bewegung stand, sang man:

„Der Blarer und der Zwick,
Der Langnas und der Dick,
Hinggn's all an einem Strick
Hätte Constanz wieder Glück."

Man schimpfte sich gegenseitig Götzenknechte und Kelchdiebe, auch Sodomiten und ketzerisches Krämervolk.

Die andre Fordrung war, die armen Leute, die um des Glaubens willen verjagt waren, wieder herzustellen und den Glauben frei zu lassen. Die Gebirgscantone waren im Spätjahr, wo keine Zufuhr aus Italien kommen konnte, in Gefahr zu verhungern. Im Herbste 1531 wurde ihnen von Zürich nicht nur der Verkauf von Getreide abgeschlagen, sondern auch ihre Wagen wurden niedergeworfen. Man hoffte durch die Noth den gemeinen Mann gegen die Obrigkeit zu erbittern. Aber die Erbittrung wendete sich gegen die Zwinglischen, daß,

was Gott ihnen vergönnt, Eidgenossen ihnen weigern. Auch in Zürich wurden Bedenken laut als gegen den Spruch: „Wenn dein Feind hungert, so speise ihn!“ Zwingli war gegen dies Aushungern, doch für entschiedne Maßregeln: man möge mit dem Schwert schnell ein Ende machen. Er fürchte den Krieg nicht: „Der Krieg, auf den wir dringen, ist der Friede.“ Die Freiheit der evangelischen Predigt sei zu gewinnen, dann werde diese Sache von selbst siegen und die Einheit wieder hergestellt sein.

Zwingli ist nicht selten in Gefahr gewesen entführt oder ermordet zu werden, und er kannte sie. Im August 1530 regte ein Komet die Gemüther auf. Eines Tags ging er mit Jörg Müller, dem Abt von Wettingen. Der fragt: „Was mag dieser Stern bedeuten?“ „Mir und manchem Biedermann, der in der Eidgenossenschaft gern das Recht und die Wahrheit siegreich sähe, wird er zur Gruft leuchten.“ Der Andere: „Gott wird solches nicht geschehn lassen.“ Zwingli: „Ja, ja er wird es zur Bewährung geschehn lassen. Erhalten wird Gott seine Sache dennoch, wenn es auch so weit kommt, daß man glaubt, Alles werde zu Grunde gehn. Der Sache selbst traue ich schon, die ist recht und gut, aber den Leuten traue ich wenigst möglich. Unser einiger Trost sei Gott.“ Er ist als Staatsmann gekränkt durch das Wiederaufkommen der Partei, welche Gehalte von den Fürsten bezog oder wünschte.

Als die katholischen Orte mit 8000 Mann in das Gebiet von Zürich einfielen, war dies ungerüstet, doch die Eidgenossen waren ein Volk in Waffen. An die Grenze des Cantons wurde in der Eile nur eine Vorhut geworfen. Diese war zu tapfer, um sich zurückzuziehn vor der Übermacht und die Grenzorte preiszugeben. Die Sturmglocken boten den Landsturm auf. Bevor dieser gesammelt war, ist das Stadtbanner aus Zürich ausgezogen, nur eine Schar von 700 Mann, die auf dem Wege doch anwuchs zu 1200. Zwingli war aufgefordert worden mit dem Banner zu ziehn, als der großen Einfluß auf's Volk übe, und nach damaliger Sitte gewappnet. Als sie längs des Sees den Albisberg hinaufziehn wollten, hörte man den Donner der Geschütze, und Boten kamen um Hülfe in großer Noth von seiten der Vorhut. Es wurde Kriegsrath gehalten: die Majorität war dafür den Landsturm abzuwarten. Zwingli entgegnete: „Das wär ein schlechter Ruhm, hier müßig stehn, während wir hören, daß die Unsrigen Noth leiden. Ich in Gottes Namen will hin zu den biedern Leuten und mit ihnen sterben oder sie retten helfen.“ Und so hat man sich entschlossen und ist eingetreten in eine schon verlorne Sache. Es werden noch einige Worte Zwinglis berichtet, voll gottvertrauenden Muths. Ein Stein

traf seinen Helm, daß er zu Boden stürzte, aber er hat sich wieder aufgerafft. Dann ist ihm der Schenkel durchbohrt worden. Auf dem Schlachtfeld voll Leichen fanden zwei gemeine Krieger ihn an einen Birnbaum gelehnt, die Hände gefaltet, die Augen gen Himmel erhoben. Sie fragen, ob er beichten wollte, er schüttelt das Haupt. Da kamen andre, die ihn erkannten. Ein Unterwaldner Hauptmann Vokinger rief: „Ist's Zwingli, der schändliche Ketzer und Verräther." Er stieß ihm die Hellebarde in den Hals. Der Stadtpfarrer Schönbrunner von Zug sprach: „Was auch sein Glaube gewesen ist, ein redlicher Eidgenosse ist er doch gewesen." Der Fanatismus siegte: es wurde ein Gericht über den Leichnam eingesetzt, nach dessen Spruch ist er durch den Scharfrichter geviertheilt, verbrannt und die Asche in Schweinemist geworfen worden. Seine Rüstung wurde im Zeughaus von Luzern aufbewahrt. Es ist ein gewaltiges Schwert, das er geführt. Erst 1847 haben sich's die Züricher wieder zurückgeholt.

An sich und nach damaligem Maßstab war diese Schlacht von Kappel [11. October 1531] ein unbedeutendes Vorpostengefecht. Wenig über 500 Züricher lagen auf der Wahlstatt. Aber Zwingli war gefallen in den Jahren männlicher Kraft, und das Unglück so groß, weil die entschlossensten Freunde der Reformation aus Zürich ausgezogen und gefallen waren. Die Wittwe Zwinglis verlor an diesem Tage noch einen Sohn, einen Tochtermann, einen Schwager und einen Bruder. Über die Menschen kam das Gefühl eines Gottesurtheils.

Die spätre lässige Kriegführung ist dadurch zu erklären, daß Bern eifersüchtig war auf Zürich, und in Zürich selbst die Partei der Pensioner wieder aufkam. Daher der ungünstige Friede, weniger in bestimmten Artikeln als in dem Gesammteindruck und in einzelnen Ausdrücken des Friedensinstruments. So: „In den Gemeinvogteien soll Jedem gestattet sein, zum alten, wahren christlichen Glauben zurückzukehren." St. Gallen wurde dem Abt wieder politisch unterworfen. Solothurn ward, weil es Zürich zu Hülfe gekommen war, eine Summe von 800 Gulden Kriegskosten oder die Herstellung des alten Glaubens aufgelegt, das Letztere erhielt die Majorität. Überall in den gemischten Orten erhob sich die katholische Bevölkerung und vertrieb die Evangelischen, wo sie konnte. In Rapperswyl war ein Büchsenschmied Michael Wohlgemut aus Köln, der sich im Styl des Mittelalters mit seinen Gesellen vertheidigt, bis Kanonen vorgefahren wurden, da ward er gefangen und hingerichtet.

In der deutschen Schweiz ist der Protestantismus damals so ziemlich auf seine jetzige Gestaltung beschränkt worden.

Oecolampadius ist wenige Wochen nach Zwingli gestorben, 49 Jahre alt. Schon hieß es, daß in Bern und in Zürich die Messe wieder würde gelesen werden: „Da ward das Fürstenthum mächtig aufgericht."

Dies der erste tragische Conflikt in der Geschichte der protestantischen Kirche.

§ 199. Das Liebesmahl.

Bei Betrachtung des Verhältnisses der Schweizer zu der von Luther ausgehenden Reformation zeigt sich auf beiden Seiten nur gleich der Bruch mit der kirchlichen Tradition, gleich die Absicht der Rückkehr zum Christenthum der h. Schrift, aber in verschiedner Weise. Luther anerkennt das Recht der geschichtlichen Entwicklung, Zwingli fordert unbedingte Rückkehr. Daher Luther: was nicht wider die Schrift, das ist erlaubt; Zwingli: was nicht aus der Schrift erweislich, das ist abzuthun, so die Bilder in den Kirchen, obwohl nur das Bild Gottes in der Schrift verboten ist. Diese Verschiedenheit war bedingt durch die religiöse Persönlichkeit der Reformatoren. Luther mit seinem mystischen Tiefsinn stand auf augustinischem Standpunkte. Zwingli mit seinem klaren, praktischen Verstand gehörte der humanistischen Richtung an. Dieser Gegensatz kam zur vollen Erscheinung in der verschiednen Stellung zur Abendmahlslehre. Seit das Gefühl der frommen Feier zum Begriff werden will, haben wir in der alten Kirche zwei verschiedne Richtungen bemerkt und sie unterschieden als idealistische und realistische Richtung. Jene nahm Leib und Blut Christi im Abendmahl als ein Sinnbild im vollen Sinne: eine Erinnerungsfeier des Todes Jesu, welche geistig sein ganzes Walten den Gläubigen nahe bringt, vergegenwärtigt. Die realistische Richtung nahm an irgend eine sinnliche Gemeinschaft, ein wirkliches Vorhandensein des Leibes und Blutes des Gottmenschen. Das Dogma der Transsubstantiation war davon nur der stärkste, fleischlichste Ausdruck. Mit diesem Dogma hat Luther gebrochen in der Schrift von der babylonischen Gefangenschaft, weil mit diesem Dogma die Zaubermacht des hierarchischen Priesterthums steht und fällt. Was damals in ihm vorgegangen, sehn wir aus seinem Briefe an die Christen zu Straßburg vom December 1524: „Das bekenn ich, wo D. Karlstadt oder Jemand Anders vor fünf Jahren mich hätte mögen berichten, daß im Sacrament nichts dann Brot und Wein wäre, der hätte mir einen großen Dienst than. Ich hab wohl so harte Anfechtung da erlitten, und mich gerungen und gewunden, daß ich gern herausgewesen wär,

weil ich wohl sehe, daß ich damit dem Papstthum den größten Puff hätte können geben. Ich hab auch Zween gehabt, die geschickter davon zu mir geschrieben haben, dann D. Karlstadt, und nicht also die Wort gemartert nach eignem Dunken. Aber ich bin gefangen, kann nicht heraus: der Text ist zu gewaltig da, und will sich mit Worten nicht lassen aus dem Sinn reißen." Karlstadt verstand die Worte des Herrn: „Nehmet hin und esset!" als hausväterliche Aufforderung ohne Zusammenhang mit dem Folgenden: „Das ist mein Leib". Diese habe Christus gesprochen, eben auf sich weisend. Zu dieser abenteuerlichen Behauptung hat er närrischerweise angeführt: Hoc werde mit großem Buchstaben geschrieben, bezeichne den Satzanfang, und hoc passe nicht zum Masculinum »panis«. Ein Grund aber imponirte seiner Partei: die beiden Redetheile der Einsetzungsworte: „Nehmet hin und esset!" und „Das ist mein Leib", die seien grade ebenso zu scheiden wie dies Wort Christi: „Du bist Petrus" und „Auf diesen Felsen will ich meine Kirche gründen". Der Felsen sei nicht Petrus, sondern wie protestantische Ängstlichkeit gegen den Papst behaupten zu müssen meinte: Christus selbst. Löscher sagt: der Teufel selbst habe ihm dies Argument eingegeben. Doch hatte er einen ernsteren Grund: das Heil kommt allein durch den Glauben, der bedarf nichts Äußerliches, Brot und Wein als Träger von etwas Übernatürlichem, wären Gegenstände der Andacht gleich den bisher angebeteten Bildern. Sein Bildersturm forderte diese Auslegung. Nur seine Unbehilflichkeit und Sprachunwissenheit mag jene Ausrede gefunden haben.

Nach Luthers Sieg über die Bilderstürmer in Wittenberg bemächtigte sich Karlstadt der Pfarrei Orlamünde, die vom Wittenberger Stift abhing. Als dessen Archidiakonus war er berechtigt zur Ernennung des Pfarrers. Statt dessen ging er selbst hin, und regte Gemeinde und Umgegend in seinem Sinn auf. Am 22. August 1524 hat Luther in der Stadtkirche zu Jena gegen den bilderstürmenden Geist gepredigt, den Mittag brachte er im Bären zu. Karlstadt kam dahin und beklagte sich über die Predigt. Als das Gespräch nicht zum Ziele führte, sprach Luther: „So schreibt wider mich öffentlich, ich will euch einen Gulden dazu schenken." Karlstadt: er nehme das an. Da nahm Luther einen Goldgulden heraus: „Nehmet hin und greift mich nur tapfer an!" Karlstadt nahm das Geldstück und zeigte es den Gegenwärtigen: „Lieben Brüder, das ist Arrabe, ein Zeichen, daß ich Macht habe, wider D. Luther zu schreiben. Ihr wollt mir deß Zeugen sein." Die Bedeutung dieser Rede ergibt sich aus Karlstadts früherer Klage: seine Schriften seien ihm aus der Druckerei weggenommen und ihm

verboten worden, schreiben und drucken zu lassen. Luther hat ihm dann zugetrunken und Karlstadt that ihm Bescheid. In der Geraer Gegend war Karlstadt doch eine Macht geworden. Als Luther nach Orlamünde fuhr, um die Gemeinde loszumachen von Karlstadt und auf friedliche Bahn zu führen, hat er recht empfunden, was es sagen will, mit einem aufgeregten Volke zu unterhandeln. Sie riefen ihm zu: „Zwiefacher Papst! Vetter des Antichrists!“ Luther fuhr im Zorn weg. Man hat ihm noch auf dem Wagen Koth und Steine nachgeworfen. Es regte sich der Geist, der im Bauernkriege ausgebrochen ist. In Orlamünde hat sich davon noch bis in unsre Zeit die Sage erhalten: Luther habe den Ort verflucht und daher geschehe es, daß so viele Kretins dort geboren würden.

Die Schweizer, welche Karlstadt eine Freistatt eröffneten, haben seine Lehre nur sprach- und sachkundiger vertheidigt. Zwinglis Überzeugung hatte sich im Gegensatz des Meßopfers entwickelt: die Feier des heiligen Mahles sei nur eine commemoratio an den Tod Jesu. So schon 1523. Luthers Überzeugung hat sich erst im Streit gegen Karlstadt festgestellt. Nämlich, ohne Verwandlung der Elemente fände statt eine wunderbare Einigung des Brotes und Weines mit dem Fleisch und Blut des Gottmenschen: eine impanatio Christi. In der Beweisführung hat er gewechselt zwischen exegetischen und dogmatischen Gründen. In ersterer Hinsicht: das Wort des Herrn τοῦτό ἐστιν „dies Brot ist mein Leib“ sei in bestimmter Weise als ein Gotteswort festzuhalten. Um das Wie haben wir uns nicht zu kümmern, das ist Gottes Sache, uns ist's überliefert als Mysterium. Der dogmatische Beweis: durch Gemeinschaft der göttlichen und menschlichen Natur nimmt diese Theil an den Eigenschaften der göttlichen Natur, also auch an ihrer Allgegenwart, auch des Leibes, nämlich so weit Christus diese Gegenwart verheißen habe. Der Gottmensch ist local im Brote, auch für Ungläubige, doch nur im Moment des Genusses. Dagegen Zwingli berief sich auf die Natur eines jeden Körpers, an bestimmtem Orte zu sein: so sitze Christus zur Rechten Gottes im Himmel, er sei nicht aller Orten. Wenn Luther behaupte, er sei überall, so sei er auch im Weinkrug des Wirthshauses. Nach den Worten Jesu Joh. 6 sei das Essen des Fleisches Christi durchaus zu verstehn von geistiger Gemeinschaft. Nach dem Wort des Herrn ist das Fleisch überhaupt nichts nütze, der Glaube allein macht selig. Endlich brachte Zwingli zahlreiche Beispiele bei, wo esti in der H. Schrift nicht eine reale Gemeinschaft bedeutet, sondern bloß irgend eine Beziehung, ein Sinnbild. So in der Parabel vom Aufgehn des mancherlei Samens spricht Christus: „Der Same ist

das Wort Gottes," d. h. nur: er ist das Sinnbild der Wirksamkeit des göttlichen Wortes. Als Zwingli an seiner Streitschrift gegen Luther arbeitete, träumt ihm, daß er vor Luther verstumme. Da hört er eine Stimme: „Berufe dich auf Exod. 12, 11" [Einsetzung des Passamahles], wo es heißt: „Das ist das Verschonen des Herrn", d. h.: die Festfeier bedingt und bedeutet die Verschonung der hebräischen Erstgeburt durch Jehova.

Das sprachliche Recht für Zwinglis Auslegung konnte Luther unmöglich verborgen sein, wenn nicht sein religiöses Gefühl dagegen entschieden hätte. Er bedarf der sinnlichen Gemeinschaft Christi, die Kirche ohne diese ist ihm öd: „Der Teufel will die Eier aussaufen, schreibt er, und uns nur die Schaalen lassen." Er fühlt und verabscheut das Rationale in Zwinglis Lehre, der Gottes Geheimnisse nach den Regeln der Mathematiker beurtheile: „Das einige Stück bewegt sie am allerhöchsten, daß es der Vernunft aus der Maßen närrisch ist zu glauben, daß wir Christi Leib und Blut im Abendmahl leiblich essen und trinken. Es ist der Groll und Ekel natürlicher Vernunft, der mag dieses Artikels nicht, und will sich dennoch in die Schrift hüllen, daß man ihn nicht kennen soll. Meine Schwärmer aber bereiten mit solchem Ekel die Bahn, daß man schier wird Christum, Gott und Alles mit einander verleugnen."

Zwingli in seiner Streitschrift übt die feine humanistische Polemik des Erasmus mit starkem, satirischen Zug. Luther in scholastisch-mönchischer Weise war mit Dreck und Teufel nicht sparsam, dabei von tiefem, religiösen Ernst durchdrungen, und doch auch, was bei Bettelmönchen nicht selten, scheut er etwas Possenhaftes nicht: Zwinglis Erklärung sei grade, wie wenn Einer die Worte: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde" so erklären wolle: „Gott" das soll heißen so viel als der „Kukuk", „schuf" so viel als „fraß", „Himmel und Erde" so viel als „die Grasmücke mit Federn und mit Allem", also daß Moses sagen wollte: „Am Anfang fraß der Kukuk die Grasmücke mit Federn und mit Allem." Grade der milde Ernst Zwinglis reizte ihn, von dem er sagte: modestissime furit, er rast bei aller Bescheidenheit, und daß der Teufel [Zwingli und Öcolampadius] bei solcher Irrlehre noch zu reden wage von Erhaltung brüderlicher Eintracht. „Wohlan," fährt Luther fort, „dieweil sie denn so gar verrucht spotten, will ich eine lutherische Warnung dazu thun und sagen also: verflucht sei solche Liebe und Einigkeit in den Abgrund der Hölle, darum daß sie nicht allein die Christenheit jämmerlich zerrüttet, sondern sie nach des Teufels Art in solchen ihrem Jammer noch spottet und närret. Nein, mir nicht! liebe Herren

des Friedens und der Liebe! Wenn ich Einem Vater und Mutter, Weib und Kind erwürget und wollt ihn dazu auch würgen und sagen: halt Frieden, lieber Freund! wir wollen uns lieb haben, die Sache ist nicht so groß, daß wir darum sollten uneins werden! was sollt er dazu sagen? So erwürgen mir die Schwärmer Christum meinen Herrn, und Gott Vater in seinen Worten, dazu meine Schwester, die Christenheit, mit meinen Brüdern, und sagen darnach: ich soll Frieden haben. Ein Theil muß des Teufels und Gottes Feind sein, da ist kein Mittel." So nennt Luther Zwinglis Abendmahl ein Fressen für die Säue. Zwingli, das Widerliche des Essens von Fleisch und Blut rügend, spricht von einem Mahl für Cyclopen.

Luther hatte in diesen Streitschriften das Bewußtsein seiner Bedeutung etwas stark ausgesprochen, daß er es gewesen, der Gottes Wort wieder unter der Bank hervorgezogen und unter die Leute gebracht habe. Darauf Zwingli: „Ich verschon dein hier, lieber Luther, trefflich; denn du in vielen Schriften noch viel stolzer dich gerühmt hast, darum man dich wohl sollte schelten. Aber wir wollen, ob Gott will, Maß halten und dich einen Menschen lassen bleiben. Denn in der Wahrheit weißt du wohl, daß du der Zeit dich herfür stelltest, da ein große Menge war, die in dem Schreiben und Lesen viel geschickter waren denn du, wiewohl sie sich aus Furcht und daß sie Gott nit erweckt und mannlich macht, nicht herfür stellten, Israel zu schirmen wider den großen Goliath zu Rom. Jetzt folgt auch dein Lob: aber du wurdest in alle Dem berufen von Gott nit anders weder David. Stelltest dich dem Feinde entgegen so tröstlich, daß Alle, die vorher Angst hatten, stark wurden, sprangen dir zu, also daß das Evangelium in einen trefflichen Aufgang kam. Daher wir Gott billig danken sollen, daß er dich erweckt, da es Niemand wagen durfte, und dich als ein nützlich Geschirr in Ehren haben, als wir auch gern thun, ob du gleich dasselb in viel Weg verkehrest."

Zwingli war doch überzeugt, daß seine Lehre binnen drei bis vier Jahren die herrschende sein werde. In Wittenberg hatte man geringe Kunde von der reformatorischen Bedeutung der Schweizer, man dachte sie als Schwarmgeister wie Karlstadt. Luther war so eifrig in Schriften wider die Schwarmgeister, daß er seine Vorlesungen aussetzte. In seinem großen Bekenntniß vom Abendmahl Christi [1528] schreibt er: „Ich bekenne hiermit, daß ich den Zwingli für einen Unchristen halte, denn er hält und lehrt kein Stück vom christlichen Glauben, und ist ärger geworden siebenmal denn da er ein Papist war."

Wir haben gesehn, wie der Landgraf die letzte Hoffnung einer

Aussöhnung auf eine persönliche Annäherung setzte. Er hat an den Kurfürsten geschrieben: „Es ist von nöthen, daß wir uns nicht so lüderlich von einander trennen lassen, obschon unsre Gelehrten um leichter oder disputirlicher Sachen willen, daran doch unsre Seligkeit nicht hängt, zwiespaltig sind.“ Er war offenbar Zwingli zugeneigt. 1530 schreibt er vertraulich: „Wenn ich glaubte, daß Christus leiblich im Sacramente wäre, so glaubte ich Christo nicht.“ Nur Luthers und des Kurfürsten wegen wagte er das nicht öffentlich auszusprechen. Luther traute ihm auch nicht. Zwingli war heimlich, ohne Geleitsbrief auf die Einladung hin aufgebrochen. Erst als es am nächsten Tage kund wurde, sandte der Rath ihm einen Rathsboten und Gewaffnete zu seinem Schutze nach. Luther machte viel Schwierigkeiten nach Marburg zu kommen. Er hat sogar einmal gefordert: einige päpstliche Theologen sollten als unparteiische Schiedsrichter zugezogen werden. Als er endlich sich aufmachte, bleibt er auf der sächsischen Mark sitzen und will sie nicht überschreiten, bevor er den Geleitsbrief erhalten hat. Auf dem Schloß zu Marburg und in der Elisabethkirche kam es zu dem welthistorischen Moment, das eine Mal, wo die beiden Reformatoren, die Repräsentanten der beiden Gestaltungen des Protestantismus persönlich einander gegenüber traten. Zugleich waren eingeladen und gekommen Gelehrte beider Richtungen. Es war eine Kirchenversammlung Derer, welche sich von der römischen Kirche losgesagt hatten. Melanchthon schreibt: „In Zwingli ist etwas Bäurisches und Hochfahrendes, Öcolampad ist gütig und mild gesinnt.“

Luther hatte noch andre Bedenken gegen die Schweizer: daß sie von der Gottheit Christi, von der Dreieinigkeit und Erbsünde nicht recht lehrten. Manches davon war Wittenberger Meinung über die Schweizer, in Anderm hatte Zwingli nur in dunklem Drang den Glauben der abendländischen Kirche überschritten. Daher kam es zu einer Einigung in 14 Artikeln über alle Grundgedanken des christlichen Glaubens. Nur über die Abendmahlslehre als 15. Artikel blieben sie schroff einander gegenüber stehn. Wenn Luther sich auf das Wort des Herrn berief: „Wer mein Fleisch ißt, der hat das ewige Leben“, so sagte Zwingli: „Das Fleisch ist kein nütze.“ Der Schweizer vertheidigte mit großer Lebhaftigkeit seine Argumente. Luther hatte auf die Tafel vor sich mit Kreide die Worte geschrieben: „Das ist mein Leib.“ Dabei bleibt er. Um das Wie und Wodurch will er sich nicht kümmern: „Wenn der Herr mir Holzäpfel hinlegte und hieße mir nehmen, sollt ich nicht fragen: warum?“ Was Gott sage, müsse man glauben; selbst wenn er gesagt hätte: „Dieses Hufeisen ist mein Leib.“ Öcolampadius

fragte: ob mündliches Essen irgend eines geistlichen Segens theilhaft mache? Darauf Luther: „Ich frage nicht, was leibliches Essen nütze, sondern was geschrieben steht. Wenn Gott mich hieße Mist essen, so thäte ich's auch." Vergeblich macht Zwingli darauf aufmerksam, daß auch Luther einen Tropus anerkenne in den Worten: „Dieser Kelch ist das Neue Testament in meinem Blut." Dieses „ist" habe doch auch für ihn nur die Bedeutung: continet, er enthält mein Blut. Er pochte eben auf Johannes: „Wer mein Fleisch isset und trinket mein Blut, der hat das ewige Leben." Das könne nicht anders als sinnbildlich verstanden werden: „Herr Doctor, das bricht euch den Hals ab." Da fuhr Luther auf, ihn mißverstehend: „Ihr seid in Hessen, nicht in der Schweiz." Zwingli begütigend: auch im Schweizerland werde Niemand ohne Urtheil gerichtet, es sei nur eine landesübliche Rede für eine verlorne Sache. Wenn Luther gegen die Bibelsprüche der Schweizer doch einen Moment bedenklich werden mochte, so berief er sich auf seine innern Erfahrungen: seine Gegner hätten ihre Auslegung nie in geistiger Anfechtung erprobt, er mit den Seinen habe gekämpft gegen Hölle und Satan.

Wenn so Luther die Hand Zwinglis zurückstieß, ist es doch geschehen im Sinne der Seinen. Auch Melanchthon schreibt an den Kurfürsten von Sachsen: „Zwingli und Öcolampadius haben sehr begehrt, daß wir sie als Brüder annehmen möchten. Solches haben wir in keiner Weise billigen wollen, haben sie auch hart darum angeredt, daß uns Wunder nähme, mit welchem Gewissen sie uns für Brüder halten wollten, wenn sie meinten, daß wir irrten." Es lag in der Art der beiderseitigen Überzeugung: für Zwingli war Luthers Lehre nur ein Verstandesirrthum, nur ein Zuviel des Glaubens, Luther sah in seines Gegners Sätzen eine Verleugnung des gegenwärtigen Christus. In diesem Sinne ruft er: „Ihr habt einen andern Geist als wir." Für Luther bestand noch die katholische Form der Überzeugung, welche für die Einheit der Liebe als nothwendig achtete die Einheit im Dogma. Auch er hat das Unheil der Uneinigkeit tief gefühlt. Zu Bucer hat er gesagt: „Mein Leben wollt ich drum geben, denn ich weiß, daß dieser Zwiespalt dem Evangelium mehr Gefahr bringt als das ganze Papstthum."

So ist das Liebesmahl zum Erisapfel geworden. Verwirrung befiel die Gemüther: wo ist Wahrheit? Die Päpstlichen triumphirten: „Die Ketzer fallen sich unter einander an!" Das protestantische Deutschland, einig mit den Schweizern, wäre unüberwindlich gewesen. Doch war jenes Concil in Marburg nicht durchaus vergeblich. Die verglichnen Punkte,

in 14 Artikeln aufgesetzt und unterzeichnet, sind die erste Urkunde evangelischer Union. Hinsichtlich der unverglichnen Abendmahlslehre soll jeder Theil dem andern christliche Liebe erzeigen, so weit es sein Gewissen leiden mag, und Gott fleißig bitten, daß er uns den rechten Verstand bestätigen wolle. Jenen vierzehn Artikeln sind die Schwabacher siebzehn Artikel entnommen, die matrix der Augustana.

Zwinglis Meinung hatte auch inmitten Deutschlands manche Freunde. In einer Abendgesellschaft bei Pirkheimer sprach sich Dürer lebhaft dafür aus. Pirkheimer: „Ei Meister Albrecht, es läßt sich Christus nicht im Abendmahl hinmalen wie mit dem Pinsel auf eine Tafel.“ Dürer: „Die entgegengesetzte Ansicht kann man sich nicht einmal vorstellen.“

Der unverdroßne theologische Friedensvermittler Martin Bucer war ein gelehrter Dominicaner in Sickingens Diensten, zweimal verheirathet, damals Geistlicher in Straßburg, vielfach in Verkehr mit dem Landgrafen, in Folge des deutschen Kriegs nach England verschlagen und als Professor in Cambridge 1551 gestorben. Bucer, an dem Melanchthon etwas fand vom Fuchs, war beugsam, eingehend in fremde Gedanken, und verstand Zufälliges von Wesentlichem zu scheiden. Seine Vermittlung ist nicht immer ganz lauter. Gegen Zwingli wurde vor Allem der Vorwurf erhoben, daß ihm das Brot im Abendmahl gemeines Brot bleibe. Das war ungerecht: denn dieses Brot und dieser Wein erhielten doch eine religiöse Weihe und Bedeutung. Nachdem Bucer vergeblich versucht hatte, den Streit als einen Wortsteit hinzustellen, suchte er Ausdrucksweisen, jenen Vorwurf abzuschwächen: es finde doch auch für Zwinglis Freunde eine wahre Gemeinschaft mit Christi statt, aber eine Gemeinschaft durch Gedanken und Geist, insofern eine wirkliche Gemeinschaft. Brot und Wein seien auch ihnen nicht ein leeres Zeichen, und wiefern Leib und Blut doch nur stünden statt des ganzen Christus, sei auch der Ausdruck zulässig, daß Leib und Blut Christi wahrhaft genossen werde, gleichsam mit Hand und Mund, wenn auch nicht mit dem Bauche. So hat er von Zwinglis Lehre nur die religiöse Seite hervorgehoben und an Luthers Redeweise anbequemt. Dieser ließ das, obwohl murrend, gelten, Zwingli nennt es nur dunkel und mißverständlich. Doch hat Bucer den Erfolg gehabt, daß die süddeutschen Reichsstände sich mit der sächsischen Reformation verbanden. Dadurch kam jene großartige Macht zu Stande, die den ersten deutschen Religionsfrieden erhielt.

Luther nahm Zwinglis Untergang im Sturm der Schlacht als ein Gottesurtheil. Doch erzählt er noch 1545, wie dies ihn tief erschüttert habe, also daß er die ganze Nacht vor Weinen nicht habe schlafen können.

III. Wittenbergische Reformation bis 1555.

§ 200. Die Schmalkaldischen Artikel.

Dem Nürnberger Frieden folgte ein Jahrzehend friedlicher Begründung. Im Papst und in den Völkern war noch die Erinnerung an das Concil von Constanz lebendig: wie damals die Beseitigung der Kirchenspaltung als eins mit der Reform der Kirche erhofft wurde, so richteten sich auch jetzt die Gedanken auf eine solche Zusammenwirkung. Clemens VII war einverstanden, doch sollte das Concil in einer italienischen Stadt gehalten, nur die von Alters her Stimmberechtigten zugelassen werden, und alle christliche Mächte die Vollziehung der Beschlüsse verbürgen. Der kaiserliche Gesandte meinte: der heilige Vater sieht das Concil an wie ein Abführmittel, das man ungern nimmt. Paul III war voll Zuvorkommens: er schrieb das Concil auf den Mai 1537 nach Mantua aus, als doch ein Concil in der Lombardei wegen des französischen Kriegs kaum möglich war, und sandte einen Legaten an die protestantischen Fürsten. Vergerius kam auch nach Wittenberg im November 1536 und hat dort eine Zusammenkunft mit Luther gehabt. Wir haben davon eine gleichzeitige Nachricht: Luther im Schlafrock, wie er sich rasiren und schmücken läßt durch seinen Barbier, Meister Heinrich, um Vergerius zu empfangen. Meister Heinrich scheidet von Luther mit dem Wunsch: der Doctor möge den Legaten belehren. Nach dem Berichte desselben an den Papst, war Luthers letzte Rede: „Ich will auf dem Concilio erscheinen, und man soll mir den Kopf abschlagen, wenn ich nicht meinen Glauben gegen die ganze Welt verfechte. Mein Zorn ist nicht mein, sondern Gottes.“ Jenes Gespräch scheint auf den Legaten doch einen tiefen Eindruck gemacht zu haben, Luthers Rock hat ihm nicht imponirt, aber sein Glaube. Es blieb ein Stachel in seiner Seele, Meister Heinrichs Segen ist noch erfüllt und der Legat ein eifriger Protestant geworden.

Dem Bundestag zu Schmalkalden wurde ein Bekenntniß vorgelegt [15. Febr. 1537], welches dem Concil übergeben oder doch ein neues Denkmal der Eintracht werden sollte. Diese Artikel als das zweite Bekenntniß der Protestanten aus dem Wunsche eines bestimmteren, schärferen Ausdrucks der protestantischen Eigenthümlichkeit als er in der Augsburgischen Confession enthalten war hervorgegangen. Diese ist eine Friedensschrift, die Artikel eine Kriegserklärung. Luther hat darin sein Herz ausgeschüttet. Er hat seinem Fürsten nicht ver-

borgen, daß der Haß dadurch geschärft werden würde. Johann Friedrich antwortete darauf: er habe die Artikel zweimal gelesen und, obwohl ein Laie, sei er in seinem Herzen überzeugt, daß sie wahrhaft und der Augsburgischen Confession gemäß seien, er wolle sie bekennen, wo es die Noth erfordere, vor einem Concilium und vor der ganzen Welt, und bitte Gott, ihn, seine Kinder und seine Unterthanen in diesem Bekenntniß ohne Wanken zu erhalten: „Was die Wagniß und Fahr belangt, so Unserm Land und Leuten, auch Personen derhalben begegnen möchte, die wollen Wir Gott heimstellen, nachdem er sagt, daß unsre Haare auf unsrem Haupte alle gezählt sind und wir keins ohne seinen göttlichen Willen verlieren mögen, der wird es auch der Fahr halben mit Uns, Unsern Kindern, auch Land und Leuten nach seinem göttlichen Willen wohl verordnen. Denn er hat Uns zu einem Fürsten erwählt, ist's sein Wille, so wird er Uns dabei erhalten; ist's sein Wille nicht, so hilft keine Sorge der Gefahr, denn er wird es, wie es ihm gefällig, wohl machen, denn Wir es in euer Gebet wollen befohlen haben." So einst die Politik unsrer Fürsten.

Die in Schmalkalden aufgesetzten Artikel sind nur von den gegenwärtigen Theologen unterzeichnet worden als kirchliche Schrift, zu kirchlichem Gebrauch. Bucer und Andre lehnten die Unterzeichnung ab, um die Schweizer nicht zu verletzen. Luther ließ sie gewähren: „Denn wir hiermit Niemand anders sondern allein uns selbst beladen haben wollen, Jedermann freigelassen." Melanchthon widersprach sich nicht, wenn er gleichzeitig eine ausführliche Protestation aufsetzte gegen des Papstes Primat, und doch die Artikel unterzeichnete mit der Bemerkung, daß man sich ihm unterwerfen könne, wenn er das Evangelium zulasse. Er ist zurückgegangen auf den Unterschied göttlichen und menschlichen Rechts, und hat sich gegen jenes ausgesprochen. Das war eine theoretische Wahrheit, aber es gehörte damals Muth dazu in protestantischen Kreisen sie auszusprechen, denn sie war bereits fremd dem protestantischen Gemeingefühl. Auch war's nicht praktisch, denn die Bedingung im Sinn der Protestanten zu erfüllen ist für den Papst unmöglich. Osiander hat dazu bemerkt: si diabolus fieret apostolus. Luther, von Steinschmerzen geplagt, fuhr aus Schmalkalden mit dem Segen: Gott erfülle euch mit dem Hasse des Papstes. Er kannte die Seinen und fühlte wie sie. Seitdem begann die Verstimmung gegen Melanchthon.

Luther erklärte sich für Annahme des Concils, weil er überzeugt war, der Papst selbst wolle es nicht, und wenn es doch zusammen käme während derzeitigen Kriegs zwischen Kaiser und Frankreich, es werde

„ein verachtet lausig Concilium“ werden. Die protestantischen Stände scheuten eine Verpflichtung; denn in ihrem eignen Bewußtsein waren sie noch nicht berechtigt, das Urtheil der Kirche zu verachten. Sie setzten als Bedingung der Anerkennung, daß nicht nur Bischöfe, sondern auch Gelehrte Sitz und Stimme hätten, daß die Bischöfe von ihrem Eide gegen den Papst entbunden würden, er nicht als Richter, sondern als Partei angesehen werde, daß alle Mitglieder des Concils beeidigt würden auf die H. Schrift und Beweise nur aus ihr entnommen werden dürften.

Indem die Entscheidung durch das Schwert heranzieht, müssen wir eine neue Umschau halten über das Umsichgreifen der Reformation und die politischen Verhältnisse bis 1546.

§ 201. Fortgang und politische Macht der Reformation.

In Kursachsen war Johann Friedrich der Großmüthige seinem Vater gefolgt [1532], der schon als Kurprinz die Geschäfte meist geführt hatte. Damals urtheilte Luther über ihn: „Unser junger Herr hat Klugheit gnug, so hat er auch eignen Sinnes gnug, so wird ihm der Adel Muths gnug predigen.“ Er war abhängig in seinen religiösen Grundgedanken von Wittenberg, doch hat er selbständig regiert, selbst aus der Gefangenschaft heraus. Die Schranken seines Geistes haben sich gezeigt in der Gefahr, seine Größe sich bewährt im Unglück.

Anhalt war damals in zwei Linien getheilt, die eine [Köthen] unter Fürst Wolfgang, der in Augsburg, als Andre zagten, mit so frischem Muth die Confession unterzeichnete. Der andern Linie [Dessau] stand zu Anfang der reformatorischen Bewegung eine Wittwe vor mit ihren drei unmündigen Söhnen. Luther erzählt in seinen Tischreden, wie er in Wörlitz mit ihnen das Mahl gehalten: „Sind feine, geschickte Herren, züchtig mit Worten und Gebärden, schamhaftig wie Jungfrauen, in lateinischer Sprache geübt und in der Bibel wohl bekannt. Wir haben ganz und gar ein theologisch Mahl gehalten, denn über Tische redeten sie von nichts denn Gottes Wort mit großer Demuth und Gütigkeit.“ Nach damaliger Sitte haben die drei Prinzen gemeinsam das kleine Land regiert und einstimmig mit der Bevölkerung die Reformation eingeführt. Sie beriefen von Zwickau Hausmann, von dem Luther sagte: quod nos docemus, ille vivit. Von diesen Brüdern ist besonders der spätere Dompropst von Magdeburg, Georg eine wohlthuende Erscheinung im Übergang von der katholischen fürstlichen Hierarchie zum evangelischen Prediger, der Luthers treuer Freund nicht Petrisch noch Lutherisch

heißen wollte, die Hoheit seines Standes mit der Milde des Sinnes verbindend. Von ihm hat Luther gesagt: „Fürst Georg ist frömmer denn ich; wenn der nicht in den Himmel kommt, werde ich wohl heraus bleiben." Es ist bezeichnend für diese fürstlichen Brüder und für die künftige Stellung von Anhalt, was Luther ganz unbefangen in den Tischreden beifügt als zu ihrem Lobe: „denn sie haben alle meine Bücher, Zwinglis und Öcolampadii durchlesen".

Der Herzog Ulrich v. Würtemberg hatte in einem Jahrzehnt das damals noch kleine Land mit einer Million Gulden verschuldet. Er hat Hans von Hutten, dessen Frau er liebte, mit eigner Hand ermordet. Als er Reutlingen überfiel, hat sich der schwäbische Städtebund gegen ihn erhoben, sein Land eingenommen und es verkauft für die Kriegskosten an Österreich, das immer Geschmack an Würtemberg fand. Der Herzog fand seitdem eine Freistätte unter den Evangelischen. Zwingli schreibt von ihm: „Aus dem Saulus ist ein Paulus geworden." Der Landgraf vernichtete in einem Treffen die österreichische Macht in Würtemberg. Er stand im Einverständniß mit Franz I; hinter ihm der schmalkaldische Bund. Daher im Juni 1534 Erzherzog Ferdinand den Frieden von Kadan schloß, durch den er als römischer König vom schmalkaldischen Bund anerkannt und Würtemberg als Afterlehn von Österreich zurückgegeben wurde. Bisher war hier als in österreichischer Provinz die Reformation niedergehalten worden. Ulrich, so lange er ohne Land umherzog, ist vom Volke genannt worden „der Besenmacher". „Nun," sagte er, „bin ich gekommen die Spinnweben aus dem Land zu fegen." Das bahnte ihm den Weg und ließ Früheres vergessen. Er schwankte nach persönlicher Stimmung und Lage des Landes zwischen der schweizerischen und sächsischen Auffassung der Reformation. Für jene sprach Blaurer, der von Constanz aus das würtembergische Oberland reformirte, er selbst doch unentschieden. Zwinglis bildliche Auslegung für möglich haltend, wollte er eine Gegenwart des Leibes Christi weder behaupten noch leugnen. Für die lutherische Richtung entschied eben deßhalb Brenz, Pfarrer in Schwäbisch-Hall, auf ein Jahr als Professor nach Tübingen entlehnt. Mitwirkend zur Hingabe an Luthers Reformation war auch das Verhältniß zu den protestantischen Fürsten. Dagegen die Erzbischöfe von Mainz und Salzburg, die Herzöge von Baiern, Georg von Sachsen und Heinrich von Wolfenbüttel schlossen zu Nürnberg 1538 einen heiligen Bund als eine Erweiterung des Regensburger Bündnisses für die Herrschaft oder doch für die Rettung des Katholicismus in Deutschland. Aber die Macht des Kaisers blieb durch ausländische Kriege gebunden. Der

protestantische Bund bekam an den nordischen Reichen einen Rückhalt, durch Heinrich von England und Franz von Frankreich glänzende Verheißungen.

Herzog Georg v. Sachsen verlor 1537 seinen Erbprinzen Johann. Nach einer alten Erzählung hat Luther seinen Tod geweißagt. Einst habe der Prinz durch Lucas Cranach Luthern sagen lassen: Sei sein Vater ihm ein eiserner Gegner, er werde ihm ein stählerner sein. Luther habe darauf geantwortet: Herzog Hans solle lieber darauf denken, wie er selig sterben möge, denn er werde seines Vaters Tod nicht erleben. Der alte Tyrann möge toben wie er wolle, er selbst [Luther] werde noch in Leipzig predigen. Wenn dies nicht ein zufälliges, kühnes Wort ist, so hat sich ein sagenhafter Zug in die wirkliche Rede eingemischt. Zu seinem sterbenden Sohne sagte der arme, alte Vater: er möge die Werke der Heiligen vergessen, alle Hoffnung auf Christi Blut und Verdienst setzen. Als verwundert seine Schwiegertochter fragte: warum er das nicht predigen lasse im Lande? antwortete er: „Man soll's nur den Sterbenden sagen, nicht den Gesunden.“ In solcher Paradoxie liegt etwas Sinnvolles, die sittliche Gefahr in der hohen Lehre vom Glauben ohne die Werke. Es klingt an jene Mönchspredigt an, deren wir gedachten [s. o. S. 88]. Herzog Georg hatte nur noch einen blödsinnigen Sohn. Auf seinem Sterbebett hat er ein Testament gemacht: wenn sein Bruder Heinrich und dessen Sohn nicht die katholische Religion ungestört im Lande lassen würden, solle dies an Österreich fallen. Durch absichtliche Zögerung des Kanzlers ist das nicht unterzeichnet worden.

Heinrich war längst der Reformation geneigt, doch scheu vor seinem Bruder. Um sein Urtheil gefragt, sagte er wohl: er könne die Prädicanten nicht wohl vernehmen, die zu Freiberg im Sinne Luthers predigten. Seine Gemahlin ließ ihm daher einen Stuhl nahe der Kanzel verfertigen, auf daß er mit dieser Entschuldigung sich nicht mehr behelfe. Er lebte beschränkt in Freiberg, ein Vater des Bergvolks. Als die Nachricht kam, das reiche Herzogthum Sachsen sei ihm zugefallen, da ist in der ersten Freude halb Freiberg mit ihm nach Dresden gelaufen. Auch in Sachsen hatte das Volk längst nach der Reformation verlangt, nur der Adel leistete einigen Widerstand. Daher kam es zu rascher, gleichmäßiger Einführung. Nach Leipzig kam Luther mit vielen Studenten und predigte Sonnabend vor Pfingsten [1539] in der Pleißenburg. Der Stadtrath protestirte gegen sofortige Einführung der Reformation mit Berufung auf die Landstände, doch durch die Bürgerschaft wurde die Wandlung durchgesetzt. Nur die Universität

hat erst am 12. August die Reformation angenommen nach Änderung der theologischen Facultät.

In Brandenburg war Kurfürst Joachim I, Bruder Albrechts von Mainz, ein Feind der Reformation. Doch meinte Luther, man dürfe noch für ihn beten. Seine Gemahlin Elisabeth, Schwester des Königs von Dänemark wurde heimlich evangelisch. Als sie 1528 in ihrem Zimmer mit ihrer Tochter das Abendmahl mit dem Kelch genommen hatte, wurde das verrathen. Ihr soll mit Einmauerung gedroht worden sein. Vor dem Zorn ihres Gemahls floh sie als Bauernfrau verkleidet nach Sachsen. In Schloß Lichtenstein hat sie bis zum Tod des Kurfürsten gelebt, oft in Luthers Haus, der sie liebe Frau Gevatterin nennt. Joachim II war als Kurprinz mit Luther in Worms bekannt geworden. Er hatte Briefe mit ihm gewechselt, aber er war bedrängt durch einen Eid, den sein Vater von ihm genommen: bei seinen fürstlichen Ehren und Treuen, für sich und seine Nachkommen bei der alten katholischen Kirche festzuhalten. Indem er doch als Kurfürst der Sache ihren Gang ließ, beriefen Städte und Adel evangelische Prediger. Das Volk dürstete nach der lautern Lehre. Am 1. November 1539 nahm der Kurfürst bei seiner Mutter in Spandau das Abendmahl nach reformirter Weise, consecrirt durch den Bischof Matthias v. Jagow, von dem Luther nach einem Gespräche sagte: „O daß uns doch Gott mehr solcher Bischöfe gäbe!“ Die brandenburgischen Bisthümer wurden nachmals den Prinzen des Hauses zugewendet und so allmählich ihre politischen Rechte mit dem Staat verbunden. Der Kurfürst half sich wegen seines Eides mit der Meinung, daß er keineswegs gegen die wahrhaft katholische Kirche sei, keine Gewalt der Erde solle ihn davon losreißen; er glaube keine römische, auch keine wittenbergische, sondern eine katholische Kirche. Daher auch anfangs viele katholische Cärimonien beibehalten wurden. Als er 1540 seine Gesandten zum Colloquium nach Worms entließ, ermahnte er sie: sie sollten ihm das Wörtchen »sola« mitbringen oder gar nicht wieder kommen. So eifrig trat er für den lutherischen Grundgedanken ein: nur durch Glauben das Heil. Ein Ereigniß seiner Jugend scheint für ihn wie seine Mutter grade diesen Glaubenspunkt eindringlich gemacht zu haben. Diese hörte 1527 mit ihren Kindern im schwarzen Kloster einen Mönch predigen. Da Luther sich immer auf Paulus berief, unternahm der, nachzuweisen, daß Paulus ein Irrlehrer sei, der kein Vertrauen verdiene. Er hat nicht die historische Kunde, daß dies wohl im Sinn der Kirche von Jerusalem sei, sondern er beruft sich nur auf Gal. 4, 4: „Da aber die Zeit erfüllet ward, sandte Gott seinen Sohn, vom Weibe

geboren.“ „Sehet wie Paulus ein schamloser Lügner ist, denn die heilige Jungfrau ist nie ein Weib gewesen, sondern immer eine Jungfrau geblieben. Wie kann Einer nun die Rechtfertigung aus dem Glauben für richtig halten, welche der Ketzer in Wittenberg lehrt und sich dabei auf Paulus beruft.“ Plötzlich verstummte der Prediger und schwankte hin und her, vom Schlag getroffen. Es hat dies den Eindruck gemacht wie ein Gericht Gottes.

In der Kurpfalz, seit Luther 1518 in Heidelberg disputirte gegen den Ablaß für die These: Christus allein ist unser Ablaß, hat sich die Reformation still verbreitet. Kurfürst Friedrich II war ihr geneigt, doch Heidelberg selbst ein Sitz der Scholastik. Erst 1545 in den letzten Tagen, als in der Heiligen-Geistkirche das Hochamt gehalten werden sollte, stimmte die Gemeinde plötzlich an: „Es ist das Heil uns kommen her.“ Sogleich ließ der Kurfürst am 3. Januar 1546 das Abendmahl unter beiderlei Gestalt einführen, Cultus und Kircheneinrichtung wurde ausgeführt nach einem Reformationsentwurf Melanchthons, des Pfälzers.

Über das Bisthum Naumburg und Zeitz, eine Stiftung Heinrichs des Löwen, war immer Streit gewesen, ob es sächsisches Lehen oder reichsunmittelbar sei. Jedenfalls hatte der Kurfürst von Sachsen kein Recht auf's Stiftsland. Als daher nach Erledigung des Bisthums das Capitel den Dompropst Julius von Pflug wählte, einen so gelehrt als vaterländisch gesinnten milden Theologen, war diese Wahl rechtlich unanfechtbar. Aber es ist stets eine große Versuchung, wo ein großer politischer Vortheil zusammenfällt mit der Religion. Der Kurfürst ließ die Stiftsherrn verhaften [1542] und setzte Amsdorf als Bischof ein mit 600 Gulden Besoldung. Für diesen sprach sein alter Adel und daß er unvermählt war. Er hat doch wie ein großer Vasall das Land regiert und Kanonen gießen lassen. Luther rühmte sich der Sünde, daß sie einen Bischof geweiht hätten ohne allen Chresem, auch ohne Schmalz, Speck, Theer, Schmeer, Weihrauch und Kohlen. So ist hier ein kirchliches Land gegen bestehendes Recht occupirt worden.

Braunschweig-Hannover war in verschiedne Linien getheilt. Herzog Heinrich von Wolfenbüttel hielt allein noch am Papste, seine Brüder und Vettern waren der Reformation zugefallen. „Er saß allein unter den Hunden.“ Sein Secretair mit einem Brief an den Kurfürsten von Mainz fiel in die Hände des Landgrafen. Darin standen feindselige Anschläge gegen Philipp und die bittersten Reden auch gegen den Kurfürsten von Sachsen. Dieser erließ eine Druckschrift: „Wider den verstockten, gottlosen, vermaledeieten, verfluchten Ehrenschänder,

böstthätigen Barrabas, auch hurensüchtigen Holofernes von Braunschweig, so sich Heinrich der Jüngere nennt." Heinrichs Antwort darauf führt den Titel: „Wider des gottlosen, verruchten, verstockten und abtrünnigen Kirchenräubers und vermaledeieten, boshaftigen Antiochi, Novatiani, Severiani und Hurenwirths, der sich Hansen Friedrich Herzog zu Sachsen nennt, erdichtet, erlogen und unverschämt Lästerbuch." In dieser Schrift berief sich der Herzog auch auf Luther, der habe selbst seinen Herrn einen Hans Worst genannt. Da aber war er an den rechten Mann gekommen. Luther schrieb „wider Hans Worst", in grobem derbem Stil, wovon hier die Probe:

„Es hat der von Braunschweig zu Wolfenbüttel jetzt abermals eine Lästerschrift lassen ausgehn, darin er an meines gnädigen Herrn, des Kurfürsten zu Sachsen Ehren seinen Grind und Gnatz sich zu reiben vorgenommen, auch mich zweimal angetastet und gelockt, erstlich da er schreibt: ich habe meinen gnädigen Herrn Hans Worst genannt, darnach die ganze Hauptsache des Glaubens angreift, deren ich mich muß bekennen der vornehmsten Lehrer einen zu dieser Zeit. Da flucht, lästert, plerrt, zerrt, schreit und speit er also, daß, wenn solche Wort mündlich von ihm gehöret würden, so würden die Leute mit Ketten und Stangen zulaufen, als zu Einem, der mit einer Legion Teufel besessen wäre, ihn zu fangen und zu binden; oder wo die Leute nicht zuliefen, würden zuletzt vielleicht aus Gottes Eingeben Ochsen und Schweine mit Hörnern und Füßen ihn zu Tod treten."

„Wiewohl ich den unfläthigen Mann nicht werth achte, daß ich ihm einen Buchstaben antworten wollte; doch dieweil er's nicht allein ist, will ich den Unsren etwas zu reden geben. Für mich zwar zu reden, hab ich's sehr gern, daß solcher Art Bücher wider mich geschrieben werden, denn es thut mir nicht allein im Herzen, sondern auch in der Kniekehle und Fersen sanft, wenn ich merke, daß durch mich armen, elenden Menschen Gott der Herr beide, die höllischen und die weltlichen Fürsten also erbittert und unsinnig macht, daß sie vor Bosheit sich zerreißen und zerbersten wollen, und ich dieweil unter des Glaubens und Vater-Unsers Schatten sitze und lache des Teufels und seiner Schuppen in ihrem großen Zorn, Plärren und Zerren, damit sie doch nichts ausrichten, ohne daß sie ihre Sache täglich ärger machen. Wenn sie es könnten verstehen, wollt ich ihnen dafür gedankt haben und bitten, daß sie ohn Unterlaß solche Bücher wider mich schrieben. Wie könnt ich sie besser plagen? denn davon werd ich jung und frisch, stark und fröhlich. Denn solche Bücher alle, wenn derselben so viel tausend wären, als der zu Wolfenbüttel Lügen und Untugend an sich hat, sind

sie doch leichtlich zu verantworten mit einem Wörtlein, das heißt: Teufel du lügst!

„Ja, weil dein Heinz und du solche grobe Tölpel seid, daß ihr gemeint, solcher fauler, lahmer Zote sollte mir Schaden thun, oder auch Glimpf bringen: so seid ihr Beide die rechten Hans Worst, Tölpel, Knebel und Rülpse, und will hiermit euch Beiden geantwortet haben, daß ihr Beide, Vater und Sohn, seid verzweifelte, ehrlose, verlogne Bösewichter, die ihr sagt, ich hätte meinen gnädigen Herrn Hans Worst genannt." So schrieb Luther an einen deutschen Fürsten.

Herzog Heinrich wollte die Acht an Goslar vollziehen, die vom Kammergericht wegen eingezognen Kirchengutes ausgesprochen, aber vom Kaiser kraft des Nürnberger Friedens suspendirt worden war. Sachsen und Hessen boten Truppen auf, nahmen den Herzog gefangen und gaben sein Land an seine Söhne [1545].

Fast ganz Norddeutschland folgte dem Panier der Reformation, dieses wird selbst im dunkelsten Lager des römischen Katholicismus erhoben, im Erzbisthum Köln. Das Beispiel Hermanns, Grafen von Neuwied, zeigt, wie eine mächtige Bewegung der Geister auch einfache Menschen ergreift und umgestaltet. Er war seit 1515 Kurfürst von Köln, hatte Karl V zu Aachen gesalbt, eine stille, friedfertige Natur. Als der Landgraf für ihn vor dem Kaiser sprach: er führe nur als ein guter Hirt seine Schafe auf grüne Weide, antwortete der: „Ach! was will der gute Mann reformiren! Er kann ja nicht einmal Latein. Er hat Zeit seines Lebens höchstens drei Messen gelesen, von denen ich selbst zwei gehört." Gropper, der Dechant des Kölner Capitels führte auf einer Provinzialsynode eine Reformation ein im Sinn des Constanzer Concils für sittliche Zucht und Würdigkeit des geistlichen Standes. Durch die Erzieher seiner Neffen unmerklich auf protestantischen Standpunkt gelangt, rief der Kurfürst evangelische Prediger in's Land, Melanchthon und Bucer nach Bonn. In ihrem Reformationsentwurf ist der Hierarchie nicht gedacht, Priestern und Klosterleuten erlaubt in die Ehe zu treten. Das Lutherische daran wurde von den Räthen des Kurfürsten verleugnet, es sei nur christlich. Die Abendmahlslehre neigt sich durch Bucer zur reformatorischen Anschauung. Luther urtheilte, es werde von Gebrauch und Nutzen des Abendmahls darin viel geredt, aber von der Substanz nur gemummelt, daher hab er diese Schrift satt, denn überall hör er Bucers Klappermaul drin.

Der Kurfürst von Mainz, den Luther gern verheirathet, gab wenigstens im Erzbisthum Magdeburg die Reformation frei. Er verkaufte das Christenthum noch einmal: die Stände des Erzbis-

thums bezahlten seine Schulden, dafür ertheilte er ihnen die Kirchenhoheit.

In den Bisthümern Würzburg, Bamberg, Augsburg war das Protestantische vorwaltend, in den deutschen Ländern des Hauses Österreich mächtig. Selbst König Ferdinand schien sich darein zu ergeben. Am 1. Februar 1537 hat er einen Brief an Luther geschrieben: „Ehrsamer, Gelehrter, Andächtiger! Wiewohl Wir vor der Zeit, als Wir in Unsrer Jugend in Deutschland ankamen, ob deinen Schriften kein Gefallen gehabt, sondern etlicher andrer Prädicanten Bericht nach dieselbigen für ketzerisch geachtet: so haben Wir doch verschiedne 2 Jahre, so viel Unsre obliegende Geschäfte erleiden mögen, in etlichen deinen Büchern und vornehmlich ausgelegten Psalmen, die auf fürstlich Regiment gerichtet, gelesen. Daneben ist eingefallen, daß Unsrer Beichtväter Einer, Barfüßer-Ordens, unlängst in Gott verschieden, der Uns kurz vor seinem Abschied zu ihm gefordert und bekannt, wie er Uns bisher den rechten Weg der Seligkeit nicht gewiesen habe; mit höchster Bitte, ihm um Gotteswillen gnädiglich zu verzeihen und hinfort mit Unseren von Gott verliehnen Landen das seligmachende Evangelium, so durch dich fleißig und treulich gelehret wird, anzunehmen.

„Zudem so Wir von den wohlgebornen Unsren Räthen, Hans Offting, böhmischem Kanzler und Andreas Ungnad, so deine Predigt vergangnen Herbst zu Torgau angehört, dabei auch Gespräch mit dir gehabt, verständiget: wie du dazumal ein christlichen Sermon, und insonders der Werke halben guten Unterschied gemacht, auch ihnen sonst von wegen deiner Lehre, worauf sie gegründet sei, erwünschten Bescheid gegeben habest. Aus den und andren christlichen Bewegnissen hat sich Unser königlich Gemüth gemildert und dafür gewendet, daß Wir nunmals deine Lehre, sofern du bei göttlicher Schrift beständig verbleibst und dazu nichts aufrührisch anrührst, wohl leiden mögen. Denn Wir jetzt leider befunden, daß der Papst und die Seinen bisher das Ihre gesucht und Uns Spreu für Korn verkauft haben.“

Hiernach war seine Absicht eine Botschaft an den Kaiser nach Spanien abzufertigen und „im Fall es S. Majestät unerheblich, als römischer König einen Reichstag an gelegner Malstatt auszuschreiben und Uns mit den Ständen des heiligen römischen Reichs, dein und anderer Schriftgelehrten Rath, göttlichem und billigem Ermessen nach, des Glaubens geistlicher Religion halben einmüthiglich und redlich zu vergleichen“.

Die Echtheit dieses Briefes ist angezweifelt worden, ich weiß nicht,

welche äußere Sicherheit vorliegt, innere Gründe und die Wahrscheinlichkeit der Umstände sprechen nicht dagegen. König Ferdinand mochte damals Anlaß genug haben, in seiner Stellung zu Ungarn und Böhmen eine Versöhnung mit dem Protestantismus zu fördern.

Fast alle Reichsstädte, d. h. überall wo der Volkswille sich geltend machen konnte, waren für die Reformation. Wenn Deutschland diese Sache allein mit sich hätte durchfechten können, die Reformation wäre siegreich gewesen, das Reich wäre einig geblieben, und der Protestantismus die deutsche Nationalreligion geworden. Das Unglück war unsre Verwicklung mit dem Auslande, daß die erste deutsche Macht außerdeutsche Besitzungen hatte, in denen die Reformation nicht volksthümlich wurde. Daher mußte die Entscheidung mit dem Schwerte versucht werden. Als die Schwerter schon gezückt waren, kam einer der außerordentlichen Momente, da es scheint, als ob der Zwiespalt, der Geister, Völker unabsehbar trennt, versöhnt werden könne. Das ist das Colloquium zu Regensburg.

§ 202. Verhandlungen.

Alles sprach dafür, daß der Kaiser damals aufrichtig den Frieden wollte. Des Kampfes Ausgang war unsicher, ein einiges Deutschland konnte er gegen die Türken und gegen Frankreich führen. Auch Paul III war für eine legitime Reformation, er hat nach einander Legaten nach Deutschland geschickt, gemäßigte fromme Männer, die später in den Verdacht des Protestantismus gekommen sind: Vergerius ist wirklich übergetreten. Nach Regensburg sandte er Contarini, einen venetianischen Nobile, Cardinal ohne Geistlicher zu sein. Der Papst wollte den römischen Stuhl mit den frömmsten und erleuchtetsten Männern der Christenheit umgeben.

Die Lehre von der Rechtfertigung nicht durch Werke, allein durch den Glauben aus Gnaden um Christi willen, war zwar nicht im Sinne der herrschenden scholastischen Dogmatik, aber nicht unerhört in der katholischen Kirche. Luther hatte es so oft ausgesprochen: wenn nur diese Lehre rein gelehrt werde, dann sei auch das Evangelium gerettet.

Der Reichstag überließ dem Kaiser die Wahl der Theologen, welche über die Einigung disputiren sollten. Er wählte wie die Parteien etwa selbst gewählt haben würden: für die Katholiken Eck und Pflug, für die Protestanten Melanchthon und Bucer, diesen als Theologen des Landgrafen. Auch in den geistlichen Kurfürstenthümern wurde

gebetet für Aussöhnung der Kirche. Zur Grundlage hat der kaiserliche Minister einen Entwurf vorgelegt und dem Kaiser durch einige gelehrte Männer übergeben. Wahrscheinlich war Gropper der Verfasser, doch so versöhnend war der Entwurf, daß auch Melanchthon als Verfasser galt. Darin stand die Hauptlehre: die Rechtfertigung ohne eignes Verdienst, durch den Glauben allein, nur daß dieser lebendig und thätig sei. Melanchthon erklärte sogleich, dies sei die evangelische Lehre selbst, ähnlich Contarini, der fromme Legat mit seinen gelehrten Freunden. So fand sich in der That noch ein Gemeinsames zwischen den streitenden Kirchen, und es kam zu einer dogmatischen Einigung. Allein vorerst über die Folgerung, welche der Protestantismus aus dem alleinseligmachenden Glauben zog, nämlich gegen Ablaß, gegen Heiligenverehrung, Meßopfer und Mönchthum, darüber war man noch unverglichen. Sodann von fremder Hand war in den kaiserlichen Entwurf hineincorrigirt: „Nachdem Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt und in eine Substanz desselben übergegangen sind.“ Dieser Hinweis auf die Transsubstantiation wurde von den Protestanten abgelehnt. Endlich es galt für das Verglichene die Ratification des Papstes und Luthers zu erlangen. Dieser war voll Mißtrauen. Er hatte den Kurfürsten abgehalten nach dem Wunsch des Kaisers gen Regensburg zu gehn: „Euer Gnaden ist der rechte Mann, den der Teufel vor andren Fürsten eigentlich sucht und meint. Wo nun Ew. Gnaden selbst da sollten sein, und von ihnen gedrungen werden, so würden Ew. Gnaden zuletzt nicht Wehrwort gnug finden, denn da ist kein Ablassen mit Anhalten, bis sie etwas erlangen, wie ich zu Worms selbst erfahren. Will aber Ew. Gnade sich mit dem Teufel selbst vertragen, so dürfen Sie deßhalb nicht nach Regensburg, wollen's wohl nach Torgau bekommen.“ Besonders mißtrauisch war Luther gegen den Landgrafen, auch gegen Melanchthon. Er schickte Amsdorf nach Regensburg, um den zu bewachen, er ließ ihm Vorwürfe machen, daß er sich überhaupt auf etwas Anderes eingelassen habe als auf die Augsburgische Confession. Luther und der Kurfürst wären darauf gestorben, daß Alles nur auf Täuschung abgesehen sei, Melanchthon selbst gerieth schließlich in Angst, daß er überlistet werde. Der Kurfürst von Brandenburg mit Vorwissen des Kaisers übernahm eine Gesandtschaft an Luther. Er stellte ihm vor, wie viel für die Wahrheit gewonnen werde, wenn bei Duldung einzelner Mißbräuche die Predigt der Hauptartikel sei. Die Mißbräuche würden dann von selbst fallen, der Kaiser könne nicht anders, als diese Duldung jetzt fordern. Wenn Luther sich zu gar nichts verstehe, könnte leicht eine Spaltung unter den Seinen selbst entstehn. Aber Luther

blieb dabei: wenn es den Päpstlichen ernst sei, dann würden sie auch in die andren Artikel willigen, als nothwendige Folgerungen.

Aber auch in Rom erschrak man über die paulinische Rechtfertigungslehre, die bereits als Eigenthum der Ketzerei angesehen wurde. Der Legat war genöthigt sich zu stellen, als sei das bisher Verglichne ihm fremd.

So verzweifelnd an einer Ausgleichung ging Alles wieder aus einander. Nur der Kaiser forderte, die verglichenen Artikel sollten bis zum Concile gelten. Er hat sie veröffentlicht als Regensburger Interim, an das sich doch Niemand halten wollte, weder Päpstliche noch Lutherische.

Im schmalkaldischen Bunde erhob sich Mißhelligkeit über die Kosten der Bewaffnung, Klage der Städte über die Fürsten und mancherlei Übelwollen. Seinem Vater war im Herzogthum Sachsen Moritz gefolgt [1541], eine selbständige Natur. Als junger, armer Prinz hat er sich gegen den Willen seiner Eltern mit Agnes, der Tochter des Landgrafen vermählt. Melanchthon schreibt von ihm 1542 an Brenz: „Dieser Jüngling scheint mir der Einzige zu sein, der einst Deutschland schützen wird.“ Sittlich war er sehr zweifelhaft, doch sicher ist nur dies: er ist aufgewachsen in der reformatorischen Bewegung und ihr zugethan, aber das kirchliche Interesse war für ihn nicht das herrschende, am wenigsten das einzige. Mit seinem Vetter, dem Kurfürsten lag er in bittrem Streit wegen der Hoheit über das Stiftsland Wurzen, zum Bisthum Meißen gehörig. Er verließ den schmalkaldischen Bund „um nicht in Sachen verwickelt zu werden, welche die Religion nicht beträfen“. Doch ist er nicht ohne weiteres zum Gegentheil abgefallen, sondern er schlug dem Kurfürsten und dem Landgrafen einen Bund vor, wie er seiner Vorsicht und Herrscherlust zusagte. Sie drei wollten den Kern, das Regiment, bilden, Andere möchten sich anschließen. Dabei hat er sich doch geheim dem Kaiser verpflichtet, um bei jedem Ausgange des Krieges sicher zu stehen.

Paul III hat das Concil nach Trient berufen [1545], als er sicher war, daß die Protestanten nicht dahin kommen würden. Mit der Verwerfung des Concils schwand die letzte Hoffnung einer friedlichen Ausgleichung, und der Religionsfriede konnte als aufgehoben angesehn werden. Der Kaiser ließ auf die Klage des Capitels von Köln den Proceß gegen den Erzbischof einleiten. Die Hinrichtung evangelischer Prediger in den Niederlanden verkündete seinen Ernst. Er hielt dafür, daß es mehr auf Libertät als auf Lutherei, mehr auf Kirchengut als auf Kirchenlehre abgesehen sei, er fürchtete mehr eine revolutionäre als eine religiöse Bewegung.

Allerdings über die zwiespältige Religion war ein Friede möglich durch gegenseitige Duldung, aber durch die protestantische Einziehung von Kirchengut und Land waren Viele verletzt, deren Recht im Reichsverbande verbürgt war. Das Kammergericht nahm Klagen der Verletzten an, nicht als Religionssachen, sondern als Beraubung und Landfriedensbruch. Die Protestanten konnten sich dagegen grade auf das canonische Recht berufen, wonach Alles geistlich ist, was eine Pfründe betrifft. Indem nun die protestantischen Stände gegen Reichstagsbeschlüsse protestirten und Gerichtssprüche perhorrescirten, war vorauszusehn, daß der Kaiser jetzt zum letzten Mittel greifen werde, da er aller äußeren Feinde ledig war: mit Frankreich hatte er zu Crespy [1544] ehrenvollen Frieden, mit den Türken einen fünfjährigen Waffenstillstand geschlossen. Der Landgraf sagte einst zum Kaiser in bitterm Scherze: er wisse kein andres Mittel die Vereinigung zu Stande zu bringen, als wenn die eine Hälfte von Deutschland die andre umbringe. Ein Jahrhundert darauf war es nahe daran.

Beim Nahen der Kriegsentscheidung erhob sich noch einmal die große Frage, ob die Eidgenossen das Schwert ziehen würden für die gemeinsame Sache. Bucer und Capito haben versucht dies möglich zu machen. Ihre versöhnliche Abendmahlslehre ist auf den Gedanken gegründet: die religiöse Gemeinschaft mit Christus im Abendmahl geschieht durch den Glauben, ist also geistiger Art. Wo dieses religiöse Organ, der Glaube, nicht thätig ist, da findet auch keine Gemeinschaft mit Christo statt, also sie besteht überhaupt nur für die Gläubigen. Nach Luther ist etwas Objectives, Übernatürliches, Leibliches im Abendmahle enthalten, auch für die Ungläubigen, ihnen zum Gericht, das war das Merkzeichen des Unterschieds und das forderte Luther zur wahren Eintracht: et indignos sumere corpus et sanguinem Christi. Persönlich in Wittenberg unterzogen die Straßburger sich einer scharfen Prüfung ihrer Rechtgläubigkeit, und unterzeichneten am 25. Mai 1536 eine von Melanchthon verfaßte Concordie, in der Luthers Formel enthalten war. Den Schweizern gegenüber suchte Bucer die Unterschrift zu rechtfertigen: gemeint seien nicht die ganz Ungläubigen, impii, nur die Unwürdigen, indigni, bei denen doch immer noch das Organ des Glaubens sei, nur ein geringrer Grad von religiöser Gemeinschaft. Diese Ausrede war nicht ganz unberechtigt, denn bei den mündlichen Verhandlungen hatte Luther gesagt: „Nur der Gottlosen halber stoßt Ihr Euch! darüber wollen wir nicht zanken, wir erkennen euch als unsre lieben Brüder in Christo!" Bucer unterschied drei Arten Menschen: Gläubige, indigni, impii, nur die letzten gleich den Unchristen.

Luther gestand zu: „Wenn ein Jud oder Türk oder eine Maus oder Wurm die Hostien, so die Papisten eingesperrt, zernagen: so widerfährt es allein dem Brot, und ist nur Brot, nicht Leib Christi."

Damals hat er eingesehn, daß auch die Schweizer es nicht auf religiöse Entleerung des Sacramentes abgesehn haben. Diese, besonders Bullinger, Zwinglis Nachfolger in Zürich, nahmen die Concordie an nach Bucers Erklärung und schrieben in diesem Sinn an Luther. Er antwortete brüderlich am 1. December 1537: „Ich bin höchlich erfreut, daß ich vernommen, wie, hintangesetzt alle vorige Schärf und Verdacht, so wir mit euern Predigern gehabt, euer großer Ernst sei die Concordie anzunehmen und zu fördern. Nu ist's wohl wahr, und kann auch nicht anders sein, daß solche große Zwietracht nicht kann so leicht und bald ohne Ritz und Narben geheilt werden. Denn es werden beide, bei euch und uns, Etliche sein, welchen solche Concordie nicht gefällig, sondern verdächtig sein wird. Aber so wir zu beiden Theilen, die wir's mit Ernst meinen, werden fleißig anhalten, wird der liebe Gott wohl sein Gnade geben, daß es bei den Andern mit der Zeit auch zu Tode blut und das trübe Wasser sich wiederum setzt. Ist derhalben meine freundliche Bitte, ihr wollet dazu thun, daß bei euch die Schreier, so wider uns und die Concordie plaudern, sich ihres Schreiens enthalten und das Volk einfältiglich lehren. Gleichwie auch wir in Schriften und Predigten uns gar still halten und mäßigen wider die Eurigen zu schrein, damit wir nicht Ursach sein die Concordie zu hindern, welche wir ja von Herzen gern sehn, und des Fechtens und Schreiens bisher genug gewest, wo es hätte sollen etwas ausrichten."

Also eine Unionsurkunde war aufgestellt, oder vielmehr nur der gute Wille zu derselben, ohne volle Einigung in der Sache und ohne Erhebung über den Streit. Dabei setzte Luther voraus, daß Zwingli und Öcolampadius mit ihrer Sondermeinung vom Abendmahl aufgegeben werden müßten, auch blieb er voll Argwohn gegen Bucer. Als Zwinglis Werke 1543 in Zürich herauskamen, mit einer Vertheidigung und Verherrlichung derselben, als dessen ganze Richtung ihm dadurch scharf vor die Augen trat, schrieb Luther: Zwingli spreche nicht nur gegen das Sacrament, sondern werde ganz und gar zum Heiden, sei in großer Sünde und Gotteslästerung gestorben. Darum hab' er alle Hoffnung fahren lassen, wolle nicht mehr beten für die Seelenfresser und Seelenmörder. Aus Gewissenhaftigkeit und in der Verstimmtheit des Alters schrieb er sein „kurzes Bekenntniß vom heiligen Sacrament wider die Schwärmer," auf daß er, weil es mit ihm zur Grube gehe, das Zeugniß und den Ruhm vor seines lieben Herrn Richterstuhl bringe,

die trunknen Leute von Zürich, die Sacramenten-Schwärmer und -Lästerer, wo sie auch sind, mit großem Ernste verdammt und gemieden zu haben. Er sah durch jene Herausgabe der Schriften Zwinglis die Concordie gebrochen und erkannte Bucers geistliches Essen als eine Täuschung. Er gedenkt auf's bitterste aller Vorwürfe, die seiner Lehre von Zwingli einst angehängt sein, auch nach unsichren, gehässigen Berichten, daß Zwingli Luthers Christus einen gebackenen Gott, sein Abendmahl ein thyestisches Mahl genannt habe. Er findet bei den Zürichern ein ganz durchteufeltes Herz.

So war die Union wieder zerrissen. Seitdem erschien den Schweizern die von Luther ausgehende Reformation als fremde Sache, und ebenso der nachfolgende deutsche Religionskrieg.

Luther hatte sein Bedenken gegen bewaffneten Widerstand überwunden: „Gott wird den Blutzapfen ziehn, auf daß ihr des rothen Saftes satt trinket." Er ist doch schmerzlich bewegt gewesen über den drohenden Jammer eines deutschen Bürgerkriegs, und er ist vorher in Frieden abgeschieden.

Wenden wir uns zu seinen letzten Tagen.

§ 203. Luthers Tod und öffentlicher Charakter.

Durch den unnatürlichen Streit mit den Schweizern war Luther mehr und mehr verdüstert worden. Er sah nicht den religiösen Aufschwung, den er gehofft hatte, und Melanchthon bemerkt: er jammert, daß die Religion zum Mäntelchen für eigennützige Begierden gemacht wird. Es war die Lust der protestantischen Fürsten nach katholischen Kirchengütern, die er beklagte. Er litt an Kopf- und Steinschmerzen, auch an Herzbeklemmungen. Dazu hatte er schon lange ein krankes, etwas schief gestelltes Auge, es ist auf den Bildern seiner letzten Jahre angedeutet. Im Januar 1546 schreibt er: „Ich alter, abgelebter, kalter und nun auch einäugiger Mann schreibe euch unter schwerer Arbeit." Er war früh gealtert, und ein alter Mann hat meist etwas vom König Lear: „der letzte Theil eines großen Lebens, wenn es nicht gewaltsam abgebrochen wird, ist meist erfüllt mit heimlicher Resignation und Bitterkeit." [Freytag.] „Ich bin," schreibt er, „der Welt satt und die Welt mich, sind also leicht zu scheiden, wie ein Gast die Herberge quittirt." Oft in den letzten Jahren hat er gebetet, daß der Herr kommen und ihn ausspannen möge. An einzelnen Tagen kehrt die Schwermuth seiner Jugend wieder. Er ging nach Leipzig, nach Zeitz zu Amsdorf und schreibt von da aus seiner Frau: über Wittenberg

werde wegen gottlosen Wesens das Strafgericht Gottes hereinbrechen; sie solle Sodom verlassen und nach Zulsdorf ziehn. „Ich will umherziehn und Bettelbrot essen, ehe ich meine armen letzten Tage mit dem unordentlichen Wesen in Wittenberg martern soll." Was war's, das ihn forttrieb? Es ist schwer zu sagen. Wir erfahren nur von einer üblen Mode der Wittenberger Frauenzimmer, den Nacken bloß zu tragen. Die Universität versprach das abzustellen, und Luther kam zurück.

Seine letzte Fahrt nach Eisleben geschah gerufen von den Grafen Mansfeld, um zwischen ihnen, den über die Erbtheilung zerfallnen Brüdern, Frieden zu stiften. Die Briefe von da an seine Frau zeigen doch in ihrer heitren Weise den alten Luther im Sinne der Jugend, die nicht vergeht, wo sie einmal wahrhaft gewesen ist. In der ernsten Innigkeit ehlichen Bundes mag immer der Scherz sein gutes Recht gehabt haben. In diesen Briefen waltet er wohl mit unbewußter Absichtlichkeit vor, um die Frau in ihrer gerechten Sorge für seine Gesundheit bei frischem Muthe zu erhalten.

Am ersten Februar: „Meiner herzlieben Hausfrauen Katharin Lutherin Doctorin Zulsdorferin, Saumärkterin und was sie mehr sein kann. Gnad und Friede in Christo und meine alte arme Liebe zuvor. Ich bin schwach gewest auf dem Wege hart vor Eisleben, das war meine Schuld. Aber wärst du dagewesen, so hättest du gesagt, es wäre der Juden oder ihres Gottes Schuld gewest. Denn wir mußten durch ein Dorf, da viel Juden innewohnten, vielleicht haben sie mich hart angeblasen. Und wahr ist's, da ich bei dem Dorf war, ging mir solch ein kalter Wind durch's Barett, als wollt mir's das Hirn zu Eis machen. Solches mag zum Schwindel haben geholfen: aber jetzt bin ich Gottlob wohl geschickt, ausgenommen, daß die schönen Frauen mich hart anfechten!"

Vom 6. Februar: „Der tiefgelehrten Frauen Katharin Lutherin, meiner gnädigen Hausfrauen zu Wittenberg. Gnad und Fried liebe Käthe. Wir sitzen hie und lassen uns martren, und wären gern davon. M. Philipps magst du sagen, daß er seine Postill corrigire, denn er hat nicht verstanden, warum der Herr im Evangelium Reichthum Dornen nennt. Hie ist die Schule, da man solches verstehn lernt. Sonst haben zu fressen und saufen gnug und hätten gute Tage, wenn's der verdrießliche Handel nicht thät. Mich dünkt, der Teufel spotte unser, Gott woll ihn wieder spotten."

Am 7.: „Meiner lieben Hausfrauen, Doctorin, Selbstmartyrin zu Wittenberg, meiner gnädigen Frauen zu Handen und Fußen. Gnad und Friede im Herrn. Lies, du liebe Käthe, den Johannem und den

kleinen Katechismum, davon du einmal sagtest, es ist doch Alles in dem Buch von mir gesagt. Denn du willst sorgen für deinen Gott, grad als wär er nicht allmächtig, der da könnte zehn Doctor Martinus schaffen, wo der einige alte ersöffe in der Saale oder [umkäme] auf Wolfs Vogelheerd. Laß mich in Frieden mit deiner Sorge, ich hab einen bessern Sorger, denn du und alle Engel sind. Der liegt in der Krippen und hängt an einer Jungfrauen Zitzen, aber sitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes des allmächtigen Vaters. Darum sei in Frieden. Amen. Ich denke, daß die Hölle und ganze Welt jetzt muß ledig sein von allen Teufeln, die vielleicht alle um meinetwillen hie zu Eisleben zusammenkommen sind, so hart steht die Sache. Ich hatt heut im Willen den Wagen zu schmieren in ira mea, aber der Jammer, so mir für fiel meines Vaterlandes, hat mich gehalten. Wir leben hie wohl und der Rath schenkt mir zu jeglicher Mahlzeit ein halb Stübchen Rheinfall, der ist sehr gut. Zuweilen trink ich's mit meinen Gesellen. So ist auch Naumburgisch Bier gut, ohne daß mich dünkt, es macht mir die Brust voll phlegmate mit seinem Pech. Der Teufel hat uns das Bier in aller Welt mit Pech verderbt und bei euch den Wein mit Schwefel."

Endlich vom 14. Februar: „Meiner freundlichen, lieben Hausfrauen. Gnade und Friede vom Herrn. Liebe Käthe. Wir hoffen diese Woche wieder heimzukommen, ob Gott will. Gott hat große Gnade hier erzeigt, denn die Herren fast Alles verglichen haben bis auf zween Artikel oder drei, unter welchen ist, daß die zween Brüder, Graf Gebhard und Graf Albrecht wiederum Brüder werden, welches ich heute soll vornehmen, und will sie mir zu Gast bitten, daß sie auch mit einander reden, denn sie bis daher stumm gewest und sich mit Schriften hart verbittert haben. Sonst sind die jungen Herren fröhlich, fahren zusammen mit dem Narrenglöcklein auf Schlitten, die Fräulein auch, und bringen einander Mummenscherz." Dann gedenkt er noch der Kriegsgerüchte mit dem Schlusse: „Laß sagen und singen, wir wollen warten, was Gott thun wird."

An diesem Tage hielt er auch seine letzte Predigt. Er litt an Herzbeklemmung und Schwindel. Beim letzten Abendessen sprachen sie vom Wiedererkennen jenseits und vom Erkennen Derer, die sich zuvor nie gesehen. Luther: „Nun Adam hat ja auch die Eva gleich erkannt!"

Justus Jonas hat die letzten Stunden der Nacht vom 17. auf den 18. Februar geschildert gegen thörichte Fictionen, dergleichen eine selbst noch Luther zu Handen kam, wie der Teufel ihn geholt habe.

Er hat sie in den Druck gegeben mit muntern Noten von seiner Hand.

Die letzten Züge eines verlöschenden großen oder doch geliebten Lebens, obwohl bedingt durch die Art der Krankheit, haben ein besondres Interesse. Als Luther früh zu Bette ging, sagte er: „D. Jonas betet für unsern Herrgott und sein Evangelium, daß ihnen wohl gehe, denn das Concil zu Trent und der leidige Papst zürnen hart mit ihm." Bis nach Mitternacht schlief er, sein Famulus und Jonas wachten. Da hörten sie ihn sagen: „Ach Herr Gott, wie ist mir so weh. Lieber Doctor Jonas, ich achte, ich werde hie zu Eisleben, da ich geboren und getauft bin, auch bleiben." Darauf Jener: „Ach reverende pater, unser himmlischer Vater wird helfen durch Christum, den ihr gepredigt habt." Luther stieg aus dem Bette in die Stube auf ein Ruhebettlein.

Die beiden Medici der Stadt, auch Graf Albrecht und seine Gemahlin, kamen. Ein heftiger Schweiß brach aus. Da tröstete Jonas: „Reverende pater, ihr habt einen guten Schweiß gelassen, Gott wird Gnade verleihen." Er aber sprach: „Ja es ist ein kalt todter Schweiß, ich werde meinem Geist aufgeben, die Krankheit mehret sich." Dann hörte man ihn laut beten: „O mein himmlischer Vater, du Gott alles Trostes, ich danke dir, daß du mir deinen lieben Sohn Jesum Christum offenbaret hast, an den ich glaube, den ich gepredigt und bekannt habe, den ich geliebt und gelobt hab, welchen der leidige Papst und alle Gottlosen lästern. Ich bitte dich, mein Herr Jesus Christ, laß dir mein Seelichen befohlen sein. O himmlischer Vater, ob ich schon aus diesem Leben hinweggerissen werden muß so weiß ich doch gewiß, daß aus deinen Händen mich Niemand reißen kann." Dann sprach er lateinisch nach der Vulgata einzelne Bibelsprüche vor sich hin, zuletzt dreimal rasch hinter einander: „Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöst, Gott der Wahrheit." [Ps. 31, 6.] Dann schien das Bewußtsein zu schwinden. Nach einer Weile rief Jonas ihm in's Ohr: Reverende pater, wollt ihr auf Christenthum und die Lehre, die ihr gepredigt beständig sterben?" Da antwortete er deutlich: Ja! wandte sich auf die rechte Seite, schlief, und so ist er eingeschlafen früh gegen 3 Uhr.

Wir sind gewohnt, ihn als unsterblich zu denken, uns ist er nicht gestorben. Damals waren seine Zeitgenossen tief ergriffen von dem Schmerz des persönlichen Verlustes, dem Gefühl der Öde, wenn ein großer seine Zeit repräsentirender Mensch geschieden ist, und der zugleich ein guter Mensch gewesen ist, voll Treuherzigkeit und Bieder-

keit. Der Kurfürst forderte den Leichnam nach Wittenberg, er wurde in einem zinnernen Sarge dahin gebracht über Halle, und hier in der Nacht niedergesetzt in der Frauenkirche. Jonas erzählt davon: die Volksmasse habe das Lied: „Aus tiefer Noth schrei ich zu dir!“ mit kläglich gebrochner Stimme mehr herausgeweint als gesungen. Aus allen Dörfern und Städten des Weges kam das Volk entgegen bis Wittenberg, ein großer Trauerzug. Jonas hat in Eisleben am Sarge gesprochen, Bugenhagen in der Schloßkirche, dann auch Melanchthon, oft vom Schluchzen des Volkes und seinem eignen unterbrochen. Der Todte ist bestattet in der Schloßkirche unter der Kanzel, eine einfache Inschrift auf einer Steinplatte bezeichnet die Stelle. Der Kurfürst hat ihm ein Denkmal gesetzt, ein lebensgroßes Reliefbild in Kupfer getrieben. Als die Ernestiner vor Aufrichtung dieses Denkmals Wittenberg verloren, ist es in unsrer Stadtkirche aufgestellt worden [1571] links vom Altare. Es trägt die Unterschrift: Nos Dei gratia Jo. Wilhelmus, Dux Saxoniae, hanc Lutheri effigiem, non cultus, sed memoriae gratia hic posuimus. Zur Rechten sein Wappen: eine weiße Rose mit Herz und Kreuz, darunter vivit und weiter unten: Pestis eram vivus, moriens ero mors tua Papa, ein eigner Vers Luthers, aber nicht eben der bezeichnendste.

Wir haben seinen Charakter angeschaut in seinen Thaten und Schriften, auch schon als zusammengefaßtes Bild in seiner Jugend und in seiner Häuslichkeit. Hier ist noch davon zu sprechen, wodurch er ein Wendepunkt, ein Heerführer der neuen Zeit, ein Kirchengründer geworden ist.

Seine Gedanken sind nicht ohne Widersprüche, nie hat er dogmatisch abgeschlossen. Er war ein begeisterter Prophet der Schriftgedanken vom Glauben und Geist. Die Widersprüche sind entstanden theils durch seine allmähliche Losreißung vom Altväterlichen, theils durch seine wechselnden Stimmungen. Er hat seine Lehre unter leidenschaftlich hochgespannten, erschütternden Kämpfen einer ehrfurchtsvollen Seele abgerungen. „Gott hat mich herumgeführt wie einen Gaul, dem die Augen verbunden sind.“ Es war sehr glücklich für seine Erfolge, dieses allmähliche Tagen. So konnte er ohne Rückhalt immer die ganze Wahrheit aussprechen, so weit sie ihm kund war. Mit ihm hat auch ein guter Theil seines Volks sich allmählich von der altväterlichen Kirche losgerissen. Auch darin ist er gleichsam das deutsche Volk selbst, in welchem es allmählich tagt, und das Vorbild des Protestantismus, der es ehrlich meint mit dem Volke.

Auch seine Stimmungen wechselten. Nicht bloß in der heiligen Scheu

binden und lösen können, was im Himmel und auf Erden ist, auf daß sie dem Wasser zu gebieten hätten; zuletzt zum Labetrunk im Bade alle Decretal, Extravagant-Bullen, Ablaß, Butter- und Käse-Briefe an den Hals gehenkt, damit sie allenthalben sicher wären: was gilt's, wenn sie eine halbe Stunde in demselben Heilbade hätten gebadet, es sollte alle ihre Seuche und Gebrechen ablassen, da wollte ich Bürge für sein und meinen Herrn Christum zum Pfande setzen."

So bricht er kühn mit den geschichtlichen Autoritäten, mitunter im einseitigsten Urtheil auch über die alten Kirchenlehrer: „Thomas Aquin die Grundsuppe aller Ketzereien; Hieronymus hat viel Gottloses geschrieben; Chrysostomus ist ein Wäscher, ein Sack voll Worte, da nichts dahinter ist; Augustin hat oft geirrt, ungeachtet er gut und heilig gewesen, so fehlt ihm doch der Glaube wie den andern Vätern. Alle Väter haben im Glauben geirrt, so sie nicht vorm Tode sich bekehrt haben, sind sie ewig verdammt." Dennoch im Abendmahlsstreit pochte er auf die Tradition: „Es ist gefährlich und schrecklich etwas zu glauben wider das einträchtige Zeugniß der heiligen Kirche, so sie vom Anfang her und über 1500 Jahre in aller Welt einträchtiglich gehalten hat." Er hat seine Lust am Wunderbaren, er verhöhnt die Vernunft, er pocht auf den Buchstaben der H. Schrift, und doch sein kühnes Urtheil über einzelne Bücher derselben, wiefern sie nicht Christum treiben und seinem Glaubensbegriffe nicht zusagen, so daß er in dieser Beziehung wohl genannt werden durfte: rationalismi praecursor.

In ihm war eine kräftige Sinnlichkeit, selbst im Facultätsbuche bemerkt er zum Lobe eines Doctorschmauses: es sei gegeben ein prandium liberale splendidum. Aber zugleich ist in ihm eine hohe Geistigkeit. Beides hat ihn in's Kloster geführt und wiederum alle Klostermauern durchbrochen. Er hat einen Glauben Berge zu versetzen. Sein Gebet hat etwas Himmelstürmendes, und er hat viel Zeit dazu gebraucht. Sein Famulus Veit Dietrich erzählt: kein Tag, daß er nicht wenigstens drei Stunden auf's Beten verwendete. Vielleicht ist ein frommes Meditiren gemeint, und doch, wir hätten keine Zeit dazu. Und was hat er gearbeitet. „Es hat mir einmal geglückt, daß ich ihn hörte beten. Hilf Himmel! welch ein Geist, welch ein Glaube ist in seinen Worten!" Dennoch sind Zweifel und Glaubensbeängstigungen durch seine Seele gegangen, auch noch auf den Höhen seiner Wirksamkeit. Im Commentar zum Galaterbriefe: der Teufel fechte ihn oft so gewaltig an und überfalle ihn so heftig mit schweren, traurigen Gedanken, daß er seinen Herrn Christum gar vergesse, oder doch viel anders ansehe. Mathesius schreibt: „Einmal klagte ihm ein Weib, sie könne gar

nicht mehr glauben. [illegible] verglauben?“ Wie sie der [illegible] „Haltet ihr das für mehr?“ [illegible] „[illegible] liebe Frau, so glaube ich [illegible] Mehrung meines Glaubens [illegible].“ — [illegible] zu Rochlitz, sagte mir, er habe den Doctor [illegible] nicht glauben, was er Anderen [illegible]. „[illegible]“ habe der Doctor [illegible] meinte, mir wäre allein so.“ [illegible] lang nicht vergessen.

Wir erkennen hier seine [illegible] Last, die auf ihn gelegt war, [illegible] namentlich gegen sein [illegible] Dogma. [illegible] Vernunft, die alte Metze zu erwürgen [illegible] der Protestantismus mit seinen [illegible] Ruhe in einer unfehlbar [illegible] künftigen Entwicklung. Jene Glaubens[illegible] solch einem Glaubenshelden haben etwas Rührendes und Tröstliches.

Er war sich's wohl bewußt, daß er mehr als einmal Regel und positives Gesetz überschritten habe, auch im Eifer zu weit gegangen sei. Mathesius erzählt: „Im Jahre 1530 entbrannte des Doctors Eifer wider seine eignen Pfarrkinder: ließ sich vernehmen forthin nicht mehr predigen zu wollen, hielt eine Zeit lang inne, bis der Eifer erkaltete und der Beruf in seinem Herzen entbrannte, daß er wieder anhob.“ Er fügt hinzu: „Große Leute haben große Gedanken und ihre sonderliche Anfechtung, darein wir uns nicht allewege schicken können. Moses zerwirft in seinem Zorne die beiden Tafeln, S. Paulus übergibt den Blutschänder dem Teufel. Zwar hat es unserm Doctor oftmals herzlich wehe gethan, daß seine Schriften so rauschen wie Platzregen, und wünschte vielmals, daß er so fein sachte könnte reden wie Herr Philipp, aber wir sollen von großer Leute Brunst und Heftigkeit nicht leichtlich urtheilen; sie haben ihre eignen Seigersteller und Schiermeister bei sich im Herzen, das herrscht oft über sie, bringt sie auf und treibt sie fort, wohin sie nicht gedenken und lenkt ihre Reise wunderlich hinaus, daß sich Jedermann zu kreuzigen und zu segnen hat. Als der Doctor einst von der Rebecca las, habe ich diese Worte von ihm gehört: „Rebecca fing es unordentlich an, aber sie führte es hinaus: also hab auch ich oft aus der Fahrstraße gesetzt und ein kräftiges Vaterunser vorgelegt; hinaus bin ich mit Gott kommen. Aber ich rath's nur Keinem, bleibt auf dem gebahnten Weg, handelt nach der Regel, so verzäunt man auch nicht.“

Mit seinen Ausdrücken darf man es nicht zu genau nehmen. Wie er von sich selbst sagt: „Ich bin ein Schaf und bleibe ein Schaf," so auch: „Deutsche sind und bleiben Bestien" d. h. unvernünftige Thiere, da er doch sonst sie nennt und weiß als seine fromme, biderbe, ruhmvolle Nation.

Die Schmerzen des Vaterlandes hat er tief mitgefühlt. Es heißt in einem seiner Briefe: „Ich kann ja nicht lassen, ich muß mich sorgen für das arme, elende, verlassen, verrathen und verkaufte Deutschland, als ich schuldig bin meinem lieben Vaterlande." Auch Manches findet sich, was an den Thüringer Bauernsohn und an den Schmutz des Bettelmönchs erinnert. In der Schrift gegen Zwingli [1527]: „O wie stinken hie dem Teufel die Hosen." Neben dem tiefen Ernst der Frömmigkeit zeigt sich besonders in der Polemik auch die muntere Ironie, selbst das Possenhafte, während er schriftlich und persönlich mit Fürsten und Herren sehr würdig umzugehen wußte, er als der Höhre, im Gefühl seiner welthistorischen Bestimmung oder wie sich's ihm darstellte: im Dienste des größten Königs. In seinen Predigten, wenn er gewöhnliche Leute einführt, spricht er zuweilen platt, so schildert er den versoffenen Bürger: „Wat frage ick nach Gott, wat frage ick nach dem Tod? wat schol ick den Papen thohören. Beer her, lat uns supen, ick hab no twe Pennig to vertern." Sein Styl ist oft weitschweifig, mitunter verwickelt, aber in gesunder treuherziger Verständlichkeit, mit der Anschaulichkeit, wie sie Naturen eigen ist, die mit dem ganzen Menschen denken, gern bildlich, sprüchwörtlich reden, aber wenig begabt sind für eine dialektische Entwicklung. Dafür hat er die Macht der unbedingten Überzeugung mit dem Schwunge des Genius. Durch ihn ist erst die Macht der deutschen Presse offenbar geworden, durch ihn hat die deutsche Literatur den Charakter des Tiefsinns und des Kriegs erhalten. Sie bringen Einen mitunter zum Lächeln, seine gewaltsamen, naiven, bildlichen Ausdrucksweisen, aber wenn ich so in der Nacht in Luthers Schriften vor mich hin gelesen habe, ist's mir zu Muthe gewesen wie Myconius von einer Predigt erzählt: „Mir war nicht anders zu Sinne, als redet er nicht allein, sondern es donnerte aus dem Himmel im Namen Christi." Er wußte, daß in Zorn und Leidenschaft sein Geist sich hebe. Darin liegt auch eine Entschuldigung, daß er sich fortreißen ließ: „Ich habe keine bessere Hülfe denn Zorn und Eifer. Denn wo ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, muß ich zornig sein, das erfrischt mein Geblüt, alle unlustige Gedanken und Anfechtungen weichen." Es war eben die religiöse Begeisterung in der Form des Gegensatzes. Ihm schien nichts zu liegen

zwischen Himmel und Hölle, die zarten Übergänge zwischen Gut und Böse übersieht er leicht, die menschlichen Vermittlungen zwischen beiden sind ihm fremd. Aber wie viel er auch negirt und zerstört hat, dennoch das Positive, das Leben in Gott ist's, was er meint. Für die unfehlbare Kirche setzt er ein die unfehlbare Schrift, für den Papst Christus. Er verwirft den Ablaß, um allein von Christi Gnade zu leben. Er hat den Menschen gering gestellt, um Gott desto höher zu stellen, sein Pasquill auf die Menschheit wird zum Hymnus auf Gott. Ein wohlberechtigtes Selbstgefühl war in ihm eins mit der aufrichtigsten Demuth. In seinem Testament, wegen Mangel der gesetzlich beglaubigten Form heißt es: „Ich bin im Himmel, auf Erden und in der Hölle bekannt, und habe hinlänglich Autorität zur Vollziehung dieses Actes, daß mir allein geglaubt werde, da Gott mir armem Sünder das Evangelium seines Sohnes vertraut hat. Was braucht es also bei dieser Verordnung über mein geringes Vermögen mehr als meine Handschrift zum Zeugniß: das hat Doctor Martin Luther geschrieben, Gottes Sachwalter und seines Evangeliums Zeuge."

Die Bezeichnung lutherisch ist erst von Gegnern, der Kürze halber dann mitunter von ihm selbst gebraucht worden, aber er war fern davon sie als Bezeichnung der neuen Kirche zuzulassen: „Zum ersten," schreibt er, „bitt ich, man wolle sich meines Namens schweigen und sich nicht lutherisch, sondern Christen nennen. Was ist Luther? Ist doch die Lehre nicht mein. So bin auch ich für Niemand gekreuzigt. St. Paulus wollte nicht leiden, daß die Christen sich sollten Paulisch oder Petrisch heißen. Wie käme denn ich armer, stinkender Madensack dazu, daß man die Kinder Christi solle nach meinem höllischen Namen nennen! Nicht also! Laßt uns tilgen diese parteiischen Namen und Christen heißen, deß Lehre wir haben. Die Papisten haben billig einen parteiischen Namen, dieweil sie sich nicht genügen lassen an der Christi Lehr und Namen, so laßt sie päpstlich sein, der ihr Meister ist." Von den Seinen schreibt er: „Sie glauben nicht an den Luther, sondern an Christus. Das Wort hat sie und sie haben das Wort, den Luther lassen sie fahren, er sei ein Bube oder heilig. Gott kann sowohl durch Bileam, als durch Jesaiam, durch Caiapham als durch Petrum, ja durch einen Esel reden. Denn ich kenne selbst auch nicht den Luther, will ihn nicht kennen, predige auch nichts von ihm, sondern von Christ. Den Luther mag der Teufel holen, wenn er kann." Er meint, der liebe Gott könne die Doctor Luthers nur so aus den Ärmeln schütteln. Ich nannte abgeschmackte Vorwürfe gegen ihn, in gegenwärtiger Bildung verschollen, Vorwürfe der Art: er habe sich wichtig machen, ein Weib

nehmen, zu hohen Ehren kommen wollen. Auch seine Feinde unter den Zeitgenossen mußten doch zugestehen, daß er auf eignen Vortheil nie gesehn habe. Gegentheils hat man erzählt, der Cardinalshut sei ihm angeboten worden, wenn er schweige. Es ist nicht zu glauben, daß es geschehen, er würde sich deß gerühmt haben. Gefehlt würde freilich auch das ihm nicht haben, wenn er verführbar gewesen wäre. Er sei trübsinnig gewesen wegen geheimer schwerer Sünden, die Reformation das Werk seiner Hypochondrie. Nun, dieser Mensch, dessen Innres so offen vor uns liegt seit seinen Begegnissen mit Staupitz, der war nicht gedrückt von geheimen Sünden. Ferner: er habe bekannt selbst nicht zu glauben, was er lehre. Es ist gemeint jenes Geschichtchen von dem kindlichen Glauben der Frau und mit Musa, aber das ist nur die Erfahrung, die wohl Jeder macht, in welchem religiöse Begeistrung verbunden ist mit scharfem Denken, daß seine religiöse Überzeugung, wie sie in der höchsten Erhebung des Geistes ihm aufgegangen und in ernsten Prüfungen bewährt ist, doch wieder in Stunden, wo der bloße sinnliche Verstand überwiegt, ihm zweifelhaft zu werden droht. Endlich weil man sich in Wittenberg zuweilen gesorgt hat, daß Mörder gegen Luther ausgesandt sein, haben die historischen Blätter ihn einen Poltron zu nennen, ihn der Feigheit zu beschuldigen gewagt. Sind die Mörder doch ausgesandt worden gegen Heinrich IV und Wilhelm von Oranien, warum nicht gegen ihn? Aber dieser Vorwurf, daß Luther jedes Muthes ermangelt habe, klingt doch gar zu spaßhaft. Döllinger, als er noch der geehrteste Theologe der katholischen Kirche war, hat schon damals Luther anerkannt als religiösen Helden, als populärsten Mann, den Deutschland je besessen hat.

Es wäre eine Schmach für den Katholicismus selbst, wenn ein geringer Mann ausgereicht hätte, seinen Thron so tief zu erschüttern, wie Luther doch gethan. Ich habe es am wenigsten darauf angefangen, das Eckige, Schroffe dieses Ecksteins, den Christus für seine erneute Kirche gelegt, zu verderben. Luther ist wie ein Gebirg, dessen Haupt bald in Himmelsklarheit getaucht ist, bald mit Nebel und Sturmwolken verhüllt, ein Gebirg, von dessen schroffen, steilen Felswänden lebendige Quellen herabströmen.

Über dem kaum geschloßnen Grabe entbrannte der erste deutsche Religionskrieg.

§ 204. Der schmalkaldische Krieg 1546/47. Interim.

Kaiser Karl hatte seit Jahren beschlossen mit dem Schwerte ein Ende zu machen, wenn kein andrer Ausweg sich finde. Die Hoffnung eines friedlichen Ausgangs hat jenen Entschluß zuweilen wieder durchkreuzt, doch hat er ihn schon 1544 dem Legaten Farnese, einem Nepoten Pauls III, als tiefes Geheimniß mitgetheilt. Durch ihn hat der Kaiser ein Offensivbündniß mit dem Papste abgeschlossen, das, wahrscheinlich von Rom aus, vielleicht absichtlich, verrathen worden ist. Der Kaiser stand noch zu Anfang 1546 in Deutschland ungerüstet, einer protestantischen Gesandtschaft verleugnete er Alles. Da hat Paul III den Vertrag veröffentlicht mit seinen Bedingungen: er habe dem Kaiser verheißen 12 000 Italiener Zuzug und 200 000 Ducaten; dazu die Hälfte der jährlichen Einkünfte aller spanischen Klöster und die Erlaubniß spanisches Kirchengut zu verkaufen bis zu 500 000 Ducaten; ja wenn es nöthig sei, er werde die Krone selbst verkaufen zur Unterstützung des Kaisers gegen die Ketzer. Offenbar wollte er den Kaiser nach dem Siege zu entscheidenden kirchlichen Maßregeln nöthigen.

Die Protestanten waren rasch gerüstet, ein Heer besetzte die Tiroler Alpenpässe, um Zuzug aus Italien zu hindern. Sie hätten damals den Kaiser leicht in Augsburg fangen können, er wußte und fürchtete es. In seinen Commentaren*) heißt es: „Gott verblendete sie, daß sie nichts thaten, um ihre übermüthigen Drohungen auszuführen.“ Die Achtserklärung gegen die Häupter des schmalkaldischen Bundes [20. Juli 1546] geschah als wegen Beraubung der Reichsstände und Verwerfung der Reichstagsbeschlüsse. Der Kaiser war scheu vor religiösem Fanatismus, und jede Gewalt in Sachen der Religion in Abrede stellend, ist ihm gelungen, die protestantischen Fürsten zu trennen. Die Kurfürsten von Köln, Pfalz, Brandenburg blieben unthätig, der letztere war sehr verschuldet, und der Kaiser hatte ihm die Aussicht eröffnet auf Einziehung der reichen Bisthümer Magdeburg und Halberstadt. Der Herzog Moritz von Sachsen schloß am 19. Juni mit dem Kaiser einen Vertrag zu gegenseitigem Schutz, verhieß Anerkennung des Concils zu Trient, sobald die andren Fürsten es anerkennen würden. Ihm wurde zugesagt die Schutzherrschaft über Magdeburg und Halberstadt, was dem Besitze nahe kam, und wahrscheinlich ist schon damals noch mehr ihm verheißen worden.

*) Commentaires de Charles V, publ. par Kervyn de Lettenhove, Brux. 862. Lpz. 862. Es sind kurze Berichte über seine Reisen und Kriege nach dem Vorbild Cäsars dictirt auf einer Rheinfahrt 1550.

Der Kaiser, ohne kriegerische Hülfe aus Deutschland, war zunächst auf seine eignen Kräfte aus Spanien, Italien und den Niederlanden verwiesen. Guericke hat den schmalkaldischen Krieg den enthusiastischen Kampf der evangelischen Wehrleute genannt, die Sache selbst spricht für's Gegentheil. Sebastian Schärtlin, der die Tiroler Pässe verlegt hatte und dann zum protestantischen Heer gerufen wurde, stand mit 50 000 Mann den etwa 10 000 des Kaisers gegenüber. Er klagt in seinem Tagebuch, wie dem Landgrafen jeder Graben zu tief, jeder Morast zu breit gewesen sei und der Kaiser zählt in den Commentaren die Fehler der gegnerischen Kriegführung auf. Es war nicht Feigheit, sondern Scheu vor kaiserlicher Majestät. Der Name der Geächteten lag auf den protestantischen Fürsten, sie erkannten den Charakter des Bürgerkriegs ohne den verzweifelten Muth desselben, da hinter dem Schlachtfelde das Schaffot steht. Als Moritz dann im Rücken des Heers Kursachsen überfiel, hat er den Schein gewahrt: es geschehe, um die Besitznahme durch König Ferdinand von Böhmen aus zu verhüten. Albert von Langen in seiner urkundlichen Geschichte jenes Fürsten, vertheidigt die That durch die Behauptung, daß nur durch dieses Mittel die sächsischen Lande dem Hause Sachsen gerettet werden konnten. Es kommt Dreierlei in Betracht: 1) Herzog Moritz hatte dem scheidenden Kurfürsten versprochen seine ganze Macht aufzubieten, das Land gegen einen fremden Einfall zu schützen, und er selbst ist eingefallen. 2) Als Moritz dem Kaiser die Achtsvollstreckung gegen seinen Vetter zusagte und vollzog, war die protestantische Kriegssache nichts weniger als verzweifelt; erst durch ihn, den heimlichen Feind im Rücken wurde sie gefährdet. 3) Von Böhmen aus war keine ernste Gefahr zu fürchten. Dort war Ferdinand junger König, es regte sich mächtig der hussitische Geist, und eben damals waren Unruhen ausgebrochen, die erst durch Moritz' Hülfe erstickt wurden, ja es hätte wohl bei Moritz gestanden, sich an die Spitze der Böhmen zu stellen. Seine Tante Elisabeth, Schwester des Landgrafen schrieb ihm: „Ihr sollt den Böhmen so annehmlich sein und so lieb gehalten werden als ihr jetziger König." In der That waren in Böhmen Zustände der Art, daß dies eher noch zu wenig gesagt ist. Also Moritz wollte sich auf jeden Fall sicher stellen: die Reformation galt ihm zwar als eine Thatsache, deren historische Nothwendigkeit sich ihm aufgedrängt hatte, für die er aber ohne ein besondres religiöses Interesse irgend ein Opfer zu bringen nicht gesonnen ist, vielmehr er hat Lust auf den Trümmern seines Bluts- und Glaubensverwandten die eigne fürstliche Macht zu mehren.

Freilich war es eine unnöthige Angst und Rachsucht des Kurfürsten,

daß er auf die Kunde vom Einfall seines Vetters das protestantische Heer verließ, denn war das kaiserliche Heer besiegt, so mußte Moritz ohnedem weichen. Doch war der Kurfürst bedrängt durch das Lehnsgefolge seiner Ritter, die den heimischen Heerd schützen wollten. Mit ihm verließ der Landgraf das Heer, um sein Land zu decken. So von den fürstlichen Führern verlassen, haben die oberdeutschen Städte ohne Kampf den Frieden erkauft durch Auslieferung ihrer Waffen und ihres Geldes. Als der König von Frankreich dies vernahm, rief er aus: „Wunderbar, daß ein Volk von solcher Macht und Einsicht lieber all sein Vermögen aufwendet, um seine Knechtschaft zu bezahlen, als für die Freiheit!" Der Kurfürst von Köln war persönlich weder dem Kampfe gewachsen, noch die Bevölkerung hinreichend zur Reformation vorbereitet. Er hatte sich durch die Drohungen des Kaisers abhalten lassen, den schmalkaldischen Bund zu unterstützen, und als kaiserliche Truppen aus den Niederlanden kamen, hat er sich in seine Grafschaft Neuwied zurückgezogen und seiner Würde entsagt.

Es war eine jammervolle Rathlosigkeit in Kursachsen und in Hessen. Als der Kaiser im Frühling 1547 heranzog, jetzt etwa mit 50 000 Mann meist romanischen Stammes, konnte ihm ein begeistertes großes Volk, ganz Norddeutschland, entgegengestellt werden, und für Gold und Toleranz wären am Ende auch schweizerische Hülfstruppen im Rücken des Kaisers zu erlangen gewesen. Aber man blieb beim Schlendrian der Kriegführung mit Lehnsgefolg und mit Söldnern. Ein Theologe hat wenigstens daran gedacht, was jetzt eigentlich zu thun sei, Bucer. Sein Brief an den Landgrafen hat sich nicht erhalten, aber dessen Antwort vom 13. April 1547 liegt uns vor: „An Gott liegt Alles, das ist gewißlich war, wenn der will, so kann er helfen. Es ist auch wahr, er kann das Landvolk kriegen lehren, aber mit unversuchtem Volk ist schwerlich zu glauben, daß etwas Tapferes auszurichten sei." So schreibt der Landgraf, der doch etwas wissen mußte von den Schweizer- und Husiten-Kriegen.

Unterdeß hatte Johann Friedrich sein Land und seines Vetters Gebiet bis auf Leipzig und Dresden eingenommen, aber drohend sah er sein Schicksal heranziehn. Er hatte nur ein gewöhnliches Heer von Vasallen und Söldnern hinter der Elbe stehn, wurde vom Kaiser überrascht und auf der Lochauer Heide bei Mühlberg [24. April 1547] zum Kampf gezwungen. Die Niederlage wird insgemein dargestellt als durch Verrath herbeigeführt: den kaiserlichen Truppen sei eine Furth durch die Elbe gezeigt worden. Aber der Kurfürst war ganz unbekannt mit den Märschen des Kaisers. Es war am Sonntag Mise-

ricordias Domini, die kaiserliche Reiterei durch Nebel allerdings lange verborgen. Als die erste Nachricht kommt von ihrem Übergang über die Elbe, will es der Kurfürst nicht glauben, wenigstens die Predigt muß er noch aushören, statt die Elbe zu vertheidigen. Er hat sich dann tapfer vertheidigt, aber wegen seiner Beleibtheit mußte er im Wagen bleiben, so ist er verwundet und gefangen worden. Im Lager vor Wittenberg hat der Kaiser das Todesurtheil über ihn gesprochen als wegen Rebellion und Ketzerei, ohne alle Rechtsformen über einen Kurfürsten des Reichs. Als das Todesurtheil ihm im Zelte verlesen wurde, spielte er Schach mit Herzog Ernst von Braunschweig. Als der erbleichend die Hand sinken ließ, sagt ihm der Kurfürst, als sei nichts geschehn: „Vetter, habt Acht auf Euer Spiel! Schach der Königin!"

Durch die Capitulation von Wittenberg hat er seinen Kopf eingelöst: er verzichtete für sich und seine Nachkommen auf die Kur, überließ sein Land dem Kaiser und sich als Gefangenen, so lange es Kaiserlicher Majestät gefalle. Mit Kur und Land wurde Moritz sofort belohnt, doch den Söhnen Johann Friedrichs ein Jahrgehalt vorbehalten und als Pfand desselben eine Anzahl Ämter in Thüringen, d. h. der größte Theil des alten Stammlands. In solcher Weise ist das Recht der älteren Ernestinischen Linie auf die Albertinische übertragen worden. Einige Stücke kamen an Böhmen, die Anwartschaft auf die Bisthümer an Brandenburg.

Wie reich auch der Gewinn war für Moritz, es war doch eine überkluge, schlechte Politik, wie alsbald offenbar wurde. Wenn auch nicht die Krone von Böhmen, er hätte doch Magdeburg und Halberstadt festhalten und Sachsen bis an die Mündung der Elbe naturgemäß erweitern können. Dies entging ihm. Seine Erhebung war der Anfang zum Sinken der Dynastie Wettin, nicht durch den Protestantismus, sondern wegen des Verraths am Protestantismus. Der Landgraf rettete den Besitz seines Landes durch Ergebung seiner Person [19. Juni]. Nach einer gleichzeitigen Sage hätten die kaiserlichen Minister an den Kurfürsten Moritz eine Urkunde ausgestellt, daß der Landgraf, sein Schwiegervater mit einiger Gefangenschaft verschont sein solle. Diese Urkunde sei absichtlich undeutlich geschrieben gewesen und nachher behauptet worden, es heiße mit ewiger Gefangenschaft, so daß jahrelange Haft nicht ausgeschlossen war. Doch ist dem sogleich widersprochen worden. Der Thatbestand ist: die beiden Kurfürsten Joachim von Brandenburg und Moritz waren nach ihrer protestantischen Stellung und durch persönliche Verhältnisse als Vermittler

im Hauptquartier. Sie haben dem Landgrafen sichres Geleit versprochen, sie mußten also Grund dazu haben, und die kaiserlichen Minister wußten es. Vertragsmäßig hat der Landgraf im Neubau zu Halle einen Fußfall vor dem Kaiser gethan, sein Kanzler las eine Abbitte, dabei hat Philipp höhnisch oder schmerzlich gelächelt oder gelacht. Der Kaiser erhob seinen Finger: „Wart, ik will dich lachen lehren!" Doch, mag dies die Stimmung des Kaisers verbittert haben, seinen Plan hat es nicht verändert. Am Abend aßen die Fürsten bei Alba. Als der Landgraf mit den Andern aufbrechen will, wird er festgehalten. Joachim nannte es sogleich ein Bubenstück und Moritz erklärte, daß er dann selbst als Bürge bleiben müsse. Ein grober Betrug war doch in der damaligen Lage der Dinge ganz unnöthig, der Kaiser und sein Minister Granvella erscheinen sonst zu stolz für solches Verfahren. Als früh die Sache dem Kaiser gemeldet wurde, hat er sogleich erklärt, so möge denn der Vertrag aufgehoben sein, Philipp ziehn wohin er wolle, und der Krieg werde fortgehen. Aber die Unterwerfung war schon zu weit gegangen, der Landgraf fürchtete den Verlust seines Landes für seine Kinder und ergab sich in sein Geschick. Nach einem frühern Brief des Kaisers an seinen Bruder Ferdinand wollte er dem Landgrafen ewiges Gefängniß, prison éternelle erlassen, doch sei er entschlossen, ihn eine Zeit lang in Gewahrsam zu halten, bis die Angelegenheiten in Deutschland sich entwickelt hätten. Ferdinand dagegen rieth: der Kaiser möge sich genügen lassen mit dem Ehrenworte des Landgrafen sich jede Zeit zu stellen. So hieß es auch in der Declaration zwischem dem Kaiser und den beiden Kurfürsten: Philipp solle nicht in ewiger Gefangenschaft gehalten werden. Hier war eine Täuschung nicht möglich des Französischen wegen. Aber dann folgte noch eine siebzehntägige Verhandlung, jener Bedingung wurde dabei nicht weiter gedacht, vielmehr geschehen Erklärungen des Kaisers, welche Freilassung des Landgrafen vorauszusetzen schienen; insbesondere war ihm die Verzeihung des Kaisers verheißen. Die letzte Verhandlung geschah bei dem Bischof von Arras, wie der Vicekanzler Seld erzählt, nach deutscher Sitte hinter den Bechern und von den Kurfürsten sei keiner ganz nüchtern gewesen. Unter Ausländern war da ein Mißverständniß leicht möglich. Nach Seld war die letzte und mündliche Erklärung des Ministers: der Kaiser wolle den Landgrafen nicht in ewigem Gefängniß halten. Das konnte im Munde eines Niederländers leicht verstanden werden: nicht in eniger Gefangenschaft.

Der Kaiser war sich also klar, was er wollte. Im Archiv zu Brüssel findet sich auch das Protokoll über den Vortrag im Staatsrath: Philipp

solle verschont bleiben mit peine corporelle ou perpetuel emprisonnement. Ebenso in den Commentaren: er habe der Übereinkunft gemäß den Landgrafen gefangen gehalten, obwohl der Kurfürst sein Recht in Abrede stellte. Also die Kurfürsten als Vermittler sind nur getäuscht worden, wiefern sie im Irrthum gelassen wurden, wofür jene Fälschung nur der populäre Ausdruck ist.

Der protestantische Bund war gesprengt, die Führer gefangen, es folgt die Zeit des Interim. Der Protestantismus schien der Gewalt des Kaisers zu erliegen. Doch bei der Capitulation von Wittenberg war bedungen worden, daß der Gottesdienst nach der Augsburgischen Confession gehalten werden sollte. In der Pfarrkirche ist er auch immer so gehalten worden, in der Schloßkirche aber unterbrochen. Als die Kurfürstin Sibylla sich deßhalb beim Kaiser persönlich beklagte, antwortete er: „Wer richtet uns das an! Geschicht solches in Unserm Namen, so haben Wir keinen Gefallen daran, haben Wir doch an der Religion nichts gewandelt in den oberdeutschen Landen, warum sollten Wir es hier thun!" Er hat auch nachdenklich am Grabe Luthers gestanden. Man hat ihn aufgefordert, die Gebeine herausreißen und verbrennen zu lassen. Seine Antwort: „Ich führe keinen Krieg mit den Todten!" Bugenhagen hat vor dem Kriegsvolk, so weit es deutsch war, oft gepredigt gegen ihr Saufen und unfläthig Leben und was Unterschied sei zwischen dem evangelischen Glauben und des Papstes Geboten. Er ermahnte sie, solches daheim getreulich zu berichten.

Noch gab es drei mächtige protestantische Fürsten, gegen welche ein politischer Vorwand nicht möglich war: Moritz von Sachsen, Kurbrandenburg und Kurpfalz; dazu die norddeutschen Reichsstädte, die Hansa; endlich der Hintergrund protestantischer Reiche: Dänemark, Schweden, selbst England. Die Unmöglichkeit lag doch zu Tage, die römische Kirche unverändert wieder zur Alleinherrschaft zu bringen. Dazu kam: der Kaiser war erzürnt über den Papst, der seine Truppen zurückgerufen und das Concil nach Bologna verlegt hatte, in der Scheu, daß Karl übermächtig werde, nachdem er Oberdeutschland so leicht besiegt. Als dennoch der Legat ihn mahnte, den Krieg kräftig fortzuführen und die Sache Gottes wieder herzustellen, erwiderte Karl mißmuthig: es sei ein undankbares Geschäft den Feldherrn eines Andern zu machen. Was er wollte, war die volle Wiederherstellung der kaiserlichen Gewalt und die Einigung der Kirche durch Abstellung der Mißbräuche mittelst des Concils. Aber er wollte und konnte das nur durchführen durch fremde Truppen. In Ermanglung des Concils dachte er wohl daran,

mindestens vorläufig auch durch kaiserliche Macht die Versöhnung zu vollziehen.

Das war die Bedeutung des Reichsgesetzes vom 15. Mai 1548, welches anordnete, wie es der Religion halber bis zu Austrag des Concilii gehalten werden sollte. Dieses Augsburger Interim, durch Pflug unter Beiziehung des brandenburgischen Hofpredigers Agricola verfaßt, macht große Zugeständnisse über die dogmatische Grundlehre: Gott mache den Menschen gerecht nicht nach dessen Werken, sondern nach seiner Barmherzigkeit aus Christi Verdienst. Das Meßopfer wird festgehalten, doch nur als Dankopfer, die Priesterehe gewährt, ebenso der Kelch. Nach des Kaisers Meinung sollte das Interim auch für die katholische Kirche in Deutschland gelten. Aber die Bischöfe verwahrten sich sofort dagegen, der Papst erklärte es für einen Scandal, daß der Kaiser ein Religionsgesetz erlasse. Doch hat er's für die Protestanten genehmigt. Diese nahmen bei allen Zugeständnissen doch Anstand an den katholischen Cärimonien und an der Hierarchie. Die norddeutschen Städte hatten die Waffen noch in der Hand, sie lehnten das Interim ab. Magdeburg versicherte, das Interim richte die ganze Gotteslästerung des Papstthums wieder auf und wolle uns Alle um unsre Seligkeit bringen. In Süddeutschland wurden an 400 evangelische Prediger verjagt, nur die unbedeutenden haben sich unterworfen. Besonders Brenz in Schwäbisch-Hall galt als Säule des Widerstandes: er nannte das Interim den interitus ecclesiae, eine formula irreligionis. Der Kaiser forderte seine Auslieferung, ein spanisches Commando wurde nach Schwäbisch-Hall gesandt. Ein Rathsherr hatte nur noch Zeit, durch einen Knaben einen Zettel an Brenz zu senden mit den Worten: »fuge, fuge!« Auf seiner Flucht ist er nach Stuttgart gekommen. Es hat sich dort die Sage erhalten: als die Spanier Stuttgart besetzten, war man ihm auf der Spur. Er habe sich verborgen in das Rathhaus, ohne daß ein Mensch davon wußte, unter das Dach hinter einen Holzstoß; da habe er 14 Tage gelebt, ein Huhn habe jeden Tag ihm ein Ei gelegt. Der Herzog Ulrich hat ihn als Burgvogt auf seine Veste Hornberg gesetzt unter dem Namen Ulrich Engster. Als er da den Pfarrer einmal bat, doch nicht so lange Predigten zu halten, zürnte der: „Euch Vögten wird die Zeit in der Kirche immer zu lang, nie bei der Zeche!" Als derselbe Pfarrer dann in schwere Krankheit fiel und Brenz ihn mit geistlichen Sprüchen tröstete, meinte er: „Herr, wer Ihr auch sein möget, ein rechter Vogt seid Ihr einmal gewiß nicht."

Der gefangne Kurfürst, den der Kaiser immer mit sich umher führte, blieb unerschütterlich gegen das Interim. Man nahm ihm

seinen evangelischen Prediger, nahm ihm Luthers Schriften. Er sagte, er werde schon behalten, was er daraus gelernt. Doch das ängstigte ihn, daß seine Prinzen nach Spanien genommen und dort katholisch erzogen werden möchten. Aber nach seinem Wahlspruch: Spes mea in Deo, singt er getröstet sein Lieblingslied — es ist nicht von ihm gemacht, aber in seinem Sinn von Blaurer gedichtet — das Lied, das wir am Morgen des 15. August 1858 brausend vor dem Standbilde unsres Kurfürsten sangen:

„Wie's Gott gefällt, so g'fällt mir's auch
Und laß mich gar nicht irren,
Wie's Gott gefällt, so nehm ich's an,
Will um Geduld ihn bitten."

Der Landgraf hat das Interim angenommen: nach einem Fluchtversuch hart gehalten, wurde er tiefsinnig und kam fast um den Verstand. Moritz nahm es scheinbar an und machte auf seinem Landtage zu Leipzig etwas ganz Anderes daraus. Dieses sogenannte Leipziger Interim, vornehmlich unter Melanchthons Autorität entstanden, hat nichts Evangelisches preisgegeben, aber der größte Theil des katholischen Cärimoniels ist als gleichgültig [Adiaphoron] zugestanden worden. Des Papstes und der Bischöfe Gewalt solle anerkannt werden, falls sie dieselbe zur Erbauung und nicht zur Zerstörung der Kirche brauchten. Dieses von den Ständen angenommene Gesetz wurde unter heftigem Widerstreben vieler Gemeinden und Pfarrer durch Vertreibung oder Verhaftung der letzteren meist durchgesetzt.

Beide Interims blieben unter Protestanten wie Katholiken gleich verachtet. Das protestantische Volk, ohne zwischen beiden zu unterscheiden, pflegte zu sagen: „Das Interim hat den Schalk hinter ihm." „Das Interim ist des Papstes Unterhemd." Die deutschen Landsknechte sangen: „Es geht ein Buzemann im deutschen Land herum, bum bum u. s. w." Unter dem Hampelmann war gemeint der Kaiser. Der kaiserliche Minister verfuhr mit großer Härte in der Durchführung. Zu einer Frankfurter Gesandtschaft, die wenigstens um Milde bat, sagte Granvella: „Lernt nur das Alte wieder, oder man wird euch Leute schicken, die es euch lehren. Ihr sollt noch spanisch lernen."

§ 205. Der Passauer Vertrag und der Religionsfriede [1552—1555].

So war das deutsche Reich scheinbar einig, aber unter fremden Herren, undeutschen Interessen unterthänig.

Der Kurfürst Moritz führte ein versöhnlich Regiment, er rief alle Flüchtige zurück und redete ihnen zu, da Gott es einmal so gewollt, möchten sie ihm dieselbe Treue erweisen, die sie dem alten Kurfürsten gezeigt hätten. Aber auf ihm lag der Vorwurf des Verraths an dem höchsten Streben des Zeitalters. Durch seine Schuld war der Protestantismus in Gefahr, war er abhängig von der Gnade des Kaisers geworden. Die Legende vom heiligen Mauritius kam zu neuem Ansehen: die thebaische Schar habe sich eher niederhaun als zu einem Kampfe gegen Glaubensgenossen brauchen lassen. Einst stand an seiner Thür die Inschrift:

»Seu dux, seu princeps, seu tu dicaris elector,
Maurice es patriae proditor ipse tuae!«

Dies war nur die Überzeugung des sächsischen Volksstammes, wie sie sich aussprach in Schmähschriften und Volksliedern. Auf den Kanzeln des eignen Landes wurde er ein Renegat und Mameluck genannt. Dieser Groll des Volks, der alle seine Absichten lähmte, lastete schwer auf dem jungen, ruhmliebenden Fürsten. Auch kannte er die Gefahr, daß er bei jeder Erhebung des Protestantismus um das Seine kommen könne. Dazu kamen die kaiserlichen Forderungen wegen Einführung des Interims und wegen Anerkennung des Concils von Trient. Er wußte, daß dies nur möglich war durch Gewaltmaßregeln gegen sein eignes Volk. Da beschloß er selbst das zu vollbringen, was der Schmalkaldische Bund zu vollbringen nicht vermocht hatte. Nun erst wird der mächtige Geist, der in ihm ist, offenbar. Seine Klugheit übersah die europäischen Verhältnisse, der kleine Kurfürst rüstete sich gegen den Beherrscher des Reichs, in welchem die Sonne nicht unterging. Nur durch List und Schnelligkeit war ein Sieg gegen die Übermacht des Kaisers denkbar. Moritz belagerte, noch im Auftrage Karls, Magdeburg. Die Magdeburger sahen damals kämpfende Heerscharen am Himmel, den gefangnen Kurfürsten an ihrer Spitze. Im October 1551 mußte die Stadt sich ergeben und erhielt eine milde Capitulation. Moritz ließ die Festungswerke ungeschleift und entschuldigte sich mit Geldmangel, daß er die Truppen nicht sofort entlasse. Er schloß geheime Verträge mit Mecklenburg, dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg, den Söhnen des Landgrafen, und gegen die Abmahnungen Melanchthons einen Bund mit Frankreich: zu Anfang des Kriegs gegen den Kaiser werde der König von Frankreich ihm 240 000 écus zahlen, jeden Monat 60 000, zugleich soll ein französisches Heer am Rhein aufgestellt werden. Dagegen — denn

Frankreich thut nichts umsonst — wurden dem König zugesichert die lotharingischen Grenzlande so weit nicht der deutsche Dialekt gesprochen wird, und der König solle sie regieren als Reichsvicar. Das war ein Verrath am Reich, und die Genossen des Kurfürsten sind mehrfach statt des üblichen „Augsburgische Confessionsverwandte" „Französische Conspirationsverwandte" genannt worden. Aber nachmals hat es beim Reich gestanden, das zurückzufordern und wiederzuholen, wie es in unsern Tagen endlich geschehn ist.

Die Zurüstungen waren doch nicht möglich, ohne daß sich das Gerücht davon verbreitete. Dennoch ist der kaiserliche Hof, der damals in Tirol war, getäuscht worden. Moritz bat durch vielfache Intercession um Freilassung des Landgrafen, er kündigt zu diesem Zweck seine Ankunft in Innsbruck an, handelt davon mit seinen Räthen, von denen er einige dem kaiserlichen Minister verkauft wußte. Er reiste sogar ab, blieb aber unterwegs als wegen Krankheit liegen. Granvella beruhigte den Kaiser: „Die tollen, vollen Deutschen sollen uns nicht betrügen." Der Kaiser hatte außerdem eine Vorliebe für Moritz, er meinte an ihm ein vermittelndes Organ zu besitzen oder ihn doch berechnen zu können. Plötzlich brach der los wie ein reißender Strom. Im März noch stand er mit 30 000 Mann vor Augsburg. In seinem Manifest ist als Ursache des Kriegs wider den Kaiser angegeben: die Unterdrückung des Evangeliums trotz vielfacher Verheißungen, das Festhalten des Landgrafen, der Umsturz der Reichsverfassung mit Vernichtung deutscher Freiheit: „uns Deutsche zu einer solchen unerträglichen, viehischen Servitut, wie in andern Nationen vor Augen, zu bringen, darob unsre Nachkommen und Kindeskinder bis in den Himmel schreien und uns, die wir solches mitangesehen, unter die Erden verfluchen würden. So haben wir demnach einmal Herz und Mannheit geschöpft, daß wir mit Heereskraft und gewaltiger Hand die Erledigung bemeldten Landgrafen suchen, das beschwerliche Joch vorgestellter Dienstbarkeit von uns werfen und die alte löbliche Freiheit unsres geliebten Vaterlandes deutscher Nation acerrime vindiciren und erretten mögen" oder wie Moritz kürzer es ausdrückt: sie wollten den Pfaffen und Spaniern nicht länger unter den Füßen liegen. In den Städten erhoben sich die alten Freunde der Reformation, durch sie wurden dem Heere, meist ohne ein Geschütz abzubrennen, die Thore geöffnet. Der Kaiser war alt geworden, des Herrschens müde und ohne Geld. Damals war ohne stehendes Heer eine Rüstung nicht rasch durchzuführen. So hat er sich ohne Schlacht überwunden gegeben, nur die Ehrenberger Klause, das Thor von Tirol, ist von dem säch-

[illegible]

[illegible] Deutschland [illegible]

Moritz [illegible] seine [illegible] Passauer Vertrag [illegible]. Selbst in Bezug auf die [illegible] daß ein beständiger Friedestand bis zur endlichen Vergleichung der zwiespaltigen Religionen aufgerichtet werde, dergestalt daß kaiserliche Majestät auch Kurfürsten, Fürsten und Stände des heiligen Reichs keinen Stand der Augsburgischen Confessionsverwandten oder die sonst keiner andern öffentlich verworfenen und durch Reichsabschiede verdammten Secte angehörig, gewaltsamer Weise oder in anderem Wege wider seine Conscienz und Willen von seiner Religion dringen oder beschweren, sondern bei solcher seiner Religion ruhiglich und friedlich bleiben lassen."

Der Landgraf wurde frei durch den Passauer Vertrag, der Kurfürst ist in jener Nacht der Flucht aus Innsbruck freigegeben worden, um Moritz in Verlegenheit zu setzen. Aber durch seine siegreiche That verherrlicht, stand der so fest, daß er noch in diesem Herbste nach Ungarn gehn konnte um gegen die Türken zu fechten.

Johann Friedrich, ein Confessor im Sinne der alten Kirche, betrat den ihm gebliebnen Landestheil bei dem Jagdschloß, das seitdem die „Fröhliche Wiederkunft" heißt. Hier erwarteten ihn seine Söhne und seine treue Hausfrau Sibylla, die nach fünf Jahren an diesem Tag zuerst wieder die Trauerkleider abgelegt hatte. Dann zogen sie durch die Schlucht hinter Wöllnitz herunter und dort am Brunnen, der seitdem den fürstlichen Namen trägt, kamen die Abgeordneten der Stadt und Universität Jena ihm entgegen. Da, als der Kurfürst den Zug der Studenten aufziehn sah, sagte er fröhlich zu Lucas Cranach: „Siehe da, Bruder Studium!" Beim Einzug in Weimar wollte man am Himmel ein leuchtendes Kreuz gesehen haben. Nachmals in Eise-

nach hat Amsdorf den festlichen Empfang geleitet. Chöre in Wechselgesang von Amsdorfs Poesie begrüßten den erlauchten Herrn, die Jungfern sangen nach der Weise: Nun freut euch, liebe Christengemein:

„Das Trauern nun vergangen ist,
Die Schmerzen sind verschwunden,
Die Freud ist nun auf unsrem Mist,
Das Kreuz han wir überwunden."

Der Kurfürst sagte unter Thränen zu Amsdorf: „Wer bin ich, daß mir Gott so große Ehre zu Theil werden läßt." Amsdorf antwortete, das sei nur der Anfang, dort oben werde es noch ganz anders kommen.

Albrecht von Brandenburg, der ein kleines Besitzthum hatte in Neustadt an der Aisch in Franken, der Bundesgenosse von Moritz, vormals Genosse seines übermüthigen Jugendlebens, unzufrieden mit dem Vertrag von Passau, den er eine Verrätherei an deutscher Nation nannte, nährte sein Kriegsvolk mit Raub und Brandschatzung. Ihm hat Moritz das Treffen bei Sievershausen geliefert, als Sieger tödlich verwundet, im 32. Jahre wie Julianus Apostata. Als Johann Friedrich die Todeskunde erhielt, sagte er: „Ich habe die größte Ursache ihm gram zu sein; aber er war ein ungemeiner hochwunderbarer Mann." Nun, er hat den deutschen Protestantismus verrathen und hat ihn gerettet. Da er ohne Kinder starb, so sicherte sein Bruder August sein Erbe durch Vertrag mit Johann Friedrich und dessen Söhnen, indem er den größren Theil der Ernestinischen Lande zurückgab, nur ohne die Kur und den Kurkreis. So entstand das Besitzthum, wie es bestanden hat bis 1815, nur daß die Albertinische Linie das Kurland zusammenhielt, die Ernestinische Linie dagegen mehrfach ihr Erbe theilte. Johann Friedrich nannte sich geborner Kurfürst von Sachsen. Er ist schon 1554 in dem Herrn, dem er so treu gedient hat, entschlafen, im 50. Lebensjahre.

Der Reichstag zu Augsburg versammelte sich zur Ausführung des Passauer Vertrags als Reichsgesetz. Der Kaiser, der nie wieder nach Deutschland gekommen ist, gab dazu seinem Bruder Vollmacht. Die Macht der Reformation war, nachdem Moritz hinweggenommen, nicht mehr durch eine überlegne Persönlichkeit vertreten, vielleicht ist daraus zu erklären, daß zwar die Rechtsgleichheit in allen Reichsverhältnissen, nicht aber die Freiheit beider Kirchen, sondern nur der dermalige Zustand als zu Recht bestehend durch den Reichstag anerkannt worden ist. Den Assessoren des Reichskammergerichts ward die Wahl

Frei gelassen zwischen dem Eid auf Gott und die Heiligen oder auf Gott und das heilige Evangelium. Die officielle Bezeichnung der beiden Theile wurde: Verwandte der alten Religion, Verwandte der Augsburgischen Confession. Eine reformirte Kirche als solche war noch nicht ausgeschieden, die Eidgenossen standen nicht unter dem Reichskammergericht. Die Reichsstände verbürgten nur *sich selbst* Religionsfreiheit. Diese Schranke geschah zwar im Sinn des ersten Reichstags von Speyer, doch gegen das Princip der Reformation, die durch das *Volk* emporgekommen war. Es ist auf dem Reichstag allerdings die Glaubensfreiheit als allgemeines Menschenrecht beantragt worden. Doch die katholische Partei machte geltend, das gäbe nichts als Aufruhr, und die Protestanten haben sich leicht davon abbringen lassen. Die *Landstände*, d. h. die Ritterschaft und die mittelbaren Städte in den Territorien der Reichsstände, wurden durch König Ferdinand einseitig in den Religionsfrieden aufgenommen als Verbürgung ihres damaligen kirchlichen Besitzstandes. Für ein künftiges Fortschreiten der Reformation war nichts vorgesehn. Wie aber, wenn künftig ein geistlicher Reichsstand selbst protestantisch wurde? Manches schöne Land in Deutschland gehörte der Kirche. Es war vorauszusehn, daß, wenn ein Bischof ungekränkt Erbfürst werden konnte, wie dies in Preußen geschehn war, nach wenigen Menschenaltern sie alle protestantische Fürsten und Begründer von Dynastien sein würden. Dem stellte die katholische Kirche gegenüber das reservatum ecclesiasticum als nothwendige Ausnahme vom allgemeinen Recht der Reichsstände. Die Rechtsgründe dafür waren zwiespältig: einerseits das allgemeine Recht der Reichsstände, warum sollte es einem Bischof nicht zukommen? andrerseits: ihre Regierung ist nicht ein Besitz, sondern bloß ein von der katholischen Kirche übertragnes Amt. Sobald der Regent unfähig wird zu diesem Amt, verliert er auch das weltliche Regiment. Wenn nun aber der Bischof als Regent eines Kirchenlandes einig mit der Bevölkerung dieses Landes Protestant wird, soll da noch ganz abstract ein Recht weltlicher Herrschaft der katholischen Kirche fortbestehn, die doch der Protestantismus nicht anerkennt? Die protestantischen Stände protestirten also gegen diesen geistlichen Vorbehalt, sie kehrten sich eben deßhalb nicht daran, so oft sie die Macht hatten bischöfliches Land einzuziehn.

Das ist die Aussaat, die im dreißigjährigen Krieg aufgegangen ist.

IV. Helvetische Reformation bis 1564.

§ 206. Die wälsche Schweiz.

Ich habe den Ausdruck „wälsche Schweiz" gewählt, um nicht zu sagen französische Schweiz: es ist eine alte Bezeichnung dieses Theils als Bestandtheil des deutschen Reichs, und dieses hat immer Raum gehabt für einige Völkerschaften nichtdeutscher Zunge. Conrad der Salier hatte Genf als Reichslehn an den Bischof gegeben, der Herzog von Savoyen war im Besitz der Umgegend. Bischof Johann, eine Creatur des Herzogs trat die Stadt an Savoyen ab. Da Leo X das nicht genehmigte, bildete sich in der Stadt eine savoyische Partei und eine für die städtische Freiheit im Bunde mit Bern, bald nach dem Standpunkt der streitenden Parteien genannt Mameluk und Eidgenots. Im Hellebardenrath 1525 wurde die Souveränität von Savoyen anerkannt, die Eidgenossen mußten ihr Leben retten durch die Flucht. Bonnivard, der politisch und kirchlich freigesinnte Prior einer großen geistlichen Stiftung in Genf, ist durch den Herzog gefangen und in das Schloß Chillon gebracht worden, das in den Genfer See hinausgebaut ist. Daselbst wurde er an einen Pfeiler mit einer Kette fest geschmiedet. Er selbst erzählt von diesen Jahren des Jammers: „Ich hatte nur so viel Muße spazieren zu gehn, daß ich dem Felsen, der den Fußboden bildet, einen kleinen Steg einprägte, als wäre er mit dem Hammer gemacht." Man zeigt noch heut dem Wanderer diese dem Felsen eingedrückten Male. Byron hat im „Gefangenen von Chillon" in Bonnivard die Freiheit verherrlicht:

„Und wann im feuchten Graun tagloser Haft
In Fesseln schmachten muß dein bester Sohn,
Dann fliegt dein Ruhm auf allen Winden schon,
Dann siegt dein Volk durch seine Dulderschaft."

Nach zehn Jahren wurde die eidgenössische Partei durch 6000 Berner zurückgeführt. Mitten im Kampfe gegen Savoyen ertönte der Ruf: „Rettet Bonnivard!" Zwei Galeeren nahmen das Schloß ein. So rief man in den Kerker: „Bonnivard du bist frei!" Er antwortete: „Und Genf?" Antwort: „Auch."

Im Bunde mit den Eidgenossen, und da die geistliche Macht in Genf politisch verhaßt war, gewann die Reformation in Genf Raum.

Ihr erstes persönliches Auftreten war doch sehr bescheiden. Es ist beschrieben worden von einer Genfer Nonne, Jeanne de Jussa als le commencement de l'hérésie de Genève: Im October 1532 kam nach Genf ein armseliger Kerl von Prädicant, genannt Meister Wilhelm. Er wurde vor den Generalvicar geladen und mit dem Gruß empfangen: „Du garstiger Teufel, bist du getauft? Was ziehst du herum, alle Welt zu beunruhigen? Wer gab dir Vollmacht zu predigen?" Er antwortete: „Ich bin getauft im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Ich gehe umher, um Christum zu predigen, der für unsre Sünden gestorben ist." Die Domherrn schlugen ihn und traten ihn mit Füßen: „Es ist besser, daß dieser lutherische Ketzer verderbe, als daß das ganze Volk verführt werde." Er antwortete: „Redet doch lieber Worte Gottes als des Kaiphas." Unter dem Rufe: „Frappez! erschlagt den lutherischen Hund!" wollte man ihn in die Rhone werfen. Ein Rathsherr rettet ihn noch über den See. Dieser chétif malheureux war Wilhelm Farel, klein, von armseligem Aussehen, aber mit flammenden Augen, seine Rede wie Donner und Blitz. Beza schreibt ihm zu leonina magnanimitas. Aus der Dauphiné gebürtig, war er von Paris nach Basel geflohen, dort ist er dem Erasmus entgegengetreten, der unbekannte Jüngling dem vornehmen Gelehrten, und hat ihn einen Bileam genannt. Verbannt ging er nach Mömpelgard. Dort hat er einem Priester bei einer feierlichen Procession die Reliquien des heiligen Antonius entrissen und in's Wasser geworfen. Mehr als einmal mitten im katholischen Gottesdienst hat er die Kanzel bestiegen, und mehr als einmal ist er wie durch ein Wunder gerettet worden. Als der Bischof von Genf in der Fastnacht ein Bürgermädchen entführte, brach ein Aufstand aus. Seitdem verlegte er seinen Sitz nach Annecy und belegte Genf mit dem Interdict, das nur verlacht wurde. Jetzt kehrte Farel zurück. So ist in Genf die Reformation weniger aus religiösem Bedürfniß als aus politischem Haß angenommen worden.

Unter der bischöflichen und savoyischen Regierung hatte sich zügellose Sitte eingebürgert. Bonnivard hat seinen Mitbürgern zugerufen: „Ihr beklagt euch, daß Priester und Mönche unzüchtig leben: so lebt ihr selbst! Daß sie Spieler und Trunkenbolde sind: ihr seid es gleichfalls. Ihr seid begierig die Kirche zu reformiren, sie bedarf es auch: aber wie könnt ihr sie verlassen, bevor ihr selbst gebessert seid? Ein Stadttheil von Genf wurde von feilen Mädchen bewohnt, die von ihnen leichtsinnig gewählte Reine des pecheresses schwor auf's Evangelium, ihre Macht getreu und ohne Parteilichkeit zu üben. Ein angesehner

Bürger, Raoul Monnet, hatte sich eine Sammlung obscöner Bilder angelegt, die er sein Neues Testament nannte. Neben den Sünderinnen standen die Libertins. Das waren theils junge, wohlhabende Leute, die Jeunesse dorée, die gedankenlos ein zügelloses Leben führten, theils Nachfolger jener mittelalterlichen Secte der Geschwister des freien Geistes mit ihrer pantheistischen Weltanschauung, welche Alles vom göttlichen Geiste belebt dachte und daraus die Berechtigung ableitete, der Natur und Neigung zu folgen, zunächst im geschlechtlichen Leben.

So fand der gewaltige Mensch die Verhältnisse vor, der kein Anfänger war wie Zwingli, aber in seiner Art ein Vollender geworden ist.

§ 207. Johann Calvin 10. Juli 1509 bis 27. Mai 1564.

Die ältere Sammlung seiner Werke, besonders seiner Briefe, war unvollständig. Da haben die beiden Straßburger Theologen Reuß und Cunitz es unternommen eine Ausgabe in der Weise unsrer strengen Kritik und Vollständigkeit herzustellen. Sie ist als Fortsetzung des Corpus Reformatorum, angeschlossen an die Werke Melanchthons erschienen.[a]) Das Leben hat Beza geschrieben als edler treuer Freund, doch nur die Äußerlichkeiten. Bolsec, ein Karmeliter, dann Arzt, wegen Streitigkeiten mit Calvin über die Prädestinationslehre gefangen und verbannt, hat durch seine Biographie seiner Rache Genüge verschafft. Henry, reformatorischer Prediger in Berlin, hat die erste umfassende Darstellung besonders aus den Briefen hergestellt. Er hat aus diesen Briefen eine bisher verkannte Seite seines Charakters erwiesen. Doch ist diese Biographie nur eine Lobrede und nach einem Plane gearbeitet, der zu Wiederholungen nöthigte. Erst nachdem die vollständige Ausgabe der Werke, zumal der Briefe vorliegt, läßt sich auch eine vollständige Geschichte dieses Lebens zu Stande bringen. Diese hat ein katholischer Theologe in Bonn unternommen, Kampschulte, so gründlich und objectiv, wie sie unser Einer nicht besser und unbefangner hätte schreiben können. Doch hat er sie nur geführt bis zur Rückkehr nach Genf, denn er ist früh der Wissenschaft entrissen worden.[b])

a) Calvini opera quae supersunt omnia XXXVII T. [Corp. Ref. T. XXIX—LXVI] edd. Baum, Cunitz, Reuss. Brunsv. 863—88.

b) Kampschulte, J. C., seine Kirche u. sein Staat in Genf. 1. Bd. 869.

Calvins Vater war Procureur fiscal zu Noyon in der Picardie und Secretair des dortigen Bischofs. Während der Jugend seines Sohns war der Vater ein strenger Katholik, die Mutter, Anna Franke aus Cambray, deutschen Stammes, eine ängstliche fromme Frau. Calvin, so weit die Nationalität für ihn überhaupt Bedeutung hatte, fühlte sich als Franzose. Als in Straßburg ihm durch Freunde ein Mädchen zur Ehe vorgeschlagen wurde, wollte er sie nicht eher heirathen, als bis sie Französisch gelernt habe.

Schon als Knabe der Kirche bestimmt und bereits mit einer Pfründe versorgt, hat er sich, nachdem sein Vater mit dem Bischof zerfallen war, zur Rechtswissenschaft gewandt, die er in Orleans studirte. Nach des Vaters Tod gab er sich ganz humanistischen Studien hin. 1532 gab er Senecas Schrift de clementia heraus mit einem gelehrten, humanistischen Commentar. Er hat das auf seine Kosten drucken lassen und mit dem Fieber eines jungen Autors sie verbreitet. Von der reformatorischen Bewegung ergriffen hat er doch durch harte Zweifel hindurchgehen müssen. Er scheute vor dem Abgrund, der sich eröffnete, wo ohne die Autorität einer Kirche der Mensch nur auf sich gestellt schien. Der Kampf hat sich entschieden für Hingabe an die reformatorische Richtung, und noch in jungen Jahren wurde er der Mittelpunkt einer kleinen reformatorischen Gemeinde in Paris. Sein Freund, der Rector der Universität Nicolaus Cop ein Mediciner, hatte am Allerheiligenfest eine Rede zu halten. Er hatte sie Calvin übertragen. Dieser sprach von der Rechtfertigung durch den Glauben allein und schloß mit der Aufforderung, die sophistische Häresie, d. h. die herrschende Scholastik, nicht länger zu dulden. Daraufhin mußten Beide aus Paris flüchten. Nach der Sage habe die Wache, um Calvin zu verhaften, schon an seiner Thür gestanden, als er sich durch ein Hinterfenster hinabließ. Erst 1534 verzichtete er auf seine Pfründe gegen eine Entschädigung und hat dann noch ein Jahr geheim in Frankreich gelebt. Noch als Wanderer in Basel schreibt er seine Institutio religionis christianae. Das ist die zweite protestantische Dogmatik, ein weit mehr durchgebildetes System als Melanchthons loci, zunächst bestimmt zur Vertheidigung seiner Glaubensgenossen in Frankreich, die König Franz nur für eine schwärmerische Secte hielt. Diese Institutio, obwohl ein Jugendwerk, ist wesentlich abgeschlossen, vollendet. In spätren Ausgaben ist nur die Abendmahlslehre schärfer gefaßt und größre Härte gegen Ketzer als berechtigt dargestellt. Hier ist die unbedingte Prädestination gelehrt, wie Augustin sie gelehrt hat, und Luther und Melanchthon sie damals lehrten. Calvin hat sie festgehalten

für immer, und zwar als nicht erst durch Adams Fall bedingt, sondern auch dieser Fall prädestinirt. Er meinte die Gerechtigkeit, vielmehr die unbedingte Machtvollkommenheit Gottes zu wahren. Ihr entspricht als Religion die unbedingte Ergebung in Gottes Willen. Calvin ist ein dogmatischer Dante: dieselbe grauenvolle Lust die Majestät Gottes auch in der Hölle anzuerkennen und zu preisen, diese grauenvolle Macht, welche fühlende Wesen geschaffen hat zu ewiger Qual.

Die Abendmahlslehre Calvins ist eine Fortbildung derjenigen Bucers. Sie ist schwankend, weil sie eine Vermittlung ist zwischen zwei Entgegengesetzten, Zwingli und Luther, überhaupt zwischen den beiden Grundansichten vom Begriff des Abendmahls. Nach dieser Lehre ist klar: die irdischen Elemente sind nur Zeichen, nur signa, dennoch findet eine wunderbare, vom verklärten Leibe Christi ausgehende Mittheilung statt: Christus als Mensch im Himmel theilt sich wirklich mit Allen, die das heilige Mahl genießen, auch den Unwürdigen. Doch nur die Gläubigen genießen ihn wirklich, denn die Gemeinschaft mit ihm ist bedingt durch das religiöse Organ, durch den Glauben an ihn. Hieraus folgt das nothwendig Unklare, vielleicht das einzig Schwankende: das Mitgetheilte soll Geist sein und durch den Geist geschehn, und doch nicht bloß Geist, sondern etwas wie Fleisch und Blut, das doch nur die zum Heil Erwählten empfangen.

Calvin hat wie Zwingli all seinen Glauben nur auf die H. Schrift stellen wollen, doch hat er dabei eine historische Entwicklung in der Kirche als berechtigt anerkannt, auch in Verfassung und Gestaltung des christlichen Lebens. In seinem religiösen Tiefsinn stand er weit näher zu Luther als zu Zwingli, und er war sich dessen bewußt. 1540 schreibt er an Farel: „Die guten Leute in Zürich ereifern sich, wenn Einer wagt, Luther dem Zwingli vorzuziehen, als ob das Evangelium uns verloren gehe, wenn dem Zwingli etwas abginge. Und doch geschieht ihm darin kein Unrecht. Denn werden sie unter sich verglichen, so weißt du selbst, wie unerhört höher Luther steht. Darum gefiel mir auch gar nicht Zebedeis Lied, darin es heißt einen Größeren zu hoffen als Zwingli sei Sünde. Ich bin so entfernt, ihm beizustimmen, daß ich schon jetzt Größere sehe, Andre noch hoffe. Ich bitte dich, lieber Farel, hätte Einer also den Luther erhoben, würden die Züricher nicht kläglich schreien, Zwingli sei todtgeschlagen worden!" Auch Luther läßt Calvin grüßen mit Achtung und ihm sagen, daß er seine Schriften mit besondrer Freude lese. Calvin berichtet das mit frohem Stolz an

Farel. Melanchthon schreibt 1537 zur Zeit der Wittenberger Concordie: „Calvin steht bei Luther in hohen Gnaden."

Calvin hatte nur daran gedacht, etwa in einer deutschen Stadt als Schriftsteller zu leben. Er war ohne Neigung, wie er meinte auch ohne Geschick zu einer persönlichen Wirksamkeit, und es war scheinbar ein Zufall, daß Genf seine Heimath geworden ist. Er erzählt davon: „In Genf bin ich nicht sowohl aus Absicht geblieben, als vielmehr durch die unablässlichen Beschwörungen Farels zurückgehalten worden, wie wenn Gott mir aus dem Himmel die Hand reichte."

Er war ohne Zwinglis wie Luthers treuherzige Naivetät und ohne des Letzteren Genialität, ohne Phantasie und ohne poetischen Geist, obwohl er den Sieg der Reformation in einem lateinischen Gedicht verherrlicht. Dennoch war er Beiden ebenbürtig. Sein Leben ein strenger unabänderlicher Gedanke, mit voller Thatkraft ihn durchzuführen. Die von ihm ausgehende geistliche Polizei in Genf verbot unanständige Lieder zu singen, Abends nach 9 Uhr auszugehn, verbot alle weltliche Lustbarkeit, auch das Tanzen, selbst Romane lesen. So stellte sich das Extrem dem vorgefundnen Extrem zügelloser Sitte entgegen. Nicht nur die Libertins, auch Andre erhoben sich doch gegen ein solches Joch. Calvin und gleichgesinnte Geistliche weigerten diesen das Abendmahl. Nach einer stürmischen Volksbewegung wurde ein neuer Rath gewählt, den Calvin in einer Predigt für eine Versammlung des Teufels erklärte. Am Osterfest erklärten Calvin und Farel, sie würden überhaupt in Genf das Abendmahl nicht mehr austheilen, um das göttliche Geheimniß in dieser entsittlichten Stadt nicht zu entweihen. Die nothwendige Folge war ihre Entsetzung und Ausweisung. Von Bucer eingeladen, begab sich Calvin nach Straßburg. Dort wurde er Pfarrer einer französischen Gemeinde von Emigranten. Zugleich hielt er Vorlesungen über die paulinischen Briefe. Als Straßburger Geistlicher hat er theilgenommen an den deutschen Religionsgesprächen. Straßburg, das man damals wohl ein neues Jerusalem nannte, stand inmitten der großen protestantischen Bewegung und bildete die Vermittlung zwischen der lutherischen und reformirten Richtung. In den ersten Jahren hat Calvin das Bürgerrecht erhalten und ließ sich nach dortiger Sitte aufnehmen in die ehrsame Zunft der Schneider. Er hat sich auch vermählt mit einer Wittwe Idelette von Büren.

Aber er konnte nicht aufhören seine Genfer Gemeinde zu lieben wie seine Seele, dieses Genf, das ihm Gott vertraut habe, dem er Treue halten müsse. 1541 siegte seine Partei im großen Rath, und er kehrte zurück, mächtiger als vorher, zur Durchführung seines großen

Gedankens, das Christenthum zur Lebensordnung der bürgerlichen Gesellschaft zu machen.

Henry, sein Biograph, spricht von seiner Schüchternheit und Gemüthlichkeit. Er konnte sich berufen auf das eigne Wort Calvins: »ego qui natura timido, molli et pusillo animo esse fateor«. Wenn in diesem Selbstbekenntniß nicht etwas Selbsttäuschung liegt, so ist gemeint das Naturell im Gegensatz zur Macht des Geistes. Aber auch die siegende geistige Macht ist Natur. Vielleicht war er aus Princip so hart, weil er meinte von Natur weich und mild zu sein. Henry beruft sich auch auf einen Spruch unter seinem Bilde aus den Institutionen [III, 19]: „Gott ist auch zufrieden mit den unvollkommenen Arbeiten seiner Kinder." Gewiß ist Calvin nicht ohne Gemüth gewesen, doch war das nicht seine starke Seite. Die Genfer hatten Respect vor dem, was sie nannten la majestée de son caractère. Ihm erschien jeder Widerspruch wider seine Lehre und wider die angeordnete Zucht als Beschränktheit oder als Böswilligkeit und von der Härte seiner Maßregeln liegen Beispiele in Menge vor. Ein Spieler wurde eine Stunde am Halseisen ausgestellt, die Karten um den Hals. Ein Bauernmädchen, das mit Steinen nach seiner Mutter geworfen und sie diablesse genannt hatte, wurde öffentlich ausgepeitscht und unter dem Galgen an den Armen aufgehängt zum Zeichen, daß es eigentlich den Tod verdiene. Ein Kind, das Vater und Mutter geschlagen, ist wirklich geköpft worden. Ein Mitglied des großen Raths, Ameaux hatte in einer Abendgesellschaft übel von Calvin gesprochen: er sei nichts als ein Picarde — dies in Bezug auf seine Geburtsstadt Noyon, oder auch Anklang an Begharde, Ketzer. Nach andrer Aussage habe er gescherzt über seinen Namen: Calvin-Cain. Er wurde durch die Regierungsbehörde verhaftet und, nach seiner Erklärung an jenem Abend nicht recht bei Sinnen gewesen zu sein und künftig mit aller Achtung von Calvin sprechen zu wollen, zu einer Buße von 60 Thalern verdammt. Da erschien Calvin mit den meisten Geistlichen und Kirchenältesten vor dem Magistrat, klagte über die zu große Gelindigkeit des Gerichts und forderte Cassirung des Urtheils. Darauf ist Ameaux verurtheilt worden, entblößten Hauptes, im Hemde, eine brennende Kerze in der Hand durch die ganze Stadt zu gehen, dann niederzuknieen und laut seine Reue auszusprechen. Diese Cärimonie nannte man faire amende honorable, eine ehrenvolle Buße leisten. Zwei Prediger, welche für Ameaux gesprochen, wurden entsetzt. Angesehene Männer und Frauen, welche auf einer Hochzeit getanzt, selbst solche, die nur zugesehn hatten, wurden bewogen, vor dem Consistorium knieend Abbitte zu thun, die

sich weigerten mußten in's Gefängniß. Einst fand sich auf Calvins Kanzel ein drohender Anschlag gegen dieses Joch. Als verdächtig, der Verfasser zu sein, wurde ein geachteter Bürger, Gruet verhaftet und seine Papiere durchsucht. Der Verdacht hat sich nicht bestätigt. Allein man fand unter diesen Papieren: 1) Den Entwurf einer Bittschrift an die Volksversammlung: das Gesetz solle nur Dasjenige strafen, was dem Staate schaden könnte, es sei Gefahr, daß, während die Stadt dem Gehirn eines einzigen melancholischen Mannes gehorche, es zur Empörung komme. 2) Ein Blatt Latein, darin der Verfasser nach einem Brief Calvins sich über die H. Schrift lustig machte, die Unsterblichkeit einen Traum nannte. Calvin bemerkt dazu: „Ich glaube nicht, daß Gruet der Autor sei, aber da es seine Handschrift ist, wird der Proceß gegen ihn geführt. Möglich, daß was er von einem Andern gehört, er mit seinem Witz zu einem Ganzen verarbeitet hat." 3) Die Schrift Calvins gegen die Libertins mit der Randbemerkung: „Alles Narrheit" [toutes folies]. Der Mann ist einen Monat früh und Abends auf die Folter gespannt worden, um Mitwissende zu nennen. Er bekannte die Schriften als seine und flehte um den Tod. Endlich wurde über ihn das Urtheil gesprochen: weil er mit Verachtung von der Religion gesprochen, von Calvin übel geredet, die Autorität des Consistoriums geschmäht und dahin gewirkt hat die kirchliche Institution umzustürzen, ist er mit dem Schwert vom Leben zum Tode zu bringen. Dieses Urtheil ist am 26. Juli 1547 vollzogen worden. Unleugbar stand sein Leben in Calvins Hand.

Solche Macht ist ausgegangen von seinem Geiste, doch war sie nur möglich durch eine bestimmte Form des Staats. Er erkannte Staat und Kirche als verschieden aber nicht geschieden, der Staat habe der Kirche seine Macht zu leihen, er sei selbst ein religiöses Gemeinwesen. Unter Calvins Einwirkung ist die demokratische Verfassung von Genf aristokratisch geworden: drei Räthe, die, einmal gewählt, sich selbst ergänzten. Es war eine Aristokratie der Angesehnen, Einsichtigen, auch der Reichen. Die ausübende Gewalt beim kleinen Rath, an dessen Spitze vier Syndici. Die allgemeinen Volksversammlungen, die sonst in der Peterskirche gehalten worden waren, wurden nicht mehr berufen. Die höchste kirchliche Behörde war das Consistorium. Es bestand aus den Pfarrern der Stadt und aus der doppelten Anzahl von Laien-Presbytern, gewählt durch den kleinen Rath nach dem Vorschlag der Pfarrer, aus sämmtlichen Räthen. Sie scheiden jährlich aus, sind aber wieder wählbar, unter ihnen muß stets ein Syndicus sich befinden. In solcher Weise lag die Macht des Staats im Consistorium. Durch

Mitglieder desselben wurden alle Häuser jährlich einmal visitirt, und Glaube und Sitten geprüft. Die Rüge des Consistoriums lag als ein Makel auf den davon Betroffnen. Henry hat als unhistorisch bezeichnet, was ich einst im Lehrbuch geschrieben hatte, daß Calvin über die Geister gebot durch die Schrecken des Kirchenbanns. Doch hat sich diesem Banne Alles gebeugt und auch bürgerliche Strafen waren zur Hand. Wer ein halb Jahr ausgeschlossen war vom Abendmahl und ohne Buße blieb, der wurde ein Jahr verbannt, und die Räthe waren immer bereit, auf Antrag des Consistoriums Criminalstrafen zu vollziehen. Ich bin daher nur veranlaßt worden später zu schreiben statt „des Kirchenbanns" das allgemeinere „der Kirchenzucht". Calvin, der diese bezeichnet als potestas censoria, achtet sie für den Nerv der Republik. Die höchste Autorität war im Consistorium, darin waltete Calvin wie ein altrömischer Censor, in Wahrheit ein protestantischer Hierarch.

Einige Male schwankte doch seine Macht, als in den Räthen seine Partei nicht in der Majorität war, einmal auch durch einen Volksauflauf gegen ihn. Einst ward er mit Anklage bedroht, weil ein Brief von ihm aufgefangen war, darin die Stelle von den Räthen: sie wollten unter dem Vorwande Christi ohne Christus regieren. Aber immer wieder ist er mit höchster Geistesgegenwart und Kühnheit der Gefahr entgegengetreten.

Im letzten Capitel seiner Institutio handelt er über die bürgerliche Verfassung. Er ist gegen die reine Demokratie wie gegen die Monarchie, weil beide sich selten in den Schranken der Gerechtigkeit und Billigkeit zu halten vermöchten. Er ist für die republikanische Regierung, wo das Volk durch einen Ausschuß seiner würdigsten Bürger repräsentirt und regiert werde. Seine Macht war vornehmlich gegründet auf die aus Frankreich flüchtigen Evangelischen. Solche Leute, die Alles um der Religion willen verlassen hatten, standen ganz in seinem religiösen Interesse. Er hat einst durchgesetzt, daß 300 von ihnen zugleich das Bürgerrecht erhielten. Sie schelten heißt ihm Lästerung wider Gott. Dadurch ist die Bevölkerung von Genf um die Hälfte vermehrt worden. Er selbst hat lange als Fremder in der Stadt gewohnt, erst in den letzten Jahren seines Lebens erhielt er, oder hat er angenommen, das Bürgerrecht. Er war arm und wollte es sein. Seine jährliche Einnahme waren 50 Thaler und 12 Strich Getreide, Nießbrauch eines kleinen Hauses und 2 Tonnen Wein. Einst in Krankheit hat er sich 20 Thaler vom kleinen Rath geliehen. Als er sie zurückzahlen will, will die Behörde sie nicht annehmen. Er erklärt sogleich:

der Rath habe nichts zu verschenken, er werde nicht eher die Kanzel besteigen, als bis es zurückgenommen sei. Ein Anabaptist bei einer Disputation auf dem Rathhaus nannte ihn einen Geizhals, da brach ein allgemeines Gelächter der Zuhörer aus.

In ihm waren unerwartete Gegensätze verbunden: die paulinische Rechtfertigungs- und Gnadenlehre, neben mosaischer Gesetzeszucht. Der sein Leben gering achtet gegen die Freiheit von Menschensatzungen leugnet die Freiheit in ihrer höchsten Beziehung, die Freiheit des sittlichen Willens. Ein Liebhaber der politischen Freiheit hat er doch fast alle individuelle Freiheit aufgehoben zu Gunsten jener strengen Sitte, wie sie einer Republik ziemt, die Jahrhunderte hindurch bestehen will. Man muß ihn betrachten wie einen jener Staatengründer und Gesetzgeber des Alterthums, ein antiker alttestamentlicher Charakter, und doch auch ein Felsen, auf dem sich eine Kirche erbauen kann, und an dem alles Widerstrebende zerschellt. Er hat das Wesen der Reformation in drei Stücke gefaßt: Abschaffung der kirchlichen Mißbräuche, Verbeßrung der Sitten, wahre Volksbildung. Er hat alle Anstalten der Volksschule und zugleich des gelehrten Unterrichts in Genf gegründet. Wie diese Stadt eine Freistätte wurde für die Flüchtigen aus allen romanischen Ländern, so sind von hier aus die entschloßnen Prediger ausgegangen, welche die Reformation und Calvins Lehre nach Frankreich, den Niederlanden, Schottland und England trugen. Er schreibt nach Paris: „Schickt uns Holz, wir wollen euch die Pfeile draus schnitzen!" So ist ihm Genf der feste Punkt gewesen, aber seine Absichten und seine Wirksamkeit gingen weit über die Schweizergrenzen hinaus.

Zwinglis Einfluß war innerhalb der Eidgenossen begrenzt, seine Richtung zunächst unterdrückt worden. Calvin überzeugte Bullinger, daß die Sacramente nicht ein leeres Zeichen sein könnten: der Consensus Tigurinus war ein Vertrag zwischen Beiden, der Calvins Abendmahlslehre enthält, doch in Ausdrücken, die dem rein geistigen Genuß am nächsten kommen: Christus im Himmel, aber seine göttliche Kraft steige im Abendmahl zu uns herab. In dieser Lehre stand Calvin doch seiner Zeit näher als Zwingli. Sie enthielt einen vollen Gegensatz gegen die katholische Messe und doch alle Schauer des Wunderbaren und Geheimnißvollen.

Als einst Flüchtige aus Frankreich kamen, fand Calvin unter ihnen einen Jugendfreund, Theodore de Bèze, latinisirt Beza aus dem französischen Adel, weltlich gesinnt, talentvoll als Dichter. Seine Juvenilia enthalten viel Keckes, sinnlich Reizendes. Er war Jurist, doch

im Besitz einer reichen Pfründe, dazu heimlich vermählt, während seine Gesinnung der Reformation gehörte. In tödlicher Krankheit hat er ein Gelübde gethan, öffentlich mit seinem Glauben hervorzutreten. Er wurde Professor der griechischen Literatur in Lausanne, von wo er nach Genf übersiedelte. Er hat die Psalmen poetisch übersetzt, auch eine Geschichte der französischen Reformation geschrieben, in welcher er selbst eine noch größere Wirksamkeit entwickelt hat als in der schweizerischen. Als Calvins treuer Amtsgenosse war er doch viel geliebter als dieser, und es kam vor, daß ein kühner Mensch dem andern in's Ohr geflüstert hat: „Lieber mit Beza in der Hölle als mit Calvin im Himmel.“ Durch Beide ist Genf die heilige Stadt, die neue Roma der reformatorischen Kirche geworden. Die Evangelischen aus Frankreich wallfahrteten dorthin, und wenn sie aus den Pässen des Jura heraustraten, wo der Genfer See sich vor ihnen ausbreitete, an dessen Ende sich die Stadt terrassenförmig erhebt, da fielen sie wohl auf ihre Kniee, Gott zu danken.

Calvin hat die um sein Sterbebett versammelten Geistlichen und Räthe ermahnt festzuhalten an Lehre und Verfassung des Genfer Gottesstaates. Sein letzter Befehl war, ihm keinen Grabstein zu setzen. Zum dritten Säculartage seines Abscheidens hat man nicht gewagt, ihm eine Statue zu errichten, nur ein Gebäude zu großen religiösen Versammlungen.

Noch 40 Jahre länger als Calvin hat Beza eine weitreichende gelehrte und kirchliche Wirksamkeit geübt. Dem jüngren Geschlecht ein Patriarch der Reformation, war ihm noch vergönnt, nach der Nacht des verrätherischen Überfalls zur Ausrottung der Ketzerstadt [Journée des escalades 12. December 1602] im dankbaren Jubel des Volks den Segen zu sprechen über die gerettete Stadt Gottes.

Zweites Capitel. Feststellung protestantischer Orthodoxie.

Die Reformation ist nie beschlossen worden, kann wohl auch nie beschlossen werden, wiefern sie ist der Protestantismus in seiner freien Entwicklung. Aber die mächtige Bewegung in deutschen Landen ist nach der Mitte des Jahrhunderts zum Stillstand gekommen. Die kühne Jugend der Reformation in ihrem Stammland ist vorüber, die mächtigen Fluthen versiegt. Die Reformatoren waren abgestorben bis auf Melanchthon, der in dogmatischen Streitigkeiten verkümmerte. Es kommt die Zeit der Nachgebornen, der Epigonen. Noch ist das religiöse

Interesse vorherrschend, aber es gilt einen Kampf um die Feststellung von Dogmen. Was aus dem religiösen Gemüth und aus dem Herzen des Volkes hervorgegangen war, will sich feststellen im Begriff. Man sucht ein scharfes Richtmaß Dessen, was nach der theologischen Meinung zum rechten Glauben gehört. So entsteht eine neue Orthodoxie, fast gleichzeitig in beiden protestantischen Kirchen, nur so, daß hier Luther, dort Calvin mit ihrer individuellen Meinung maßgebend wurden, Beide nun schon als Todte.

Man kann nicht mehr mit der freudigen Theilnahme dieser Geschichte folgen, wie vorher, vielmehr man wird abgestoßen durch den allgemeinen Inhalt; aber genau besehn sind es doch interessante Verwicklungen, in ihren Schranken kräftige Charaktere, und höchst lehrreich ist diese Geschichte für ähnliche Tendenzen unserer Zeit.

Nächst den letzten Theilen des Werkes von Planck über die Geschichte des protestantischen Lehrbegriffs gehören hierher die dogmengeschichtlichen Werke von Gaß, Dorner, Frank, jedes mit eigenthümlich wissenschaftlicher Bedeutung. Heppe in Marburg hat eine ausführliche Geschichte der Zeit geschrieben, um die ursprüngliche Herrschaft der Richtung Melanchthons zu erweisen. Er hat die Quellen gründlich studirt, doch einseitig für diesen Zweck geschrieben, formlos und ohne Noth dickleibig.

I. Lutherthum.

§ 208. Antinomistischer und Osiandrischer Streit.

Der antinomistische Streit betrifft die Predigt des Gesetzes, des nomos in der Christenheit, weniger den Jahren als dem Charakter nach gehört er in die Zeit der Epigonen.

Agricola von Eisleben, seit 1536 Docent in Wittenberg, der später als kurbrandenburgischer Hofprediger bei der Abfassung des Augsburger Interims half, hatte 1527 gegen Melanchthon, 1537 gegen Luther die Predigt des Gesetzes innerhalb der Christenheit verworfen, damit das Evangelium, das zugleich tödte und lebendig mache, allein gepredigt werde. Planck ist der Meinung, Agricola, bei Besetzung einer Professur vom Senat hintangesetzt, habe den Streit aufgegriffen, um sich dadurch wichtig zu machen. Allerdings Luther erzählt nach Mathesius, er sei auf Bitte der Freunde zu ihm gegangen, sich mit ihm zu versöhnen; er habe ihn nicht zu Hause getroffen, darüber freute er sich, „denn das Männlein hätte sich dessen zeitlebens gerühmt“. Er nennt ihn Grikel

Grakel, nach seiner übeln Sitte, aus dem Eigennamen des Gegners einen Ekelnamen zu machen. Aber Agricola war keine geringe Individualität, er erscheint als ein volksthümlicher Mann in seiner Sammlung und Auslegung deutscher Sprüchwörter. Seine dogmatische Behauptung war: 1) Alles Alttestamentliche, insbesondere das Mosaische, hat kein Recht in der christlichen Lehre. So verwirft er die zehn Gebote im Katechismus als nur für Juden geeignet. Und man könnte ja wohl ein Bedenken tragen, was diese harten Verbote für Kinder bedeuten sollen, dies „du sollst nicht ehebrechen", „du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib". 2) Aus Liebe, nicht aus Furcht vor dem Gesetz soll der Christ das Gute thun. Seine Lehre war nur eine Steigerung des gemeinsamen antikatholischen, paulinischen Standpunktes, der Gegensatz wider alles bloß Gesetzliche. Agricola hat dies gesteigert wie einst Marcion: das Gesetz gehe die Wiedergebornen nichts an, sei nicht werth Gottes Wort genannt zu werden. Alle, die an Moses halten, müssen zum Teufel fahren, das Gesetz mit seinen Werken gehört nicht in das Reich Christi, sondern der Welt, wie Moses und des Papstes Obrigkeit, die beste Kenntniß sei, gar nichts davon zu wissen.

Gegen solche Übertreibung hat noch Luther selbst die Einheit der göttlichen Offenbarung vertheidigt nicht ohne Unklarheit über die Stellung zum alten Testament; dazu die Ewigkeit des Sittengesetzes, welches Agricola gelegentlich mit dem mosaischen Gesetz vermischt, obwohl seine Lehre keineswegs unmoralisch war, denn aus freier Liebe will er das Gute thun. Endlich leugnete Luther auch die Heilskraft, behauptete aber die Beßrungskraft des Gesetzes. Was Agricola bestritt, hat sich in der Gewohnheit der lutherischen orthodoxen Prediger geltend gemacht: im ersten Theil lassen sie den Donner des Gesetzes hören, im zweiten das süße Evangelium der Versöhnung.

Auch Osiander, der bibelfeste Reformator von Nürnberg, stand auf dem gemeinsamen Standpunkt der Reformatoren. Er theilt ihr tiefes Gefühl der Sündhaftigkeit, das sich darstellt in der augustinischen Erbsündenlehre mit Ausschließung jedes eignen Verdienstes vor Gott. Hiernach war nun die gemeinsame lutherische Lehre: die Rechtfertigung als nur ein göttlicher Gerichtsact, durch welchen das Verdienst Christi den Gläubigen zugerechnet werde, von der nachfolgenden Heiligung der sittlichen Umwandlung genau zu unterscheiden. Unsre Sünde wird nur bedeckt durch Christi Verdienst, auch ist Christus, der Gottessohn, nur um unsrer Sünden willen Mensch geworden, sie zu tilgen. Dagegen machte Osiander geltend: dies sei nur ein Rechenexempel und ein falsches, denn es setze eine Unwahrheit in Gott, der einen sündigen

Menschen als nichtsündig annehme. An die Stelle setzt er die wesentliche Einigung mit dem Sohne Gottes, so daß die Heiligung mit der Rechtfertigung zusammenfällt. Und er fügt dazu ein Zweites, was Anstoß gab: der Sohn Gottes würde auch ohne ein sündiges Geschlecht Mensch geworden sein als Vollendung der Menschheit im Gottmenschen. Man konnte dies als nur verschiedne Betrachtungsweisen ansehen, denn auch die Lutherischen waren einverstanden, daß der Rechtfertigung die Heiligung unmittelbar folgen müsse. Auch konnte Osiander sich auf verwandte Aussprüche Luthers im Sinn der alten Mystik berufen, und Luther hatte, auch mit seiner krankhaften Reizbarkeit bekannt, jeden Streit gegen ihn niedergedrückt. Aber es war nicht im Sinn der Zeit auf den Standpunkt des Gegners einzugehn. Man betrachtete Osianders Lehre als Rückfall in's Katholische: die Rechtfertigung werde ganz ungewiß, wenn sie bedingt scheine durch die Würdigkeit des Menschen. Als Osiander, durch das Interim aus Nürnberg vertrieben und durch seinen Freund, den Herzog Albrecht dem preußischen Kirchenwesen vorgesetzt, seine Lehre geltend machte im schärfsten Gegensatz wider die doch eben durch Luther eingeführte Lehrweise von der Rechtfertigung, erhob sich dagegen fast die gesammte lutherische Theologie. Die von Osiander und dem Hofprediger Funck ausgehenden Landesverweisungen Andersdenkender waren bedingt durch Eingriffe in die Staatsverwaltung des jungen Herzogthums, daher sich politischer und theologischer Haß gegen Beide verband, der Ausdruck und Macht erhielt in den Landständen, die sich auf die polnische Regierung stützten. Osiander hat wohl kein Mittel gescheut, seine Überzeugung durchzusetzen. Kurz vor seinem Ableben sagte er: er habe drei A's für sich, die ihn und seine Sache schützen würden, Gott den Allmächtigen, den Herzog Albrecht und den Scharfrichter Adam in Königsberg. Seine Gegner erzählten, der Teufel habe ihm den Hals umgedreht. Sie ertrotzten durch eine polnische Commission die Preisgebung Funcks. Es heißt im Todesurtheil über ihn, er habe sich vor etlichen Jahren dem Hauptketzer Osiander anhängig gemacht und seine ketzerischen Lehren mit Gewalt helfen treiben. Diese Hinrichtung [1566] war zugleich eine Rache an dem alten, schwach gewordenen Herzog. Das damalige Königsberg in Preußen zeigt ein düstres Bild religiösen Eifers und politischer Unordnung.

§ 209. Lutheraner und Philippisten. Allgemeines.

Ein langer schwerer Kampf zunächst im Stammlande der deutschen Reformation hat seine ersten Keime im Mißverhältniß der beiden hoch-

gesinnten Freunde, Luther und Melanchthon. Durch den Streit über den Abendmahlsbegriff waren die beiden Gestaltungen der Reformation einander feindselig gegenübergetreten. Hierin lag und hieraus folgte, daß man die Reformation und den Protestantismus nicht anerkannte als einen bestimmten religiösen Geist, sondern ansah für ein scharf bestimmtes dogmatisches System; den alleinseligmachenden Glauben nicht als Hingabe des Herzens an den Erlöser, sondern als das Fürwahrhalten der von der Kirche festgestellten Dogmen, also in katholischem Sinne: das Dogmatische trat an die Stelle des Reformatorischen. Planck hat den Grund des Zwiespalts in persönlichem Anlaß gesucht: im Neid Luthers oder vielmehr seiner Hausfreunde über Melanchthons großes Ansehn in Wittenberg. Doch waren es verschiedne Richtungen. Im Gegensatz der herrschenden dogmatischen Richtung, die Luther in seinen letzten Jahren selbst repräsentirte, war Melanchthon gleichgültiger gegen den Lehrbegriff, das Praktische, die Frömmigkeit selbst war ihm Hauptsache. Wir wissen, Luthers Grundlage war eine scholastisch-mönchische Bildung, Melanchthons eine humanistisch-biblische. Hierdurch war er mild gegen das Papstthum, er hielt fest an der Möglichkeit einer Aussöhnung mit demselben, mild auch gegen die reformatorische Kirche in der Gestalt, die ihr Calvin gegeben hatte. Er hielt an diesem hoch seine klassische Bildung, seine klare Besonnenheit. Auf dem theologischen Convent des deutschen Reichs, wo Calvin als Abgeordneter von Straßburg zugegen war, sind sie Beide persönlich befreundet worden. In einer Schrift gegen Heßhusius nach Melanchthons Tode ruft Calvin dessen Andenken also an: „O Philipp Melanchthon, an dich wende ich mich, der du bei Gott mit Christus lebst und uns dort erwartest zur seligen Ruhe! Wie oft hast du gesagt, wenn du von Arbeit ermüdet und niedergedrückt von Beschwerden, dein Haupt traulich an meine Brust legtest: „O daß ich an dieser Brust stürbe!" Ich aber habe nachmals oft gewünscht, daß uns geglückt hätte zusammen zu leben. Gewiß wärest du tapferer gewesen im Kampfe und hättest neidische, nichtige Beschuldigungen kräftiger zurückgewiesen. So wäre auch die Bosheit Vieler in Schranken gehalten worden, denen aus deiner Milde, die sie Schwachheit nannten, die Keckheit gewachsen ist." In Bremen erschien im Jahre 1600 eine Schrift vom Sacramentsstreit, die diese Erzählung enthält: „Mondtags nach Quasimodogeniti 1545 ist D. Luther nach gehaltener Lection, die er damals noch über Genesin that, für des Buchführers Moritz Goltschen Buchladen gangen, hat den Buchführer, weil der von der Fastenmeß erst hinkommen, willkommen geheißen, und ferner angesprochen: Was sagen

sie gutes Neues zu Frankfurt? wollen sie den Erketzer Luther schier verbrennen? Darauf Goltsch: „Davon höre ich nichts, ehrwürdiger Herr, aber ein Büchlein habe ich hereingebracht, welches Johann Calvinus vom Abendmahl des Herrn französisch geschrieben, itzo aber aufs Neue lateinisch ausgangen ist. In solchem Büchlein soll derselbe Calvin anzeigen, worin Ew. Ehrwürden, worin auch Zwinglius und Öcolampadius zu weit gangen sein.“ Da hat Luther alsobald geantwortet: „Lieber, gebt mir das Büchlein her.“ Darauf ihm der Buchführer ein in Riemen gefaßt Exemplar gegeben, welches D. Luther in die Hände genommen, sich niedergesetzt und die ersten drei Blätter nach dem Titel gelesen, nochmals die letzten fünftehalb am Ende mit sonderlichem Fleiß durchlesen, und endlich gesagt: „Moritz, es ist gewiß ein gelehrter und frommer Mann, dem hätte ich anfänglich wohl dürfen die ganze Sache von diesem Streit heimstellen. Ich bekenne, wenn das Gegentheil dergleichen gethan hätte, wären wir balde vertragen worden, denn so Öcolampadius und Zwinglius sich zum ersten also erklärt hätten, wären wir nimmer in so weitläufige Disputation gerathen.“ In dieser Erzählung kann ich nichts an sich Unwahrscheinliches finden nach dem ersten Eindruck, den das Buch auf Luther machen mochte, und nach der schon günstigen Meinung über Calvin. Nur ist die Erzählung unsicher durch ihre späte Überlieferung und durch den Träger derselben, Petzel einen philippistisch gesinnten Professor. Keinenfalls hat in Luther eine nachhaltige Milderung stattgefunden. „Ich rechne sie alle in einen Kuchen“, sagte er noch kurz vor seinem Tode, und das weist sehr bestimmt auf Calvin. Daß dieser der Verstimmung Luthers kundig war, zeigt seine spätre Rede: „Ich will Luther hochhalten wie einen großen Diener Gottes, wenn er mich auch einen Teufel nenne.“ Eine Erzählung ähnlichen Sinnes wurde 19 Jahre nach Luthers, 5 Jahre nach Melanchthons Tode verbreitet, des Inhaltes: Bei der Abreise Luthers nach Eisleben, als Melanchthon kam, von ihm Abschied zu nehmen, habe Luther ohne Veranlassung gesagt: „Lieber Philippe, ich bekenne, daß in der Lehre vom Sacrament zu viel gethan ist.“ Melanchthon: „Lieber Herr Doctor, so wollen wir, damit für's Beste der Kirche gesorgt werde, eine milde Schrift herausgeben und darin unsre Meinung deutlich darlegen.“ Luther: „Mein Philipp, auch ich habe daran sehr ernstlich gedacht, aber also mache ich die ganze Sache verdächtig. Will das dem lieben Gott befohlen haben, thut Ihr auch was nach meinem Tode!“

Gegen die Wahrheit dieser Erzählung entscheidet nicht, was Diejenigen darin sehen, welche sie für unmöglich halten, nämlich einen

Abfall zu Zwingli. Wenn Luther so gesprochen hat, wäre es doch bloß Rückkehr auf einen Standpunkt, den er unleugbar einst eingenommen zur Zeit seines Briefs an die Schweizer von 1537. Die Rede klingt nicht allzu lutherisch, doch unmöglich ist sie nicht und durch die Wendung, die Calvin der Lehre Zwinglis gegeben hatte, wohl denkbar. Aber sie ist unbeglaubigt. Sie findet sich zuerst in der Schrift des Heidelberger Professors Ursinus, der auf Seiten der Schweizer stand. Melanchthon hätte das höchste Interesse gehabt, wenn Luther ihm eine solche Vollmacht ertheilt hätte, sich darauf zu berufen; er hat es nie, wenigstens nie öffentlich gethan. Es wurde auch von Seiten der Lutheraner jener Erzählung sofort widersprochen. Sie führten unter Anderm an, wie Luther in einer seiner letzten Predigten gesprochen habe: „Wenn du einen Sacramentsschwärmer hörst, der daher lästert: im Sacrament ist nur Brot und Wein! Item: sollte Christus auf dein Wort vom Himmel herabsteigen in dein Maul und Bauch! Ei hat der Teufel so eine gelehrte Braut! Aber was sagst du mir hierzu: das ist mein lieber Sohn, den hört! und der sagt: das ist mein Leib.“ Solche Rede auf der Kanzel liegt weit ab von mildem Zugeständniß für Melanchthon. Nach jener Heidelberger Erzählung kommt es vor in mancherlei Gestalt, in weiterer Fortbildung: er wolle nicht öffentlich schreiben, weil dadurch Spaltung unter den Seinen entstehen würde, aber in seinem Testament wolle er seine Meinung klar darlegen. Die Keime, aus denen jene Erzählung entstanden ist, lassen sich noch nachweisen. Bullinger erzählt in seiner Schweizer Geschichte: „Luther sprach in seinem letzten End: Lieber Herr Gott verzeih mir, daß ich mit den Schwärmern zu viel gethan.“ Unmittelbar vor der Heidelberger Erzählung schrieb der Kurfürst von der Pfalz an Johann Friedrich, den Sohn des Kurfürsten: „Daß Luther an seinem End einen Widerruf des Alters halber gethan, haben Ew. Liebden in meinem Schreiben freilich nicht funden, ob ich wohl geschrieben und mir auch keinen Zweifel mache, er sei in seinem Gewissen überzeugt gewesen, daß er der Sachen im Sacramentshandel zu viel gethan und darum so fleißig um Verzeihung seiner Sünden zu Gott gerufen.“ Das ist also bloß Voraussetzung des Kurfürsten von der Pfalz, und jene Erzählung mag sich daraus gebildet haben, um Luthers Ansehn für eine Parteistellung zu gewinnen, die damals Gegenstand der heftigsten Kämpfe innerhalb der protestantischen Kirche war. Ein gelehrter preußischer Pfarrer, Diestelmann hat Alles aufgeboten, um die historische Wahrheit jener Erzählung zu retten. Er hat allerdings nachgewiesen, daß sie schon von Hardenberg ausgegangen ist, einem Schüler Melanchthons, Reformator von Bremen im

Sinn der reformatorischen Kirche, einem als wahrhaft bekannten Manne. Der hat gesagt, er habe es von Melanchthon gehört. Hier findet also doch eine persönliche Sicherung statt. Allein immer ist möglich, daß er nur Ähnliches gehört hat aus Melanchthons Munde und unwillkürlich in seinem Sinn es umgedeutet zu dieser milderen Äußerung Luthers; also ist's doch nur eine Legende. Luther hatte in seinen letzten Jahren an seine Stubenthür geschrieben: Nostri professores examinandi sunt de sacra coena.

Melanchthon war in den Verdacht gekommen, er warte nur auf Luthers Tod, um sich offen für die schweizerische Lehre zu erklären. Luther, immer wieder von Amsdorf aufgeregt, hat einmal das Wort hingeworfen: wer hier anders gesinnt sei als er, werde in Wittenberg keine bleibende Stätte haben, und der Kurfürst hat einmal von der Entlassung Melanchthons gesprochen, sollte auch die Universität darüber zu Grunde gehn. Melanchthon schreibt an seinen Freund Camerarius: „Bald wirst du hören, daß ich von hier vertrieben sei, wie Aristides aus Athen. Ich bin ein stiller Vogel und es wird mir nicht schwer ankommen, aus diesem Arbeitshause zu gehn.“ Bugenhagen schloß damals eine Predigt mit der Ansprache: „Lieben Freunde, es ist große Noth vorhanden, bittet Gott den Allmächtigen für etliche große, hochgelahrte Männer, an welchen der Kirche viel gelegen ist, sie sind in Irrthum gefallen.“ Melanchthon, auf den Alles hinsah, verließ sogleich die Kirche und wollte Wittenberg verlassen; Luther, in dem die alte Freundschaft doch immer wieder siegte, beschwichtigte ihn.

Calvin selbst hatte in seiner Straßburger Zeit die Augsburgische Confession unterzeichnet, aber mit der Bemerkung: »sicut autor ipse eam interpretatus est«, wie der Verfasser selbst sie ausgedeutet hat. Er meint damit offenbar die Textveränderung, welche Melanchthon in den Ausgaben schon seit 1531 vorgenommen, und welche in der lateinischen Ausgabe von 1540 nur ihren bestimmtesten Ausdruck gefunden hat. Die Änderungen sind meist unverfänglich, weitere Ausführungen, entschiednere Widerlegungen des katholischen Gegensatzes. Anstoß hat man nur genommen an der Änderung im 10. Artikel vom Abendmahl. Dieser heißt im ursprünglichen Text von 1530: De coena Domini docent, quod corpus et sanguis Christi vere adsint et distribuantur vescentibus in Coena Domini et improbant secus docentes. Dagegen die »variata« von 1540 heißt: quod cum pane et vino vere exhibeantur corpus et sanguis Christi vescentibus in coena Domini. Hier ist auffällig zunächst die Weglassung der Negative: et improbant secus docentes, offenbar

gemeint gegen die Schweizer, als sei nichts mehr zu verdammen. Ferner die Annäherung im affirmativen Ausdruck an die Wittenberger Concordie: das mehr materielle vere adsint, ist vertauscht mit dem deutsameren vere exhibeantur, sie werden wahrhaft dargeboten, welchen Ausdruck auch Calvin hat. Melanchthon hat mit diesen und ähnlichen Änderungen das freie Recht des Autors an der eignen Schrift verwechselt mit der Unverletzlichkeit einer öffentlichen Urkunde, eines kirchlichen Glaubensbekenntnisses. Aber ganz unbedenklich, auch officiell, wurden die verbesserten Ausgaben gebraucht, höchstens unterschieden als authentische Interpretation. Als zu Naumburg 1561 eine neue Generation von protestantischen Fürsten sich gegen die Vorwürfe innerer Zerspaltung zur Besiegelung der alten Confession vereinigte, forderte der Ernestinische Herzog, der Sohn des Kurfürsten Johann Friedrich, bedenklich gemacht durch die Jenaer Theologen, die Unterzeichnung der ursprünglichen Confession. Die meisten Fürsten waren ganz unbekannt mit der Verschiedenheit. Mühsam wurde ein Exemplar des ursprünglichen Textes herbeigeschafft. Als die Mehrzahl gleichgültig gegen den Unterschied blieb, reiste der Herzog noch in der Nacht ab, seine Abgeordneten gewannen allmählich sämmtliche Reichsstände, ausgenommen den Kurfürsten von der Pfalz, für die ausschließliche Anerkennung des ursprünglichen Textes. Fortab ward die Confessio variata als fremd, ja als ketzerisch in der protestantisch lutherischen Kirche betrachtet, um so höher gehalten aber in der reformirten Kirche. Jenen zehnten Artikel der Variata nennt Heßhusius einen weiten Mantel, hinter den sich Gott und der Teufel verstecken könne. Seitdem endet nicht, wie Heppe meinte, die Melanchthonische Theologie in der deutschen Kirche, nur die Unbefangenheit, mit welcher seine Richtung neben der lutherischen in einem großen Theil der protestantisch-deutschen Kirche bestand.

Ich muß noch des Briefs gedenken, der so viele Vorwürfe auf Melanchthon gehäuft hat, an Christoph von Carlowitz, den Minister des Kurfürsten Moritz, über die Beschlüsse des Concils von Trient und das Interim [1548]: „Wenn der Fürst etwas beschließt, auch wenn ich's nicht billige, so werde ich doch nichts Aufrühreriſches dagegen thun, sondern entweder ich werde schweigen oder nachgeben oder, was auch geschehe, ruhig tragen. Ich habe früher in fast schimpflicher Knechtschaft gestanden, da Luther öfter mehr seiner Natur, in der eine nicht geringe Zanksucht vorhanden war, als seiner persönlichen Würde oder dem gemeinsamen Nutzen gedient hat." Als Karl V Einsicht dieses Briefes erhielt, sprach er: „Den habt ihr, sehet zu, daß ihr ihn

haltet." Es liegt etwas Tragisches darin: ihrer Zwei, wie selten Einer in einem Jahrhundert geboren wird, hatten nach Gottes Rathschluß sich gefunden, zum großen Werke vereint, auch in aller Traulichkeit collegialischen Lebens standen sie zusammen, und der Eine denkt daran, den Andern von seiner Seite zu stoßen, der Andre fühlt das Verhältniß als schmachvolle Knechtschaft. Doch hat Melanchthon das nicht immer so angesehn. Wie Luther in seinem letzten Brief aus Eisleben Melanchthons in alter Herzlichkeit gedenkt, so auch Melanchthon Luthers als des treuen Lehrers, der ihn zum Evangelium geführt. Aber Luthers zelotische Anhänger waren ohne diese Idealität und Pietät. So imponirend war ihnen Luther, den sie in vollem Ernst den dritten Elias nannten, daß auch seine Schwächen ihnen als Tugenden erschienen; sein Ungestüm, seine Härte, seine Einseitigkeit war ihm am leichtesten nachzuahmen. Calvin nannte sie Luthers Affen, und Luther hat einst selbst ärgerlich ausgerufen: stercora mea adorabunt.

In dem Gegensatz des buchstäblichen Lutherischen gegen Melanchthon lag doch auch die Sorge, daß durch seine Nachgiebigkeit die Reinheit lutherischer Lehre gefährdet würde. In jenem Briefe an Carlowitz hat er geäußert, daß er an Luthers Meinungen Manches verdrängt und gemildert habe, daß er dieser lutherischen Gestalt der Kirche nur bedingt anhänge als his regionibus convenientior status. Dagegen jene unbedingte Gläubigkeit an Luthers Überlieferung, die keinen Zweifel, keine Möglichkeit des Irrthums kennt, doch auch in tüchtiger Persönlichkeit sehr respectabel sich darstellt.

So Brenz, der schwäbische Geistliche: nachdem er sich als Jüngling für Luther entschieden hat, wirkt er unverrückt in dessen Sinn, in 50jähriger Amtsführung, zuletzt als Propst von Stuttgart. In seinem Testament dankt er Gott, daß der ihn leben ließ in einer Zeit, als das Licht des heiligen Evangeliums wieder geoffenbart wurde durch D. M. Luther, seinen freundlichen lieben Lehrherrn. Zu dessen Lehre bekennt er sich, ermahnt seine Kinder und Kindeskinder, darauf zu leben und zu sterben. Er verwirft aus Grund seines Herzens die verdammte Lehre der Zwinglianer. Zuletzt hat er sich ein Plätzchen ausgesucht zum Grabe nahe bei der Kanzel, auf daß, wenn später Jemand eine andre Lehre predige, als er gepredigt, er sein Haupt erheben und ihm zurufen könne: „Du lügst!"

Die Stimmung gegen Melanchthon wurde noch erbitterter, als der sich der Universität des Ernestinischen Stammes entzog. Als Wittenberg dem Ernestinischen Hause verloren ging, wollte der gefangne Kurfürst aus den Trümmern seiner fürstlichen Macht das Kleinod seines

Hauses retten, die Universität. Schon zweimal bei pestartiger Krankheit in Wittenberg war die Universität von dort her in unser gesundes Thal mit seiner scharfen Bergluft verlegt worden; 1527 und 1544. Es stand bei Melanchthon: wo er war, da war auch Wittenberg. Die Universität war im Kriegssturm damals aufgelöst, da der Kurfürst Moritz die eine sächsische Universität in Leipzig hatte, war es zweifelhaft, ob er Wittenberg wiederherstellen würde. Melanchthon war bereits in Weimar, um mit den Söhnen des Kurfürsten zu unterhandeln über das neue Wittenberg an der Saale. Da erhielt er einen Brief: Moritz wolle Wittenberg wieder herstellen. Er eilt nach Wittenberg zurück, sei es daß sein Herz an den dortigen Erinnerungen hing, sei es, daß er nicht wagte, seine gelehrte Muße an das gefallne Fürstenhaus zu binden. Für das Letztere spricht ein Brief vom 18. October 1547 an den ersten hiesigen Professor Stigel: „Ich wundere mich, daß jene [die Ernestiner] in so trüber Zeit an die Gründung einer neuen Akademie denken, wo doch die Kriegsstürme noch nicht beschwichtigt sind. Ich glaube, daß dem thüringischen Hof daraus Schwierigkeiten erwachsen können, und fürchte, daß die Gründung der neuen Hochschule die Lage des gefangnen Fürsten verschlechtern werde.“ Das waren nicht heroische Ausreden.

Die Stiftung in Jena war gleich gedacht als Universität, als das neue Wittenberg. Aber in so schwerer Zeit machte man den Anfang mit dem, was als das Höchste galt, mit den theologischen und humanistischen Studien. Man begann mit zwei Professoren. Im Vorfrühling kam Stigel, ein humanistischer Poet mit einigen Studenten von Wittenberg, Victorin Strigel, Melanchthons Schüler, mit 20 Studenten von Erfurt. Am 19. März 1548 geschah die feierliche Einweihung in Gegenwart der drei Söhne des Kurfürsten. Strigel hielt in der Collegienkirche eine Rede von den Ursachen, warum in diesen traurigen Zeiten und Aussichten, wo die Wiederhersteller und Verfasser der Religion noch in Gefangenschaft umhergeführt werden, gleichwohl auf die Errichtung einer hohen Schule gedacht worden. So war gleich in der Gründung etwas Kühnes, Heroisches, Protestantisches. 1554 gab der befreite Kurfürst seiner Universität sein Bild mit der Umschrift: me auspice coepit docere Jena. In seiner letzten Ansprache an seine Söhne hat er sie ermahnt zum Festhalten am Evangelium, zur Eintracht unter einander und zur treuen Pflege der Universität.

Sie hat also in sehr kleinen Verhältnissen begonnen. Das Paulinum, die Gebäude des alten Collegiums, hatten Raum für Studenten und Professoren. Allmählich bildeten sich die Facultäten, aber noch

ohne Privileg des Papstes oder Kaisers wagte man nicht, Doctoren zu creiren. Nach außen galt die Hochschule nur als Paedagogium provinciale. Die Schwierigkeit, das kaiserliche Privileg zu erlangen, lag in der theologischen Facultät, man hatte früh bemerkt, daß hier eine Burg gegen die katholische Kirche errichtet sei. Endlich als Ferdinand I den Kaiserthron bestiegen hatte, hat ein einflußreicher Arzt das Privileg erlangt, Herbst 1557, und nun endlich, am 2. Februar 1558, fand die feierliche Inauguration, die promulgatio privilegiorum statt. Ominös ist zu dieser Feier auf dem Markte ein Turnier gehalten worden. Wir sehn daraus, daß der Geburtstag unsrer Universität um ein Jahrzehnt zweifelhaft sein kann. Im 17. Jahrhundert hat man als Säculartage 1648 und 1658 gefeiert, im 18. Jahrhundert nur 1758. Als im 19. Jahrhundert der Säculartag uns nahte, zogen wir 1848 entschieden vor; es ist der heroische, wahre Anfang. Allein da kam der Frühlingssturm dieses Jahrs dazwischen, und so ist nur ein häusliches Fest gefeiert worden, erst 1858 ein großes Säcularfest, und das erst am 15. August. Es war eine willkürliche Bestimmung als zum Schluß des Semesters, und weil doch Viele in der Erinnerung an ihre Jugend die alte Stadt im Sommerschmuck wiedersehn mochten, auch nur bei blauem warmem Himmel denkbar war, diese Tausende in dem Städtchen unterzubringen. Und es waren wirklich Tausende, die sich um das Standbild des Confessor-Kurfürsten versammelt haben. Johann Friedrich der Großmüthige ist so als der Neugründer, als neues Wahrzeichen der Universität begrüßt worden neben dem ritterlichen Erzengel Michael und dem ritterlichen Heiligen St. Georg, den Patronen unsrer Stadt und Stadtkirche: Johann Friedrich, der Confessor-Kurfürst als das siegreiche Zeichen des Protestantismus, nicht nach seinem vergänglichen Dogmensystem, aber nach seiner Treue und seinem Gottvertraun. Wie gebeugt, machtlos stand er einst vor Karl V! Wer aber dächte wohl daran, in seinen weiten Reichen, dem ein Ehrendenkmal aufzurichten! während der alte Kurfürst immerdar jung mit seiner Universität fortleben wird. So ist der Unterschied dessen, der gelebt hat für eine Idee, von dem nur mächtigen Herrscher.

Indem also Melanchthon der Universität sich entzog und bei dem Sieger blieb, galt er den eifrigen Lutheranern als ein Überläufer. Luthers unbedingte Anhänger hatten sich zuerst in Magdeburg gesammelt, als dies sich noch hielt gegen den Kaiser. Dorthin war auch Amsdorf gekommen, aus seinem Bisthum verjagt, dorthin auch der Slavonier Flacius aus Illyrien. Geboren 1520 kam er nach Venedig, um Mönch zu werden, aber was er von Luther hörte, zog ihn nach

Deutschland, nach Wittenberg. Dort hat er drei Jahre im Kloster in schweren Anfechtungen und Glaubensängsten gelebt bis zu dem Gedanken, sich das Leben zu nehmen. Luther, dem er sich vertraute, tröstete ihn mit seiner eignen Erfahrung. Er hat öffentlich für ihn beten lassen und er gewann eine Vorliebe für ihn, auf den, wenn er dahin gegangen sein werde, seine Hoffnung gestellt bleibe. Als in Wittenberg das Leipziger Interim eingeführt wurde, ging Flacius davon. Er möchte lieber nicht zur Erkenntniß des Evangeliums gekommen sein, als aus Menschengefälligkeit die Mißbräuche des Antichrists dulden. So ging er nach Magdeburg, weil dort die Presse noch frei war. Er hat sich ernährt als Corrector einer Druckerei, zugleich erließ er wüthende Schriften gegen Melanchthon und das Interim, das ihm als Bund Belials mit Christus, eine Buhlschaft mit der römischen Hure gilt. Er kann Melanchthon nicht verzeihn, daß er im Interim bei der Rechtfertigung durch den Glauben das entscheidende Wort: „allein" weggelassen hat, und daß er den Papst nicht als Antichrist bezeichnet.

Melanchthon hatte die von ihm zugestandnen katholisirenden Gebräuche als Adiaphora bezeichnet, so die Kerzen beim Abendmahl, Meßgewand, Erhebung der Hostie, ja selbst die Hierarchie: „Was schadet das dem seligmachenden Glauben?" Flacius dagegen: „Wozu diese katholischen Gebräuche, in denen sich der Glaube nicht darstellt? Es ist eine Schmach, sie mitzumachen, wo sie als Verleugnung des Glaubens zu deuten sind." Er erinnert an die alten Christen, die sich lieber tödten ließen, als daß sie den Götzen ein Körnchen Weihrauch streuten. Flacius war nicht bedenklich über die Mittel seiner Polemik, er machte vertraute Briefe und Gespräche Melanchthons bekannt. Dieser klagt, Flacius habe sie aus seinem Pulte erlangt, und allerdings zur Erlangung kirchengeschichtlicher Urkunden hat sich Flacius auch sonst nicht ängstlich gezeigt. Als ein Ausgleich zwischen Beiden versucht wurde, forderte Flacius, daß Melanchthon von ihm aufgezeichnete Artikel unterschreibe, in welchen er sein Unrecht gegen die Kirche gestehe, dann wolle er ihm die öffentliche Kirchenbuße erlassen. Als Magdeburg von Moritz belagert wurde, fuhr Flacius fort in wilden Schmähschriften, obwohl die Rede ging, Moritz werde ihn und seine Genossen vor den Stadtmauern hängen lassen. Doch bei den Verhandlungen wegen Übergabe der Stadt, erklärte Moritz sogleich, er habe nichts wider diese Leute, sie könnten in seinen Landen oder wo sie wollten leben, und dies wurde auch in die Capitulation gesetzt. Nun zogen sich die lutherischen Eiferer hierher, während in Wittenberg sich um Melanchthon

treue Schüler sammelten. Von hier erging die Klage, Luthers Katheder sei mit dem Gift der Ketzerei befleckt. Die meisten Geistlichen der von Wittenberg ausgehenden Reformation schieden sich in Lutherische und Philippisten; ihr Gegensatz zugleich ein Kampf des alten und neuen Wittenberg, des Albertinischen und des Ernestinischen Hauses Sachsen. An diesen Streitigkeiten hat das Volk Theil genommen, so weit es den Gegensatz zu fassen vermochte, oft wohl unverständig genug. So erzählt Melanchthon: zwei Coburger Bauern hätten sich darum gestritten, und der Streit sei ausgegangen in eine Prügelei, weil der eine lutherisch sein wollte, der andere aber martinisch. Melanchthon hatte keine Freudigkeit zu solchen Streitigkeiten: „Ich wollte alle Finger meiner Hand darum geben, wenn ich nie über theologische Gegenstände geschrieben hätte. Grade was mein Herz am bittersten kränkt, muß ich erfahren. Armuth, Hunger und alles Übel wollt ich gern erdulden, aber was mich ganz niederschlägt, ist solcher Hader." Er hat daran gedacht, wie Hieronymus, in einer einsamen Stadt Palästinas sein Leben zu beschließen. Doch fand er auch im Hause einen Trost. Er selbst erzählt von seinem Töchterchen Anna, wie er sie eines Morgens auf den Knieen hatte und das Kind ihm die Thränen von der Wange abwischte mit ihrem Hemdchen, womit sie morgends allein bekleidet war. Seine letzten Jahre waren erfüllt mit der Sehnsucht, aus diesem sophistischen Säculum erlöst zu werden, und er hat gebetet: „Herr, rette mich aus der rabies theologorum." Doch ist er geschieden mit dem Gefühl eines erfüllten Lebens. Als Peucer, sein Schwiegersohn, ihn fragte, ob er noch etwas verlange, war seine Antwort: „Nichts als den Himmel."

In Wittenberg ist sein Andenken eine Zeit lang bewahrt worden. Als dort D. Andreä [der Tübinger] 1577 gegen ihn predigte, ist er mit etwas handgreiflicher Widerlegung zur Kirche hinausgeworfen worden, Andreä, der von ihm schreibt: Melanchthon habe sich des calvinischen Teufels verdächtig gemacht. Was seine Schriften belangt, halte man sie wie die Schriften Salomonis, der erstlich herrliche Dinge geschrieben, darnach aber zum Götzenthum ist verführt worden, so daß man nicht wisse, ob seine [Melanchthons] Seele zu unserm Herrgott oder zum Teufel gefahren. Bald wurden auch seine Schriften gering geachtet. Musculus, der Brandenburger Theologe, beantragte zu Herzberg auf einer lutherischen Synode, die Leiche jenes Ketzers auszugraben und mit den Büchern, die aus seiner verrätherischen Feder geflossen, zu verbrennen. Wenn zu solchem Äußersten die Macht fehlte, so ist doch bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts Melanchthon in der reformirten Kirche weit höher geachtet worden als in der lutherischen.

Die beiden Hauptstücke des dogmatischen Kampfes, der die neue Kirche in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bewegte, waren ein anthropologischer und ein christologischer Streit, der erste auch genannt der synergistische Streit, wiefern es sich handelt um die sittlich religiöse Kraft des Menschen mitzuwirken zu seinem Heil.

§ 210. Der synergistische Streit.

Wer erwägt, wie nöthig uns die Mahnung zu sittlichen Thaten und guten Werken ist, dem scheint's fast ein Wahnsinn zu verkündigen, gute Werke seien unnöthig, ja schädlich zur Seligkeit. Das hat Amsdorf behauptet, der nach der Capitulation von Magdeburg kurze Zeit der Universität Jena angehörte, dann aber in Eisenach mit bischöflichen Rechten waltete. Solche Behauptung von der Schädlichkeit guter Werke läßt sich nur historisch begreifen: unnöthig, inwiefern die Seligkeit nicht durch sie erworben, verdient werde, Gott schenkt sie aus Gnaden, es besteht zu Gott kein Rechts- sondern ein Liebesverhältniß. Luther hatte gelehrt: der rechte Glaube kann nicht sein, ohne gute Werke zu erzeugen und wird daran erst erkannt. Wie ein guter Baum gute Früchte trägt, also sind gute Werke Folgen und Zeugen des Glaubens, sie sind nur relativ nothwendig und damals gegenüber der katholischen Werkgerechtigkeit konnte man sagen, sie sind unnöthig. Als daher Melanchthon im Leipziger Interim die Nothwendigkeit anerkannte, glorirten die Theologen zu Löwen: die Protestanten seien in diesem Hauptstück zu ihnen übergegangen. Amsdorf, um sie als schädlich zu bezeichnen, dachte an Werke im katholischen Sinn wie Mönchthum, Gelübde, Wallfahrten u. s. w. Doch hat er auch sittliche Werke nicht ausgeschlossen, wiefern dadurch ein Hochmuth entstehe und die Meinung eines Verdienstes erweckt werde. Major hat gegen ihn die Nothwendigkeit guter Werke behauptet, er leugne darum nicht die Rechtfertigung aus dem Glauben.

Georg Major wurde durch das Ketzergeschrei gegen ihn aus den Mansfeldischen Landen vertrieben, über deren Kirchen er die Aufsicht hatte. Er ging nach Wittenberg zurück. Von Stigel erschien damals ein Spottgedicht: Synodus avium depingens miseram faciem ecclesiae. In dieser Synode der Vögel heißt es: Als der Schwan am Ufer der Elbe sein Leben beschlossen, wurde eine Versammlung der Vögel ausgeschrieben zur Wahl eines neuen Oberhaupts. Melanchthon erscheint als Nachtigall, Amsdorf als Amsel, Flacius erst als Kuckuck, dann als Rabe, seine Stätte wegen Undanks an seinem Lehrer

Melanchthon auf dem Galgen, da möge er schreien so viel er wolle. Amsdorf, den der Landgraf einen alten Phantasten nannte, liebte Paradoxien. Im Zorn gegen einen gelehrten Gegner hat er eine Schrift verfaßt, in der es heißt: „Wie denn die Hochgelehrten die Kirche gemeinlich verwirren und betrüben und die Leute an ihrer Seligkeit verhindern, damit sie etwas Eigenes und Sonderliches anrichten. Man findet selten einen Hochgelehrten, der ein rechter Christ ist. O wie schwer werden die Hochgelehrten selig!" Er denkt hier an die rechte evangelische Einfalt. Melanchthon antwortete darauf: „Solche Reden sind nicht nützlich der Kirche, sie sind barbarisch, angenehm der gemeinen Masse." Amsdorf: Wittenberg sei Melanchthons regnum litterarum, sein Buchstabenreich.

Dieser Streit zwischen Amsdorf und Major war nur das Vorspiel. Aus der augustinischen Erbsünde folgte das Ableugnen der Freiheit als einer dem natürlichen Menschen zustehenden Kraft des sittlich religiösen Lebens und die unbedingte Prädestination; dann ist es Gott allein, der einen Theil der Menschheit zum Heil, einen anderen zur ewigen Qual bestimmt. Melanchthon hat einst mit Luther diese Consequenz auf's stärkste ausgesprochen. Nichts hat damals mehr Ärgerniß gegeben. Karl V bei Publication seines Interims schreibt: es sei mehr viehische als menschliche Lehre, die Freiheit des Willens in Abrede zu stellen. Melanchthon ist noch inmitten seiner Bahn aus praktischem Interesse davon abgefallen. Indem er nun als Mittel der Rettung des Menschen das göttliche Wort, den heiligen Geist und den Willen des Menschen nennt, lehrt er semipelagianisch [Band I, S. 528] doch in orthodoxer Hülle, indem der Wille als durch göttliche Gnade befreit betrachtet werden mochte. Dieser Synergismus war eins von den Stücken, wo Melanchthon dafür hielt, Luthers paradoxe Vorstellung gemildert zu haben. Der Grund zur unbedingten Prädestination fällt weg, sobald der menschliche Wille als eine Macht neben den Gnadenwillen Gottes tritt, und Luther hat dazu geschwiegen, weil ihm sein Herz gegen sein System für die Allgemeinheit der göttlichen Gnade zeugte. Aber die Erbsünde ist dann auch nicht mehr augustinisch als Vernichtung aller religiös-sittlichen Kraft gedacht, dann vermag der Mensch aus eigner Kraft gute Werke zu thun, dann lag nah die Möglichkeit eines gewissen Verdienstes, was damals als Kennzeichen des Papismus angesehn wurde. Daher Flacius als Jenaer Professor dagegen die streng lutherische Lehre ausführte: Gott allein ist es, der die Menschen rechtfertigt durch Christum. Der natürliche Mensch ist ein truncus, ein Block, eine bellua indomita. Die Wittenberger nannten ihn dafür eine

bestia illyrica. Flacius und seine Partei, die damals den Weimarischen Hof der Söhne Johann Friedrichs beherrschten, setzten ein Bekenntniß auf, die solida confutatio gegen die Wittenberger Synergisten und Adiaphoristen. Alles Christenthum wurde auf diesen Gegensatz gestellt, die solida confutatio zum Glaubensgesetz für die Ernestinischen Lande gemacht: bei Vermeidung ernster Strafe und Ungnade soll Jedermann sie anerkennen, von den Pfarrern soll sie stückweise auf der Kanzel verlesen und darüber gepredigt werden. Ein Pfarrer Stumpf in Buttstedt bat ihm die Verlesung nachzulassen, denn er könne den Adiaphoristen nicht mit gutem Gewissen nachsagen, daß sie den ganzen hellen Haufen der päpstlichen Cärimonien wieder eingeführt und dem Teufel verfallen sein. Er wurde suspendirt und entsetzt.

Melanchthons Richtung hatte doch auch Freunde innerhalb der Ernestinischen Universität, vor allen Victorin Strigel, den ersten Professor der Theologie, einen rüstigen Mann, der in seiner letzten Krankheit gebetet hat: „Ach Herr, bescheer mir einen reuterischen Tod!“ Unsre Universität hat eine stürmische Jugend erlebt in diesem Kampf der Philippisten und Lutherischen. Sie griffen einander in den Vorlesungen an, auch am Hof bildeten sich eifernde Parteien. Hier hatte die Partei des Flacius die Oberhand, sie hatte einen großen Schlag gegen die Philippisten beschlossen: weil man die Studenten auch in den Ferien fürchtete, oder die Bürger, so ist in der Nacht des Ostermontags 1559 unser Städtchen von 300 Reitern und Hakenschützen besetzt worden. Strigel und der Pfarrer Hugel wurden aus den Betten gerissen und fast unbekleidet auf einen Wagen gesetzt. So gewaltsam war das Verfahren, daß die Thür an Strigels Haus mit Äxten eingeschlagen wurde. Als seine Frau herzu lief und Räuber und Mörder rief, hielt man ihr ein Gewehr entgegen und schrie: „Schweig du Pfaffenhure!“ Zuerst wurden die Gefangnen nach der Leuchtenburg gebracht, dann nach Gotha in die Veste Grimmenstein. Das Alles war gegen das kaiserliche Privileg, nach welchem alle Akademiker zunächst vor dem Rector zu hören waren. Der Kurfürst August von Sachsen, damals noch der Beschützer der Schule Melanchthons, verwandte sich für die Gefangnen, so daß sie nur Hausarrest erhielten und endlich nach Jahresfrist das Recht einer Disputation in Weimar. Acht Tage lang stritt man, als man kein Ende fand, wurde die Disputation auf Befehl abgebrochen mit der Verheißung einer künftigen Wiederaufnahme.

Unterdeß hatte das eifernde Lutherthum sein Reich in Thüringen gegründet: die theologische Facultät hatte die Aufsicht über die Kirchen des Landes, Flacius als Generalsuperintendent. Ein herzoglicher

Befehl gebot, daß alle Stipendiaten die Vorlesungen des Flacius täglich zu besuchen hätten, auch die Nichttheologen, und wenn juristische oder medicinische Collegien in dieselbe Stunde fielen, daß für diese Abänderung getroffen werden müsse. Wer verdächtig war, auch von Laien, gegen die confutatio geredet zu haben, gegen den wurde von der Kanzel geschmäht, er wurde vor das Gericht des Flacius geladen und gebannt. So der Jurist Dürfeld, weil er gesagt, auch aus Senecas Schriften könne man Theologie studiren. An der Spitze der juristischen Facultät stand Wesenbeck. Sein Vater, selbst ein angesehner Jurist in Brüssel, hatte seine zwölf Söhne nach den Aposteln genannt, der unsre hieß Matthäus. Er war durch ein Lied, das ein blinder Schuster im Gefängniß sang, auf die reformatorischen Grundsätze aufmerksam geworden und hatte die Reformation angenommen in der Form der niederländischen Kirche. Als von ihm die Unterzeichnung der confutatio gefordert wurde, wies er es ab: er möge sie weder verwerfen noch billigen, man solle ihn, als einer andren Profession angehörig, in Ruhe lassen. Er wurde deßhalb gebannt, und dies trat besonders widerlich hervor, als er zurückgewiesen wurde vom Gevatterstehn. Ein Wittenberger Student, der in Jena gefährlich erkrankt, nach dem Abendmahl verlangte, wurde bedeutet: nur wenn er die Confutation unterzeichnet habe. Wenn er aber ohne unterzeichnet zu haben, sterbe, müsse auch ein christliches Begräbniß ihm verweigert werden.

Wesenbeck beklagte sich am Hof, wo die neue Hierarchie doch mißfällig empfunden wurde. Es wurde ein fürstliches Consistorium in Weimar eingesetzt mit der Censur über alle Schriften und dem alleinigen Recht, einen Bann auszusprechen. Das nannte Flacius einen Eingriff in göttliche Rechte. Er hat damals kühne Worte geredet für die Freiheit der Kirche: die Preßfreiheit sei allgemeines Christenrecht, sie verkümmern, heiße dem heiligen Geist die Flügel beschneiden; die Fürsten wollten sich an die Stelle des Papstes setzen; Christus habe uns nicht erlöst um der Fürsten Knechte zu werden; auch der geringste Christ dürfe sich in seinem Glauben von keinem Menschen binden lassen; nur aus Gottes Kanzlei habe er Verhaltungsbefehle anzunehmen. Den damals kranken Herzog Johann Friedrich mahnte er Buße zu thun wegen verletzter Schlüsselgewalt, wenn er dem Gericht Gottes entgehn wolle, er selbst wolle ihn zwar nicht excommuniciren, doch müsse er ihm sagen, daß er mit gutem Gewissen das Abendmahl nicht empfangen könne, bis die Unterdrückung der Schlüsselgewalt aufgehoben sei. Hierdurch wandte sich vollends die Stimmung des Hofs, und nach der Willkür fürstlicher Gewalt kam der jüngere Kanzler Brück mit Häschern

nach Jena, um die Flacianer zu entsetzen und zu vertreiben. Ein Augenzeuge berichtet davon. In Gegenwart der Excommunicirten und Klagenden schnaubte der Kanzler den Flacius an: „Ihr schwarzen Schelme und Buben, ihr papistischen Bösewichter, wollt ihr die Leute bannen und vom heiligen Sacrament als Unchristen verstoßen! Daß euch die böse Martel schände! Wie habt ihr meinen gnädigen Herrn und mich hineingeführt und betrogen. Es hat der Victorinus [Strigel] im kleinsten Tropfen Blut mehr Grütze denn ihr ehrlosen, verführerischen Pfaffen im ganzen Leibe." So wurden sie ohne Urtheil und Recht entsetzt. Flacius meinte, der Teufel werde nun in Jena tanzen und frohlocken. Auch die akademische Jugend, die sich sonst der in Ungnade Gefallnen gern annimmt, hat das Haus des Flacius gestürmt, er achtete sich seines Lebens nicht sicher und begann sein Wanderleben. So der Sieg des Philippismus. Der Kurfürst August ließ damals eine Kanone gießen mit der Aufschrift: „Flacii Schwarmgeist ist des Teufels Lügengeist," eine andre: „Die Flacianer-Zeloten sind des Teufels Vorboten." Auch ein neues „kanonisches" Recht.

Sechs Jahre später ist Johann Friedrich, genannt der Mittlere, im Versuch die Kur seines Vaters wiederzugewinnen, vielleicht selbst im Streben nach der Kaiserkrone, in den sogenannten Grumbach'schen Händeln untergegangen. 28 Jahre hat er in Wien im Gefängniß geseufzt und ist da gestorben. Seine Wittwe ließ eine Münze zu seinem Andenken schlagen mit der Inschrift: »Morte liber«. Jenem Kanzler Brück ist nach der Übergabe von Gotha das Herz aus dem Leibe gerissen und ihm in's Gesicht geschlagen worden. Die Lutherischen sahn diesen Ausgang als göttliches Strafgericht an. Der jüngere Bruder, Johann Wilhelm, der Stammvater des Weimarischen Hauses führte das schroffe Lutherthum wieder in seine Universität zurück, und hier beginnt der dritte Abschnitt dieses Streits.

Die Lutheraner waren wieder hergestellt, Flacius nicht mit ihnen. Auf der weimarischen Disputation hatte Strigel ihm die Behauptung entgegengesetzt: der freie Wille gehöre zur Substanz des Geistes, als solche sei er unverlierbar, daher die Erbsünde nur ein Accidens. Ob Flacius dies zu leugnen wage? Der wollte sich anfangs nicht auf philosophische Formeln einlassen. Aber um nicht einzuräumen, daß die Erbsünde nur ein Accidens sei, sonach unvermögend das Substantielle, den freien Willen aufzuheben, erklärte er sich für die Erbsünde als eine Substanz. Strigel hielt ihn dabei sofort fest: die Erbsünde ist die Substanz des gefallnen Menschen geworden. Nicht unerhört war diese Ansicht, in einem alten Hymnus heißt es: **humana tota**

massa, natura et ipsa substantia corrupta est. Für Flacius war es nur ein Streitsatz, in den er sich doch vertieft, nur Gefühlsausdruck, um das Elend des natürlichen Menschen und das alleinige Heil durch Christum recht stark auszusprechen. Aber man konnte daraus folgern: dann ist die menschliche Substanz durch Adams Fall untergegangen, nur die Sünde ist geblieben, die kann nicht von Gott sein, also ist der gefallne Mensch gar nicht ein Geschöpf Gottes, sondern des Teufels, dann hat der Sohn Gottes, als er Mensch wurde, die Sünde an sich genommen. Die hypochondrische Ansicht vom Menschen hatte ihren schroffsten Ausdruck erreicht, die augustinische Orthodoxie sich überboten, und eben dadurch war das Bedürfniß einer Ermäßigung eingetreten. Indem die bisherigen Mitstreiter des Flacius sich von der Übertreibung lossagten, geschah's nach der von ihm selbst geübten Sitte, das ganze Christenthum auf den beanstandeten Artikel zu setzen. Wir finden ihn seitdem umherziehend in Regensburg, Straßburg, Antwerpen mit einer Schar von Kindern im tiefsten Elend. Er lebte von Almosen, das etwa ein Magistrat oder ein Anhänger ihm zuwandte. Der Kurfürst August warnte die städtischen Behörden vor ihm. Und in der That nicht ohne Gefahr war seine Gegenwart in einer Stadt, weil leicht geschah, daß er einige Anhänger machte und so die Gefahr einer Spaltung entstand: denn die Flacianer im nunmehrigen Sinn als Ketzer waren meist vom Abendmahl ausgeschlossen. Daher Flacius bald ausgewiesen ist, bald, um einen Anhänger zu stärken, wandert er durch halb Deutschland. Hier und da hat er sich auch an's Volk gewandt. Die Knappschaften der Bergleute auf dem Harz haben einander zugerufen: „Bist du Occidenter oder Substanzioner?" und je nach der Antwort ist es mitunter zu Handgemenge gekommen. Vergebens forderte Flacius eine öffentliche Disputation, selbst vom Kaiser. Zuweilen hat er sich zum Vergleich bereit erklärt: er wolle nur sagen, die Sünde sei etwas Wirkliches, Substantielles, kein flüchtiges Accidens. Aber bei der dogmatischen Leidenschaftlichkeit der Zeit war Niemand geneigt, sich im Eingehn auf die Ansicht des Gegners durch einen vermittelnden Begriff zu vergleichen. Ungebrochnen Geistes lag Flacius endlich in einem Winkel zu Frankfurt mit Weib und Kind in einem Spital. Nur diese Klage ging über seine Lippen: »Nemo hic me respicit praeter Deum.« Als das Elend seinen Körper zerrüttet hatte, forderte er einen Geistlichen, um ihm seine Confession wegen der Erbsünde zu thun und darauf zu sterben. Während der Prediger sich einen Tag Bedenkzeit nahm, ist Flacius gestorben.

Er hat ein schlimmes Andenken hinterlassen, selbst im Munde des

Volks. Die volksthümliche thüringische Bezeichnung „Flez" ist jedenfalls eine Abkürzung seines Namens. Andreä schreibt von ihm: „Ich zweifle nicht, daß er bei allen Teufeln speist" und Beza nennt ihn „den Mann von verdammtem Andenken".

Er war doch ein außerordentlicher Mensch. Mitten in seinen Streitigkeiten gegen die Philippisten, als Hyperorthodoxer, hat er persönlich eine Disputation gehalten mit den Jesuiten und gegen Beza das lutherische Abendmahl beschirmt, und in diesen leidenschaftlichen Kämpfen hat er Ruhe gefunden zu großen wissenschaftlichen Unternehmungen. Er ist bahnbrechend als protestantischer Kirchenhistoriker, auch bedeutend als Schriftforscher [S. Band I, S. 35]. Wäre er nicht der Nachgeborne eines großen Zeitalters, welch ein Mann wäre er gewesen. Ein Anhänger hat ihn in einer bloß literarischen Grabschrift genannt: Luthero proximus.

§ 211. Der Crypto-Calvinismus.

Der christologische Streit, wiefern auf verschiedne Vorstellungen vom Gottmenschen zurückgehend, setzt den Abendmahlskampf fort, nur in das Innere der lutherischen Kirche übertragen.

Melanchthon hat 1529 an den Pfarrer von Reutlingen geschrieben: „Ich bin nicht ohne großen Kampf zu der Einsicht geführt worden, daß der Leib Christi in Wahrheit bei dem Abendmahl sei." Doch bald nachher schreibt er aus Marburg über die Schweizer: „Ihr Anhang ist groß im ganzen deutschen Lande, aber ihnen fehlt ein einig Stück, daß sie nicht wissen, wie schwer ist vor Gott zu stehn ohne Gottes Wort. Ich möchte lieber sterben, als unsre Sache durch die Gemeinschaft mit der Zwinglischen beflecken." Schon 1527 hat er Öcolampadius vorgeworfen: „Ihr wollt den Leib des abwesenden Christus wie in einem Schauspiel darstellen." Das Unnatürliche, daß das Abendmahl zum Erisapfel geworden, hat er auch damals Zwingli gegenüber ausgesprochen: „Es schmerzt mich tief, daß, was Christus, um die Liebe fester zu kitten, eingesetzt hat, nun Anlaß zur Zwietracht gibt." Bald nachher ist er doch gegen das lutherische Dogma bedenklich geworden durch eine Schrift des Öcolampadius, in welcher der darthat, daß Luthers Dogma nicht die Lehre des kirchlichen Alterthums sei. Nach der Wittenberger Concordie hat er dem 10. Artikel der Augsburgischen Confession die mildere Form gegeben, und als Luther die alte Wunde des Abendmahls wieder aufriß, schrieb Melanchthon an Bullinger: „Wenn aus unsren Gegenden hier abschreckende Episteln von gewissen

Leuten geschrieben werden, so sind wir Übrigen doch zur Eintracht und Freundschaft geneigt und wollen nicht, daß unsre Kirchen noch mehr zerrissen werden."

Der Zwiespalt in seiner ganzen Herzlosigkeit zeigte sich in dem Verfahren der Lutherischen gegen Laski. Der Freiherr Joh. von Laski, Neffe des Erzbischofs von Posen, 1491 geboren, zur Prälatur bestimmt, war auf seinen Reisen mit Zwingli und Erasmus bekannt geworden. Nach seiner Rückkehr wurde er sogleich Propst von Gnesen und zum Bischof von Cujavien designirt. Als seine reformatorischen Bemühungen mißglückten, gab er seine Pfründen und Hoffnungen auf, sandte die Mitra zurück, um nicht mehr ein erlauchter Pharisäer, sondern ein armer Knecht des Gekreuzigten zu sein, und folgte einem Ruf nach England unter Eduard VI als Superintendent der französischen Emigranten. 1552 erließ er seine Schrift über das Abendmahl, welche die Erhebung der Seele zu Christus in den Himmel lehrt: der allegorische Ausdruck wie etwas Wirkliches. Als die katholische Maria den Thron von England bestieg, wurde Laski vertrieben und schiffte sich mit seiner Gemeinde ein. Durch den Sturm nach Jütland verschlagen, mitten im Winter, wurden sie von der dänischen Regierung ausgewiesen, ebenso aus Hamburg, obwohl sie wie der Hamburger Pfarrer Westphal, der es betrieb, erzählt, „wehklagten und winselten". Ebenso aus Frankfurt auf Westphals Anzeige an den Rath: solche Leute seien schlimmer als Vergifter und Räuber. Er ist dann der Begründer der evangelischen Kirche in Ostfriesland geworden.

Die calvinische Anschauung vom Abendmahl verbreitete sich damals sporadisch in Deutschland mit Berufung auf Melanchthon. Gegen die calvinische Vergeistigung dachten die Lutherischen auf Befestigung und Versinnlichung. Auf der Ansbacher Synode wurde von Geistlichen darüber verhandelt, ob der Leib Christi in Magen und in die Gedärme übergehe. Die Versammlung blieb unentschieden zwischen Ja und Nein. In Berlin hatte der Sohn des Generalsuperintendenten Musculus bei der Spendung etwas Wein verschüttet, darauf die folgenden Communicanten getreten sein konnten. Der Kurfürst betrachtete das als Gotteslästerung, die nur durch Blut gesühnt werden könne, der junge Mann sollte wenigstens ein Glied seiner Hand verlieren, er ist auf Verwendung seines Vaters davon gekommen mit Entsetzung und Landesverweisung. Melanchthon sah darin Anbetung des Brotes und Weines, Artolatria. Auf einer schwäbischen Synode wurde Luthers Theorie von der Ubiquität, der Allgegenwart des Leibes Christi zum Glaubensgesetz erhoben, denn Brenz meinte: der Teufel suche durch

den Calvinismus nichts Geringres als Heidenthum, Talmudismus und Mohammedanismus mit einander in die Kirche einzuführen. Melanchthon nannte solche Äußerungen „Hechinger Latein“: das ist schwäbischer, wohl in Tübingen entstandner Ausdruck für Kirchenlatein und Unsinn. Er hat damals in einem Gutachten an den Kurfürsten von der Pfalz sich dahin ausgesprochen: man solle ohne spitzfindige Erklärung bei den Worten des Apostels: das Brot, das wir brechen, ist die Gemeinschaft des Leibes Christi stehn bleiben und desto ausführlicher den fruchtbaren Nutzen erklären. Das rechte Abendmahl sei die Gemeinschaft des ganzen Christus, daher der rechte Glaube: Christum adesse et efficacem esse, — et hoc satis est.

Wenn darin eine Annäherung an die Anschauung Calvins liegt, so mag Melanchthon Ursache gehabt haben, seiner gelehrten Ruhe wegen über den bestimmten Begriff zu schweigen. Aber so weit wir in sein Herz sehn können, stand er über dem Streit der Parteien, indem er die Begriffsbestimmung Luthers und Calvins für unbestimmbar achtete und gleichgültig für die Frömmigkeit. Aber seine hinterlaßne Schule, an deren Spitze Peucer stand, der Leibarzt und Gevatter des Kurfürsten, selbst der Zeit und ihrer dogmatischen Angst angehörig, machte von Buchstaben und Begriff die Seligkeit abhängig. Was für Melanchthon eine Neigung war, das wurde dieser Schule zur dringenden Überzeugung. Nach damaligem Stand der Dinge handelte es sich nicht um ein einzelnes Dogma, sondern es galt der ganzen kirchlichen Stellung. Die Pfalz, Hessen, Anhalt sind auf diesem Wege zur reformirten Kirche gekommen. In Niedersachsen, in Bremen, fanden stürmische Volksbewegungen über die Abendmahlslehre statt. In der fragmentarischen Ausgabe der Werke Melanchthons, die Peucer besorgte, ist Luthers Name fast überall unterdrückt. Dazu im Gegensatz zur ernestinischen Confutatio wurde ein Glaubensgesetzbuch für Kursachsen zusammengestellt aus Melanchthons Schriften: der Confessio und Apologia variata, der Repetitio Conf. August., von Melanchthon unter Moritz für Trient verfaßt, und den Loci communes.

So war der Philippismus in Wittenberg zu seinem Höhepunkt gelangt, indem er aus Groll gegen die Lutherischen sich auch von Luther lossagte und wesentlich an Calvin sich hielt, dennoch aber sich lutherisch anstellte, weil die Masse des Volks und die Landesfürsten an Luthers Andenken und Luthers Namen hingen, daher die Bezeichnung dieser Richtung als Cryptocalvinismus. Kurfürst August sagte: Wenn er nur eine Calvinische Ader am Leibe habe, möge der Teufel sie ihm herausreißen. Mitunter argwöhnisch gemacht, sagte er zu Peucer:

„Gevatter, wartet eurer Arznei und beseht das Harnglas.“ Denn Heßhusius in Jena und seine lutherischen Collegen deckten fortwährend die Täuschungen der Wittenberger auf.

Als Johann Wilhelm plötzlich starb, nur unmündige Kinder hinterlassend, wurde Kurfürst August als nächster Agnat Regent der Ernestinischen Lande. Er ließ sich durch die Philippisten bestimmen, Heßhusius und seine Genossen aus Jena und an siebzig Geistliche aus dem Lande zu vertreiben. Sie zogen meist nach Magdeburg als Verbannte Christi. Hierdurch wurden die Wittenberger ermuthigt zu einem offnen, entscheidenden Schlag, veranlaßt durch eine Parteischrift, welche enthusiastisch gegen Luthers Abendmahlslehre die kirchliche Organisation, Glaubensfreudigkeit und Märtyrerthum der Calvinisten in Frankreich und England verherrlicht. Die Schrift war das Werk eines gelehrten schlesischen Arztes. War die Herausgabe eine Geschäftssache des Verlegers, so bekannten sich die Wittenberger Theologen offen dazu, empfahlen sie auf dem Katheder und verschenkten sie an den Thüren der Hörsäle. Nunmehr durch Denunciationen von Theologen und Fürsten, die einen deutschen Auszug jener Schrift vorlegten, gingen dem Kurfürsten die Augen auf. Voll Zorn über die Ketzerei und über die Täuschung zugleich, ließ er gegen die Häupter der Philippisten eine Criminaluntersuchung eröffnen, die nicht ohne gerichtlichen Schluß geblieben ist. Peucer mußte in's Gefängniß, hier wird ihm das Abendmahl versagt. Als er die Bibel fordert, bringt man ihm die Concordienformel. Der Kurfürst läßt ihm sagen: man werde Mittel finden ihm den Widerruf abzuzwingen, sollte es auch mit glühenden Zangen sein. Zwölf Jahre hat er im Gefängniß gesessen. Als der 60jährige Kurfürst sich um die 13jährige Prinzessin Anna von Anhalt bewarb, erbat diese auf Eingeben ihres Vaters Peucers Freilassung. Die nun zur Herrschaft gelangten Theologen waren darüber sehr ungehalten, auf einem Spottbilde war das kurfürstliche, ungleiche Ehepaar als Adam und Eva dargestellt, wie sie ihm den Apfel reicht, mit der Unterschrift: „Adam durch der Eva Rath, Gottes Gebot übertrat.“ Der Geheimrath Cracau, nachdem er gefoltert worden, ist freiwillig im Kerker Hungers gestorben. Stößel, Superintendent in Pirna, wurde im Kerker trübsinnig. Zum Prediger, der ihn wohl so weit gebracht, sagte er: „Erkennst du mich als Satans Kind?“ Er war überzeugt mit Judas ewig verdammt zu sein. Der Pfarrer hält ihm Stellen aus der Schrift vor, er sagt: „Das ist Alles wahr, aber sie lassen Anwendung auf mich nicht zu.“ So ist er verzweifelnd gestorben. Die Andren, nachdem sie abgeschworen, wurden Landes verwiesen. Es schien angemessen solcher

Unthat ein Denkmal zu setzen, eine Münze: sie stellt dar eine Wage, in der einen Schale sitzt das Christkind und die Allmacht, in der andren, emporgeschnellten, die Cryptocalvinisten sammt Teufel und Vernunft.

§ 212. Das Concordienwerk.

Die Lutheraner hatten ihre Gegner niedergeworfen, aber diese konnten sich leicht wieder erheben, und in andren Landeskirchen, die an jenen Streitigkeiten mehr oder minder leidenschaftlich theilnahmen, herrschte noch Melanchthons Geist. Die Vorwürfe der Katholiken mehrten die Scheu vor innerer Zerspaltung. Der dogmatischen Richtung des Zeitalters erschien ein schulmäßig genau gegliedertes Bekenntniß, durch das die dargestellten und andre Streitigkeiten von geringerer Bedeutung mit höchster Auctorität entschieden würden, allein hinreichend zur Seligkeit: die Concordienformel als lutherisches Glaubensgesetz ist das theologische Schlußurtheil in diesen Streitigkeiten. Auch von Zeitgenossen ist die Concordienformel als willkürliches Machwerk Jacob Andreäs, des Tübinger Kanzlers, bezeichnet worden. In einem Edict des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg heißt es: „Es ist dem guten Herrn nur zu thun um fleischlichen Frieden, daß er könne wie ein Prälat umherreiten und alles Volk ihm nachschrein: „Seht das ist der Mann, der den Frieden machen kann“, und ihm flugs zugetragen und geopfert werde Gold, Silber und statt Myrrhen guter Wein.“ Wie viel Persönliches in dieser Unternehmung war, Andreäs Persönlichkeit selbst ist nur ein lebendiger Repräsentant des allgemeinen Ringens nach einer fest abgeschloßnen Regel des Glaubens. Während der Verhandlungen schrieb Andreä: „Luther, der zu Wittenberg gestorben, ist von den Todten auferstanden, wenigstens hat er den Kopf schon aus dem Grabe erhoben, der Leib wird bald nachfolgen.“

Die Concordienformel ist nach sehr mannigfachen Vorarbeiten zu Stande gekommen: die schwäbische Concordie, sächsische Concordie, Maulbronner Formel, das Torgische Buch. Die letzte Redaction geschah im Kloster Bergen bei Magdeburg, dessen Gebäude im Kriege von 1813 abgebrannt sind. Zu den Kosten der Versammlung und zum Druck des Buchs zahlten Kursachsen 80000, Braunschweig 40000 Thaler und so andre Reichsstände nach Verhältniß, eine große Summe nach damaligem Geldwerth. Die Theologen zur letzten Redaction sind durch Übereinkommen der verbundenen Fürsten bestimmt worden: nächst Andreä für Würtemberg, Selneccer, Superintendent in

Leipzig für Sachsen, Chyträus für Mecklenburg, Cornerus und Musculus für Brandenburg, Chemnitz für Braunschweig.

Der Hauptzweck der Formel war eine scharfe Scheidung von den Philippisten und der reformirten Kirche, über welche durchweg das damnamus gesprochen wurde, die reformirte Kirche in der calvinischen Form, doch mit Verkennung der Eigenthümlichkeit seiner Abendmahlslehre, als ob nach ihm im Abendmahl nur Brot und Wein genossen werde. Die Formel ist nicht eine große praktische Lehrschrift wie die älteren Bekenntnißschriften der Reformation, aber scharfsinnig und bedächtig. Sie ist nicht das Bekenntniß eines christlich-protestantischen Volks, sondern der protestantisch-lutherischen Theologie, ein Bekenntniß zum Lutherthum in der Voraussetzung seiner vollen Schriftmäßigkeit, doch nicht ohne einige überlegte Abweichungen von Luther selbst. In einem Artikel wird die Lehre Luthers und Melanchthons verworfen, ohne daß doch der Eine oder Andre genannt würde: Melanchthons Synergismus als pelagianisch, Luthers Prädestinationslehre als calvinisch. Doch hier kam auch die Halbheit dieses dogmatischen Systems zu Tage. Es wird gelehrt einerseits: durch die Erbsünde ist alle sittlich religiöse Kraft des Menschen aufgehoben, der natürliche Mensch nichts als truncus, also die indomita bestia des Flacius. Andrerseits: Gott will, daß Alle selig werden, Niemand ist zur Verdammniß bestimmt. Wodurch aber nun doch der eine Theil der Menschheit gerettet wird, der andre verloren geht, da doch alle von Natur gleich unfähig sind und nur dem göttlichen Willen widerstrebend, davon ist nur das Gegentheil einzusehen. Der Vordersatz ist augustinisch, aber gegen die augustinische Consequenz des Nachsatzes hat das religiöse Gefühl, das praktische Bedürfniß und der Haß gegen Calvin überwogen.

Die Concordienformel ist unterzeichnet von nahe an 8000 Namen, bis zu den Kirchen- und Schuldienern, zum Theil erzwungen. Zwar Andreä versichert in einer Predigt: „Ich kann wahrhaftig sagen, daß kein Mensch zur Subscription gedrungen noch deßwegen vertrieben worden ist, so wahr der Sohn Gottes mich durch sein Blut erlöst hat.“ Anton in seiner Geschichte der Concordienformel führt dies als Beweis an, bringt aber gleich darauf ein Verzeichniß der Pfarrer, welche, nachdem sie durch hartnäckige Weigerung die Langmuth des gerechten Kurfürsten auf's äußerste gereizt, Landes verwiesen worden sind. Andreä selbst zog in den sächsischen Landen als Commissar umher, die Geistlichen des Sprengels wurden auf's Rathhaus beschieden, die Formel ihnen vorgelesen, die nicht unterzeichneten wurden entsetzt. Ein freier Mann freilich, der hungern und sterben kann für seine Über-

zeugung, kann nicht gezwungen werden. Das Volksurtheil über solche Freiheit ist ausgesprochen in einem Spottbild: Ein armer Pfarrer steht vor der aufgeschlagnen Concordienformel, hinter ihm sein Weib und seine Kinder, die rufen: „Schreib, Vater, schreib, daß du bei der Pfarre bleib." Es ist im Grund eine schmerzliche, tragische Geschichte.

Die Abneigung einzelner Reichsstände gegen die Concordienformel, denn nur diesen war der Entschluß wirklich frei, ihre Abneigung gegen den Inhalt barg sich in Einwände gegen das formelle Recht. Allerdings sechs willkürlich erwählte Theologen waren nicht die Repräsentanten der evangelischen Kirche. Herzog Julius von Braunschweig trat zurück. Er hatte seinen 12jährigen Sohn zum Bischof von Halberstadt weihen lassen, es war ihm nur zu thun um die Einkünfte des Landes, doch mit der katholischen Tonsur. Daran nahm alle Welt Ärgerniß. An einem Sonntag predigten alle Pfarrer der Stadt dagegen, durch Chemnitz veranlaßt. Der Herzog beschuldigte sie, sie hätten ihn mit unbescheidnen Worten ganz grob inquirirt und auf der Kanzel verunehrt als einen Unchristen, Apostaten und Mameluken. So ist er mit dem hochgespannten Lutherthum zerfallen. Ulm, auf dem schwäbischen Städtetage in Biberach, erklärte: „Wenn es gilt, menschlichen Artikeln zu gehorchen, so wollen wir lieber den Papst zum Artikelmacher als Luther." Die Landeskirchen der Pfalz und von Brandenburg sind später von der Concordienformel zurückgetreten, als die Fürsten zur reformirten Kirche übertraten. Doch haben die Theologen dieser Lande noch lange der Concordienformel auctoritas interna zugeschrieben. Vom Geschick der ersten Exemplare, die nach Dänemark gesandt wurden, schreibt König Friedrich II an den Landgrafen von Hessen: „Wir haben die Exemplare, so Unsere freundliche Schwester, die Kurfürstin von Sachsen uns zugeschickt, alsbald auf ein gut Schornsteinfeuer gebracht und verbrannt." Einzelne Geistliche haben die Unterschrift verweigert, weil ihnen die Formel nicht streng orthodox genug war, theils Flacianer, theils tadelten sie nur, daß die Irrlehren Melanchthons nich namentlich verdammt worden seien. Ein Mecklenburger Geistliche nannte auf der Kanzel die Verfasser und alle Anhänger der Form Judasse, Wetterhähne, Fikfacker und Schmierer.

Der Sprachgebrauch unterscheidet Concordienformel und Concr dienbuch, d. h. die Sammlung aller lutherischen Bekenntnißschrift Über diese fand schon ein allgemeines Einverständniß statt, nur schmalkaldischen Artikel waren bisher als eine private Schrift mit fr Unterzeichnung zustimmender Theologen geachtet, jetzt wurden au eine Schrift von öffentlicher Autorität. Dieses Concordienbuch

Vorrede und Unterschrift der Reichsstände, so viele ihrer einverstanden waren, wurde zu Dresden am 25. Juni 1580 deutsch ausgegeben, die magna charta des Lutherthums in seiner Unfreiheit und Isolirung.

Das letzte Unternehmen dagegen in Kursachsen und für den Philippismus ist von der Regierung selbst ausgegangen.

§ 213. Reaction des sächsischen Calvinismus. Crell.

Der Sohn des Kurfürsten August, Christian I, war ein junger, lebhafter Fürst, mit lebendigem Interesse für die ewigen Güter des Geistes, aber nicht minder heftig hat er sich in sinnliche Genüsse gestürzt. Sein Kanzler Dr. Crell hatte in Leipzig Civilrecht docirt, ohne irgend eine ideale Neigung, immer nur ein römischer Jurist, dem auch seine Feinde nachsagten, daß er Reichen und Armen zu ihrem Recht verhelfe: aber ergriffen vom theologischen Geiste seiner Zeit, will er den Philippismus wieder aufrichten. Wo ein höhres geistliches Amt zu besetzen ist, hört er unverdrossen lange Predigten an und berichtet darüber dem Kurfürsten. Als besondere Empfehlung gilt ihm dann von dem Vorgeschlagenen zu bemerken: „Er ist ein rechter Philippicus." Über die streitige Lehre war sein Dafürhalten: wenn man's bei der Ordnung des Herrn Christi und der Auslegung St. Pauli ließe und die Menschenlehre einstellte, auch Einer den Andern nicht sobald verdächtigte und verdammte, dem Herrn Christo sollten mehr Seelen zugeführt und viel Unfriede vermieden werden. Die Unterzeichnung der Concordienformel wurde damals in Sachsen nicht mehr gefordert, ein Mandat, das nur die alten Melanchthonschen Bekenntnißschriften der sächsischen Kirche nannte, verbot Schelten aus Privataffecten und ärgerliches Gebeiß auf der Kanzel. Einige Pfarrer, die sich ihr hergebrachtes Gottesgericht nicht nehmen ließen, wurden als „friedhässige Prädicanten" entsetzt. Der Hofprediger Mirus sprach es aus, daß der Gräuel des Calvinismus im Lande wieder aufgerichtet werde und klagte vor dem geheimen Rath: nicht daß er an der Rechtgläubigkeit seines gnädigen Herrn zweifle, aber S. Kurf. Gnaden habe gottlose Leute um sich, welche versteckter Weise auf ein Andres hinführten, und gedrängt sie zu nennen, stellte er seine Klage wider den Kanzler. Dieser vertheidigte sich dahin: „Ich halte dafür, es soll sich Keiner weder lutherisch noch calvinisch nennen, wie St. Paulus lehrt, daß Keiner sich Kephisch noch Apollisch rühmen solle, und D. Luther selbst hat geboten, sich nicht nach ihm zu nennen. Ich bin ein Christ und was ich aus Philipps Büchern gelernt, das habe ich nachgeschlagen und Gottes Wort gemäß

gefunden. Es ist aber unbewiesen, daß Philipp calvinisch gewesen sei." Der Hofprediger wurde als mit unbewiesener Klage zurückgewiesen und forderte vergeblich, der Kurfürst solle öffentlich erklären, daß er calvinisch Geschmeiß in seinem Lande nicht dulden werde. Zu dieser Zeit saß der Kurfürst einmal beim Taufschmauß seines Stallmeisters. Er hatte einen großen silbernen Pokal in's Kindbett verehrt und, ersucht denselben einzuweihen erhob er ihn mit den Worten: „Es gilt der Gesundheit aller ehrlichen Gesellen, welche weder calvinisch noch flacianisch sind. Ich Christian bin weder calvinisch noch flacianisch, und der Wein, den ich in Gottes Namen trinke, wird mir zum Segen ausschlagen, wenn auch kein Priester ihn zuvor eingesegnet hat." Das war wohl mit gemeint für den gegenwärtigen Hofprediger. Der bat am nächsten Morgen um Audienz als in seelsorgerischem Geschäfte. Sein Amt gebiete ihm, daran zu erinnern, daß der Landesherr als Vorbild der Unterthanen zu handeln habe. Gestern Abend sei S. Kurf. Durchlaucht voll gewesen und habe Gotteslästerliches geredet. Der Kurfürst stellte Beides in Abrede und bat, ihn künftig mit Dergleichen zu verschonen. Mirus erwiderte heftig: „Ew. Gnaden werden doch dem heiligen Geist das Maul nicht stopfen wollen?" Jener: „Nicht dem heiligen Geiste, aber dir!" So endete diese seelsorgerische Unterredung etwas stürmisch. Es läßt sich glauben, daß der Hofprediger am nächsten Sonntage giftig wider den Kurfürsten gepredigt habe: da er vor dem geheimen Rath nichts zurücknehmen wollte, auch das Recht des Kurfürsten ihm das Predigen zu untersagen nicht anerkannte, das stehe nur seinem Superintendenten zu, so ist er verhaftet und auf den Königstein gebracht worden.

In Frankreich kämpfte damals noch der Protestantismus um sein blutig verhöhntes Recht. Als aber Heinrich von Navarra die Hülfe der deutschen Protestanten suchte, hat Kurfürst August die Bedingung gesetzt, daß der Hugenottenkönig die Concordienformel annehme und seine Glaubensgenossen eben dazu bewege. Kurfürst Christian gewährte diese Hülfe, wie sie allein möglich war, im Verein mit reformatorischen Fürsten durch ein Darlehn aus seinen Kammergütern zur Werbung eines deutschen Hülfsheers gegen das Versprechen: wenn Heinrich zum ruhigen Besitz der Krone gelangt sei, solle er die durch den Kurfürsten Moritz verlornen deutschen Lande, Metz, Toul und Verdun an das deutsche Reich zurückstellen. Diese Verhandlung geschah durch den Kanzler.

Nach einem altkirchlichen Herkommen wurde die Taufe mit dem Exorcismus verbunden: „Ich beschwöre dich, fahre aus, du unreiner Geist und gib Raum dem heiligen Geiste!" Melanchthon war für Ab-

stellung dieses „papistischen Brauchs". Die Gründer der reformirten Kirche ohne das phantastische Interesse für den Teufel hatten die Abstellung vollzogen. Eben deßhalb galt die Teufelsbeschwörung als ein Kennzeichen echten Lutherthums, und die Taufe wurde unter dem lutherischen Volk in Sachsen recht eigentlich zum Sacrament des Exorcismus. Der Kurfürst ließ ihn bei der Taufe seiner jüngsten Tochter nicht vollziehn, im Juli 1591 erging ein Mandat, das den Exorcismus im ganzen Kurstaat verbot. Dadurch erhielt der Argwohn des lutherischen Volks einen bestimmten Gegenstand. Eltern ließen ihre Kinder ungetauft liegen oder jenseits der Grenze taufen. Damals wurde in Sachsen üblich Hunde und Katzen „Calvin" zu nennen, auch hörte man die Rede: „Lieber papistisch als calvinisch!" In Dresden folgte ein Fleischer seinem Kinde mit dem Beil zur Kirche und drohte dem Diakon den Kopf zu spalten, wo er es nicht ordentlich taufe. Geistliche, Stadträthe und adlige Kirchenpatrone kamen mit Bittschriften ein. Der Kanzler hielt das für einen abgeredten Handel und ließ den Kurfürsten mit strengen Rescripten antworten: „Wir achten Unseres von Gott tragenden Amtes halber Uns schuldig, alle Mißbräuche in Unsrer Kirchen abzuschaffen. Was Wir verbieten, ist Menschentand und nicht in Gottes Wort gegründet. Was Wir aber als Gottes Wort verordnen, demselben sollt ihr als gehorsame Unterthanen nachkommen und euch nicht durch unruhige Geister davon abführen lassen."

An der Spitze von fünfzig Geistlichen kam der Superintendent von Pirna einen Fußfall zu thun: der Fürst möge ihr Gewissen nicht beschweren. Der Kanzler hat diese Deputation, die er aufrührerisch nannte, zu dem bereits erkrankten Kurfürsten nicht vorgelassen. Einzelne Pfarrer wurden entsetzt, eingekerkert, oder Landes verwiesen. Sie fanden im Weimarischen Aufnahme, ihre Sache wurde von den Jenenser Theologen vertheidigt. Der Kanzler klagte, daß der Herzog von Weimar seinen Theologen in Jena nicht ein Gebiß in das Maul legen wolle. In Kursachsen verbreiteten sich schreckliche Gerüchte: zu Michaeli sollten Orgeln, Bilder und alle Cärimonien abgeschafft werden, die Richtschwerter seien geschliffen, um alle Pfarrer und Edelleute, die sich dem nicht fügen wollten, in einem Pariser Blutbad umzubringen. Mitten dazwischen starb der Kurfürst im 30. Lebensjahre. Sein Testament rühmt die Treue seines Kanzlers und ermahnt, sein Werk durch ihn fortzuführen. Aber Vormund des unmündigen Kurprinzen und Administrator des Landes wurde der nächste Agnat, der Herzog Friedrich Wilhelm von Weimar, der nach dem Rath seiner Jenaer Theologen das strenge Lutherthum im ganzen Land wieder

herstellte. Alle Schul-, Kirchen- und Staatsdiener wurden auf Artikel vereidigt, die den Gegensatz gegen die reformirte Kirche kurz und scharf aussprachen. Die sich weigerten wurden entsetzt und ausgewiesen, ebenso die bekannten Anhänger des Kanzlers, einige nach harter Gefangenschaft. An ihm selbst wollte man, den bedrohten Glauben rächend, ein Exempel statuiren. Er wurde auf den Königstein gebracht in dasselbe Gefängniß, an dessen Wänden er mit Kohle an die Wand geschriebne Spuren seines Vorgängers darin, des Hofpredigers Mirus fand. Doch war der gesetzliche Sinn in Sachsen so weit ausgebildet, daß jene Rache nur in Form eines gesetzlichen Processes möglich erschien. Auch war Rücksicht zu nehmen auf die befreundeten deutschen Fürsten, auf die Königin von England und den König von Frankreich, die zu bedenken gaben: welcher Fürst wohl noch treue Diener finden würde, wenn sie erwarten müßten, dafür von dessen Nachfolger gestraft zu werden. Jahre vergingen, ehe man sich nur über die Form des gegen den Kanzler anzustrengenden Processes einigen konnte. Crell selbst als ein rechtskundiger Mann konnte die gesetzliche Nichtigkeit der Anklagepunkte sehr leicht darthun. Endlich wurde das entscheidende Urtheil in der üblichen Form einer Rechtsbelehrung dem Appellationsgericht zu Prag übertragen. Es hat sich ein geheimes Schreiben der Kurfürstin-Mutter an Kaiser Rudolph vorgefunden mit der demüthigen Bitte, weil Dr. Crell ihren geliebten Herrn vielfach hintergangen und Sachen, die wider den Religions- und Landfrieden laufen, zu prakticiren sich unterfangen, so möge Kaiserliche Majestät zur Verhütung künftigen großen Unheils allergnädigste Verordnung thun, daß wider denselbigen eine recht ernste Strafe erkannt werde. Hiergegen will sie ihre geliebten Söhne mütterlich und treulich anhalten, bei Ihrer kaiserlichen Majestät und dem hochlöblichen Hause Österreich Leib und Blut unverweigerlich zuzusetzen. Ihr Groll hat nur religiöse Gründe, die doch nach Art jener Zeit jedes andre Band und Gedächtniß zerreißen: sie konnte dem Kanzler es nicht vergeben, daß der Teufel aus ihrem Töchterchen nicht ausgetrieben sei. Von den lutherischen Theologen wird sie als die neue Esther gerühmt, die den Haman zu Fall gebracht. Ihr Wille ist geschehen. Zehn Jahre hatte der Kanzler im Kerker, der noch heut die Crellenburg heißt, gesessen, als ihm das Urtheil des katholischen Gerichtshofs eröffnet wurde: daß Angeklagter Niklas Crell mit seinem vielfältigen bösen und wider seine Pflicht fürgenommenen daheim und mit fremden Herrschaften gebrauchten Prakticiren und allerhand arglistigem Fürnehmen, dadurch er wider den Landfrieden und Turbirung gemeiner Vaterlandsruhe und Einigkeit gehandelt, sein Leib und Leben verwirkt, und

mit dem Schwert Andern zum Abscheu gerechtfertigt werden soll, von Rechtswegen.

Der einzige Rechtsgrund war die Unterstützung des Hugenottenkönigs. Von Dem, was in Sachsen als des Kanzlers Verbrechen galt, steht nichts im Urtheil; das war Denen in Prag gleichgültig, wenn die eine ketzerische Religion von der andern bedrängt wurde. Das Todesurtheil wurde vom Administrator, dem ernestinischen Fürsten bestätigt und der Verurtheilte zur Vollstreckung nach Dresden gebracht. Der Pfarrer Blume von Dohna mit zwei Diakonen war beauftragt ihn zum Tode vorzubereiten und womöglich noch zum rechten Glauben zu bringen. Er begann sein Geschäft mit der Beschreibung eines Calvinisten: „Derselbige ist ein Mensch, der keinen Glauben hat an Gott und sein Wort, der aufgeblasen durch vermeinte Heiligkeit und falsche Weisheit Alle verachtet und verleumdet, die es nicht mit ihm halten, der Christo als Menschen seine göttliche Majestät entzieht, allen Ketzereien der Irrthümer Mohammeds, dem ganzen Heidenthum Thür und Thor aufthut, betreugt die Obrigkeit und die armen einfältigen Leute; erfüllt das Land mit Groll, Aufruhr und Blutvergießen; verläßt sich auf die fleischliche Welt und nicht auf das Fleisch Christi; verwandelt seine Meinung, je nachdem der Wind geht; verleugnet, daß er sei, der er doch ist, und was er thut, thut er heimtückischer Weise und mit schädlicher Nachstellung. Allhier hat der Herr Doctor eine artliche Beschreibung eines Calvinisten. Ist nun der Herr ein solcher, dafür er männiglich gehalten wird, so trifft ihn auch diese Beschreibung, und vermöge derselben ist er nicht so unschuldig, als er sich macht. Ist darum unser Aller treuer Rath, daß er Gott die Ehre gebe, und was er Böses gethan ansage." Der Kanzler bat, ihn doch nur zu trösten in seiner Noth mit dem heiligen Evangelium. Da setzte der Pastor, wie er nachmals erzählt hat, die Hörner Mosis auf und hielt ihm vor, wie vieler Kinder Taufe er aufgehalten, das liebe Predigtamt um seine Autorität gebracht und damit die Hölle wohl verdient habe. Er muß sich den Unterschied des calvinischen und lutherischen Gottes aus einander setzen lassen und einem Examen über seinen Glauben sich unterwerfen. Er bekennt sich zur Augsburgischen Confession, wie solche 1530 dem Kaiser Karl übergeben worden, auch zur Concordienformel, so weit sie den Glauben bejahend ausspreche, nur an ihren Verdammungen habe er Mißfallen gehabt. Da urtheilt der Seelsorger etwas begütigt: „Ein Christ mag der Herr Doctor sein. Ein rechter Christ aber muß die Widersacher nicht nur verdammen, sondern auch verfluchen." So hat man ihn drei Tage bearbeitet, seine Seele zu retten. Die Kurfürstin-Mutter inmitten

ihrer Frauen hat dem letzten Acte dieser Tragödie zugesehn. Das Schaffot auf dem Neumarkt war von Pfeifern und Trommlern umgeben, denn man meinte, der Kanzler werde über Gewalt schrein, um das zu übertäuben. Er hat nur laut gebetet. Als sein Haupt gefallen war, rief der Scharfrichter: „Das war ein calvinischer Streich. Seine Teufelsgesellen mögen sich vorsehen, man schont allhie Keinen!“ Auf dem Richtschwert, das im historischen Museum aufbewahrt wird, sind die Worte eingegraben: Cave Calviniane! Hüte dich, Calviniste!

Am nächsten Tage hielt Pastor Blume in der Liebfrauenkirche die Leichenrede über den Text: „Verzeuch nicht, dich zum Herrn zu bekehren und schiebe es nicht von einem Tag auf den andern.“ Er berichtet triumphirend, wie er den armen Sünder bekehrt habe. Durch acht Punkte hab er bewiesen, daß seine Definition eines Calvinisten richtig sei, aus ihren eignen Schriften und aus den Historien. Zuletzt wendet er sich an die Obrigkeit: „Sonderlich ihr weltlichen Räthe mengt euch nicht in geistliche Händel, habt nicht einen Fuß in der Regierung, den andern auf der Kanzel! Hieneben hütet, ja hütet euch ihr Weltlichen, daß ihr Gottes Engel und Botschafter weder mit Worten noch mit Werken antastet, es sind Christi Freunde: wer sie antastet, der tastet seinen Augapfel an, nnd der kann nicht viel leiden. Laßt's euch treulich gesagt sein, was jener christliche Herr sagte: „Ich will lieber den römischen Kaiser als einen Diener Christi zum Feinde haben.“ Warum? Wenn ich einen Kaiser erzürne, so habe ich einen schlechten Menschen wider mich: wenn ich aber einen treuen Diener Christi wider mich habe, so ist Gott wider mich.“

Vor der Kanzel stand der Sarg mit dem Enthaupteten.

§ 214. Art und Resultat des Glaubenskampfes.

In dieser Epigonenzeit ist viel leidenschaftlicher, unfreier gekämpft worden als in der Kirche des Mittelalters. Dort herrschte nur die Hierarchie, die Vieles übersah, wo sie nicht unmittelbar angegriffen wurde, hier aber steht jeder Einzelne im höchsten eignen Interesse in der Meinung, für sein ewiges Seelenheil einstehn zu müssen. Was das Christenthum sonst noch sei, das ist in der Hingabe an ein einzelnes Streitdogma fast vergessen worden. Wie dieser kirchliche Zeitgeist auf Individualitäten wirkte, ist nun noch an drei Persönlichkeiten zu zeigen: die eine das streitsüchtige lutherische Pastorat gleichsam incarnirt, die zweite einer höhren Ordnung der Geister angehörig, doch getragen und fortgerissen vom wilden Strome, die dritte in edler

Maßhaltung das Würdigste darstellend was auf diesem Gebiete möglich war.

Tilemann Heßhusius aus Wesel studirte in Paris. Er hatte eine ungewöhnliche Bildung auf Reisen gewonnen, in Wittenberg wurde er Doctor unter Major 1553. Nachmals hat er öffentlich seine Reue ausgesprochen, daß er sich von diesem Schandfleck der Theologie, diesem Lügengeist Majors habe promoviren lassen. Als Superintendent in Goslar strafte er die ausschweifenden Söhne des Bürgermeisters in seinen Predigten und wurde deßhalb aus der Stadt gewiesen. Als Professor und Pfarrer in Rostock weigerte er sich, um das dritte Gebot zu halten, Ehen am Sonntag einzusegnen wegen der schwelgerischen Hochzeitsmahle. Der Magistrat meint, er wolle eine neue pharisäische Secte aufbringen, und verschließt ihm die Kirche. Als Professor in Heidelberg und zugleich als Generalsuperintendent der Pfalz entsetzt und bannt er den calvinischen Diakonen Klebitz. Als dieser dennoch das Abendmahl austheilt, läßt er ihm am Altar den Kelch aus der Hand reißen. Nach einem Gutachten Melanchthons wurden Beide entsetzt und ausgewiesen. Nun wandte sein Zorn sich gegen Melanchthon. Er war Pfarrer und Superintendent in Magdeburg, als Wigand, durch die Philippisten aus Jena vertrieben, ein Verbannter Christi durch Heßhusius' Einfluß von der Ulrichsgemeinde zum Pfarrer erwählt wurde. Der Stadtrath, schon verstimmt durch die theologischen Eiferer, verwarf die Wahl, Heßhusius vertheidigte seinen Freund und die Wahlfreiheit der Gemeinde. Man will ihn beschwichtigen, auch durch andre Pastoren, er herrscht sie an: „Treibt mein Gewissen nicht in's Schweißbad, laßt mich thun, was die göttliche Majestät mir eingebunden, in des Teufels Namen bleibt mir vom Leibe mit dem Dreck, der euch noch in der Todesstunde in die Nase stinken wird.“ Er thut den Stadtrath feierlich in den Bann und haut ihn ab als ein faulendes, stinkendes Glied vom Leibe Christi. Der entsetzt ihn, er bestreitet das Recht dazu und verkündet den Zorn Gottes über Magdeburg. Die ganze Stadt ist zerspalten. Man will ihn zur Amtsniederlegung bewegen und sendet ihm als Entschädigung 100 Goldgulden. Er schickt sie zurück, das Amt sei kein Kaufhandel, nur ein Miethling sieht den Wolf kommen und fleucht, er werde nur der Gewalt weichen. 500 gewappnete Bürger besetzen in der Nacht des 1. October 1562 den Pfarrhof, Heßhusius mit Weib und Kindern wird aus dem Bette gerissen und zur Stadt hinausgebracht. Amsdorf hat damals den Rath vertheidigt: Heßhusius wolle Kirche und Rathhaus regieren. Durch Herzog Johann Wilhelm nach Jena berufen, stellte er sich an die Spitze des Kampfes gegen die

Philippisten, denen er unterlag kurz vor ihrem eignen Sturz. Hierauf protestantischer Bischof von Samland in Königsberg zog er Wigand nach sich als Bischof von Pomesanien. Im Gegensatz des Philippismus hat er die Lehre aufgestellt: nicht nur der Mensch Christus ist allmächtig, allgegenwärtig, allwissend, sondern auch seine menschliche Natur, also nicht bloß in concreto, sondern auch in abstracto. Es war ihm daran gelegen, die lutherische Abendmahlslehre zu rechtfertigen: caro Christi est ubique, ist überall. Wigand verstand es dahin, es sei die menschliche Natur Christi gemeint, ganz abgelöst von der göttlichen an und für sich. Das verwarf er als nestorianisch, als eine Trennung der beiden Naturen und schloß daraus: Heßhusius lehre zwei Allmächtige, zwei Allwissende, zwei Allgegenwärtige, sonach zwei Christusse. Die preußischen Pastoren kamen in Aufruhr gegen den Bischof. Wigand hat ihnen den Unterschied des Concreten und Abstracten dieser Lehre anschaulich gemacht durch ein Wort Andreäs: Concretum ist die Bratwurst, Abstractum ihre abgezogene Haut. Vergebens protestirte Heßhusius, er habe nur schulmäßig gesprochen, die abstracte Fassung enthalte keine Trennung, aber er will sich von der Dummheit der Pastoren nicht eine Formel entreißen lassen, die er entdeckt zu haben glaubt zum Verderben der Ketzer. Wigand versammelte eine Synode der Pastoren, welche Heßhusius entsetzte, die weltliche Macht gab sich her zur Vollziehung. Vergebens klagte Heßhusius: Wigand sei ein garstiger Sophist geworden, und neben Arianern, Nestorianern, wurden fortan auch Heßhusianer genannt. Die Macht, der er dienstbar gewesen, hat sich gegen ihn selbst gekehrt. Er hat auch die Concordienformel nicht angenommen, weil sie nicht die persönliche Verdammniß der Ketzerhäupter ausspreche: Diebe kämen an den Galgen, Mörder auf das Rad, aber die Geistesmörder lasse man laufen. Endlich fand er eine ruhige Stätte in Helmstedt, an der braunschweigischen Universität. Er hat sich immer gefühlt als in seines Herrn absonderlichem Dienste. In seinem Testament rühmt er sich, daß ihn Gott als seinen Augapfel wider große feindselige Potentaten bewahrt habe. Ich finde an diesem verrufnen Zänker doch viel Gutmüthigkeit und Biederkeit. Die Neuzeit hat ihn zuweilen wie einen lutherischen Athanasius gefeiert, dem er doch nur in Äußerlichkeiten gleicht.

Der zweite ist ein hoher Fremdling in seiner Zeit, Kepler, der mit prophetischer Phantasie über die Gesetze des Weltalls geträumt, die Harmonie der Sphären vernommen, und doch mit schärffster Berechnung die Gedanken des Kopernicus entwickelt und die elliptischen

Bahnen der Planeten entdeckt hat. Dies ist geschehn Dank der theologischen Intoleranz: denn in Tübingen zum Theologen erzogen, in der dortigen klösterlichen Anstalt, als er verdächtig wurde, an der Ubiquität des Leibes Christi zu zweifeln, wurde er scharf inquirirt und hat sich deßhalb zur Mathematik gewandt. Er ist nicht verhungert, wie eine Sage geht, doch in Armuth gestorben, während die Jesuiten, die seine Talente erkannten, ihm glänzende Anerbietungen gemacht haben. Die Protestanten waren gegen ihn verstimmt, weil er den Steiermärkern den neuen Kalender nach Gregor XIII gebracht hat. Die Universität Tübingen rief die Rache Gottes über Alle herab, welche geneigt sein, den neuen Kalender vom Statthalter des Satans, vom gräulichen Wehrwolf zu Rom anzunehmen. Als Kepler in Linz, weil er die Concordienformel nicht unbedingt annehmen wollte, durch den Pfarrer einer dortigen kleinen protestantischen Gemeinde vom Abendmahl ausgeschlossen wurde, wandte er sich um ein Gutachten an sein heimisches, das Stuttgarter Consistorium: er habe nur Zweifel gegen das neue Philosophem der Ubiquität des Körpers Christi, und wolle Die nicht gradezu verdammen, welche das Dogma nicht annehmen. Die Antwort des Stuttgarter Consistoriums ist ein Muster geistlicher Bornirtheit und Anmaßung: die Sache betreffe Gottes Ehre und seine Seligkeit, er solle mit seinen fürwitzigen Scrupeln Christi Testament unmoviert lassen, dafür seine studia mathematica desto ernstlicher treiben, der Pfarrer würde durch seine [unbußfertige] Zulassung zum Abendmahl seine Sünde und seine Zweifel auf sich nehmen.

Keplers Mutter, zunächst weil sie Niemand grade in's Auge sehn könne und weil sie ihres längst verstorbenen Mannes Schädel sich hatte ausgraben lassen, wurde als Hexe processirt. In einem 6jährigen Processe hat er sie vertheidigt, nur der Tod hat die alte Frau vor dem Feuertode gerettet.

Kepler hat nicht bloß mit den Augen, auch mit dem Herzen nach den Sternen geschaut. Am Schlusse seines unsterblichen Werks: Harmonices mundi legt er gleichsam das Fernrohr weg und erhebt die Hände zum Gebet in dieser Weise: „Ich sage dir Dank, Herr und Schöpfer, daß du mich erfreut hast durch deine Schöpfung, da ich entzückt war über die Werke deiner Hände. Ich habe den Ruhm deiner Werke den Menschen offenbart, so viel mein beschränkter Geist deine Unendlichkeit fassen konnte. Ist etwas von mir vorgebracht, das deiner unwürdig ist, oder hab ich eigne Ehre gesucht, so verzeih mir gnädiglich.“ Er hat auch diese Weißagung ausgesprochen: „Der Tag wird anbrechen, da man die Wahrheit sowohl im Buche der Natur als in

der H. Schrift erkennen und über beide Offenbarungen sich freuen wird." Er war ein einsamer Wanderer durch die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts.

Es lag etwas Rohes und Beschränktes in jenem Lutherthum, das als der gediegene Schatz der Reformation galt. Immer war es doch ein einfaches, großartiges System der Glaubenslehre: die Menschheit durch eine allgemeine Sünde verloren, der Gottmensch hat für dieselbe der Gottheit Genugthuung geleistet, durch den Glauben allein wird dieses Heil angeeignet. Der Gottheit gegenüber ist der Mensch unfrei, aber frei soll er sein von allen menschlichen Satzungen, nur gebunden an das Wort Gottes in der H. Schrift. Da wurde freilich die Voraussetzung eingeschoben, daß das Concordienbuch das Wort Gottes durchaus richtig verstanden habe, also nirgends eine Menschensatzung enthalte.

Am Schluß dieser Periode steht eine der stattlichsten theologischen Individualitäten, Johann Gerhard, geboren im Gebiete der Äbtissin von Quedlinburg aus einer angesehnen Beamtenfamilie. Im 15. Jahre erkrankte er und wurde schwermüthig, aber durch den frommen Arndt aufgerichtet und zum Theologen bestimmt. Er ist in Jena Docent geworden, dann Superintendent in Heldburg, seit 1616 ordentlicher Professor der Theologie wiederum in Jena. Ich habe ihn bezeichnet als protestantischen Kirchenvater, doch nicht im Sinn unbedingter Verehrung, auch er gehört einer beschränkten, erstarrten, herabgekommenen Zeit an, aber als eine bedeutende in Frömmigkeit und Gelehrsamkeit ruhende Persönlichkeit. Hoch angesehn unter Fürsten und Gelehrten hat er das Beste in der Kirche dieser Zeit repräsentirt, dazu geschäftskundig, selbst an weltlichen Gütern ist er reich geworden. Er hat dem Landesherrn einmal ein Capital geliehen, unerhört für einen Jenenser Professor. Seine meditationes sacrae sind ein geistvolles Jugendwerk, genährt an den Schriften Augustins, Taulers und Arndts. Gerhard galt damals als Mystiker. Kälter und mehr Reflexion zeigt die schola pietatis: was vor Ursachen jeden wahren Christen zur Gottseligkeit bewegen sollen und welchergestalt er sich in derselben üben soll. Unter den Mitteln wird auch Bezähmung und Betäubung des Leibes genannt. Sein großes, gelehrtes Werk sind die loci, die erste scholastische Behandlung der protestantischen Dogmatik, eine Fundgrube für alle Nachfolgenden. Der Reichthum des Geschichtlichen dient ihm nur das reine Lutherthum gegen alle mögliche Gegensätze zu vertheidigen und Zeugnisse aus der alten Kirche für dasselbe anzurufen.

Gerhard ist lange der gefeierte Mittelpunkt unsrer Universität

gewesen, von der er mitten unter den Schrecken des 30jährigen Kriegs schreiben konnte: floret academia nostra sicut rosa inter spinas.

Eine protestantische Kirche, die sich vom Andenken Melanchthons lossagte, konnte das Wesen des Protestantismus nur sehn in der Losreißung vom Papstthum und in der Aufstellung eines neuen, etwas mehr schriftgemäßen alleinseligmachenden Dogmensystems. So ist der Morgenstern der deutschen Reformation in trübem Gewölk untergegangen.

Eine ähnliche Epigonenzeit der reformirten Kirche unter germanischen Völkern ist unter glücklicheren politischen Verhältnissen verlaufen.

II. Calvinismus.

§ 215. Deutsch-reformirte Kirche.

Der Kurfürst Friedrich von der Pfalz wandte sich im Streite zwischen Heßhusius und Klebitz ganz der philippistischen Richtung zu. Im Gegensatz des dagegen eifernden Lutherthums hat er dann seine Landeskirche durch Vereinfachung des Cultus, Wegnahme der Bilder, Einführung des Brotbrechens der reformirten Kirche zugeführt. Das edle Glaubensdenkmal dieses Ereignisses ist der Heidelberger Katechismus, eine Dogmatik und zugleich ein Erbauungsbuch. Nicht ungerecht hat man davon gesagt: „Ein Kind versteht ihn und ein Theologe hat an ihm zu denken." An der göttlichen Vorherbestimmung hebt er nur das Tröstliche der sichern Erlösung, am Abendmahl die Wahrhaftigkeit der Gemeinschaft mit Christo hervor. Er ist das Bekenntniß der Reformirten geworden und hat im Ausland weit verbreitete Anerkennung gefunden.

War hier der Übertritt von der einen protestantischen Kirche zur andern noch nicht scharf ausgesprochen, so erscheint doch der fürstliche Despotismus in der Pfalz sehr grell. Dreimal ist dort gewechselt worden zwischen Luther und Melanchthon durch fürstlichen Willen. Das Volk erhob sich hie und da etwa für oder wider den Exorcismus, aber es konnte den Streit nicht recht fassen, sobald die Geistlichen von dem Landesherrn gewonnen oder vertrieben sind, ergibt es sich in den Wechsel.

In Bremen vertrat Hardenberg, römischer Priester, dann Gehülfe Bucers und Melanchthons bei der Kölner Reformation, den

Philippismus und wurde durch den lutherischen Gegensatz zur calvinischen Abendmahlslehre gedrängt. Heßhusius als Superintendent eine Zeit lang an der Spitze des Streits entsetzte und bannte Hardenberg. Dieser regte das Volk auf, das den Senat entsetzte und vierzehn lutherische Prediger vertrieb. Es kam endlich zu einem Vergleich, durch welchen die Domgemeinde, die größte und reichste, lutherisch blieb, die anderen wurden reformirt [1638]. In Anhalt führte die Anhänglichkeit an Melanchthon zur Annahme der Pfälzer Kirchenordnung [1596]. Auf demselben Pfad kam Nassau, gegen das Ungeheuer der Ubiquität in der Concordienformel protestirend, zum Heidelberger Katechismus [1582] und durch die Stellung des Hauses Oranien zur niederländischen Kirchenordnung [1586].

In Hessen war Landgraf Philipp immer Zwingli zugeneigt. Bald nach dem Marburger Colloquium schreibt er: „Ihr dürft nicht zweifeln an mir, ich will bei der Wahrheit bleiben und darum weder Papst, Kaiser, Luther oder Melanchthon ansehn." Er war gegen den 10. Artikel der Augsburgischen Confession, doch hat er sie unterzeichnet, um die Kraft des Protestantismus beisammen zu erhalten. In einer Staatsschrift von 1557 heißt es: „Bei der Augsburgischen Confession wollen S. F. Gnaden bleiben, haben die zu Augsburg unterschrieben, sind aber gleichwohl daran so hart nicht gebunden, so man Sie eines Beßren berichten könnte." Er hat immer festgehalten an der Wittenberger Concordie, daher er für die confessio variata von 1540 war. Dieser Sinn hat sich auf seine Söhne vererbt. Als die Marburger theologische Facultät die Schmalkaldischen Artikel in ihren Doctoreid aufgenommen [1571], schrieb ihr Landgraf Wilhelm: der Zwiespalt in der Kirche sei vornehmlich dadurch eingerissen, daß man Menschentraditiones pro norma doctrinae anziehe und conscientias darauf binden wolle. Darum thäten die stolzen Geister, die gern ihnen Ehr und Namen mit vielem Schreiben und Schelten machen wollten, viel besser, daß sie darnach trachteten wie die entstandnen haereses conciliatione scripturarum verglichen werden möchten, denn daß sie alle ihrer Präceptoren excrementa zu defendiren und vor Bisem zu verkaufen und also ein neuer und ärgerlicher Papstthum als das vorige anzurichten sich unterstehn. Auf dieser Bahn seiner Ahnherrn hat Landgraf Moritz seinen Landestheil zur reformirten Kirche geführt durch Aufstellung von drei sogenannten Verbeßrungspunkten, deren Annahme er 1607 durchgesetzt hat: 1) daß man von dem hohen Geheimniß der Person Christi über die Gemeinschaft der Eigenschaften beider Naturen in Christo allein mit der H. Schrift reden und sich der neuen Phrasen sowie des

Lästerns auf der Kanzel enthalten wolle. Also gegen die Ubiquität; 2) daß man die zehn Gebote Gottes, wie sie in der Bibel stehn, ohne Auslassung des zweiten lehren, demnach diejenigen Bilder abschaffen solle, welche im Papstthum zur Abgötterei gebraucht, zum Anstoß gereichen könnten; 3) daß man das heilige Abendmahl wie mit gemeinem Wein, so mit gebräuchlichem, wahrhaftem Brot und mit der Cärimonie des Brotbrechens administriren solle, wie Christus gethan. Hierzu kam seit 1616 der Heidelberger Katechismus. So fand in Hessen-Kassel zwar nicht ein förmlicher Übertritt statt, aber die Kirche erhielt einen durchaus reformirten Charakter. Ober-Hessen, Darmstadt entschied sich damals für Sicherung des Lutherthums, doch erst 1626 die confessio variata aufgebend. 1607 hat Ludwig V die Universität Gießen gegründet als ausschließlich lutherische.

Der Kurfürst Johann Sigismund von Brandenburg achtete sich durch seinen dem Vater gegebenen Eid auf das Lutherthum so wenig gebunden wie einst Joachim II durch den Eid bei der päpstlichen Kirche auszuhalten: am Christfest 1613 empfing er in der Hofkirche zu Berlin das Abendmahl nach reformirtem Ritus. Es waren unnatürliche Eide wie nie ein Vater von seinem Sohn, nie ein Geschlecht vom nächstkommenden für oder gegen die religiöse Überzeugung sie fordern sollte. Doch erscheint es verhängnißvoll, daß beide Religionswechsel der Hohenzollerndynastie durch fürstliche Eidbrüche hindurchgegangen sind. Die Confession, in welcher Johann Sigismund persönlich seinen Glauben verkündet, lehnt die Prädestinationslehre bestimmt ab, über das Abendmahl wird bemerkt: „Brot und Wein werden mit dem Munde genossen, der wahre Leib und Blut mit dem Glauben." Im Erbstreit um Jülich-Cleve mit Kursachsen und der Pfalz ist Brandenburg durch die Hülfe der reformirten Niederländer gefördert worden, allein der junge Besitz des Herzogthums Preußen, welches seit 1611 an Kurbrandenburg gefallen war, ist durch Verbitterung des lutherischen Volkes doch so gefährdet worden, daß man nicht sagen kann, der Übergang des Kurfürsten zur reformirten Kirche sei durch politischen Vortheil bedingt worden. Die Berliner Bevölkerung hat damals die Häuser der beiden reformirten Hofprediger zerstört, ohne daß die That gehindert oder gestraft werden konnte. Der reformirte Gottesdienst blieb auf die Hofkirche beschränkt. Bald handelte sich es nur um das Gebot des Kurfürsten, daß sein Glaube auf der Kanzel nicht geschmäht werde. Die gewissenhaften lutherischen Geistlichen weigerten sich meist ein Versprechen deshalb auszustellen, sie wurden darum aus dem Lande gedrängt. Aber der Kurfürst erlitt unzählige persönliche Kränkungen. Nachdem er seinem

Sohn die Regierung übergeben, lebte er im Hause seines Kammerdieners, und ist schon im 47. Lebensjahre gestorben. Allmählich gelang doch dem Hofe durch Erklärung der Concordienformel als nicht verbindlich, durch Abschaffung des Exorcismus, durch Begünstigung des Philippismus das strenge Lutherthum zu schwächen, doch das lutherische Volk blieb betrübt über den Abfall der Dynastie.

Man muß sich wohl die Frage vorlegen: woher kommt diese Verbreitung der reformirten Kirche auf lutherischem Boden, warum hat die lutherische Kirche nicht diese anziehende Kraft geübt, sie die doch jedenfalls für sich hatte die mächtigere, man möchte sagen deutschere Individualität des Gründers? Die Antwort liegt wohl in diesen Punkten: 1) Die reformirte Kirche hatte größere Einfachheit des Cultus eingeführt, sie schien hierdurch der apostolischen Kirche näher getreten zu sein, entschiedner das gemeinsame Princip der Rückkehr zur H. Schrift ausgeführt zu haben. So versichert der Kurfürst von Brandenburg: „Luther hat noch tief gesessen in den Finsternissen des Papstthums." 2) Reformirte waren zum Übertritt nicht veranlaßt, weil sie sich bereits durch die Augsburgische Confession als in voller Gemeinschaft mit der lutherischen Kirche ansahn. So sagt Johann Sigismund auf seinem Sterbebett: „Ich sterbe im Glauben meines Vaters." Mißverstanden im Volke, brachte das große Freude: man meinte, er sei zur lutherischen Kirche zurückgekehrt. 3) Die ganze Richtung Melanchthons wurde durch den schroffen Gegensatz des Lutherthums hinübergedrängt zur reformirten Kirche. Die Art, wie sämmtliche reformirte Landeskirchen in Deutschland es geworden sind, bezeugt, daß es nicht der Einfluß des romanischen Calvinismus war, noch ein beabsichtigter Übertritt zu demselben, sondern die vorher in der lutherischen Kirche zwar nicht allein herrschende, aber doch berechtigte philippistische Richtung, die von der lutherischen Schule ausgestoßen wurde. So ist's mehr der Parallelismus mit der ersten Abtheilung, wenn in der Überschrift von Calvinismus geredet ist, und diese nicht ganz berechtigt.

Im deutschen Reich galten die beiden innerlich zerspaltenen protestantischen Kirchen noch als politisch vereint. 1566 auf dem Reichstag zu Augsburg war allerdings die Rede davon, Kurpfalz wegen des Heidelberger Katechismus von dem Religionsfrieden auszuschließen. Der Kurfürst berief sich auf die H. Schrift, wer ihn aus der widerlege gelehrt oder ungelehrt, Fürst oder Stallbub, dem wolle er gehorchen. Da klopfte ihn Kurfürst August von Sachsen auf die Schulter: „Fritz, du bist frömmer als wir Alle." Diese ungewohnte Milde geschah nicht ohne Einwirkung der damals in Wittenberg herrschenden Philippisten.

Aber unter den Geistlichen und durch sie im Volk wurde der Groll immer bitterer. Heßhusius in einer Streitschrift warf den reformirten Theologen vor: „Sie radiren uns den Kern aus dem Testament Christi, Christus ist ihnen eine in den Himmel gesperrte machtlose Bestie. Mit ihnen eins werden, gibt's nur ein Mittel, daß sie Gott die Ehre geben und glauben, was wir glauben." An die Beschreibung, welche Pastor Blume dem armen Kanzler Crell mitgab auf seinem letzten Weg, schließt sich Dr. Nicolais kurzer Bericht von dem calvinischen Gott [1597] würdig an: „Was mag der Calvinisten Gott für ein Antlitz haben? Antwort: er sieht aus wie ein Brüllochs [Zuchtstier], denn gleichwie ein Brüllochs für keinen Hurer und Ehebrecher mag gehalten werden, ob er schon auf alle Kühe springt, also will der Calvinisten Gott und Brüllgeist engelrein sein, wenn er schon die verruchten Buben und Höllenriegel zu allerlei Schande und Laster nach seinem Muthwillen reizet und treibt. Wo steht das geschrieben? Also schreibt dieses Ochsengottes erstgeborne Creatur und Apostel Zwingli [er hat sich allerdings des bedenklichen Gleichnisses einmal bedient]. Hältst du dafür, daß die Calvinisten statt des wahrhaften Gottes den leidigen Teufel ehren und anrufen? Das bekenne ich von Grund meines Herzens und will mich darin dem Herrn Luthero nicht im geringsten widersetzen, sondern nehme es für ein groß Zeugniß an, was er von diesen Rottengeistern im kurzen Bekenntniß vom Abendmahl schreibt: daß sie haben eingeteufelte, durchteufelte und überteufelte Herzen. Was ist der Calvinisten Religion? Sie ist ein Gräuel der Verwüstung an heiliger Stätte."

Besondre Freude hatte man an der Entdeckung, daß unter dem Namen Calvinus durch Anagramm Lucianus verborgen sei, dieser als Religionsspötter und Feind des Christenthums. Reformirte Theologen gaben es mitunter reichlich zurück gegen die lutherische Abendmahlslehre im Wiederholen und Fortbilden der schon von Zwingli angehobnen Vorwürfe: Fleischfresser, Blutsäufer, Gottfresser, Kapernaiten und thyestische Gäste, die sich im heiligen Mahl eine leibliche Speise dichten für Schlund und Bauch: „Sie haben einen gebacknen, gekochten, im Ofen gargemachten, eingebrodteten, zollangen Gott, den sie zerbeißen und verdaun."

§ 216. Die Niederlande.

Wir sprechen von den Niederlanden zuerst, weil sie zu Deutschland gehörten dem Stamm, der Sprache und der damaligen Rechtsansicht nach, und hier die Entscheidung gefallen ist für den Sieg des strengen

Calvinismus. Das dem Meer abgekämpfte Land war im 15. Jahrhundert voll bürgerlicher Betriebsamkeit, dabei wohlhabend und auf seine städtischen und provinziellen Freiheiten eifersüchtig. Als durch die Heirath der Erbtochter Maria von Burgund mit Maximilian, dem nachmaligen Kaiser, die Niederlande an Österreich und durch die Heirath seines Sohnes an Spanien kamen, wurden die hergebrachten Rechte der niederländischen Provinzen feierlich verbürgt. Söhne der Niederlande, die Brüder des gemeinsamen Lebens, Mystiker, Wessel, Erasmus waren die nationalen Vorläufer der Reformation. Dann haben Luthers Schriften Bahn gebrochen, aber durch die Verbindung mit der Schweiz und mit Frankreich wurde der reformirte Lehrbegriff herrschend. Karl V wie Philipp II waren zugleich scheu vor der politischen Freiheit. Hunderte starben im Kerker oder auf dem Blutgerüst. Als die Inquisition ihre Scheiterhaufen gegen des Landes alte Freiheiten errichtete, war das Volk nicht rasch zur Empörung, aber der Adel vereinte sich zu einer Bittschrift für hergebrachtes Recht. An 400 trugen diese Bittschrift der damaligen Statthalterin Margarethe von Parma, der Schwester des Kaisers vor. Im Staatsrath über diese Bittschrift ist die Rede gefallen: man solle sich von diesem Haufen Bettler, Geusen nicht einschüchtern lassen. Bei einem Gastmahl kam dies zur Sprache, und es wurde ein Lebehoch den Geusen ausgebracht. Den Namen haben sie angenommen, ihr Bundeszeichen ein Bettelsack, also eine Art politischer Ebioniten. Damals hat Philipp II versprochen die Inquisition zurückzuziehen. An Pius V schrieb er zugleich, daß es nur zum Schein geschehe, und die Zurücknahme ungültig sei ohne Zustimmung des heiligen Vaters. Die Inquisition ist also geblieben. Ihr gegenüber kam es in einzelnen Städten zum Bildersturm: Hostien wurden mit Füßen getreten, mit geweihtem Öl die Schuhe geschmiert, Crucifixe zerhackt, aus dem Kelch auf die Gesundheit der Geusen getrunken. Philipp II war dagegen entschlossen die katholische Religion um jeden Preis aufrecht zu erhalten, das lag in seinem Charakter wie in seinem Verhältniß zu Spanien. Er sandte Alba an der Spitze eines spanischen Heers nach den Niederlanden. Als der nach sechs Jahren abberufen wurde, setzte man ihm eine Bildsäule mit der Unterschrift, daß unter seiner Statthalterschaft 18000 Ketzer und Empörer hingerichtet worden seien. Er hielt dafür, man müsse sich vor Allem der Häupter der revolutionären Partei entledigen, deßhalb sei Karl V aus Deutschland verstoßen, weil er dies verabsäumt. Daher endeten die Grafen Egmont und Horn auf dem Schaffot. Sie waren noch Katholiken, aber Freunde des Volks und gegen die Inquisition. Wilhelm von

Oranien, einst der Liebling Karls V, mit seinem Wahlspruch saevis tranquillus in undis entfloh dem gleichen Geschick und kehrte an der Spitze eines kleinen in Deutschland geworbnen Heers zurück, an das sich der Aufstand, der aus dem Blutvergießen erwachsen war, anschloß. Er war im Lutherthum erzogen, äußerlich katholisch, er forderte nur Toleranz: die drei Kirchen sollten sich gegenseitig ertragen. Diese Gesinnung war doch den Zeitgenossen so fremd, daß ihm alle Religion abgesprochen worden ist, weil er als Lutheraner, als Katholik und als Calvinist aufgetreten war. Gegen ihn wurden Mörder ausgesandt: Jauregny wurde ergriffen, er führte neben dem Dolch als Amulet Gebete mit sich an die heilige Jungfrau, die für die glücklich vollbrachte That der Madonna eine bestimmte Kirche und Geschenke als Lohn zusagten. Als Oranien endlich doch durch Balthasar Gérards Hand getroffen war, rief er: „Gott erbarme sich meines armen Volks!“ und Gott hat sich dieses Volks erbarmt.

Den Verlauf des heldenmüthigen Kampfes lernen wir doch am sichersten kennen aus Schillers Geschichte des Abfalls der Niederlande. Diese Geschichte ist nicht grade gründlich und quellenmäßig, in Bezug auf die Thatsachen durch andre weit übertroffen, aber die Gedanken, aus welchen jene Thaten hervorgingen, kommen darin zur klaren Anschauung. Es war ein Religionskrieg: wo Spanien siegte, wurden die evangelischen Prediger gehenkt, doch war es zugleich ein Krieg der fürstlichen Gewalt gegen provinzielle und locale Privilegien, ein Krieg des spanischen und niederländischen Volksthums, daher auch Protestanten und Katholiken verbunden kämpften.

Die sieben nördlichen Provinzen, in denen deutsche Sitte und evangelischer Glaube vorwaltete, schlossen die Utrechter Union [1579] als ein Bundesstaat, dessen bürgerliche und religiöse Freiheit von Spanien erst im Gefühl gänzlicher Erschöpfung durch einen Waffenstillstand anerkannt wurde [1609].

Die Erfolge waren: der Sieg des Protestantismus und einer Republik, welche durch Betriebsamkeit und Weisheit sich unter die ersten Mächte von Europa stellte, indem die Freiheit unter dem Gesetz hier rasch auch ihre irdischen Segnungen brachte.

Auf diesem politisch freien Gebiete, insbesondre der durch die Reformation gegründeten Universität Leyden gerieth der Geist Zwinglis mit dem siegenden Geist Calvins in offnen Streit.

Man hat den Arminianismus oft betrachtet als etwas Neues, aber nur dieser Geist war neu für Arminius selbst, den Schüler Bezas, der im Streit mit Gegnern der Prädestination vom Recht derselben ergriffen

wurde. In der That war es nur Zwinglis Geist, der wieder zur Macht gelangte, nämlich ohne sein speculativ-pantheistisches Element. Der Zwiespalt brach aus an der schroffsten Spitze des Calvinismus, am Dogma der Erbsünde und Prädestination. Doch war es zugleich ein Kampf allgemeiner Richtung um die Frage, ob die Religion mehr im Leben oder im Dogma bestehe, ob der Protestantismus mehr zu stellen sei auf die H. Schrift oder auf die Bekenntnißschriften.

Die beiden Wortführer des Kampfes waren Professoren in Leyden. Der dogmatische Streit warf sich auf das praktische Gebiet dieser Frage: Steht es bei jedem Einzelnen, die göttliche Gnade zu gewinnen oder sich dagegen zu verhärten, auch die empfangne wieder zu verlieren? Arminius hat dies bejaht, Gomarus es verneint.

Beide wurden Parteihäupter. Während Arminius einen Kirchenfrieden aller vom Papstthum abgefallenen Gemeinden auf einigen einfachen, zum Heil nothwendigen Sätzen der H. Schrift zu begründen dachte, war die junge Kirche und Republik der Niederlande mit einer Spaltung bedroht. Nach dem Tod des Führers überreichten die Arminianer den Staaten von Holland und Westfriesland eine Rechtfertigung ihres Glaubens, die Remonstranz [1610]. Der Calvinismus hatte die Oberhand unter den großentheils in Genf gebildeten Geistlichen, durch ihren Einfluß unter dem gemeinen, des Streits unkundigen Volke, dagegen die Arminianer, diese freisinnig religiöse Richtung sich mit der freisinnig politischen verband, eine liberale Aristokratie der gebildeten Stände, ihre Beschützer die politischen Häupter der republikanischen Partei, der ehrwürdige Oldenbarneveldt und Hugo Grotius, der die Theologie als Humanist und Staatsmann betrieb. Daher Moritz von Oranien, Statthalter und Feldherr der Republik, im Streben nach der höchsten Gewalt sich die Calvinisten verpflichtete. Die aristokratische Partei wurde durch einen Pöbelaufstand niedergeworfen, ihre Häupter endeten auf dem Schaffot. Hugo Grotius wurde in einer Bücherkiste durch sein treues, kluges Weib gerettet.

Diese politische Umwandlung bedingte wenigstens die harte Form der kirchlichen Entscheidung gegen die Arminianer. Im Innren Deutschlands hatte der Streit durch eine Entscheidung von Fürsten und Theologen zur Concordienformel geführt, in den Niederlanden kam die Entscheidung durch die Synode zu Dordrecht [12. November 1618 bis Ende Mai 1619]. Dort saßen 61 Niederländer, 36 Pfarrer, 20 Gemeindeälteste, 5 Professoren, darunter 18 sogenannte Politiker, Deputirte der Staatsgewalt. Auch 28 ausländische Abgeordnete waren zugegen, denn die ganze reformirte Kirche war

eingeladen. Geistlicher Präsident war Bogermann, der ein Buch dafür geschrieben hat, daß die Ketzer am Leben zu strafen sein. Das Schicksal der Remonstranten war bereits vorher entschieden. Ihre geistlichen Führer, des Arminius beredter und standhafter Nachfolger Episcopius an ihrer Spitze, nur als Beklagte vorgefordert, protestirten gegen eine unbedingte Unterwerfung, und wurden gegen die mildere Ansicht der ausländischen Abgeordneten durch Stimmenmehrheit der Synode kraft ihres Ansehns aus Gottes Wort aller kirchlichen und akademischen Functionen für unfähig erklärt, bis sie reuig zur Kirchengemeinschaft wiederkehren würden. Wie furchtbar die Lehre der unbedingten Prädestination auch ist, so ist sie doch damals im Synodalbeschluß mit feiner Kunst annehmlich gemacht in dieser Form: „Durch die Erbsünde liegt auf allen natürlich Gebornen eine unendliche Schuld und ewige Verdammniß, wen Gott retten will, das ist seine freie Gnade, wer aber irgend einen Wunsch des Heils, eine Regung des Guten in sich fühlt, der soll nicht verzweifeln, denn dadurch kündigt sich schon die Gnade an."

Die Unterzeichnung der Dordrechter Beschlüsse wurde von allen Geistlichen und Lehrern des Landes gefordert, nicht bloß von den arminianischen Predigern, auch von den Schullehrern und den Organisten ist, wer sich weigerte, entsetzt und Landes verwiesen worden. Einer der letztern sagte: wenn man die Synodalbeschlüsse in Musik setze, wolle er sie auf der Orgel spielen, aber mit gutem Gewissen unterzeichnen könne er sie nicht. Die bürgerlichen Einrichtungen der Niederlande gestatteten doch nach wenigen Jahren den Arminianern sich als eigne Gemeinden zu constituiren.

Auswärts haben die Dordrechter Beschlüsse Geltung gewonnen nur in Frankreich, doch galt seitdem der Calvinismus als die Orthodoxie der reformirten Kirche. Aber auch die von Zwingli und Melanchthon ausgehende Richtung hat untergeordnet innerhalb der Kirchengemeinschaft fortbestanden. Ihre vom Geist Calvins nur leicht angehauchte Urkunde, nächst dem Heidelberger Katechismus, ist die von Bullinger hinterlaßne, auf Anlaß des Kurfürsten von der Pfalz von den Eidgenossen als zweite helvetische Confession angenommene Bekenntnißschrift, nach welcher die Verheißungen Gottes allgemein sind für die Gläubigen.

Von der französischen Revolution hat man gesagt, sie werde ihren Umzug durch Europa halten. Die deutsche Reformation hat ihn mehr oder minder glücklich gehalten. Verbündet mit politischen Interessen hat sie die Grundlagen der Staaten erschüttert, auch neue Fundamente

gelegt. So kehrt denn unsre Geschichte im dritten Capitel wieder zur stürmischen Jugend der Reformation fort.

Drittes Capitel. Zug der Reformation durch Europa.

§ 217. Habsburgischer Staatenverein bis 1609.

Österreich ist hier nicht deßhalb abgesondert von Deutschland hingestellt, weil es sich dem gemeinsamen Vaterlande entfremdet hatte, sondern nur weil es schon damals eine besondre Gesetzgebung vollzog, weil eben um diese Zeit die Dynastie Habsburg einen staatlichen Verein von Völkern gegründet hat, denen Unrecht geschähe, wenn man sie zu Deutschland rechnete. Ich habe diese Stellung schon vor langen Jahren vollzogen wohl auch im Vorgefühl Dessen, was seit 1867 auch dem positiven Recht nach geschehen ist.

Es geht eine Sage von dem Übertritt Ferdinands I [1555—1564] zur Reformation. Er ist doch nur berührt worden von ihren Gedanken und mild gegen sie gewesen. So hat er von der Synode zu Trient neben andern Reformen den Kelch für Alle gefordert, aber als die Stände von Niederösterreich auf dem Landtag zu Wien 1556 erklärten: Gottes Wort müsse die einzige Glaubensregel bleiben, und was daran geflickt worden wegfallen, da hat Ferdinand geantwortet: der Augsburger Religionsfriede gewähre die Freiheit nur derjenigen Religion, welcher der Landesherr zugethan sei. Ein Zeitgenosse, ein Erzbischof schrieb damals doch: in Österreich seien wenig Leute zu finden, an denen nicht einiger Geruch der neuen Lehre verspürt werde. Maximilian II [1564—1576] erzählt selbst als Prinz, daß er bei Hof wegen der Wahrheit verdächtigt sei. Man hat seine Thronfolge bedroht. Als Kaiser ist er evangelisch gesinnt geblieben in der Richtung Melanchthons, er hat einen Hofprediger, der protestantisch wurde, zu entfernen lange widerstanden. Aber nach der habsburgischen Familienpolitik war doch das Gewicht des Staats für die katholische Kirche, zumal als nach dem Tod des Don Carlos Maximilian die Nachfolge in Spanien für einen seiner Söhne erwartete. Der Rechtsgedanke wurde anerkannt wie im deutschen Reich: die Freiheit der Landstände die Religion zu ändern, und ein großer Theil des Adels führte im Erzherzogthum Österreich die Reformation ein für sich und seine Grundsassen, ebenso landständische Städte. Camerarius und Chyträus wurden berufen eine Kirchenordnung einzuführen. Sie haben 1566 eine evangelische

Religionsdeputation eingesetzt, ein Consistorium in Wien. Doch hindernd war der Streit der Lutheraner und Reformirten und der innere Zwiespalt der Lutheraner selbst, die Flacianer hatten sich als eifernde Macht erhoben.

Über Ungarn und Böhmen herrschte die jagellonische Dynastie. In Ungarn war die Ordnung und Einheit der Monarchie zerfallen, die Macht bei den Magnaten, besonders bei Zapolya. Ungarn, die in Wittenberg studirten, vornehmlich Martin Cyriaci, brachten Luthers Gesinnung mit heim, durch Waldenser, Husiten und Humanisten war die Reformation vorbereitet, und trotzdem der Reichstag die Ketzer mit Feuer und Flammen bedrohte, ihre Ausbreitung war nicht zu hemmen. Da fielen die Türken in's Land, gegen Hunderttausende kämpfte bei Mohacz [1526] ein kleines ungarisches Heer den Todeskampf. Ludwig, der König ertrank auf der Flucht, er war kinderlos, an diesem Tage wurden zwei Königskronen erledigt.

Ferdinand von Österreich war mit einer ungarisch-böhmischen Prinzessin vermählt, die verwittwete Königin Maria von Ungarn seine Schwester. Durch Erbvertrag war er zur Nachfolge berechtigt, doch die Nation griff zu ihrem Wahlrecht. Ein Theil wählte Zapolya, der geschworen hatte alle Lutheraner auszurotten, und doch sie duldete. Als Ferdinand, vom andern Theil gewählt, mit einem Heere siegend einzog, war ihm seine Stellung zum Kampf der Kirchen gegeben. Die Königin Maria las gern in Luthers Schriften, der hat ihr 1526 einige Psalmen ausgelegt zum Trost in ihrem Witthum. Ferdinand mußte die Protestanten dulden, aber beschränkt, um den katholischen Volkstheil nicht zu verbittern. Der Protestantismus hat sich vornehmlich unter dem Adel verbreitet. 1551 wurde ein Protestant zum Palatin gewählt, zum Reichserzkanzler, bald nachher gab es nur noch drei katholische Magnaten. Die Mehrzahl des magyarischen Volksstamms wandte sich zur reformirten Kirche, vornehmlich durch Matthias Devay, der auch in Wittenberg gebildet, doch mit der philippistischen Abendmahlslehre voranging, ein kühner, unermüdlicher Apostel seines Glaubens. Die slavische und deutsche Bevölkerung hielt am Lutherthum fest.

Siebenbürgen, das Gebirgsland, die treue Grenzhut an der Mark abendländischer Bildung gegen die Türken stand bald unter eingebornen Fürsten, bald war es mit Ungarn verbunden. Hier wohnen drei Volksstämme: Walachen, von römischen Provinzialen stammend, besonders Colonen Trajans, Sekler, Überreste der Hunnen und Magyaren, und endlich im 12. Jahrhundert von Westphalen und dem Niederrhein eingewandert die Sachsen in sieben Landkreisen. Sie

haben deutsche Sitte und Sprache bewahrt, lebten unter eignen Behörden, unter einem sogenannten Sachsen-Grafen und haben die lutherische Lehre als Meßgut von Leipzig erhalten durch Kaufleute von Hermannstadt. Der Erzbischof von Gran erklärte sie als gotteslästerliche Lehre eines gewissen Martin Luther und gebot durch seinen Abgeordneten alle Schriften desselben zu verbrennen. Aus dem Schmerz des Volkes hat sich die Sage gebildet: aus der Lohe sei ein kleiner Psalter Luthers brennend aufgeflogen und niedergefallen auf die Tonsur des erzbischöflichen Abgeordneten, der drei Tage später daran gestorben sei. Es waren Todesbefehle von Ungarn erlassen gegen die Ketzer, aber nach dem Untergang des Ungarnkönigs, während des Kampfes um die Krone zwischen Zapolya und Ferdinand, hat sich der evangelische Glaube ungehindert verbreitet. Der Reformator des sächsischen Stammes wurde Johann Honterus, der Sohn eines Kronstadter Bürgers. Er hat in Krakau, Wittenberg und Basel studirt. Hier, wohl schon in bestimmter reformatorischer Absicht, hat er die Buchdruckerkunst erlernt, und mit Werkzeugen und Gehilfen kam er 1533 nach Kronstadt zurück. Er druckte zuerst Schriften Luthers, die Augsburgische Confession und Schulbücher. Sein eignes Reformationsbüchlein fing an mit der Losung: „Die Zeit ist gekommen, in welcher der Herr ein neues Volk sich erwählt hat.“ Luther sagt von ihm: „Das ist wahrlich ein Apostel, den der Herr dem Ungarlande erweckt hat.“ 1544 wurde er zum Pfarrer von Kronstadt erwählt. Aus dem Gute eines aufgehobnen Klosters wurde eine evangelische Schule gemacht, und so hat sich die Reformation friedlich verbreitet, indem die Pfarrer meist mit den Gemeinden gemeinsam übertraten. Der sächsische Landtag stellte sich 1544 an die Spitze der reformatorischen Gestaltung, nach seinen Absichten erließ Honterus die reformatio ecclesiarum saxonicarum. 1549 ist er gestorben. Ihm folgte der Nachruf, daß er den rechten Gottesdienst ergriffen, um des heiligen Evangeliums willen viel erlitten, fromm, demüthig und lehrhaftig gewesen sei. Die bischöflichen Güter wurden eingezogen, aber den Pfarrern der Zehnte gelassen. Als Pfarrer von Hermannstadt wurde Paul Winer 1553 zum Bischof geweiht, als Haupt der Synode der Geistlichen. Stephan Bathori verbürgte 1572 der in Christo geeinigten Kirche des sächsischen Volks die ungehinderte Ausübung der hochheiligen mit dem Wort Gottes stimmenden Augsburgischen Confession.

Die Sachsen blieben lutherisch, die Sekler wurden meist calvinisch, während die Walachen beim griechischen Ritus blieben. Das ist nicht ohne Streit geschehn, doch auf gemeinsamem Landtag haben die drei

Volksstämme 1554 beschlossen, daß der Glaube der Christen nur einer sei, wenn auch verschiedne Gebräuche herrschten, und dies ist die herrschende Gesinnung geblieben, es ist das Land der religiösen Freiheit geworden.

In Böhmen hatte das slavische Volk auf dem alten deutschen Boden nach dem Tod des Königs in der Schlacht von Mohacz die Wahl, entweder zu Österreich oder zu Baiern sich zu wenden. Damals war die habsburgische Macht im Osten nicht gegründet. Es war einer der Augenblicke, wo das Geschick der Völker auf lange hin entschieden wird. Die hussitische Opposition gegen Rom war durch Luther neu belebt worden. Zum König von Böhmen ist Ferdinand von Österreich erwählt worden eben wegen seiner Mäßigung im Kirchenstreit, indem er den Utraquisten versprach, ihnen zu ihrem Rechte zu verhelfen. Aber mit Kaiser Rudolf II [1576—1612], der in Spanien erzogen war, kamen die Jesuiten und die Gegenreformation. In Wien wurde der protestantische Cultus, von den Kirchen ausgeschlossen, im Landhaus gehalten, wo der Flacianer Opitz regelmäßig wider Jesuiten, Pfaffen und alle Gräuel des Papstthums donnerte, daß, wie ein Zeitgenosse berichtet, seine Zuhörer, wenn sie aus der Predigt kamen, die Papisten hätten mit den Zähnen zerreißen mögen. Es war die Absicht des Kaisers, die Versammlungen des Landhauses zu schließen, aber die Landstände behaupteten ihre Privilegien. So kam das Frohnleichnamsfest 1578. Zum erstenmal nach langer Zeit wagte man eine feierliche Procession durch die Straßen Wiens zu führen. Es herrschte große Aufregung in der Stadt. Beim Zug über einen Marktplatz stürzten einige Buden zusammen, man weiß nicht ob durch protestantische oder katholische Veranlassung. Aus der Procession tönte der Ruf: „Wir sind verrathen! Zu den Waffen!“ Es entstand ungeheure Verwirrung, die Prinzen stellten sich mit gezücktem Degen um den Kaiser. Nun fand der spanische Gesandte und der Jesuiten-Provinzial Gehör beim Kaiser: nachdem sichere Truppen um Wien versammelt waren, erging an Opitz und seine Genossen der Befehl, bei scheinender Sonne Wien und binnen vierzehn Tagen die gesammten Erblande zu verlassen. Von da an beginnt im ganzen habsburgischen Bereich ein entschiedner böser Wille gegen die Protestanten. Doch fand sich Hülfe in den Waffen des edlen Siebenbürgen Stephan Botskai und im Familienzwiespalt des Hauses Habsburg. Bei der unverkennbaren Unfähigkeit Rudolfs erlangte Erzherzog Matthias auf einem Familienconvent, daß er wegen der an S. Majestät bemerkten Gemüthsblödigkeit als Haupt des Hauses anerkannt wurde. Hierauf hat der Wiener Friede, der 1608

in die ungarischen Reichsgesetze eingetragen wurde, den Evangelischen in Ungarn und Siebenbürgen volle Religionsfreiheit und Rückgabe der eingezognen Kirchengüter versprochen. Ein Majestätsbrief Rudolfs ertheilte den böhmischen Utraquisten ein eignes Consistorium, die Prager Universität, sammt dem Recht überall Kirchen und Schulen anzulegen. 1618 waren in allen habsburgischen Landen die Protestanten den Katholischen an Zahl und Macht ungefähr gleich, die politische Entscheidung kam durch den 30jährigen Krieg.

§ 218. Der Norden.

In Dänemark war der König nur der erwählte Lehnsherr. In der Reichsverfassung heißt es: „Wenn der König gegen die Verfassung handelt und sich durch den Reichstag nicht zur Beßrung weisen läßt, ist Jedermann verbunden zur Abstellung zu wirken.“ So ist das Recht der Revolution ausgesprochen. Christiern II [seit 1513] lebte mit der Düveke, dem Täubchen, einer Putzmacherin ihres Standes, deren Mutter, eine Gastwirthin aus den Niederlanden, wo bereits ein blühendes Bürgerthum bestand, ihm rieth die Großen zu erniedrigen, die Geringen vor ihrer Bedrückung zu schützen. Es ist das System, durch welches das moderne Königthum entstanden ist. Auch empfahl der König den Priestern nach 1 Tim. 3 sich zu verehelichen, wie auch ihre Eltern gethan. Der Protestantismus wurde so in Dänemark eine Hofketzerei. König Christiern ist nur durch einen Bund der Bischöfe mit den Baronen gefallen. Sie haben Friedrich I von Holstein, seinem Oheim gehuldigt [1523—1533], der dem Hause Sachsen verschwägert dem Evangelium aufrichtig anhing. In seiner Wahlcapitulation waren die Vorrechte der Bischöfe verbürgt, Predigten wider den himmlischen Gott und den heiligen Vater sollten an Leib und Gut gestraft werden. Aber der König meinte, er habe nicht geschworen, auch die Mißbräuche der katholischen Kirche zu schützen. Die Reformation verbreitete sich unter dem Volke, während Macht und Reichthum doch bei den Bischöfen blieb. Auf dem Reichstag zu Odense [1527] hat der König die bürgerliche Gleichheit der Protestanten und Katholiken, die Priesterehe und die Unabhängigkeit der Priesterwahlen von Rom durchgesetzt. Die Bischöfe hatten gegen die Nachfolge seines Erstgebornen, dem Luther persönlich befreundet war, protestirt. Christiern III gewann die weltlichen Reichsstände, alle Bischöfe wurden am 20. August 1536 überfallen und erkauften ihre Freiheit und ihre Besitzungen mit dem

Verzicht auf ihre Würde. Einer nur, der nicht verzichtete, Bischof Rönnow von Roeskild ist als ein Opfer königlichen und protestantischen Despotismus im Kerker gestorben. Der Reichstag zu Kopenhagen [October 1536] stieß die Geistlichen aus der Reichsversammlung, damit der herkömmliche Einfluß des Klerus der Stimmfreiheit nicht nachtheilig werde. Es war der Anfang zur Aufhebung der Reichsstände, zum Übergang in die absolute Monarchie. Bugenhagen hat den König gekrönt und eine Kirchenordnung in gänzlicher Abhängigkeit vom Hofe, mit einigen Titularbischöfen, errichtet. Die Concordienformel wurde von Friedrich II in's Feuer geworfen, gelangte jedoch im 17. Jahrhundert zu großem Ansehn.

Norwegen, damals zwar mit Dänemark unter einem Könige verbunden, besaß noch die altgermanische Verfassung der freien Bauern. Durch den Beschluß der Volksgemeinde ist hier die Reformation eingeführt worden. Der Erzbischof Oluf von Drontheim, der an der Spitze des Widerstands gegen Christiern stand, ist mit den Kirchenschätzen endlich entflohn, und die Kirchenordnung friedlich eingeführt worden.

In Island wußte man nichts von dem sittlichen Verderben der Geistlichen, doch konnte man sich den dänischen Einflüssen nicht entziehen. Einarsen, in Deutschland gebildet, 1540 Bischof von Skalholt, begann zu reformiren, nach seinem Tode wollte Aresen, Bischof von Holun die Neurung gewaltsam unterdrücken, er ist 1550 als Empörer hingerichtet worden.

Kraft der Calmarer Union waren die scandinavischen Reiche mit gleicher Berechtigung verbunden, aber der König von Dänemark untergrub die alten Gerechtsame von Schweden. Als die Unzufriedenheit deßhalb gährte, berief 1520 Christiern II den Adel und die angesehensten Männer des Landes nach Stockholm zur Huldigung. Sie kamen zu ihrer Hinrichtung. Ein junger, edler Schwede, dessen Vater gleichfalls auf dem Schaffot geendet, ist diesem Blutgericht entflohen, Gustav Wasa. Er stellte sich an die Spitze dieses Kampfes, befreite sein Vaterland und wurde durch die Volksstimme auf den Thron erhoben. Er hatte auf der Flucht in Lübeck die Lehre Luthers kennen gelernt, und dort große Anleihen gemacht zur Führung des Kriegs, ein neuer König wagte er nicht für die Bedürfnisse der Regierung das Volk zu belasten. Die Bischöfe waren in dänischem Interesse eingesetzt, Leo X hatte die dänische Gewaltherrschaft in Schweden durch seine Bannsprüche unterstützt. In der Reformation lag das Recht durch die Reichthümer der Kirche sich zu helfen. Der König selbst hat einmal zu Pferd am Jahrmarkt zu Upsala auf einem Hügel zum Volke

geredet von der Nutzlosigkeit der Mönche und des lateinischen Gottesdienstes. Die Bauern sagten, die Sache gehe über ihren Verstand. Aber der König drohte die Krone niederzulegen und gewann den Adel durch die Theilnahme am Raube. Der Reichstag zu Westerås [1527] beschloß, Jeder solle aus Kirche und Klostergut die Stiftungen seiner Familie zurückfordern dürfen. Dies hat der König als einer der ältesten Adelsfamilien angehörig ausgebeutet und zuletzt den ganzen Rest in Beschlag genommen gegen das Versprechen, den Zehnten für dieses eingezogne Kirchengut der Kirche zahlen zu wollen. Die Bischöfe, nachdem zwei von ihnen als Hochverräther hingerichtet waren, bekannten schriftlich, daß von ihren Vorfahren ihre hohe Würde, Macht und Reichthum schlecht angewendet worden sei. Gustav Wasa war heldenmüthig, eigenmächtig und populär. Sein Wahlspruch: „Alles durch Gott und Schwedens Bauernschaft." Er hat die Klosterjungfraun von Wadstena, welche der Auflösung sich widersetzten, seinen Leuten preisgegeben. Dem Volk war die Reformation nur vorgestellt worden als Änderung der Cärimonien und Beschränkung der Bischöfe. Der König leugnete jede Änderung der Lehre, so hat das Volk noch lange gemeint, es sei katholisch geblieben.

Gustavs Sohn, Johann III war ein grübelnder Gelehrter, der nicht eigentlich die Rückkehr zum Papstthum wollte, aber eine Vermittlung, die nach Art dieser schwedischen Reformation nicht allzu schwer erschien. Der Jesuit Possevino kam als evangelischer Geistlicher verkleidet nach Schweden, durch ihn ist ein Katechismus und eine katholische Agende eingeführt worden. In Polen wurde ein Seminar gegründet zur Erziehung junger Schweden. Zur vollen Einigung forderte der König vom Papst Zugestehung der Priesterehe, den Kelch für Alle, endlich daß er verzichte auf das eingezogne Kirchengut. Während man in Rom noch zögerte und unterhandelte, erhoben sich Volkstumulte gegen die doch bereits ungewohnten Cärimonien, und der König trat noch rechtzeitig zurück.

Sein Nachfolger Sigismund traute auf Polen als sein mütterliches Erbe und wollte, wie die Schweden sagten, die Irrthümer des Antichrists zurückführen. Als er gegen seinen Oheim Karl IX auszog, der die Sache des Protestantismus vertheidigte, ward er von seinen Truppen verlassen und jener als Retter des Protestantismus erhielt die Krone. Sein Sohn war Gustav Adolf.

Wenn man diesen Verlauf in Schweden überblickt, so ist nicht zu leugnen, daß die Reformation hier ausgegangen ist von politischen ja materiellen Interessen, aber allmählich und grade durch die

Gefahr sie wieder zu verlieren, ist sie eingewurzelt in der Gesinnung des Volkes.

In dem einst mächtigen Polen, das Deutschland und Rußland aus einander hielt, herrschte mit einem König an der Spitze eine harte, mit der Hierarchie verbündete Aristokratie. Also beschloß der Reichstag von 1505: ein Nichtadliger, von plebejischem Geschlecht, darf zu keiner höhern geistlichen Würde gelangen bei Strafe der Verbannung und Confiscation, der Bauer darf höchstens einen Sohn zur Schule schicken. Als Laski [S. 223] verzweifelt aus dem Vaterland hinwegging, hat er doch eine Wirkung zurückgelassen, welche durch Flüchtlinge aus Deutschland verstärkt wurde. Diese fanden bei den unabhängigen Aristokraten Schutz, die gelegentlich sagten, sie seien weder dem König unterworfen noch dem Papste. Der Reichstag von 1553 war nur einig mit dem König in der Fordrung katholischer Reformen, nämlich die Messe in der Landessprache, Kelch für die Gemeinde, Recht der Priesterehe, Abschaffung der Annaten, ein nationales Concil zur Abschaffung der Mißbräuche und zur Schlichtung der Religionsstreitigkeiten. Der Legat, als er in die Reichsversammlung trat, wurde begrüßt mit dem Rufe: salve progenies viperarum. Doch hat er gemeinsame Maßregeln zu hindern verstanden.

Zur Ausgleichung des innren Gezänks der mancherlei Evangelischen im Consensus Sendomiriensis hat der noch einmal in's Vaterland zurückgekehrte Laski wesentlich beigetragen, und diese Melanchthonsche Eintrachtsformel ist damals auch in Wittenberg gebilligt worden, zur Zeit der Herrschaft der Philippisten. Dadurch vornehmlich ergab sich die Machtstellung des polnischen Protestantismus, durch die er volles Bürgerrecht erhielt. Von Seiten des Königs und der Bischöfe konnten nur theilweise Verfolgungen stattfinden, weil auf ihren Gütern die Woiwoden fast unbeschränkt regierten. Durch sie wurde während des Interregnums die Pax dissidentium geschlossen, ein Religionsfriede, dem viel bittrer Zwist, doch kein Krieg vorausgegangen war. Der Papst hat gegen diesen Bund zwischen Christus und Belial eifrig protestirt.

1572 ist der jagellonische Mannesstamm auch in Polen erloschen, und Polen wurde zu seinem Unglück ein Wahlreich. Als Heinrich Valois, der französische Prinz, der an der Bluthochzeit Theil gehabt, zum Könige erwählt Ausflüchte machte den Frieden zu beschwören, sagte ihm der Großmarschall: »Si non jurabis, non regnabis.« Dann folgte Stephan Bathori [1575—1586], dessen Wahlspruch: Gott hat sich drei Dinge vorbehalten: aus Nichts etwas zu machen, Künftiges vorherzuwissen und die Gewissen zu richten. Unter Sigismund, der

die schwedische Krone verloren hat in seinem katholischen Eifer, begann der Einfluß der Jesuiten auf den jungen Adel, Hof- und Staatsämter wurden der Preis des Übertritts. Noch war der Protestantismus rechtsbeständig, doch bereits im Abnehmen unter den höhren Ständen. König Wladislaw IV sah im Geist das Unglück, welches der religiöse Zwiespalt über Polen bringen werde, und erfüllt von der Unnatur eines Zwiespalts über Das, was Menschen einigen soll, hat er ein Religionsgespräch nach Thorn ausgeschrieben. Auf seine Einladung kamen Abgeordnete aus Sachsen, Braunschweig, Brandenburg, aus der katholischen, lutherischen, reformirten Kirche. Nach damaliger theologischer Stimmung konnten sie nur aus einander gehn mit der Schärfung des Gegensatzes.

Livland, als Besitzthum des deutschen Ritterordens, war seit 1521 unter einen eignen Heermeister gekommen, Walter von Plettenburg. Der schickte den Bürgern von Riga eine große Knute, damit möchten sie den Klerus aus der Stadt verjagen. Sie haben es gethan und sind in reichsstädtischer Freiheit dem Schmalkaldischen Bunde beigetreten. Die Reformation war allgemein angenommen, als der Heermeister Konrad von Ketteler sich zum Herzog von Kurland und Semgallen erklärte und so die Frucht pflückte, wie Herzog Albrecht sie in Preußen gepflückt hatte [1561].

Es folgt die Reformations-Geschichte zweier Nationalkirchen von hoher geschichtlicher Bedeutung. In der einen hat die Reformation gesiegt, doch nur halb, in der andren wurde sie besiegt, auch nur halb und doch mehr als halb. Dort ist der Sieg, hier die Niederlage nach langen schweren Kämpfen geschehn.

Großbritannien und Irland.

§ 219. Gründung der anglikanischen Kirche.

Die englische Reformationsgeschichte verläuft wie eine Tragödie regelrecht in vier Acten, und des Hochtragischen enthält sie genug.

In England wurde offenbar, daß Wiclef, obwohl man seine Gebeine verbrannt hatte, nicht todt sei. Die beiden Übersetzer der H. Schrift in England, Fryth in London und Tindal aus Brabant, endeten auf dem Scheiterhaufen, auch die erste Ausgabe der Bibelübersetzung, welche der Bischof von London in Antwerpen aufgekauft hatte. Der Verleger wußte damals das Geld, das er dafür erhielt, nicht besser anzuwenden als zu einer neuen, größern Auflage.

Heinrich VIII war reichbegabt an Leib und Seele, aber ungestüm und verwildert. Der Cardinal Wolsey, bis 1529 sein Minister und

Liebling hat von ihm gesagt: er würde lieber sein halbes Königreich verlieren, als einen seiner geringsten Wünsche unbefriedigt lassen. Durch seinen theologischen Streit mit Luther war er der Feindschaft gegen das neue religiöse Princip verpfändet. Ich habe es eine todbringende Liebe genannt, die er auf das Hoffräulein seiner Gemahlin wandte, denn sie selbst, Anna Boleyn wie zwei ihrer Nachfolgerinnen hat dieser König Blaubart enden lassen auf dem Schaffot. Anna verweigerte sich ihm, er heirathe sie denn. Zu diesem Zweck seine Gemahlin los zu werden, mit der er 18 Jahre gelebt, war deßhalb so schwierig, weil das nur möglich war durch eine päpstliche Nichtigkeitserklärung dieser Ehe. Doch war die Ehe ohne männliche Nachkommen und der Wunsch nach einem Thronerben die politische Entschuldigung für die Leidenschaft des Königs. Aber eine päpstliche Nichtigkeitserklärung war um so schwieriger, da Julius II Dispensation ertheilt hatte zu jener Ehe mit des Bruders Wittwe und Katharina von Arragonien eine Frau war von tief kirchlicher Frömmigkeit. Doch Clemens VII, als er sich der Leidenschaft des Königs versagte, war nicht Schützer des Rechts gegen lüsterne Launen eines Königs, sondern er wagte nicht Karl V durch diese Verstoßung seiner Muhme vom Thron zu verletzen. Er entschuldigte sich gegen den englischen Gesandten: „Wenn nur erst die Spanier und Deutschen aus Italien vertrieben wären! Ich sehe die Folgen so gut wie ihr voraus, aber ich bin zwischen Hammer und Amboß." Endlich berichtete der Gesandte aus Rom: Der Papst hat folgende geheime Bedingung gestellt: es könnten Ew. Maj. zwei Gemahlinnen gestattet werden. Er möge sich Anna insgeheim zur linken Hand antrauen lassen. Aber nur als Königin wollte sich diese dem König ergeben. Katharina war sehr jung, nur wenige Tage und Nächte mit Heinrichs kränklichem, früh verstorbenen Bruder vermählt gewesen, und behauptete, diese Ehe sei nie vollständig vollzogen worden. Die Frage nach der Ehe mit des Bruders Wittwe war controvers nach damaliger Rechtsansicht durch Bezug auf's mosaische Gesetz: denn 3 Mose 18, 16 wird die Ehe mit des Bruders Wittwe unter die blutschänderischen gezählt, während 5 Mose 25, 5 die Leviratsehe befohlen ist. Daher Cranmer, Professor in Cambridge, den König aufmerksam machte, daß die kirchliche Wissenschaft zum Theil der päpstlichen Ansicht entgegenstehe. Während noch Gutachten dieses Sinns, namentlich von deutschen Universitäten eingeholt wurden, hatte endlich Anna sich den Verheißungen des Königs ergeben. Sie war in Hoffnung. Um dem Königskind die eheliche Geburt zu sichern, erklärte Cranmer, jetzt als Erzbischof von Canterbury, er selbst heimlich vermählt mit Osianders Nichte, die

Ehe mit Katharina für nichtig, und der König vollzog seine Vermählung mit Anna Boleyn. Nun mußte der Papst einschreiten. Der König sah in Schweden eine katholische Kirche ohne Papst, und ein serviles Parlament von England erklärte ihn als Herrn im Weltlichen und im Geistlichen. Auch der Klerus erkannte ihn an als Oberherrn, so weit Christi Gebot es gestatte [1532]. In solcher Weise wurden die allgemeinen Interessen durch die persönlichen Wünsche des Königs gefördert. Er wollte nichts als die Legitimirung seiner Ehe, durch Unabhängigkeit von Rom. Aber durch die Macht der Dinge, die Neigung eines Volkstheils und durch Cranmers Absicht ward er unwillkürlich weiter getrieben. Eine Visitation der Klöster brachte allerlei Schmach an's Licht. Man fand Marienbilder, die durch Räder- und Feder-Automaten die Augen bewegten und weinten. 376 Klöster, so viele ihrer nicht im Parlamente vertreten waren, wurden aufgehoben. Manches vom Klostergut ist damals verschleudert worden: Heinrich soll einem Weibe ein Kloster geschenkt haben, weil sie ihm einen guten Pudding vorsetzte. Doch sind auch Festungen und Schiffe davon gebaut worden. Gegen das Andenken Beckets, als des Heros des Princips, über das sich der König erhob, wurde 1538 ein förmlicher Proceß geführt, der Heilige als Hochverräther verurtheilt, seine Überreste zum Feuer. Von seinem Altar sind zwei große Kästen mit Silber und Gold hinweggeschleppt worden. Gegen solche Gewaltthat erhoben sich doch auch edle Vertheidiger der alten Kirche, die den König als Haupt der Kirche anzuerkennen sich weigerten. So der Bischof John Fisher von Rochester, welchen der Papst noch im Kerker zum Cardinal ernannte. Als er 77 Jahre alt das Schaffot bestieg, rief er: „Ich sterbe für den wahren katholischen Glauben, Gott erhalte das Reich und den König." Der Kanzler Thomas Morus hatte in seiner Utopia, diesem Ideal des künftigen Staats, darin Alle gleichmäßig für das gemeinsame Bedürfniß arbeitend Raum hätten zu einem glücklichen, der Natur gemäßen Leben, die reformatorische Richtung für England angegeben, aber der Freund des Erasmus wollte eine friedliche Reformation zunächst durch die Wissenschaft. Er hat noch zu dem Henker gesagt: „Du wirst wegen meines kurzen Halses wenig Ehre mit mir einlegen."

Nach dem Bruch mit Rom war der Damm gebrochen, den Religion und Superstition den Gelüsten des Königs entgegengesetzt. Er fühlte sich als den schrankenlosen Herrn, wie seine Schmeichler ihn priesen. In der Vorrede zu der 1535 auf seinen Befehl herausgegebenen lateinischen Bibel heißt es: „Der König ist berufen, an Gottes Statt Kirche und Staat zu regieren. Er ist im Reich, wie die Seele im Kör-

per, wie die Sonne im Weltall, daher man von seinen Geboten, die mit den göttlichen Geboten eins sind, um keines Fingers Breite abweichen darf." Er konnte doch seines Titels als defensor fidei und seines Hasses gegen Luther nicht vergessen. Das Lesen der H. Schrift in der Volkssprache hat er beschränkt auf die nobiles und mercatores. Wer den Papst öffentlich anerkannte, wurde gehängt, wer die Transsubstantiation leugnete auch. Der Glaube wurde befohlen, daß Christus weder das Papstthum noch das Mönchthum gegründet habe. In seinem gemischten Sinn erließ der König ein Gebetbuch: nicht nur öffentlich, auch im Kämmerlein solle man nur aus diesem Buch zu Gott beten. Das war möglich durch den energischen Charakter Heinrichs, auch durch die wachsende Macht der Regierung in Folge des aus den Klöstern geschöpften Reichthums, aber auf die Länge war es in England nicht durchzuführen. Die katholische und die protestantische Partei am Hofe verbarg in zitternder Heuchelei ihren Sinn. Sie führten gegen einander einen Intriguenkrieg, jede hoffend auf die Zukunft, die zunächst für den Protestantismus entschieden hat.

Unter der Regentschaft für den unmündigen König Eduard VI [s. 1547] wurde Bucer nach Cambridge berufen und so ein Bund mit deutscher Theologie geschlossen. Der Regent Somerset, in Briefwechsel mit Calvin, führte die Reformation auf dem bequemen Wege fort, rein protestantisch im Glauben, in Cultus und in Bezug auf die Hierarchie vermittelnd, die Bischöfe, überhaupt der Weltklerus, blieben ungekränkt. Heinrich VIII hatte die Erbfolge mit Zustimmung des Parlaments dahin geordnet, daß auf Eduard, wenn er kinderlos sterbe, Maria, die Tochter der Katharina, dann, wenn auch diese kinderlos vorübergehe, Elisabeth folgen solle, Annas Tochter. Man scheute den katholischen Eifer der Maria. König Eduard, der jung dahinwelkte, ernannte deßhalb eine entfernte Verwandte, die gelehrte, holdselige Johanna Gray zu seiner Nachfolgerin. Aber es war keine Zeit dies Testament durch das Parlament bestätigen zu lassen. Maria wurde allgemein anerkannt, Johanna Gray bezahlte den kurzen Königstraum mit ihrem jungen Leben. Die katholische und blutige Maria hat sofort eine politische und kirchliche Reformation eingeführt. Erzbischof Cranmer wurde verhaftet, er nun ein alter Mann. Nach dreijähriger Gefangenschaft bekannte er geirrt zu haben und Alles glauben zu wollen, was die katholische Kirche glaube. Aber Maria konnte ihm nie vergeben, was er an ihrer Mutter gethan. Er sollte sein Bekenntniß öffentlich wiederholen und dennoch sterben. Da, ausgestellt vor dem Volk, schon auf dem Scheiterhaufen, bat er Gott vielmehr um Verzeihung,

daß er in einem Augenblick der Todesfurcht seine Überzeugung verleugnet habe. Die Hand, welche dies falsche Bekenntniß unterzeichnet habe, solle zuerst zu Asche verbrennen.

Maria hat Alles aufgeboten England dem Papst zurückzuführen. Der päpstliche Legat Poole, der die feierliche Unterwerfung von England empfing und Absolution über das Land aussprach, war für milde Maßregeln. Eine Bulle überließ das entfremdete Kirchengut den dermaligen Besitzern. Aber Tausende entflohen und Hunderte wurden verbannt. Eine Frau in Guernsey gebar auf dem Scheiterhaufen ein Kind, das wurde gerettet, doch wieder hineingeworfen in die Flamme, als doch einmal vom Gift der Ketzerei angesteckt. Grade unter dieser Verfolgung durch die Blut- und Feuertaufe hat sich der Protestantismus tief in den Gemüthern des englischen Volks gegründet.

Die katholische Maria war mit Philipp von Spanien vermählt, doch kinderlos. Früh endend ernannte sie in ihrem Grimm zur Erbin ihre Blutsverwandte Maria Stuart, Königin von Schottland, damals in Frankreich mit dem Kronprinzen vermählt. Sie hätte England an Frankreich gebracht. Das Volk achtete wieder Heinrichs VIII Testament und das Geburtsrecht der Tochter Annas. Elisabeth war unter ihrer Halbschwester durch große Klugheit Kerker und Tod entgangen, während sie doch zuweilen an den nothdürftigsten Kleidungsstücken Mangel litt. Sie war von Cranmer erzogen, Melanchthons loci ihr religiöses Unterrichtsbuch. Diese Königin führte den Staat auf seine naturgemäße Bahn zurück, aus welcher Maria ihn gerissen hatte, sie selbst in ihrer Größe und in ihren Schwächen die große Zukunft ihres Volks repräsentirend. Philipp von Spanien wollte in England das Nest der Ketzerei zerstören. Als seine furchtbare Armada durch Sturm zerstreut und die vereinzelten großen Schiffe von kleinen englischen Seglern genommen wurden, wuchs die Freudigkeit der protestantischen Bevölkerung. Eine Münze, welche Elisabeth schlagen ließ, trug die Inschrift: Deus afflavit et dissipati sunt. Doch sind unter Elisabeth an 200 Katholiken hingerichtet worden, nicht als solche, sondern weil sie, von Jesuiten im Auslande erzogen, mit der Absicht heimkehrten, England unter das Papstthum zurückzubringen. Jeder Versuch des Aufruhrs haftete sich an diese wunde Stelle. Durch die Gewaltsamkeit der Einführung von oben her blieb dem Katholicismus ein Anknüpfungspunkt in einzelnen, zu großen Opfern fähigen Gemüthern. Dazu war die königliche Suprematie über die Kirche, die das Parlament auch der Elisabeth zuerkannte, nun an die Stelle der päpstlichen getreten. So mochte die Reformation für

Viele als etwas nur Äußerliches erscheinen, Lossagung vom Papstthum, Abschaffung des Mönchthums, des Priestercölibats, der Messe. Elisabeth liebte die Pracht des Cultus, sie sah in den katholischen Formen etwas Versöhnendes. So ist hier allmählich eine dritte Gestalt des Protestantismus entstanden, die anglikanische oder bischöfliche Staatskirche, die vom Papst und der scholastischen Dogmatik losgesagt, so viel von katholischen Formen festhielt, als der Krone und den Bischöfen als den Obern der Kirche und gleichzeitig den ersten Baronen des Reichs bequem erschien. Das unter Eduard aufgestellte, auf einer Versammlung des Klerus zu London revidirte, in 39 Artikel zusammengezogne und durch das Parlament [1571] verbindlich erklärte Bekenntniß stellt das Ansehn der Kirche auf die H. Schrift, die alles zum Heil Nothwendige enthält, die Rechtfertigung aus dem Glauben allein, aus dem gottwohlgefällige Werke nothwendig entspringen; im Abendmahl die Gemeinschaft des Leibes Christi, geistig durch den Glauben zu empfangen, die Prädestination nur von ihrer tröstlichen Seite. Für den Gottesdienst das Book of common prayer voll katholischer Cärimonien.

Irland war damals zu seinem Unglück bereits England unterthan. In jeder Persönlichkeit oder Nationalität liegt ein Geheimniß, das sich aller Berechnung entzieht. Warum ist das irische Volk der evangelischen Wahrheit verschlossen geblieben? Als Gründe werden angeführt: geringe Bildung und einfältige Sitte. Aber das war in Schottland ebenso. Nur der Grund hat einige Bedeutung, daß die Reformation nicht als Volkssache, nicht als Evangelium nach Irland gekommen ist, sondern in despotischer Weise verkündet von den verhaßten Sachsen. In der Folge des Kirchenstreits ist nur das Unrecht geschärft worden, allmählich zum Verbrechen an einem ganzen Volk, das noch auf den Söhnen der Räuber, wie der Beraubten liegt als schwere Schuld.

Irland war nach altem, volksthümlichem Recht getheilt in Clans, Stämme mit gemeinsamem Grundbesitz. Die Engländer betrachteten das Stammeshaupt als Besitzer, daher wenn sich ein solches empörte, wie nicht selten geschah, und geächtet wurde, das ganze Stammland confiscirt und an Engländer vergabt wurde, die Eingebornen als kleine Pächter, und so allmählich hat das ganze irische Volk nur zu Miethe gesessen im eignen Vaterlande. Die eingedrungne protestantische englische Bevölkerung bemächtigte sich des Kirchenguts und der Bischofsitze. Durch allgemeine Bedrückung der Katholiken hoffte man die Protestanten zu mehren. Ein Katholik wurde für unfähig erklärt,

Grundeigenthum durch Kauf zu erwerben. Wenn der Sohn einer katholischen Familie protestantisch wurde, erhielt er sofort das Vermögen des Vaters und der katholisch gebliebenen Geschwister, die nur auf eine kleine Jahresrente gesetzt wurden. Strafgesetze haben selbst versucht, den katholischen Cultus auszurotten: wer Messe liest, wird Landes verwiesen, kehrt er zurück, so soll er gehängt werden. Doch hat der irische Klerus daran festgehalten ein armes, niedergebeugtes Volk zu trösten.

§ 220. Ursprung der Puritaner und Independenten.

Gegen das katholische Element der Staatskirche erhoben sich die Puritaner, der Name gebildet wie der der Katharer, als die eine reine wahrhafte evangelische Kirche wollten. Weil sie die bischöfliche Hierarchie für unbiblisch achteten, haben sie in ihren Gemeinden eine republikanische Verfassung eingeführt: durch Geistliche und Laien-Presbyter aus freier Wahl der Gemeinden vereinigt zu Synoden, daher sie auch Presbyterianer genannt werden. Sie achteten die Kirche für ein Gemeinwesen höhrer Art als der Staat, auch der König soll der Zucht, dem Bann der Presbyter unterworfen sein. Eine allgemeine Neigung der reformirten Kirche nur steigernd, verbannten sie Orgeln, Musik, Kerzen, Bilder, Kniebeugung, Meßgewänder als katholisirend. Gegen solche Bestrebungen hat die Regierung die Uniformitätsacte [1559] erlassen, welche jedes politische Recht abhängig machte von dem Suprematseid, d. h. eidliche Anerkennung der Oberhoheit des Königs über die Kirche, und vom Genuß des Abendmahls in der bischöflichen Kirche, die sich Weigernden als Nonconformisten mit Geld- und Gefängnißstrafe, ihre Geistlichen mit Entsetzung und Landesverweisung bedroht. Wegen Störung des bischöflichen Gottesdienstes wurden einzelne Presbyterianer am Pranger ausgestellt, andern die Ohren abgeschnitten, wegen Spottbildern und Verwünschungen gegen die Königin sind auch einige hingerichtet worden. Die Uniformitätsacte wurde 1592 durch einen Parlamentsbeschluß dahin geschärft, daß jede über 16 Jahr alte Person, die sich über einen Monat ohne gesetzliche Ursache weigert, den bischöflichen Gottesdienst zu besuchen, oder irgend Jemand zur Verachtung des Ansehens der Königin in Kirchensachen verleitet, so lange gefangen gesetzt werden soll, bis sie sich über ihre Conformität befriedigend erklärt hat. Wenn diese Erklärung nicht nach bestimmter Zeit gegeben ist, soll solche Person verbannt werden oder sterben. Es war dieses Gesetz weniger gegen die Katholiken gerichtet als gegen die

Puritaner. Diese wurden dadurch in ihrem Fanatismus gesteigert: sie eiferten gegen alle weltliche Lust und Bildung, besonders gegen Schauspiele als Teufelsspiele und dies in einer Zeit, als Shakespeare eine neue Welt vom Genie erschaffen über die Bretter führte. Die Puritaner redeten gern in Bibelsprüchen bis zur Abgeschmacktheit. In erwarteter, erbeteter Erneuerung der apostolischen Gnadengaben stehn Propheten unter ihnen auf, die den Untergang des antichristlichen Staats verkünden. Die Verfolgung fand sie als eine Gesinnung, kaum als Secte, und machte eine drohende Fraction daraus. Die Freiheit der Kirche vom Staat mit gänzlicher Aufhebung der Einheit der Kirche nach apostolischem Vorbild führte zum Unabhängigkeitskampf einer jeden Gemeinde, so entstanden die Independenten, in vollem Gegensatz gegen die bischöfliche Hierarchie. In ihrer Steigerung gingen aus ihr hervor die Leveller, die Gleichmacher, nämlich der Rechte und des Vermögens. Sie bewiesen aus der Bibel nicht nur die Volkssouveränität, sondern auch daß Gott die Könige hasse.

So zogen düstere Mächte gegen Staat und gegen Bildung schon unter Elisabeth heran, ein drohender Kampf des demokratischen und aristokratischen Princips, der einseitigen Frömmigkeit und der Humanität, des Abbrechens von der Geschichte und des Festhaltens an ihrer Entwicklung wie an ihren Mißbräuchen.

§ 221. Schottland. Maria Stuart.

Schottland war zu Anfang unsrer Periode noch ein unabhängiges Königreich. Jakob V ist im Wahnsinn gestorben. Einen Tag vor seinem Tode ward Maria Stuart geboren, in der Wiege Königin. Als verlobt mit dem Dauphin ist sie am französischen Hof erzogen worden. Die Regierung führte die verwittwete Königin, Schwester des Herzogs von Guise, und Cardinal Beaton.

Patrick Hamilton, aus königlichem Geschlecht, war in Wittenberg und Marburg gebildet. Er verkündete die Reformation, disputirte öffentlich mit dem Dominicaner Campbell, dem er zuletzt vorwarf: „Du verdammst Lehren, von deren Wahrheit du überzeugt bist." Er ist hingerichtet worden, nachdem er seinen Gegner vor Gottes Gericht gefordert hat, dieser hat nach wenig Tagen im Wahnsinn geendet. Ein evangelischer Prediger, Winhart, wurde vor dem königlichen Schloß verbrannt. Beaton sah aus dem Fenster zu. Jener, schon auf dem Scheiterhaufen, rief ihm zu: „In wenig Tagen wirst

du ebenso schrecklich umkommen." Und wirklich ist jener durch Verschworne ermordet worden.

An die Spitze der reformatorischen Bewegung stellte sich John Knox. Er hatte in Genf studirt, war vertraut mit Calvin, ihm ähnlich, nur stürmischer in seinem Eifer. Weil er Beatons Ermordung öffentlich gebilligt, ist er zu den Galeeren verurtheilt worden. Von hier hat er einen Brief geschrieben an seine Glaubensbrüder, unterzeichnet: „John Knox, der gebundene Knecht Christi." Als er wieder nach Schottland zurückkam, drohte ihm der Erzbischof, wenn er die Kanzel betrete, würde er herabgeschossen werden. Er hat dennoch gepredigt. Er erließ eine Schrift: „Erster Trompetenstoß gegen das monströse Weiberregiment," scheinbar gerichtet gegen Maria die Katholische in England. Es heißt: „Ich behaupte, daß Adel und Volk nicht nur verbunden waren, der neuen Isabel Widerstand zu leisten, als sie anfing das Licht des Evangeliums zu verlöschen, sondern daß sie auch die Königin sammt ihren Pfaffen zu Tode bringen sollten." Damals war Maria schon todt, die Schrift galt der schottischen Regierung. Gegen diese katholische, von Frankreich unterstützte Regierung schlossen die entschiedensten Freunde der Reformation eine Congregatio Christi [1557], volksmäßig „Covenant". Jedes Mitglied hat zu schwören, mit Daransetzung des Lebens das nackte Wort Gottes zu fördern und die satanische Abgötterei der Papisten zu vernichten. Diese Congregationalisten bemächtigten sich der Staatsgewalt als Adel und Gemeinde der schottischen Kirche. Die Klöster wurden aufgehoben und die Gebäude zerstört, denn Knox meinte: „Wenn man die Nester zerstört, kommen die Krähen nicht wieder." Das neue Parlament erließ 1560 ein Gesetz: wer eine Messe hält auf dem Boden von Schottland, deß Besitzthum wird eingezogen, wer es zum zweiten Male thut, wird des Landes verwiesen, zum dritten Male wird er gehängt. Knox hielt dafür, man müsse die Papisten strafen, wie im Alten Testament die Abgöttischen gestraft wurden. Aus der Tempelreinigung des Herrn leitete er die Nöthigung her die Bilder aus der Kirche zu werfen. Er richtete den Cultus ein in puritanischem Sinn, so daß, unbewußt ironisirend, ein Anhänger äußerte: jetzt nach Reinigung der Kirche von Mißbräuchen, erscheine sie so glatt wie eine Katze, der man die Flöhe abgekämmt.

Maria Stuart, als Wittwe des Königs von Frankreich, war 19 Jahr alt, schön und leichtsinnig in ihr Erbreich zurückgekehrt. Durch Gemüth und Gewohnheit hing sie an der katholischen Kirche, zumal die strenge, puritanische Sitte war ihr zuwider. Kaum daß sie das Lesen einer Messe in ihrer Schloßcapelle durchsetzen konnte, denn Knox

sagte: „Eine Messe ist schlimmer als ein Einfall von 10 000 Feinden." Als die Königin einmal abwesend war, wurde die Capelle durch den Pöbel zerstört. In allen Kirchen Schottlands wurde an jedem Sonntag nach Befehl des Parlaments gebetet: „Reinige, o Gott, das Herz der Königin vom Gift der Götzendiener und erlöse sie aus der Sclaverei des Satans, in der sie erzogen ist, damit das Reich den Strafen entgehe, welche unermüdlich dem Götzendienst folgen." Das Volk schien ernstlich zu glauben, daß Maria eine neue Erscheinung der Isabel sei, Knox sei Elias, die Päpstlichen Edomiter und es selbst das Volk Gottes. Maria dachte nicht daran, die Reformation zu unterdrücken, das ging weit über ihre Macht, doch stand sie in stetem Verkehr mit dem römischen Hof. Sie setzte einen katholischen Erzbischof ein, welcher ihr Kind, später Jacob I, taufte. Sie hatte sich vermählt mit einem englischen Katholiken Darnley, der fand einst den italienischen Sänger Riccio im Schlafgemach der Königin und stach ihn vor ihren Augen nieder. Bald darnach wurde jener mit dem Hause, in welchem er schlief, in die Luft gesprengt, wahrscheinlich vorher erdrosselt. Ein Anschlag in den Straßen von Edinburg bezeichnete den Grafen Bothwell, einen frechen Wüstling, der das Herz der Königin gewonnen, als Mörder, die Königin als Mitschuldige. Dieser Verdacht erschien gerechtfertigt, als sie sich von jenem entführen ließ und ihn heirathete. Sie ist darüber so verachtet worden, daß sie selbst die Nothwendigkeit einsah vorübergehend dem Throne zu entsagen. Das Parlament ließ sie verhaften, sie entfloh, stellte sich an die Spitze einer Schar, wurde geschlagen und mußte nach England zu der verwandten Elisabeth fliehen. Das Urtheil über das Ende der geistvollen Frau und die Blutschuld der Elisabeth an ihrem Tod ist durch neuerdings aufgefundne Urkunden, wie es scheint, so festgestellt: 1) Maria Stuart hat sich von ihrer Mitschuld an Darnleys Tode nie ganz gereinigt, es sind Briefe von ihr an Bothwell aufgefunden worden aus der Zeit, als Darnley, ihr Gemahl noch lebte. 2) Als Urenkelin Heinrichs VII war sie zum Thron von England berechtigt, sobald Elisabeth starb oder nicht rechtmäßige Königin war. Daher Maria nach dem Tod der katholischen Maria und in Übereinstimmung mit dem Testament derselben Wappen und Titel einer Königin von England angenommen hat. Eine Reihe von Verschwörungen gegen das Leben der Elisabeth, um die katholische Königin auf den Thron zu bringen, wurden entdeckt. Ob sie mitschuldig war, ob sie aus ihrem Kerker heraus Herz und Krone bietend, Diejenigen verlockt hat, die für sie gestorben sind, ist unerwiesen. Aber alle katholischen Hoffnungen in England und Irland waren auf

sie gestellt. 3) Ihre Richter, Engländer und Protestanten haben sie einmüthig zum Tode verurtheilt, das englische, protestantische Volk forderte ihren Tod. Die Vollziehung des Urtheils war durch die Unterzeichnung der Königin bedingt. Sie hat lange gezaudert, hat wahrscheinlich auch mit sich selbst gekämpft. Endlich als die spanische Flotte England bedrohte, hat sie das unterzeichnete Todesurtheil in die Hände des Staatssecretairs gelegt, um es zu vollstrecken im Fall eines Aufruhrs oder der Landung der Spanier. Nun meinten die Staatsräthe, ihre Königin wolle sich nur das Gefühl des Todesbefehls ersparen, auch sie müßten etwas auf sich nehmen, und sie beauftragten den Grafen Kent mit der Vollstreckung. Maria war 19 Jahre gefangen, kein Priester wurde zu ihr gelassen, doch drang eine von Pius V geweihte Hostie in ihren Kerker.

Als das immer noch schöne Haupt, das drei Kronen getragen hatte, gefallen war, sprach Graf Kent: „Mögen alle Feinde des Evangeliums so zu Grunde gehen!"

§ 222. Die ersten Stuarts über Großbritannien.

Als Elisabeth nach langer, für ihr Land ruhmvoller Regierung starb, war ihr gesetzlicher Erbe der Sohn der hingerichteten Maria, nur von seiner Mutter her ein Stuart, der also die drei Reiche vereinte, wie sie noch jetzt vereint sind, in England genannt Jacob I. Er war ein gelehrter Herr, der den Unterschied der Kirchen für gering achtete und eine Ausgleichung des Katholicismus und Protestantismus für thunlich ansah, nur haßte er die republikanische Verfassung der schottischen Kirche. Er pflegte zu sagen: „Wo kein Bischof, da ist auch kein König," und die Katholiken zog er den Presbyterianern vor. Als diese sich beklagten, seit kurzem hätten die Jesuiten an 5000 Engländer zu Katholiken gemacht, erhielten sie die kühle Antwort, so möchten sie ebenso viele Spanier oder Italiener bekehren.

Die Katholiken hatten einen Keller gemiethet unter dem Parlamentshause, der, mit Pulverfässern gefüllt, bei der Eröffnung König und Parlament in die Luft sprengen sollte, der Anschlag wurde wenige Stunden vor der Ausführung verrathen [1605]. Es ist ungewiß, ob die Jesuiten mitschuldig waren an dieser Pulververschwörung, aber Alles war seitdem voll Haß und Verdruß. Karl I, der seit 1625 dem Vater folgte, hatte Lust zur unbedingten Monarchie mit lüderlicher Günstlingswirthschaft, auch er wollte nicht bis zum Papstthum fortgehen, doch empfing er einen päpstlichen Legaten, und als die Streitig-

keiten mit dem Parlament begannen, gefiel ihm dessen Rede: „Wir halten dafür, daß Ew. Majestät über dem Parlament stehe.“ Er haßte die Puritaner. Ihnen zum schweren Ärgerniß ließ er auf der Kanzel eine Schrift verlesen, das Book of Sports, daß der Sonntag, dessen strenge Heilighaltung ihnen Gewissenssache war, mit Spiel und Lustbarkeit begangen werden möge. Als in Edinburg eine neue bischöfliche Liturgie eingeführt werden sollte, rief das Volk: „Man macht einen Baalstempel aus der Kirche.“ Als der neu eingesetzte Bischof die Kanzel bestieg, hat man mit Stühlen nach der Kanzel geworfen. Der alte Covenant erneute sich und lud Alle ein, denen das Wohl der schottischen Kirche am Herzen liege, nach Edinburg zu kommen zu einem Festtag, um das Bündniß mit Gott zu erneuern [1638].

Das Unglück des Königs war, daß die Irländer sich für ihn erhoben. Sie haben an 40 000 Protestanten erschlagen [1641]. Des Königs Billigung ist ihnen wohl vorgespiegelt worden, man glaubte daran im englischen Volk, und Karl hat es nicht hinreichend zurückgewiesen durch seine Rede: „Diese böse Kunde aus Irland wird dazu beitragen, die Narrheit in England zu legen.“ Er meinte die Opposition des englischen Parlaments. Der gereizte Fanatismus der Puritaner in England fand in Schottland einen Bundesgenossen an einem in seinem religiösen Gewissen verletzten Volke. Das englische Volk schickte vornehmlich Puritaner in's Parlament als die entschiedensten Gegner der Regierung. Der König wollte nichts wissen von der gesetzlichen Redefreiheit des Parlaments, er ließ die widerspenstigen Mitglieder als Hochverräther verhaften. Daher begleitete die Bevölkerung von London ihre Lieblinge bewaffnet zum Parlamentshaus. Nun sammelte der König ein Heer gegen sein Parlament, das vornehmlich aus dem Adel bestand, auf seinen Fahnen die Inschrift: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Aber auch das Parlament ruft ein bewaffnetes Volk in's Feld. Der König, geschlagen, flüchtet zu den Schotten, welche ihn dem Parlament auslieferten. Dieses zog zunächst den Erzbischof Laud vor sein Gericht, der seine besondre Freude daran gehabt hatte, widerstrebenden Puritanern die Ohren abschneiden zu lassen. Unter den Klagepunkten gegen ihn war auch dieser, daß er sich weigere den Papst als Antichristen anzuerkennen. So begierig war man auf seinen Tod, daß in London alle Läden geschlossen wurden, bis die Gerechtigkeit erfüllt sei. Laud schon auf dem Schaffot sprach: „Ich sterbe, weil ich die Meinung nicht anbeten will, die das Volk festsetzt.“

Die kirchlich republikanische Verfassung der Puritaner im Kampf gegen den legitimen König wurde zur Lust nach einer politischen Re-

publik. Man erinnerte sich aus dem Alten Testament, dem Volke Gottes sei nur Gott der unsichtbare König gewesen, und erst zur Strafe hab es irdische Könige erhalten als eine vorübergehende Institution. Nach dieser Doctrin erklärte das Unterhaus: alle rechtmäßige Gewalt habe ihren Ursprung aus dem Volk, daher der König im Krieg gegen die Vertreter des Volks des Hochverraths schuldig sei. Karl I, schwach im Leben, hat mit dem Muthe eines Gentlemans, wie die Engländer sagen, und eines Christen in ruhiger Ergebung am 30. Januar 1649 auf dem Schaffot geendet. Dies Parlament, das seinen König auf's Schaffot sandte, war voll enthusiastischer Frömmigkeit im Sinn des strengsten orthodoxen Calvinismus, die Sitzungen begannen mit Psalmgesang und manche Reden der Mitglieder lauten wie Predigten voll alttestamentlicher Bibelsprüche. Gleichzeitig mit der neuen republikanischen Staatsverfassung wurde in der Westminsterabtei eine Kirchenverfassung berathen. Die Westminstersynode [1643—1649] war nicht eine gewählte Repräsentation der Kirche, es waren nur kirchliche Notabeln, durch das Parlament erwählt, eine Auswahl einsichtiger, gelehrter, gottesfürchtiger Geistlicher aus den verschiednen kirchlichen Parteien, auch vier Bischöfe, von denen doch nur einer in die erste Sitzung gekommen und dann ausgeblieben ist. Es waren sechzig bis achtzig Geistliche, die Zahl wechselnd, dazu zehn Lords aus dem Oberhause und zwanzig erwählte Mitglieder des Unterhauses, auch einige Abgeordnete der schottischen Kirche, weil es um Übereinstimmung mit dieser zu thun war, „auf daß des Herrn Name einer sei in den drei Königreichen". Die langen Debatten in fünf Jahren und 1163 Sitzungen zwischen Presbyterianern, Independenten und Erastianern, welche der Lehre eines in Heidelberg lebenden Arztes folgend die Kirche durch die Staatsgewalt regieren wollten, endeten mit der Aufstellung einer puritanischen Gottesdienstordnung, einer presbyterianischen Kirchenverfassung und eines calvinischen Glaubensbekenntnisses.

Die Satzungen dieser Synode enthalten einen Sieg des Puritanismus, sie bestehn noch wesentlich in der schottischen Kirche. Ihre Durchführung in England wurde verhindert durch den Sieg des Independenten Oliver Cromwell. Dieser war ein kleiner Gutsbesitzer, der an der Spitze seines Regiments im Heer des Parlaments gefochten und gebetet hatte. Er war einer der Gewaltigen, denen Gott das Herz eines Volks in die Hand gelegt hat. Im gewöhnlichen Übergang von einer revolutionären, improvisirten Republik ist durch Cromwell eine Militärherrschaft geworden, deren kirchlicher Charakter der nächsten Periode angehört.

So hat in Großbritannien doch der Protestantismus gesiegt, nicht ohne furchtbare Gewaltthaten, und die Reformation ist zur Revolution geworden.

Frankreich.

§ 223. Die Bluthochzeit.

Selbständige reformatorische Richtungen waren in Frankreich entstanden durch Faber Stapulensis, den getreuen Schriftausleger [Bd. II, S. 502], und durch Roussel, Bischof von Olnon, der täglich zwei bis dreimal zu predigen pflegte, sein Einkommen mit den Armen theilte, statt Fürbitte der Heiligen, statt Fegfeuer und Ablaß die Rechtfertigung durch Christus allein verkündete. Doch daß es zum Bruch kam mit der herrschenden Kirche, ist ausgegangen von Wittenberg und noch mehr durch die Sprachgenossenschaft von Genf. König Franz I war heimisch in der humanistischen Bildung des Erasmus, auch Melanchthons loci gefielen ihm, er hat ihn 1534 nach Paris eingeladen, nur der Wille des Kurfürsten hat sein Kommen verhindert. Doch war in jenem König kein ernstlich religiöses Interesse, nicht für noch gegen die Reformation. Er hat noch 1536 einen Bund geschlossen mit den Türken gegen den Kaiser. Solch ein Bund war damals ein Abfall von den Grundgedanken der abendländischen Christenheit. An des Königs Tisch saß seine Frau und seine Maitresse. An seinem Hof wurden die Sacramente verspottet, die Fräuleins der Königin wurden in die Mysterien des Hofes eingeweiht durch eine Art Taufe le corps tout nud. Franz fürchtete eine Spaltung des Reichs, wie er sie in Deutschland sah. Durch die Verbindung mit Genf und durch den Gegensatz der Regierung entstand unter den reformatorisch Gesinnten ein republikanischer Geist der edelsten Art. Es waren vornehmlich Glieder des Adels und des gebildeten Bürgerthums, welche sich der reformatorischen Bewegung hingaben, besonders im Süden. Scheiterhaufen wurden ihnen errichtet durch zwei fast unabhängige Behörden, das Parlament von Paris und die Sorbonne. Diese, dem heiligen Thomas vereidet, war Hüterin der römischen Orthodoxie. Sie ernannte in Sachen des Glaubens eine Deputation, die mit Luthers Verdammung anhob, Ketzerei als bürgerliches Verbrechen und Hochverrath gegen die höchste Majestät bezeichnete, und das Parlament war bereit, solche Beschlüsse zu vollziehn. Waldenser wurden in Masse verbrannt. 1545 wurden auf vier Hauptplätzen von Paris je acht

Verurtheilte an Stangen festgebunden, die auf und niedergelassen wurden über brennenden Scheiterhaufen, bis die Stricke verbrannt waren und die Unglückseligen in die Flamme fielen. Auf einem dieser Plätze hat der König zugesehn. Man sagte mit Bezug auf die Maßregeln in Deutschland: Caesar edit edicta, rex supplicia. Doch hat dieser König den Protestanten in Deutschland Hülfe angeboten, die Heinrich II, sein Sohn, Moritz von Sachsen geleistet hat.

Auf dem Thron von Frankreich saßen damals die Valois. Prinzen von königlichem Geblüt waren die Bourbons, die im Süden ein kleines Lehnsreich, Béarn besaßen, mit dem Königstitel von Navarra. Hier war um die Mitte des Jahrhunderts Alles evangelisch geworden durch Roussel und Beza. Heinrich von Navarra, der in der zehnten Generation von Ludwig dem Heiligen abstammte, war damals Regent. Als der König Heinrich II im Turnier umgekommen war, herrschte über seine unmündigen Söhne ihre Mutter Katharina Medici, eine Nichte Clemens' VII. Sie konnte nicht herrschen durch mächtigen Geist, aber durch Ränke zwischen politischen Parteien: an der Spitze der einen die Herzöge von Guise, deren einer, Karl, berühmt als Redner, der Cardinal; der andre, Heinrich, mächtig im Rath und im Felde war. Die Häupter der andren Partei waren die Prinzen Bourbon und Coligny aus der Burgunder Familie Chatillon, jener ein berühmter Feldherr, dieser Admiral von Frankreich. Es waren politische Parteien, aber in Zeiten großer religiöser Gegensätze fällt Alles diesen zu. So waren die Guisen Häupter der katholischen, die Bourbonen Häupter der reformatorischen Richtung.

Die Evangelischen sind im Süden des Landes Hugenotten genannt worden, wahrscheinlich im Volksdialekt eine Verkehrung von Eidgenots, Eidgenossen. Doch hat man auch andre Ableitungen geltend gemacht: so galt in Besançon Hugues als Hauptbegründer dieser Richtung. Nach Beza war in Tours der Ahnherr des französischen Königthums Hugo Capet als Nachtgespenst mit seiner Schar dem Volke wohlbekannt, und so habe man die Evangelischen, welche des Nachts umherzogen, wenn sie zu ihren Versammlungen gingen, das Heer Hugos genannt.

Als 1559 im Angesicht des Scheiterhaufens die Abgeordneten der Hugenotten in Paris eine Kirchenordnung feststellten, erschien es freilich unmöglich sie alle hinzurichten. Die Königin-Mutter Katharina, zur Versöhnung der religiösen Spaltung, veranstaltete ein Religionsgespräch zu Poissy [1561]. Dahin kamen die Prälaten von Frankreich und der hugenottische Adel mit den Pastoren, auch Beza

war eingeladen. Er erschien nicht als Geistlicher, sondern in der Tracht des Adels, auch die Damen des Hofes bemerkten, daß er in feierlicher Rede wie im geselligen Gespräch dem Cardinal Guise sehr gewachsen sei. Die Folge dieses Religionsgesprächs war das Januaredict von 1562, welches den Hugenotten Gewissensfreiheit ertheilte mit beschränkter Cultusfreiheit. Es war der Anfang und die Möglichkeit eines friedlichen Beisammenseins der Parteien. Doch war die katholische Partei entrüstet über dies Zugeständniß. In Vassy hielt eine hugenottische Gemeinde ihren Sonntagsgottesdienst in einer Scheune, als Heinrich Guise mit seinem Gefolge vorüberritt. Dieses fing Händel an mit der frommen Versammlung, und alle Versammelte sind erschlagen worden. Heinrich Guise hat versucht, die Blutthat zu entschuldigen: er habe nur mit den Leuten reden wollen, sie hätten Streit angefangen. Aber er hat's nicht verhindert, sie waren wehrlos, sein war die That.

Durch solchen Bruch des Edicts ist ein Religions- und Bürgerkrieg entstanden, weil die Hugenotten eine politische Partei waren und kriegerische Führer besaßen. Coligny lebte auf seinem Schlosse Chatillon innerhalb eines patriarchalisch-calvinischen Hauswesens. Er hielt das Morgengebet inmitten seiner Leute und führte sie zu bestimmter Stunde zu Predigt und Psalmgesang. Als er bedachte, ob er sich an die Spitze des Aufstandes gegen die königliche Gewalt stellen wolle, frug er seine Frau, ob sie Seelenstärke genug habe, Gefahr, Verbannung, Ruin ihres Hauses, vielleicht selbst den Untergang ihrer Kinder zu erleben. Sie antwortete: nicht zur Unterdrückung Andrer, sondern zur Rettung seiner Glaubensbrüder, deren Qualen sie nicht schlafen lassen, würde er das Schwert ziehen, ihm habe Gott den Verstand eines Feldherrn verliehn, er sei schuldig, ihn anzuwenden, sonst werde er dereinst vor dem Richterstuhl Gottes Rechenschaft ablegen müssen. Coligny war fortan die Seele der kriegerischen Unternehmungen, er ein Royalist gegen den König, den er als unfrei betrachtete und in den Händen einer Fraction. Beim Ausbruch dieses Kriegs waren die Hugenotten der Zahl nach ungefähr so viele und in der Lage wie die Christen vor Constantin. So waren sie zwar in der Minderzahl, aber unter ihnen der kriegerische Adel. Die Städte waren getheilt: Paris von der Sorbonne, von leidenschaftlichen Predigern beherrscht, war die Hauptstütze des exclusiven Katholicismus, dagegen das seemächtige La Rochelle die Burg der Hugenotten. Spanien und der Papst leisteten der Regierung Hülfe. Der Papst sandte Truppen, von den Hugenotten das Heer des Antichrist genannt. Für die Hugenotten war Elisabeth von England,

auch deutsche Fürsten, wie der Kurfürst von der Pfalz und durch den Kanzler Crell eine Zeit lang der Kurfürst von Sachsen. Die Verheerungen des religiösen Bürgerkriegs waren eher noch furchtbarer als die der Revolution von 1793. Bruder stand gegen Bruder, Vater gegen Sohn, das Bekenntniß löste alle Familienbande. So kam zum religiösen Haß auch religiöse Blutrache. Wo die Hugenotten siegten, wurde aus den Kirchengeräthen Geld geschlagen zur Kriegsführung, Bilder und Altäre zertrümmert. Siegten die Katholischen, so wurden die Bibeln verbrannt und die Priester erhängt. Die Regierung erließ ein Edict, welches jedem Einzelnen gestattete Krieg zu führen gegen die Ketzer, zu rauben und zu brennen. Die Königin Katharina hatte bei dem Krieg zunächst nicht grade ein religiöses Interesse. Als einst die Kunde kam von einem großen Sieg der Hugenotten, sagte sie: „Nun so werden wir hugenottisch beten müssen.“ Aber sie war die Nichte des Papstes, und nur über ein katholisches Volk meinte sie für sich und ihre Söhne die Herrschaft gesichert. Der Herzog Alba rieth: ein Fürst, der mit seinen Unterthanen einen Vertrag eingehe, könne nie mehr auf Gehorsam rechnen, durch Zugeständnisse an Ketzer vergebe sie Gottes Recht, besser ein Reich durch Krieg verderben, als es ketzerisch werden lassen. Die Hugenotten hatten nach 8jährigem Kriege weniger gesiegt, als daß sie unbesiegt geblieben waren. Der Friede von St. Germain [1570] gewährte auf's Neue Gewissensfreiheit, eine beschränkte Öffentlichkeit des Gottesdienstes und gleiche politische Rechte, die Hugenotten erhielten vier feste Plätze, darunter La Rochelle, mit hugenottischer Besatzung.

Heinrich von Navarra war im Gebirge erzogen. Nach des Vaters frühem Tode hat seine Mutter den 15jährigen nach La Rochelle gebracht. An der Seite Colignys, dem er mit höchster Ehrfurcht zugethan war, ist dieser Prinz im Lager und in Gefechten aufgewachsen. Seine Vermählung mit der jüngsten Tochter Katharinas sollte als ein großes Versöhnungsfest gefeiert werden. Auch Coligny kam nach Paris. Er übte großen Einfluß auf den jungen König Karl IX, der sich die Kriegsthaten des alten Helden erzählen ließ. Er war nahe daran, ihn zum Krieg mit Spanien zu bestimmen, zum Schutz der Niederlande. Das hätte den Bruch mit der katholischen Macht bedeutet, der König hätte sich auf die Hugenotten stützen müssen. Da ist jenes furchtbarste Verbrechen geschehen, das je eine Regierung gegen ihr Volk begangen hat, bekannt unter dem Namen der Bluthochzeit.

Sonntag, in der Bartholomäusnacht, vom 24. auf den 25. August 1572 früh 3 Uhr wurde aus dem königlichen Palast, dem Louvre, das

Mordzeichen gegeben. Coligny war zwei Tage vorher durch Schuß aus einem Fenster verwundet worden, er lag zu Bett und las in Calvins Commentar über Hiob. Seine Leute sammelten sich um ihn. Er erkannte die Nutzlosigkeit jeden Widerstandes: „Eure Hülfe kann mir nichts helfen; rettet euch!" Noch halb lebend ist er aus dem Fenster herabgestürzt worden. Bis an das hochzeitliche Bett Heinrichs von Navarra wüthete der Mord, er blieb verschont unter der Bedingung, katholisch zu werden. Die Häupter der Hugenotten waren bezeichnet, die Henkersrollen für die Nacht vertheilt. Dann aber wurde der allgemeine Mord dem Privathaß und dem katholischen Pöbel überlassen. Sieben Tage lang hat das Wüthen in Paris gewährt, die Seine wälzte nur mühsam die Leichen fort. Gleiche Mordbefehle waren an die Provinzen erlassen, und sie sind theilweis vollzogen worden. Karl IX hat vor dem Parlament erklärt, die Hugenotten hätten ihm nach dem Leben getrachtet, nur durch jene That sei er gerettet worden. Es wurde ein jährliches Dankfest zum 24. August verordnet. Philipp II ließ in Madrid ein Schauspiel vor sich aufführen: „Triumph der siegreichen Kirche."

Nach der hergebrachten Ansicht war die That schon lange vorbereitet, und die Hochzeit zu diesem Zweck als ein großes Fest angestellt, durch politische Intriguen der Königin-Mutter, durch den Ehrgeiz der Guisen und den Religionshaß des Volks von Paris. Dagegen hat Capefigue in geistvoller doch flüchtiger Darstellung das Ereigniß als eine Nothwendigkeit geschildert, begründet in der Beschaffenheit des Staats jener Zeit. Die durch heilige Gebräuche zusammengehaltenen Gemeinden hätten alte Freiheit und Sitte gegen die Partei der Neurung vertheidigt: in Paris stießen die Parteien auf einander, hier kam es nothwendig zur Explosion, und die Regierung schlug sich zur stärkeren Partei, um nicht erdrückt zu werden. Bei einer Revolution müsse man oft die Eigennamen auslöschen, wenn man lobt oder tadelt, die Massen thun Böses oder Gutes. In der Verzweiflung des Conseils sei die That beschlossen worden, um einem neuen Bürgerkrieg vorzubeugen. Das Volk habe Alles mit sich fortgerissen. So der moderne französische Geschichtschreiber.

Aber wenn die Regierung Treue halten wollte, die Hugenotten waren stark genug, um auch mitten in Paris sich selbst zu schützen. Thatsachen sprechen für und wider einen vorbedachten Plan. Allerdings man erinnerte sich einer Rede der Königin-Mutter, sie werde sich an den Rebellen zu rächen wissen. Allein zu eben jener Zeit war eine Vermählung ihres jüngsten Sohns mit der Königin Elisabeth im Werke, eine von ihr sehr erwünschte Vermählung, die durch jene That nothwendig

aufgehoben wurde. Wahrscheinlich ist Katharina schwankend gewesen, sie war erbittert gegen die Hugenotten, scheu vor Colignys Einfluß auf den König. Doch hatte sie auch nicht Lust, die Guisen allein mächtig werden zu lassen. Sie hat wohl lange an solch ein Unternehmen gedacht, sie war Italienerin und in italienischen Städten waren damals dergleichen Massenunthaten nicht unerhört. Dann aber scheint's doch im Moment ausgeführt worden zu sein. Es gibt eine innre Zweizüngigkeit, die das Entgegengesetzte gleichzeitig beabsichtigen kann. Der versuchte Meuchelmord gegen Coligny, erwiesenermaßen durch die Königin veranlaßt, scheint gegen einen vorbedachten Plan zu sprechen. Nur durch zufällige Wendung hatte die Kugel bloß den Arm getroffen, wäre Coligny getödtet worden, man hätte sich damit vielleicht begnügt. Schwerlich, wenn man nach zwei Tagen das allgemeine Blutbad im Sinne hatte, würde man durch diesen Anfall den Verdacht geweckt haben. Dachten doch die Hugenotten schon daran, mit ihrem verwundeten Feldherrn in bewaffnetem Zug davon zu ziehn. Coligny selbst hat sie davon abgehalten im Vertrauen auf den König und auf seine Macht über ihn. Karl IX schwankte, er wurde nur von der Mutter fortgerissen, doch soll er dann aus dem Louvre selbst auf Flüchtige geschossen haben. Am Abend des 23. hat die Königin-Mutter den Bürgermeister von Paris zu sich berufen und ihm gesagt: Wenn der König in einer dringenden Angelegenheit sich der Bevölkerung von Paris bedienen wolle, auf welche Zahl er rechnen könne? Der antwortete, je nach der Zeit die man ihm lasse, in einem Monat 100000. Wie viel am nächsten Tag? Er meinte 20000. Dann solle er sie am nächsten Abend bereit halten und die Thore schließen für den Fall gewaffneten Widerstandes. Aber man bedurfte kein Heer, ihre Häupter in den Betten zu überfallen.

§ 224. Das Edict von Nantes.

Die Folge der Bluthochzeit war die Erneurung des Religionskriegs. Es waren doch nur Tausende gefallen, obwohl die Angesehensten. Aber ihrer waren Millionen, wenigstens wollten sie sterben mit den Waffen in der Hand.

In Frankreich war alles öffentliche Vertrauen vernichtet. Als La Rochelle vom königlichen Heer belagert wurde und der Führer billige Bedingungen anbot, antworteten die Hugenotten: „Ihr sollt uns nicht im Schlaf ermorden wie Coligny!“ „Gibt euch das Wort des Königs keine Bürgschaft?“ „Nein, beim heiligen Bartholomäus

nicht.“ Heinrich von Navarra, nachdem er am Hofe Katharinas die Messe und das leichtfertige Leben mitgemacht hatte, wandte sich wieder den alten Glaubensgenossen zu. Sein weißer Federbusch wehte in der Mitte ihrer Schlachten. Karl IX, der junge König, sah Blutströme und Leichenhaufen um sich, er hielt sich umringt von Schatten der Ermordeten und ist 1574 in schweren Träumen gestorben.

Sein Nachfolger Heinrich III, obwohl seine Hände tief in das Blut der Hochzeit getaucht waren, wurde durchdrungen von der Nothwendigkeit eines Friedens mit den Hugenotten, der doch durch die heilige Ligue verhindert ward. Diese ist entstanden 1585 durch eine Verabredung zwischen spanischen Abgeordneten Philipps II und den Herzögen Guise. Da Heinrich III keine Nachkommen hatte und sie nicht hoffen ließ nach den Ausschweifungen seiner Jugend, war Heinrich von Navarra der einzige rechtmäßige Thronerbe. Aber als rückfälliger Ketzer war er nach katholischer Anschauung von der Krone ausgeschlossen. Sixtus V hat damals eine Bulle erlassen, welche ihn aller seiner Besitzungen für verlustig und unfähig zur Krone erklärte. Es war die Absicht, unter spanischem Patronat den Herzog Heinrich Guise auf den Thron zu erheben. Deßhalb und zugleich zur Vernichtung der Ketzer in Frankreich und den Niederlanden ist der Bund geschlossen worden. Ein Stammbaum wurde gefertigt, nach welchem Heinrich von Karl dem Großen abstammte. Aus allen Ständen wurden Mitglieder aufgenommen, Jeder versprach, ihm bekannte, sichere Leute aufzunehmen. Ihr Eid verlangte Gut und Blut dem Bund zu weihen, keinen Hugenotten in Frankreich zu dulden, auch dem Oberhaupte des Bundes, Heinrich Guise, unbedingten Gehorsam zu leisten. So standen die drei Heinriche an der Spitze der Parteien. Der König war nicht mehr Herr der Ligue gegenüber, er will um jeden Preis der Guisen sich entledigen. Da er als Richter und als Herr das nicht vermochte, ist beschlossen worden, sie meuchlerisch in einer geheimen Rathssitzung umzubringen. Herzog Heinrich und der Cardinal von Lothringen sind unter dem Dolch der Meuchelmörder gefallen, Richard Guise ist entflohn. Nun aber erhob sich das katholische Volk wie ein Mann gegen den König, die Sorbonne erklärte den Eid der Treue für gelöst und ließ den Namen des Königs aus dem Kirchengebet streichen. Ihm blieb nichts übrig als ein Bund mit den Hugenotten. Er ließ ein Manifest ausgehen: die Hugenotten seien nicht Ketzer zu nennen, wer sich zum Evangelium bekenne sei ein Christ, der kleine Unterschied der Lehre solle nicht eine Nation in Feindschaft zerspalten. Mit Heinrich von Navarra war der König im Lager vor Paris, als Mord durch Mord gerächt wurde.

Der Dominicaner Jacob Clément, ein einfältiger, schwächlicher Mensch stieß dem König ein Messer in den Leib. Die Sorbonne hat erklärt, ein excommunicirter König könne auch durch einen Privatmann getödtet werden.

Er war der letzte Valois. So ist Heinrich von Navarra durch seine Feinde selbst dem nationalen Recht nach König geworden als Heinrich IV. Er war heldenmüthig, leichtsinnig, gutmüthig, von ihm stammt das bekannte Wort: in seinem Reiche müsse jeder Bauer Sonntags sein Huhn im Topfe haben. In seiner Persönlichkeit war etwas, das die Menschen gewann, indem er sich ihnen hinzugeben schien, riß er sie fort. Aber die Ligue hätte ihn als ketzerischen König nie ertragen, auch die Hugenotten konnten das nicht leugnen. Katholische Royalisten beschworen ihn abermals katholisch zu werden: es sei das einzige Mittel Frankreich in Frieden zu erhalten. Er hat lange geantwortet: dazu könne er sich nicht zwingen lassen, doch hat er die Möglichkeit nie unbedingt abgelehnt. Nach dem Gesichtspunkt jener Zeit war es fraglich, ob man selig werden könne auch in der katholischen Kirche. Beza hat echt protestantisch die Frage bejaht, doch sei ihm bange um die Seele des Königs. Heinrich IV war etwas bedrückt von der streng protestantischen Sitte: einmal am Morgen vor einer Schlacht, als verlautete, daß der König die Nacht bei seiner Geliebten zugebracht, wurde er durch die Prediger genöthigt öffentlich Buße zu thun, knieend vor dem Heer Gott um Vergebung anzuflehn. Der Übertritt zur katholischen Kirche ist ihm doch nicht leicht geworden. Jahre vorher hat er an den Erzbischof von Rouen geschrieben: er hoffe, Frankreich werde ihn noch lieber mit Religion sehn als gar ohne dieselbe, und ohne Religion müsse man ihn glauben, wenn er nur aus weltlichen Gründen die Religion wechsle, die man nicht wechseln könne wie ein Hemd. Sei es Gottes Wille, daß er König von Frankreich werde, so werde ihm Gott auch den Weg dazu eröffnen. Doch war etwas in ihm, das ihn hinausstellte über die alleinigen Interessen des kirchlichen Kampfes. So hat er auch in frühern Jahren einem katholischen Edelmann geschrieben: „Diejenigen, welche ihrem Gewissen folgen, sind von meiner Religion, und ich bin von der Religion aller Derer qui sont braves et bons." So hat er an die Stelle des theologischen Eifers die Idee der Ehre, des Patriotismus gesetzt, und die Franzosen daran gewöhnt, daß es noch etwas Andres gebe als das Übergewicht der einen oder der andern Kirche. Immer doch kam dazu eine sittliche Abschwächung durch die Zügellosigkeit seiner geschlechtlichen Neigungen, seit dem katholischen Zwischenact am Hof der Königin-Mutter. So hat er während der

Belagerung von Paris Bekanntschaften in den umliegenden Nonnenklöstern angeknüpft. Der Marschall Byron fragte ihn einmal spöttisch: ob er schon katholisch geworden sei, daß er so viel mit Nonnen verkehre? Heinrich meinte damals scherzend: er sei König ohne Königreich, Feldherr ohne Geld, ein Ehmann ohne Frau. Er lebte mit der Tochter Katharinas, von der die Bluthochzeit genannt ist, in kältester Ehe. Die am längsten ihn gefesselt, Gabriele d'Estrées, hoffte, wenn sie ihn herüberziehe zum Katholicismus, durch die Dankbarkeit der Hierarchie Königin zu werden. Die Hugenotten sagten: „Gabriel hat einst der Welt das Heil verkündet, Gabriele will jetzt den König um sein Heil betrügen.“ Ein treuer Freund stand ihm doch zur Seite, Philippe de Mornay, Seigneur du Plessis. Dieser hat seine Studien in Heidelberg gemacht, den Krieg hat er in den Niederlanden gelernt und an der Seite Colignys. Aus der Bluthochzeit war er wie durch ein Wunder errettet worden. Heinrich hat von ihm gesagt: „Meine Hand ist mir nicht nothwendiger als dieser Mann.“ Durch ihn geschahen die diplomatischen Verhandlungen, von ihm sind die kriegerisch-religiösen Manifeste ausgegangen, er fühlte sich als Staatsmann im Dienste Gottes: „Wer unsrem Könige dient, dient Gott.“ Sein Mysterium iniquitatis ist eine Geschichte der Verbrechen des Papstthums. In seiner Vertheidigung der reformirten Abendmahlslehre wollten katholische Gelehrte dreihundert falsche Citate nachweisen, und in einer öffentlichen Disputation ist ihm allerdings manches Flüchtige aufgestochen worden, was er nur von Hörensagen kannte. Mitten in der Kriegszeit ist diese Schrift, auch eine Apologie des Christenthums, verfaßt worden. Er stand ein getreuer Eckart gegen die Lüste des Prinzen, er stellte ihm vor, wie die Christenheit nach einem rechten König seufze, er wollte, hoffte an ihm den wahrhaft allerchristlichsten König. Dennoch hat er ihm den Weg gebahnt zum Übertritt, indem er mit den Häuptern der katholischen Partei den Vertrag schloß: sie wollten den König anerkennen gegen sein Versprechen, innerhalb einer bestimmten Zeit sich dem Unterricht einiger Bischöfe zu unterziehn. Mornay meinte, es sei dem König wirklich um die Wahrheit zu thun, er vertraute der evangelischen Wahrheit, daß sein Glaube nur um so befestigter aus solcher Prüfung hervorgehn werde. Der Kampf gegen das eigne Volk hatte bis dahin fortgewüthet, noch oft war der weiße Federstutz gesunken und hatte sich wieder erhoben. Heinrich wollte doch nur eine anständige Vorbereitung seines Übertritts. Er täuschte seine Umgebung, vielleicht auch sich selbst: es sei kein Abfall, kein Übertritt, sondern ein Schritt zur Wiedervereinigung der Christenheit durch eine allgemeine Reformation. Doch hat sich ein Zettel er-

halten an Gabriele: „Morgen beginnt die Unterredung mit den Bischöfen, künftigen Sonntag werde ich den gefährlichen Sprung thun." Er hat ihn gethan in der Kirche von St. Denis [1593], nicht durch Ablegung eines Glaubensbekenntnisses, aber durch die Erklärung vor dem Erzbischof von Bourges, in der heiligen katholisch-apostolischen Kirche zu leben und zu sterben. Sein Herz oder doch seine Überzeugung blieb immer protestantisch, seine Entschuldigung war der Friede, den er Frankreich gebracht hat.

Das Edict von Nantes [1598] war die Abfindung mit der siegenden Partei, die er verlassen hat, das Gesetz der Religionsfreiheit. Den Hugenotten ward der öffentliche Gottesdienst, nur mit einigen Einschränkungen gewährt: ihr Cultus dürfe nicht gehalten werden am Sitze des Hofes, nicht in Paris, nicht im königlichen Heer, außer im Quartier der hugenottischen Befehlshaber. Diese Beschränkungen waren dem König abgedrungen. Trotzdem haben viele Bischöfe öffentliche Gebete gegen das Edict angestellt, auch feierliche Processionen veranstaltet, daß Gott seine Vollziehung verhindere. Es ertheilte den Hugenotten große politische Gerechtsame: in den südlichen Provinzen erhielten sie besondre Gerichtshöfe, chambres de l'édit, in andern die Hälfte der Richter, ferner das Recht, provinzielle und allgemeine Versammlungen zu halten durch geistliche und weltliche Abgeordnete. Von der Generalversammlung konnten zwei Abgeordnete erwählt werden, um am Hofe ihre Sache zu vertreten. Endlich durch einen Zusatzartikel erhielten sie eine Anzahl fester Städte, La Rochelle, Montauban und Nîmes, Burgen der reformirten Kirche.

Fanatische Katholiken haben Heinrich IV das Edict nie verziehn, ihnen blieb er immer der Ketzerkönig. Auch sagte er einmal zu Sully, seinem treuen Minister: „Ich glaube wohl, daß ich auch in der katholischen Religion selig werden kann, aber mein Leben und meine Ehre vertrau ich doch lieber den Reformirten." 1594 versuchte Chatel, ein Schüler der Jesuiten, den König zu ermorden, der Dolch hat ihm nur die Lippen geritzt. Damals hat Agrippa d'Aubigné, ein Hugenotte von altem Schrot und Korn, dessen Memoiren erst in unsren Tagen veröffentlicht sind, zu ihm gesagt: „Ew. Majestät haben Christum nur mit dem Munde verleugnet und sind daher nur am Munde verletzt worden. Wenn Sie ihn aber mit dem Herzen verleugnen, werden Sie am Herzen verwundet werden." Sechzehn Jahre nachher, am 14. Mai 1610, als der Wagen durch eine enge Straße von Paris fuhr, sprang Ravaillac auf den Wagenschlag und stieß dem König das Messer in die Brust. Er war Cistercienser gewesen, keine Folter hat ihm Mitschuldige ent-

rissen. Im Archiv des Justizpalastes wird das Bild bewahrt, welches die Jesuiten in ihrem Hauptcollegium zu Paris aufgestellt hatten: Heinrich IV, wie Teufel ihn in die Hölle stürzen, während Ravaillac von Engeln in die Höhe getragen wird.

Gegenüber einer wahrhaft katholischen Regierung, wie sie nach Heinrichs Ermordung auftrat, waren die Hugenotten ein Staat im Staate. Der Cardinal Richelieu, welcher Ludwig XIII und Frankreich beherrschte, war kein katholischer Eiferer, aber er mochte eine gewaffnete Partei nicht ertragen. Die letzte protestantische Macht der Hugenotten hatte sich in La Rochelle versammelt. Nach einer Vertheidigung, die man der von Jerusalem gleichgestellt hat, nachdem ein Theil der Belagerten verhungert war, ergab sich die Stadt. Der Cardinal sagte zu einer Gesandtschaft der reformirten Geistlichen: „Sie waren gefährdet, so lange Sie Ihre Sicherung in Wällen und Basteien sahn, die der König nicht dulden kann, jetzt da Sie sich der allgemeinen Ordnung unterwerfen und Ihre Sicherung beim König suchen, wird S. Majestät Sorge tragen für Sie und keinen Unterschied machen zwischen Ihren Glaubensgenossen und seinen katholischen Unterthanen." Zu Nîmes [1629] wurden alle kirchlichen Rechte der Hugenotten von Neuem bestätigt, aber durch ein édit de grâce als Sache der Gnade und mit dem seit dieser Zeit üblichen officiellen Ausdruck: pour l'église prétendue reformée. Die Evangelischen sind nie die Mehrzahl in Frankreich gewesen, und die Religionskriege haben sie um die Hälfte ihres Bestandes vor der Bluthochzeit vermindert, an Macht waren sie dem katholischen Volkstheil mindestens gleich. Zu Anfang des 17. Jahrhunderts hatten sie 760 Kirchspiele, ihre Gesammtzahl etwa 6 Millionen, nicht ganz ein Drittel der Bevölkerung, unter ihnen sehr viele Edelleute. Damals ist in der katholischen Kirche wieder die Hoffnung und der Enthusiasmus erwacht geistlich zu siegen. Jesuiten und Franciscaner hatten nicht ohne Erfolg gepredigt. In Foix hat ein 100jähriger Greis, der den ersten Prediger dieser Stadt aus der Hand Calvins empfangen und nach Foix geführt hat, seinen evangelischen Glauben abgeschworen.

§ 225. Spanien und Italien.

Nach Spanien und Italien ist der Protestantismus nur als Neigung Einzelner gekommen, nach Spanien durch die politische Verbindung mit Deutschland, besonders mit den Niederlanden. Doch nicht allein durch die Inquisition ist diese protestantische Neigung rasch und furcht-

bar zurückgewiesen worden als die deutsche Ketzerei, sondern auch durch eine positive Macht. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts war eine Reformation der spanischen Kirche in der Art vollzogen worden, wie Gregor VII sie gewollt, doch nur unter Zulassung der Päpste durch die katholischen Könige, wie Ferdinand und Isabella genannt worden sind. Diese Herrscher über Aragonien und Kastilien, in ihrer Ehe die Einigung Spaniens, haben mit der geordneten Staatsgewalt auch die katholische Kirche beherrscht und durch Einsetzung frommer, ernstgesinnter Männer in die höchsten Kirchenämter eine sittliche Reform des Klerus und der Klöster bewirkt, besonders durch Ximenes, einen Franciscaner, aus niederm Stande, den Beichtvater der Königin, dann Erzbischof von Toledo, derselbe, der das große Bibelwerk herausgegeben hat [vgl. Bd. II, S. 502]. Denn zugleich ward die Wissenschaft in ihrer mittelalterlichen Form begünstigt, das Mittelalter war noch lebendig, der Kampf für den Glauben gegen die Mauren noch in frischer Erinnerung, Christenthum und Katholicismus galten noch als eins. Karl V hat nach einem rein politischen Leben im Kloster St. Just, obwohl umgeben mit aller Würde der Majestät, ein beschauliches Dasein geführt, nach einem doch ganz vereinzelten Bericht sogar bis zu der schauerlichen Lust sein eignes Begräbniß mit anzusehn. Er ist 1558 gestorben. Sein Beichtvater Fucente, der eine Schrift gegen Papst, Messe und Fegfeuer verfaßt hat, ist im Kerker der Inquisition gestorben, seine Gebeine und sein Bild wurden verbrannt. Der Erzbischof von Toledo, der gelehrte, auch in Trient einflußreiche Carranza, der beim Kaiser in seiner letzten Stunde stand, ist von der Inquisition verhaftet und nach Rom ausgeliefert worden. Man hat ihn keiner Irrlehre überführt, aber er ist dort nach neun Jahren als Büßender gestorben [1576] und zehn seiner Diener sind verbrannt worden. Ist nun der Kaiser berührt worden von diesen Bestrebungen? Er hat an seinen Sohn Philipp II geschrieben: wenn er jetzt die Lutheraner nicht alle verbrenne, so begehe er denselben Fehler, „den ich beging, als ich Luther leben ließ“. Ebenso äußert er sich in seinem Testament. Es scheint, daß jene von der Inquisition Ergriffenen nur die Rechtfertigungslehre durch den Glauben allein annahmen, ohne ihre Consequenzen zu ziehn, daher auch bestimmte Irrlehren dem Erzbischof nicht nachgewiesen worden sind. Er und seine Genossen waren nur auf dem Weg zum Protestantismus, aber der Abfall von der katholischen Lehre galt in Spanien als Schimpf an Volk und an Familie.

Johann Diaz, ein gelehrter spanischer Theolog, vom Recht der Reformation ergriffen, war nach Deutschland gegangen und lebte still

in Neuburg an der Donau, den Druck von Bucers Schriften leitend. Sein Bruder Alfons, Mitglied der Rota, des höchsten römischen Gerichtshofs, kam aus Rom, um ihn zum väterlichen Glauben zurückzuführen. Als das vergeblich blieb, reist er ab. Nach einigen Tagen kehrt er im Morgengrauen zurück, er hat sein Pferd an einen Zaun gebunden, sein Diener übergibt dem noch im Bett Liegenden einen Brief von seinem Bruder. Wie sich jener vorbeugt, um im Zwielicht zu lesen, ist Alfons eingetreten, er haut mit einem Beil in seinen Nacken und erschlägt den Bruder, wie Kain den Abel erschlagen hat.

Als Philipp II [1555—1598] die unerschöpflichen Hülfsquellen seines Reichs erschöpfte, um in allen Völkern des Abendlands die religiöse Revolution niederzutreten, hat die Inquisition den Protestantismus durch den Tod aller Verdächtigen im Kerker oder im Gepränge der Autodafés gründlich widerlegt. Solche Autodafés [actus fidei] waren beliebt wie Stiergefechte, als Triumphzug der Kirche und Vorspiel des jüngsten Gerichtes. Die Verurtheilten im Sanbenito, der gelben Kutte, bemalt mit rothen Flammen und schwarzen Teufeln; wo ein kühnes Wort zu fürchten war, trugen sie Maulkörbe. Auch Die waren im Zug, welche eine andre Buße zu thun hatten oder begnadigt werden sollten. Sie wurden geführt von religiösen Brüderschaften mit Fahnen, Kerzen, unter Gesang von Litaneien. In Sevilla sind einmal zweihundert verbrannt worden. In solcher Weise ist bis 1570 jede Äußerung protestantischer Art vertilgt worden.

In Italien waren die gebildeten Stände fast ebenso entschieden für die Reformation wie im südlichen Frankreich. Froben schreibt an Luther, daß ein guter Theil seiner Bücher [der lateinischen] nach Italien gehe. Melanchthons Schriften verbreiteten sich unter dem übersetzten Namen Ippofilo da terra nigra. Aber die reformatorisch Gesinnten sind theils auch fortgeschritten bis zum Gegensatz wider die Trinität, und durch diese Überschreitung wurden sie ausgeworfen vom Strom der Reformation, theils blieben sie bei der Rechtfertigungslehre stehn, ohne ihre Folgerungen gegen die Papstkirche zu ziehn. So eine reformatorische Hauptschrift: „Von der Wohlthat Christi" [del beneficio di Giesù Cristo crocifisso]. In Rom sind ganze Haufen davon verbrannt worden, daher Ranke dafür hielt, sie sei ganz vernichtet worden. Da hat man doch 1853 in Cambridge ein Exemplar aufgefunden, und nun ist die Schrift wieder rasch verbreitet worden. Es war die Auferstehung eines Todtgeglaubten. Auf die Frage: wie kann ich selig werden, gibt sie die Antwort: in Christo allein. An die Stelle aller eignen Werke und menschlichen Rechtfertigungsmittel tritt

der Glaube an das Verdienst Christi, aus welchem mit innrer Nothwendigkeit ein heiliges Leben erwachse. Dieser Glaube zugleich mit der calvinischen Lehre von der Gnadenwahl, nach ihrer tröstlichen Seite gefaßt. So in einfacher, schöner Sprache, es liegt die ganze Reformation darin, doch ohne zu brechen mit der römischen Kirche. Als Verfasser der Schrift hat lange Paleario gegolten, ein humanistischer Dichter und Redner in Siena. Schon 1541 ward er verdächtigt und angeklagt, in seiner Vertheidigungsrede vor dem Senate sprach er: „Ich halte dafür, zu dieser Zeit zieme dem christlichen Manne nicht, auf dem Bett zu sterben. Will man mich dem Feuertod übergeben, dessen meine Feinde mich würdig erklären, dann ist Niemand glücklicher als ich." Er ist erst dreißig Jahre später, am 3. Juli 1570 in Rom gehängt und verbrannt worden. Am Vorabend schrieb er an seine Frau: „Ich möchte nicht, daß meine Freude ein Gegenstand des Kummers für dich wäre, und die Gnade, die Gott mir erweist, dir zu einer Quelle des Jammers würde. Die Stunde ist gekommen, da ich aus dem Leben scheiden muß, um vor meinem Herrn zu erscheinen. Mit solchem Vergnügen trete ich diese Reise an, als wäre ich zum Hochzeitsfest eines großen Königs geladen. Ich habe den Herrn um diese innre Freudigkeit gebeten, und er hat sie mir gewährt in seiner unendlichen Barmherzigkeit. Darum, mein theures Weib, muß der Wille Gottes und deine Ergebung auch dich aufrecht erhalten." Neuere Actenstücke haben doch erwiesen, daß nicht er der Verfasser jener Schrift gewesen ist, sondern ein Benedictiner Don Benedetto von Mantua, ein unbekannter Mann. Auch Pietro Carnesecchi, Protonotar und Freund Clemens VII, noch aus dem Kreis evangelisch gesinnter Prälaten, welche die ersten Jahre Pauls III umgaben, hat unter Pius V [1567] geendet, mit dem Bewußtsein weder den Ketzern noch den Katholiken genügt zu haben.

In Ferrara stand das Evangelium unter dem Schutz der Herzogin Renée, der Tochter Ludwigs XII von Frankreich, die vermählt war mit Ercole d'Este. Bei ihr fanden die reformatorischen Gelehrten eine Freistätte, auch Calvin. Als die katholische Reaction eintrat, wurde sie gefangen in ihrem Palast, ihre Kinder weggenommen. 1559 nach dem Tod ihres Gemahls ist sie nach Frankreich zurückgegangen. Als der Herzog Guise ihr Schloß belagerte und es beschießen wollte, wenn sie die Rebellen nicht entferne, antwortete sie: „Sagt euerm Herrn, daß ich selbst die Zinnen besteigen und zusehn will, ob er es wagt eine Königstochter Frankreichs umzubringen."

Die Reformation in Italien war doch nur ein innrer Abfall der Gebildeten von der herrschenden Kirche, sie wurzelte nicht in einem Volk, dem sich Gott bisher nur in Zeichen und Bildern offenbart hat. In Venedig, wo doch bereits die Anfänge einer protestantischen Gemeindebildung entstanden waren, pflegte die Inquisition die Beschuldigten um Mitternacht einzuschiffen. Draußen in den Lagunen wurden sie auf ein Bret zwischen zwei Gondeln gebunden, die fuhren aus einander und die See begrub schweigend ihr Opfer. In Calabrien wurden um diese Zeit Waldenser gejagt und geschlachtet wie wilde Thiere [1560]. In einem Hause wurden hier etwa 50 gefangen gehalten, der Henker holte einen nach dem andern heraus und schnitt ihm die Kehle ab. In Rom erfreute man sich am Schauspiel der feierlichen Verurtheilung vor der Minervakirche und an der Verbrennung der insgeheim doch schon Erdrosselten. Die Folge der allgemeinen Verfolgung war Flucht und Abfall, die sich retteten fanden doch meist nur ein kümmerliches Dasein in der Fremde. Wie schwer Verleugnung auf dem Gewissen liegt, stellt sich grausenhaft dar an Francesco Spiera. Er war Advocat im Gebiet von Venedig, durch einen päpstlichen Legaten wird er wieder katholisch, aber Gewissensbisse führen ihn wieder zum Evangelium zurück. Aus Todesfurcht schwört er es noch einmal ab. Nun in der Selbstverachtung wird er von entsetzlicher Seelenangst ergriffen, er fühlt sich schuldig der Sünde wider den heiligen Geist und hat im Wahnsinn geendet.

Thun wir einen Blick über den Gang der Reformation, so liegt das Urtheil nahe, daß der Norden das Erbtheil des Protestantismus sei. Doch in Frankreich ist es grade der Süden, der sich ihm zugewendet hat, und Irland, das nördlicher liegt als England, hat nichts von ihm wissen wollen. Die klimatischen und nationalen Verhältnisse geben nicht allein die Entscheidung, man muß anerkennen, daß hier etwas Unberechenbares vorliegt im religiösen Leben der Individuen wie der Nationen. Doch so weit sich's erklären läßt, sind es vorzugsweise die germanischen Völker und das Germanische in den Völkern, was sich dem Protestantismus zuwendet und erst in ihm zur freien religiösen Entwicklung gelangt, während die romanischen Völker, deren Sprache und also auch Bildung sich aus dem Latein entwickelt hat, überwiegend an der römischen Kirche festhielten.

Durch die Reformation bedingt treten allerlei Secten und religiöse Sonderlinge hervor, die von den protestantischen Landeskirchen nicht als die Ihren anerkannt wurden. Ketzer im katholischen Sinn kennt

der Protestantismus, so weit er sich selber kennt, nicht. Der reformatorische Protestantismus achtete sich doch gebunden an die H. Schrift und an den Kirchenglauben der ersten fünf Jahrhunderte. Nachdem aber Satzungen, die so viele Jahrhunderte die Gläubigen beherrscht hatten, plötzlich umgeworfen worden, war kaum zu erwarten, daß die Geister sich sofort von Neuem zu denselben positiven Meinungen einigen würden. Dennoch ist das in hohem Grade geschehn, aber Einzelne, obwohl der protestantischen Bewegung angehörig, schritten über dieses Gemeinsame hinaus. Diese Überschreitenden, diese Ultras, bilden den Inhalt unsres folgenden Capitels.

Viertes Capitel. Schwärmer und Ultras der Reformation.

§ 226. Anabaptisten.

Als die Republik Genf nach dem Rath Calvins einen Gegner des dreieinigen Gottes verbrennen ließ, urtheilte Melanchthon: „Ich meine, daß der Magistrat recht gehandelt, wenn er einen Gottesleugner nach geordnetem Spruch zum Tode gebracht hat." Man wandte das mosaische Gesetz gegen Gottesleugner auf solche Ungläubige an, indem man unbewußt noch auf dem katholischen Standpunkt verharrte. Wo sich die Protestanten als die herrschende Kirche fühlten, dachten sie nicht daran, daß ihre Todesurtheile gegen Ketzer eine Rechtfertigung alles Dessen enthielten, was von seiten der katholischen Kirche gegen sie selbst und ihre Glaubensgenossen geschah. Bullinger schreibt von Wiedertäufern: „Sie verharrten frech in ihrer Weise bis an's Ende." So spricht er von dem todesmuthigen Märtyrerthum. Der Gedanke der Glaubensfreiheit lag diesem Zeitalter noch fern. Zwar Luther schreibt: „Über die Seele will Gott Niemanden herrschen lassen," doch hält er nur da auf solche Freiheit, wo Das, was er als Wahrheit erkannt, bedrückt wurde. Dagegen will er einen wegen Irrlehre Eingezognen, auch nach erlangter vorläufiger Überzeugung seiner Unschuld nicht frei gegeben wissen: „damit wir keinen Scherz aus des Teufels Ansuchen machen". Die Henker nannte er die gelehrtesten Doctores. Beza nannte es eine gottlose Lehre die Gewissensfreiheit zu gestatten, also Jeden, wenn er will, zu Grunde gehn zu lassen: „Das ist eine teuflische Lehre, die heutzutage Polen und Siebenbürgen mit so vielen

pestilenzischen Menschen erfüllt, wie kein andres Land unter der Sonne sie dulden würde." Unter den Fürsten schienen nur Philipp von Hessen und ein Friedrich von der Pfalz geneigt das Recht der Gewissensfreiheit und einen frommen Inhalt im fremden Glauben anzuerkennen.

Der Gegensatz, der sich hie und da gegen die reformatorische Richtung aus ihrer eignen Mitte erhob, trifft sie theils in ihrem Wesen und in ihrer Sitte, theils mehr in ihrem Dogma. In ersterer Beziehung als Anabaptismus.

Es wird uns nirgends ein Gründer der Wiedertäufer genannt. Bullinger meint, der Anfang gehe aus von Sachsen. Wir kennen allerdings keine frühren Gegner der Kindertaufe als jene Propheten, die von Zwickau nach Wittenberg kamen. Aber ohne nachweisbaren Zusammenhang unter einander, überall wohin die Reformation sich wendet, erscheinen auch diese drohenden Gestalten. Sonach muß doch irgend ein Zusammenhang stattfinden mit den reformatorischen Tendenzen, er zeigt sich in beiden Hauptmerkmalen des Anabaptismus: 1) Die Reformation wollte die Sacramente zurückführen auf ihre Einsetzung und Bedeutung in der H. Schrift. In verschiedner Weise, doch allgemein kam es zu einer Umgestaltung des ersten Sacraments, des heiligen Abendmahls. Hiernach lag der Argwohn nahe, daß auch das andre von der päpstlichen Kirche verdunkelt worden, die Taufe. In der apostolischen Kirche werden Erwachsene getauft, von Kindern, von Neugebornen ist mindestens unsicher, ob auch sie getauft worden sind. Hiernach erschien das biblische Recht der Kindertaufe zweifelhaft. Im Gegensatz des opus operatum verkündete die Reformation: der Glaube allein macht selig, die unter den Schrecken des sündenbeladnen Gewissens entstandne Hingabe des Herzens an den für uns gekreuzigten und auferstandnen Christus. Wie war doch möglich ein solcher Glaube bei Säuglingen! Sonach ergab sich als reformatorische Folgerung: die Kindertaufe ist verwerflich, in fanatischer Steigerung: sie ist vom Teufel erdacht. Wo sie geschehn, ist sie ungültig, erst an Erwachsenen zu vollziehn. Eine solche Neutaufe erscheint nur dem draußen Stehenden als Wiedertaufe, es ist erst die rechte Taufe. Diese Verwerfung der Kindertaufe war nur das Eine, Äußerliche, aber sie ist das Wahrzeichen der Partei geworden, wie etwa der Kelch das der Husiten. 2) Das Wesentliche des Katholicismus ist die unbedingte Macht der Kirche, gegründet auf ihre Unfehlbarkeit durch göttliche Inspiration, sie die objective Macht, der sich jeder Gläubige zu unterwerfen hat. Der Protestantismus betonte dagegen die Berechtigung des einzelnen Subjects, das Recht der Subjectivität gegenüber der Kirche, aber nach der

gemeinsamen Ansicht als gebunden an die H. Schrift. Wiefern doch diese eine äußerliche, nicht auf alle Fragen des religiösen Gewissens antwortende ist, lag nahe der extreme Gegensatz zur katholischen Anschauung: Inspiration nicht der Kirche, aber des einzelnen Frommen. Das protestantische Recht der Subjectivität schlägt hier zurück auf den katholischen Standpunkt: nicht die Kirche, sondern der Einzelne, durch Gott Inspirirte ist unfehlbar, der Einzelne also Gegenstand der göttlichen Offenbarung und durch sie berechtigt, unfehlbar. In Zeiten, in Zuständen großer religiöser Aufregung sind einzelne Begabte gern geneigt sich über die Menge zu erheben und die Unmittelbarkeit ihrer religiösen Überzeugung als göttliche Offenbarung ansehend, sich selbst für Propheten zu achten.

Dies ist der Grundcharakter des Anabaptismus geworden, nicht als ob er gemeint hätte, alle Einzelnen wären nun über menschliche Irrthümer erhaben, wohl aber jeder Einzelne kann ein Organ des göttlichen Geistes werden. Es sind die religiös Begabten, die sich als solche Organe fühlen, die Menge nimmt an dem Anabaptismus nur Theil, indem sie an solche Propheten glaubt.

Hieraus ergeben sich eine Reihe Folgerungen, die sich in einzelnen Kreisen mehr oder minder ausgebildet haben. So lange etwas Allgemeines, Gemeinsames anerkannt ist unter den Menschen als Regel ihres Denkens und Lebens, sei es ein Gesetz, sei es die H. Schrift, sei es selbst die Vernunft, ist eine Untersuchung, ein vernünftiger Streit denkbar. Wo aber der Einzelne sich anmaßt, daß Gott unmittelbar durch ihn spreche, da entsteht immer die Gefahr, daß die subjective Willkür, die Leidenschaft sich für den göttlichen Willen ausgiebt. Wo Alles auf göttliche Eingebung gestellt wird, treten an die Stelle des geistlichen Standes die einzelnen Geistesbegabten. Sie stehn über allen menschlichen Gesetzen, also auch über dem Staat. Sie achten sich berechtigt mit aller geschichtlichen Entwicklung zu brechen und ihr religiöses Ideal sofort einzuführen. So erneuten sich unter den Wiedertäufern die dringenden Hoffnungen der apostolischen Kirche auf das demnächstige Kommen des irdischen Gottesreichs mit der Wiederkunft Christi. Das Harren und Pochen auf göttliche Eingebung war vereinbar mit Werthhaltung der Schrift, als dem nicht minder inspirirten Gottesbuch, ja auch mit dem Hängen an ihrem Buchstaben zur Bezeugung paradoxer oder revolutionärer Meinungen. Man schloß noch gegen das Recht eines Eigenthums der einzelnen Christen nach dem Spruch: „Willst du vollkommen werden, so gehe hin und verkaufe was du hast.“ Gegen fürstliche Gewalt, ja Bekleidung irgend eines obrig-

zeitlichen Amts: „Die Könige herrschen, ihr aber nicht so.“ Der Spruch: „Gott wohnt nicht in Tempeln, von Menschenhänden gemacht,“ galt der Zerstörung der Kirchen. Das Wort: „Seid Niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet,“ schien zu berechtigen zur Zerreißung der Schuldbriefe.

Je nach der Individualität solcher Inspirirter erscheint ihr sittlicher und religiöser Gehalt sehr verschieden, wie er sich auch dargestellt hat in verschiedenen Parteien. Bullinger nennt und beschreibt, offenbar nach seinen schweizerischen Erfahrungen, diese Parteien: Abgeschiedne geistliche Taufer, die mit harter Satzung über Essen, Trinken, Schlaf und Kleidung wie gestorbene Menschen umhergehn. Sie freuten sich, Gewalt zu leiden und hielten das Leben für eine Langeweile. Gottgelaßne betende Taufer, die schier nichts thaten als beten und mit Gebet allem Übel widerstehn wollten. Staunige oder verzückte Brüder, die allezeit nach Gesichten zum Himmel auffahn und wenn der Geist über sie kommt, mit entstellten Gebärden am ganzen Leibe zitterten, das Sterben in furchtbarer Treue an sich darstellten, endlich wie todt auf der Erde lagen. Apostolische Taufer, die Haus und Hof, Weib und Kind verlassend, ohne Schuh und ohne Stab predigend umherzogen, oder auch sich mit kindischem Spielwerk abgaben, um zu werden wie die Kinder. Aber auch freie Brüder, die dafür hielten, daß der Wiedergeborne frei vom Gesetz und gleichgültig gegen das Fleisch, gar nicht mehr sündigen könne, daher sie zügellos in Gemeinschaft der Weiber und Güter sich allen Lüsten hingaben. Doch wurden diese von den meisten Täufern als grobe und wüste Brüder verabscheut. Indem jeder Einfall sich als göttliche Eingebung gebärden konnte, geschah Thörichtes, Hartes, Entsetzliches. Ein wiedertäuferisches Weib hat ihre Freunde zu einer Mahlzeit geladen, der Tisch ist gedeckt, aber die Küche ist leer. Der Engel Gabriel hat ihr's verheißen, die Gerichte zu bringen, wie der Herr einst das Volk Gottes mit Manna gespeist hat. Sie beten inbrünstig, sie harren tief in die Nacht auf die Engelsgerichte und müssen hungrig nach Hause gehen. Ein Mann erhebt sich des Nachts von seinem Lager, greift nach seinem Rock und Reisegeräth und geht hinaus: „Wo willst du hin?“ fragt sein Weib. „Ich weiß es nicht, Gott weiß es wohl.“ „Was hab ich dir Leids gethan, bleib hier und hilf mir die kleinen Kinder erziehn!“ „Liebe Frau, laß mich mit zeitlichen Dingen unbeschwert, Gott segne dich, ich muß von dannen, den Willen meines Herrn zu erfahren.“ In St. Gallen hat eine Familie zwei Nächte mit Gesichten und Weißagen hingebracht, als ein Bruder den andern mitten in der Stube niederknieen heißt und vor den Augen

der Eltern ihm den Kopf abschlägt, denn also habe der himmlische Vater ihm geboten.

Die revolutionäre Richtung war im Bauernkrieg offenbar geworden und rief blutige Gegenmaßregeln hervor. In der Schweiz sind Versuche gemacht worden, die Wiedertäufer eines Beßren zu überzeugen, aber wenn das vergeblich war, hat man sie doch meist ertränkt. In der Form dieser Hinrichtung lag bittrer Spott. Die Reichstage von Speyer und Augsburg beschlossen ihre Ausrottung durch's Schwert, und diese blutigen Gesetze sind auch von protestantischen Obrigkeiten unbedenklich vollzogen worden. Drei Wiedertäufer, nachdem sie Melanchthons Bekehrungsversuchen entgegengesetzt hatten: sie wollten bei dem bleiben, was Gott sie gelehrt, sind auf dem Markt von Jena 1536 im Januar enthauptet worden. Die gesetzliche Blutthat rief Bluthaten hervor. Der Abt von St. Blasien hatte einen wiedertäuferischen Bauer an einen Baum hängen lassen. Am Klosterthor wurde in der Nacht die abgehauene Hand des Gehängten angenagelt: „Die Hand wird sich rächen.“ Bald war das Kloster niedergebrannt.

Dem fanatischen Verlangen wider die Berechtigung aller Gesetze lag nahe vorläufig einen Anfang zu machen mit dem irdischen Reich Gottes. Das ist das Ereigniß von Münster. Neben den sogenannten „newen Zeitungen von den Wiedertäufern zu Münsster“, zu denen Luther eine Vorrede geschrieben hat, namenlosen Broschüren mitten aus dem Ereigniß heraus, auch eignen Schriften der Wiedertäufer zu Münster, hat Dorpius, ein Freund Luthers, der einige Wochen nach der Eroberung Münsters dort war, dieses Reich beschrieben, dann Kerstenbroik, nachmals Rector am Münsterer Gymnasium, der noch als Knabe dort mit ausgetrieben worden ist. Cornelius, der katholische Professor der Geschichte in München, hat in einem gründlichen Werk als neu aufgefunden die Niederzeichnung eines Tischlers benutzt, der, zwangsweise zu den Wiedertäufern getreten die ganze Geschichte mit durchlebt hat.*)

In jener reichen bischöflichen Stadt Westphalens gewann ein beredter Caplan, Bernt Rothmann, ein Schüler Melanchthons, gegen das Widerstreben des Klerus die Bürgerschaft für die Reformation. Der neue Bischof Graf Franz von Waldeck versammelte dagegen die Stände des bischöflichen Fürstenthums und alle antireformatorischen Notabeln in seinem benachbarten Schloß Telgte und erließ nach ihrem Rath

*) Lpzg. 1855 ff. — Zum Folgenden vgl. Hase, d. Reich d. Wt. Lpzg. 850. [Neue Proph. Heft 3. 851. 2. Aufl. 860.]

am ersten Weihnachtstage 1532 eine Botschaft: die Stadt sollte die alte Religion wieder annehmen, mit harter Drohung, wenn sie es nicht thäten. Die Bürgerschaft, rasch zur That, zog in der Nacht, gegen 900 streitbare Männer, mit ein paar kleinen Kanonen vor das Schloß und nahmen ihre Gegner gefangen. Die Folge war unter Vermittlung des Landgrafen von Hessen ein Vertrag mit dem Bischof, der die Huldigung als Landesherr empfing und die Reformation gewähren ließ. Unter den neu berufenen evangelischen Predigern selbst entstanden Bedenken über die Kindertaufe, wodurch gelockt ein Wiedertäufer, Jan Matthiesen, Bäcker aus Leiden, Anfang 1534 in die Stadt kam und in den Straßen verkündete: „Thut Buße und laßt euch taufen, sonst wird der Zorn Gottes über euch kommen.“ Er bezeichnete den Papst und Luther als falsche Propheten. Er selbst, ein Prophet, sei gekommen, die Zukunft des Herrn zu verkünden und mit dem Schwert zu bereiten. Rothmann schloß sich ihm an. Derselbe Mund, der das Evangelium zuerst hier verkündigt, predigte nun das Reich der Wiedertäufer. Matthiesen, mit seinen Genossen ausgewiesen, kommt durch ein andres Thor wieder herein, denn der himmlische Vater habe ihnen geboten zu bleiben. Sie haben die benachbarten Ortschaften eingeladen Alles zu verlassen und nach Münster zu kommen: sie würden hundertfältig das Verlaßne wiederfinden. Schon im Februar erlangten sie die Übermacht. Zwölf Richter wurden eingesetzt; die sich nicht taufen ließen, ausgetrieben, ohne etwas mitnehmen zu dürfen: „Hinweg mit den Kindern Esaus, die Erbschaft gehört den Kindern Jacobs.“ Durch die Habe und Häuser der Vertriebnen wurden die Eingewanderten versorgt, und sofort ein Communismus beschlossen und ausgeführt: alles edle Metall soll auf die Kanzlei gebracht werden zum Einkaufen von Proviant. Jeder erhält Geräthe und Werkstatt als entlehnt. Die Handwerker haben ihr Geschäft zu betrachten als Amt und Auftrag. Mit Ausnahme der Bibel werden Kunstwerke und Bücher vernichtet. Bald erschien diesen Aufgeregten auch die Ehe als menschliche Satzung: so gut wie die Patriarchen des Alten Testaments mehrere Frauen nehmen konnten, auch sie, die Gottbegnadigten des Neuen Testaments, diese Polygamie begünstigt durch die Mehrzahl der eingewanderten Frauen. Gegen solche Verhöhnung ehrbaren Herkommens erhob sich doch ein innrer Gegensatz. Schmied Mollenhök sammelte Alles, was der Neurung innerlich nicht ergeben war, aber geschlagen, warf er sich mit seinen Anhängern in das Rathhaus. Als Kanonen aufgeführt wurden, ergaben sie sich und sind an Bäume gebunden worden als Ziel für Schützen, oder enthauptet.

Jetzt begann der Bischof, verbunden mit benachbarten Fürsten, auch mit dem Landgrafen von Hessen die Belagerung der festen Stadt. In ihr war doch ein wunderbar aufgeregtes Leben, während alle Bande des Herkommens zerrissen waren, Alle eine religiöse, kriegerische Familie, gehoben durch das Gefühl des Auserwähltseins, der Verwirklichung ihrer Ideale. Gegen Ostern zog Matthiesen fast allein aus mit einem großen Spieße, um die Feinde zu vertreiben. Alsbald ward er von den Feinden umringt und recht eigentlich in Stücke gehauen. Sein Ansehn in der Stadt war noch ungekränkt, er im Besitz einer schönen, jungen Frau. Alle Hoffnungen, von Münster aus ein großes Wiedertäuferreich zu gründen, standen noch in voller Blüthe.

Nach Matthiesens heldenmüthigem Untergang trat an seine Stelle sein angesehenster Schüler Jan Bockelson, ein Schneider aus Leiden, der zuletzt in der Schenke zu den drei Häringen die Stätte einer muntern Geselligkeit gehalten hatte. Ausgezeichnet im geistlichen Gesang, Verfertiger mehrerer Schauspiele, in denen er manche stattliche Rolle gespielt, jung, phantastisch, kühn und beredt, von schlanker, kräftiger Gestalt. In der Versammlung erhob sich ein Prophet: Johann von Leiden solle sich setzen auf den Stuhl seines Vaters David, den ganzen Erdkreis beherrschen, alle Könige und Fürsten tödten, nur das gemeine Volk, d. h. diejenigen, welche die Gerechtigkeit lieben, solle er schonen. Bockelson fiel auf die Knie: auch ihm sei seit vielen Tagen dasselbe verkündet worden, doch habe er geschwiegen aus Demuth. Sofort wurde zur Huldigung geschritten und mit großer Pracht das neue Königthum gegründet. Bockelson zog das Königskleid an, das aus seinen Festspielen ihm bekannt war, an goldner Kette trug er als Symbol die Weltkugel. Wenn er durch die Straßen ritt, gingen zwei Edelknaben von anmuthiger Gestalt in lichtgrünen Leibröcken ihm zur Seite, der eine mit der H. Schrift, der andre mit dem bloßen Schwerte. Dreimal wöchentlich hielt er Gericht auf dem Markt, dann auf den Stufen des Throns. Knipperdolling, ein angesehner Tuchhändler und reich verheirathet, schon in den frühern städtischen Unruhen ein Volksführer gegen den Bischof, sein Schwerthalter, d. h. Scharfrichter, Rothmann als Worthalter. Wie Johann bei der Huldigung um Weisheit wie Salomo gebetet, so hat er gleich diesem sich einen Harem angelegt bis zu sechzehn Weibern. Als Königin galt Divara, die Wittwe des Matthiesen. Wie er in dieser zahlreichen Familie Ordnung hielt, zeigt die That. Als Hungersnoth eintrat, hat eine der Frauen gesagt: „Ich kann's nicht glauben, daß dieses Gottes Wille sei, das arme Volk verhungern zu lassen.“ Im Königshaus hatte man noch hinreichend Vorrath. Sie

gab dem Könige seine Geschenke zurück und forderte die Stadt verlassen zu dürfen. Er führte sie mit den andern Frauen auf den Markt, hieß sie niederknieen und schlug ihr eigenhändig den Kopf ab. Die unglücklichen Weiber sangen dazu: „Allein Gott in der Höh' sei Ehr'." Dann hub er an, mit ihnen zu tanzen: „denn auf ein Leid' gehört ein Freud'." Die Kirchen wurden verwüstet, der Gottesdienst auf dem Markt gehalten. Im October fand ein Liebesmahl statt. Auf dem Markt standen Tische für alle Männer, die nicht auf den Mauern Wache hielten, und für alle erwachsenen Frauen. Der König in seiner Pracht mit seinen Weibern und Hofgesinde diente bei Tisch. Nach Tische brachten sie ungesäuerte Weizenbrote, der König brach sie und gab den Tischgenossen mit den Worten: „Nehmet hin, esset und verkündet den Tod des Herrn." Deßgleichen reichte die Königin die Kanne mit Wein und sprach: „Trinket daraus und verkündet den Tod des Herrn." Die Gemeindeglieder unter einander das heilige Mahl weiter reichend sprachen: „Bruder, Schwester, nimm hin, wie sich Christus für mich gegeben hat, also will ich mich für dich geben. Wie das Brot aus vielen Weizenkörnern zusammengebacken, und wie der Wein aus vielen Trauben und Beeren zusammengedrückt ist, also sind auch wir ein Leib und eine Seele." Unter den am Tische Sitzenden sah der König einen Fremden ohne hochzeitlich Kleid, einen gefangenen Landsknecht. Er fragte ihn nach seinem Glauben und der antwortete mit einem frechen Worte. Erzürnt hieß ihn der König aufstehen und enthauptete ihn mit eigner Hand. Darnach setzte er guten Muths sich wieder zum Mahle.

Die Stadt wurde kühn vertheidigt. Als im August die Belagerer einen Sturm wagten, ließ man sie herankommen bis zum Anlegen der Leitern. Dann erst übten die Geschütze ihre furchtbare Wirkung, die Weiber hatten für ein Morgenessen gesorgt, aus großen Kesseln schütteten sie brennendes Pech auf die Köpfe der Stürmenden.

Der Sturm war abgeschlagen; aber nun wurde die Stadt mit Wällen umgeben, um sie auszuhungern. Als die Hungersnoth kam, wollte eine junge Friesländerin, die nach Münster gekommen war, um ihrer Seele Seligkeit beim Worte Gottes zu suchen, den Bischof berückend, die Judith spielen. Aus dem öffentlichen Schatze aufgeputzt, kam sie in's Lager. Dadurch entstand Verdacht und sie wurde verhaftet. Sie bekannte ihr Vorhaben und bezahlte es mit dem Leben. Der Schneider-König erwählte zwölf Apostel, um der ganzen Welt sein Reich zu verkünden. Sie haben sich hinausgeschlichen und sind bis auf einen ergriffen und hingerichtet worden. Die Stadt war nicht

ohne die Hoffnung eines gewaffneten Entsatzes von den Niederlanden aus. Mehrere Versuche dazu sind überwältigt worden, auch mag wohl das Gerücht von den Unordnungen drinnen die Ursache gewesen sein, daß es nicht zu einem allgemeinen Aufgebot der Wiedertäufer in Deutschland kam. Als nirgends eine Hülfe erschien, dachte Johann von Leiden daran die Stadt anzuzünden und, sich auf's feindliche Lager stürzend, einen Ausweg zu suchen. Aber in der Johannisnacht 1535 wurden die Belagerer durch Verrath eingelassen. Die Wiedertäufer stürzten aus den Betten, die Nacht hindurch währte ein zweifelhafter Kampf, endlich wurden sie überwältigt. Die nicht im Kampfe fielen, sind in langen Reihen aufgehängt worden, Frauen und Kinder hülflos ausgewiesen. Rothmann hat sich wahrscheinlich gerettet und unter fremdem Namen irgendwo fortgelebt. Bockelson und Knipperdolling sind mit glühenden Zangen zum Tode gebracht worden, ihre Leichname wurden in Käfigen am Stadtthurme aufgehängt. Dort haben sie über drei Jahrhunderte gehangen, bis sie 1881 heruntergenommen wurden, weil der Thurm zusammenzustürzen drohte.

In den Verhören hat der Schneider-König ein halbes Zugeständniß gemacht, daß er eigne Gedanken vom Reich Gottes für göttliche Offenbarung möge gehalten haben. In der überwundnen Überstürzung lag die Macht einer gewaltsamen Wiederherstellung der katholischen Kirche in Münster, obwohl der Bischof selbst dem Protestantismus zuneigte. Luther sagte: „Gott hat den Teufel herausgejagt, aber des Teufels Großmutter ist hinein gekommen."

Der Anabaptismus, dieser verlorne Sohn der Reformation, hat noch Jahrzehnte fortbestanden als geheime religiös-revolutionäre Partei mit geheimen Losungsworten und Zeichen, bis zum Gedanken Münster wieder einzunehmen, aber bei weitem die Mehrzahl ist doch in sich gegangen. Seitdem hat eine andre Gestalt der Taufgesinnten sich entwickelt, die aus biblischer und religiöser Gewissenhaftigkeit die Kindertaufe mißbilligten, aber mit dem Bekehrungseifer hörte die Wiedertaufe meist von selber auf. Sie tauften ihre Kinder erst in den Jahren der Unterscheidung des Guten und Bösen. An Stelle des Prophetenthums trat jene religiöse Eigenthümlichkeit, wie wir sie bei den mährischen Brüdern schon kennen lernten, die ernste Traulichkeit eng geschloßner Gemeinden als aus lauter Wiedergebornen bestehend, mit strenger Zucht und im wörtlichen Festhalten an manchen Satzungen der Bergpredigt. Diese wiedergebornen Baptisten sind auch Mennoniten genannt worden von Menno Simons [† 1561], einem katholischen Pfarrer in den Niederlanden. Als er der Hinrichtung

eines Wiedertäufers beiwohnte, ist er bedenklich geworden durch dessen Standhaftigkeit. Er suchte in der Schrift, ohne die Kindertaufe zu finden. Umherwandernd unter schweren Mühsalen hat er zerstreute Anabaptisten in den Niederlanden und an den deutschen Küsten zu kleinen Gemeinden in seinem milden Sinn vereinigt, welche als Versammlungen der Heiligen mit strenger Kirchenzucht Eid, Krieg, Processe und Ehescheidung, außer durch Ehebruch, verwarfen, die Fußwaschung als heilige Handlung hielten und der Obrigkeit Gehorsam, doch dafür achteten, daß einem Nachfolger Christi nicht zieme Weltliches zu regieren. In den Niederlanden erlangten sie bei der Begründung des Freistaats Duldung, allmählich auch in England und Deutschland. Aber auch ohne nachweisbaren Zusammenhang mit diesen Anabaptisten der Reformationszeit sind in England und Amerika große Baptistengemeinden entstanden. Als eine Frau von ihrem gebannten Mann nicht lassen wollte, entstand die Frage, ob die Excommunication jedes menschliche Band löse. Die das behaupteten, sind die Feinen genannt worden im Unterschied von den Groben. Der Streit über die Gnadenwahl theilte sie in calvinisch und arminianisch [S. 245 f.] Gesinnte. An diese angeschlossen die Collegianten, vornämlich in Rhijnsburg, entstanden um 1620, haben einen vorübergehenden Nothstand zur bleibenden christlichen Satzung gemacht: die Verwaltung der Gemeinde durch Nichtgeistliche und Nichtstudirte, durch Presbyter, Collegium ein bescheidner Name für Ecclesia. Hier hat die freieste Entwicklung des arminianischen Princips stattgefunden, in der Gleichgültigkeit gegen jeden Lehrbegriff, nur festhaltend am Praktischen, an altchristlicher Sittenstrenge. Nur die unbedingte Prädestination haben sie ausgeschlossen. Solche gänzliche Indifferenz gegen den Glaubensinhalt hatte nach dieser ersten Erfahrung doch weder Macht noch Bestand.

§ 227. Antitrinitarier.

Der Gegensatz wider die Lehre warf sich auf das Dogma, welches dem einfachen Menschenverstande am schroffsten widerspricht, auf das Dogma der Trinität. Wo aber Christus nicht als Gott verehrt wird, sondern als Lehrer, als Kirchenstifter, als religiöses Vorbild, da wird auch seinem Tode keine zauberhafte Wirkung zugeschrieben. Ein vollständiges Zurückgehn auf die H. Schrift würde zu einer Kritik der alten Symbole geführt haben. Mindestens die Formeln altkirchlicher Orthodoxie wie trinitas, Naturen Christi, Personen in der Drei-

einigkeit würden sich nicht als biblisch erwiesen haben. Aber die Reformatoren hatten ein äußeres Interesse der Orthodoxie und zugleich ein Herzensbedürfniß für die Gewißheit, daß die echtkatholische Lehre bei ihnen sei. Das Nachsinnen über jene speculativen Lehren lag dem allgemeinen Streben der Reformation fern, doch haben sich Einzelne insgeheim dem hingegeben. Die Reformation hat ihnen nur Gelegenheit gegeben, daß sie sich äußerten, durch eine betrügliche Gastfreundschaft veranlaßt. Es sind Menschen von sehr verschiednem Werthe, nur Einige hier zu nennen, durch ihr Geschick Bekannte, in denen sich die mancherlei Modificationen dieses Gegensatzes darstellen.

Hans Denk finden wir zuerst als Corrector einer großen Druckerei zu Basel 1521, befreundet mit Öcolampadius. Dann ist er Schulrector bei St. Sebald in Nürnberg. Hier fand Münzer damals großen Anhang. Osiander nennt ihn und Denk als falsche Propheten. Nach einem Verhör durch die Geistlichen hat der Stadtrath dem Magister den Aufenthalt innerhalb zehn Meilen von der Stadt bei Lebensstrafe auf immer verboten. Er hat dann in Augsburg seine Lehre ausgebreitet: ein heimliches Mummeln in den Winkeln. Hier und in Straßburg ausgewiesen, ist er jung in Basel gestorben. Seine Lehre war eine Zusammenfassung humanistischer Bildung mit mittelalterlicher Mystik, es ist die Liebesfülle mit ihren rationalistischen Consequenzen. Was die Reformatoren aus dem Glauben, das hat er hergeleitet aus der Liebe. Sie bedarf und hat kein Gesetz, sie steht über der Schrift, sie gebietet nicht nur was geschrieben steht, sondern auch was nicht geschrieben steht und nie geschrieben werden kann, sie verlöscht das Feuer der Hölle. Christus ist nicht ein Abgott, doch in vorirdischer Existenz hat er sein Wort, die Liebe, in das Herz der Menschen gesenkt als einen Wegweiser. Das rechte Volk Gottes soll das weltliche Schwert nicht mehr brauchen, sondern Christus allein sein Volk mit geistlichem Schwert regieren. Insgeheim hat er die Wiedertaufe geübt, um sieben bösen Geistern abzusagen, sieben gute aufzunehmen, diese Taufformel bildlich gemeint. Die bösen Geister, Menschenfurcht, Menschenweisheit, -Verstand, -Kunst, -Rath, -Stärke, Menschen-Gottseligkeit; die guten: Gottesfurcht u. s. w. Es ist gemeint der Gegensatz des Religiösen und Genialen in supernaturaler Form gegen das bloß Weltliche, Conventionelle und Gemachte.

Ludwig Hetzer, ein gelehrter, schriftkundiger Freund Zwinglis und volksthümlicher Dichter, hat als katholischer Caplan in Wädenschweil am Bildersturm in Zürich 1523 durch seine Schrift „Wider die Abgötzen" theilgenommen. Er war ein begabter Redner, der die alt-

testamentlichen Propheten vor Luther übersetzt hat, mit großer Verehrung vor der H. Schrift. Er nennt die Kindertaufe einen römischen Gräuel, ohne doch wiederzutaufen. Sein Buch „Wider die Gottheit Christi" hat nur in der Handschrift bestanden, die er zuletzt an Blaurer zum Verbrennen gab. Doch hat er seinen Widerspruch gegen den dreieinigen Gott in volksmäßigen Liedern verbreitet:

„Ich bin allein der einig Gott,
Der ohn Gehülf all Ding erschaffen hat.
Fragst du, wie viel meiner sei?
Ich bin es allein, wir sind nicht drei.
Sag auch dabei ohn allen Wahn,
Daß ich glatt nit weiß von keiner Person."

Er eifert auch gegen den Götzendienst des fleischlichen Christus:

Wer glaubt, wird selig, nicht wer die Sacramente empfaht.

Gegen den todten Glauben:

Ja, spricht die Welt, es ist nicht Noth,
Daß ich mit Christo leide,
Er litt doch selbs für mich den Tod,
Nun zech ich auf sein Kreide.
Er zahlt für mich, deßhalb glaub ich,
Hiermit ist's ausgerichtet.
O Bruder, nein, es ist ein Schein,
Der Teufel hat's erdichtet.

Dieser talentvolle freie Geist ist untergegangen in einem ungeordneten Leben. Übel angesehn wegen seiner Irrlehren, ist er doch erst wegen mehrfachen Ehebruchs zum Tod verurtheilt worden. Seine Rede auf dem Schaffot ist eine Mischung von Kühnheit und Reue: „Auf meiner Wanderung durch's Leben habe ich oft mit heißen Bitten zu Gott gefleht, ja, ich hab es ihm in's Angesicht gesagt, ob er so ohnmächtig sei, daß er so schwachen verworfnen Menschen wie mich nicht zügeln wolle oder könne." Das ist eine düstre Wahrheit auf dem damaligen Standpunkt des Glaubens. So ist er nicht mit dem Gefühl eines Märtyrers, sondern mit der Buße eines Verbrechers gestorben, doch auch mit Danksagung gegen Christus, daß er auf diesem bittren Wege seine Seele rette.

Michael Servede aus Aragonien, geboren 1509, Theolog, Jurist und Arzt, von dem die erste Erkenntniß des Blutumlaufs ausgeht, war mit Karl V nach Italien gekommen, in Basel verbunden mit Öcolampadius. Als angesehner Arzt lebte er dann in Vienne, befreundet mit dem freisinnigen Erzbischof Palmier. Sein Jugendwerk:

der Dialogus de trinitatis erroribus. Nach dem theosophischen System in diesem Buch hat er gedacht einen göttlichen Urgrund, aus welchem zur Belebung des todten Weltstoffes der Logos und der Geist sich entwickle. Er hat sie sabellianisch gedacht, nur als personales repraesentationes, Arten des göttlichen Seins. Der Logos ist erst durch Einsenkung in den Schoß der Maria zu einer besondern Persönlichkeit geworden, und so ist Christus der Gott-Mensch. Das Durchdringen des göttlichen Geistes mit der Weltmaterie hat er pantheistisch gedacht. Calvin hielt ihm vor: „Wenn Jemand nun diesen gepflasterten Fußboden mit Füßen tretend sagte, er trete deinen Gott mit Füßen, würdest du dich solcher Ungereimtheit nicht schämen?" Er antwortete: „Ich zweifle nicht, daß dieser Fußboden oder was du mir zeigen würdest, die Substanz Gottes sei." „Also," fährt Calvin ihn an, „also wird auch der Teufel der Substanz nach Gott sein?" Servede: „Zweifelt Ihr daran?" In Vienne hat er das Werk seines reifen Alters herausgegeben: »Christianismi restitutio«, die Zurückführung des Christenthums zur apostolischen Kirche, das Reformatorische vielfach überschreitend. Erst mit dem 30. Jahre soll die Taufe stattfinden. Die beiden angeführten Werke sind namenlos erschienen: als die Handschrift zum Druck fertig, war er so erregt, daß er einige Tage nichts essen und trinken konnte. Er stand in brieflicher Verbindung mit Calvin, der warnte und endlich zürnend abbrach. In Vienne lebte er unter dem Namen Villeneuve, äußerlich als Katholik. Von Genf aus ist er als Servede und Verfasser des Dialogus erkannt und in Vienne ihm der Proceß gemacht worden. Er hat sich gerettet durch Flucht aus dem Gefängniß, sein Bild wurde mit seinen Büchern verbrannt. Nach Genf kam er auf der Durchreise nach Italien. Hier erkannt, ward er verhaftet auf Anzeige Calvins, der für nöthig hielt, die Orthodoxie der Kirche in Genf durch ein Autodafé zu erhärten. Die gegen ihn gestellten Klagepunkte haben sich angeschlossen an rohe Ausdrücke aus einem Brief an einen Genfer Pfarrer: „Euer Evangelium ist ohne den einigen Gott, ohne wahren Glauben, ohne gute Werke. An Stelle Gottes habt ihr ein dreifaches Ungeheuer, einen dreiköpfigen Höllenhund, an die Stelle evangelischen Glaubens eine unsägliche Träumerei gesetzt. Der wahre Glaube Christi ist euch nichts als eine unwirksame Schminke, der Mensch ein Klotz, eine Chimäre mit gebundnem Willen. Wehe über euch, mit meinen Warnungen hat es nun ein Ende." Aus den wiederaufgefundnen Acten dieses Processes hat Rilliet 1844 einen genauen Auszug mitgetheilt. Man ersieht daraus, daß Servede durch seine Vertheidigung nichts gebessert hat. Bald ist seine Rede maßlos

leidenschaftlich: so schnaubt er Calvin an: „Wagst du zu leugnen, daß du ein Todtschläger, ein Simon Magus bist!" Bald ist er verzagt. Die Libertins in Genf waren im Spiel, sie wollten Calvin durch die Freisprechung kränken. Gegen Servede wurden angewandt nicht nur die alttestamentlichen Satzungen gegen Gotteslästerer, sondern auch die Ketzergesetze Friedrichs des Hohenstaufen. Nach seiner Forderung holte man Gutachten ein von den andren Schweizer Cantonen. Im Todesurtheil, das sie alle über ihn sprechen, ist er auch bezeichnet als hochmüthiger Erfinder von Ketzereien gegen die Päpste. Er hat um den Tod durch's Schwert gefleht, doch einen Widerruf hat er nicht geleistet. Auf der Anhöhe vor der Stadt war der Scheiterhaufen errichtet. Während er an einen Pfahl gebunden stand, Bücher von ihm um seinen Leib gehängt, predigte Farel zum Volke: „Ihr seht an diesem Mann, welche Gewalt Satan hat, wenn er einmal einen Menschen besitzt. Dieser ist ein gelehrter Mann vor vielen Andren und vielleicht glaubte er recht zu handeln, aber nun ist er vom Teufel besessen, was euch ebenso gut geschehen könnte." Die Predigt schloß mit der Mahnung zu beten, daß der Herr sich seiner verlornen Seele erbarme. Das Prädestinationsdogma mit dem Teufelsglauben in grauenhafter Mischung. Calvin selbst berichtet mit Schaudern, wie Servede, da das grüne Holz nur mühsam aufflammte, aus Qualm und Feuer wie ein Stier brüllte. Doch hat er auch gehört: „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich meiner."

Campanus, der den Sohn gegen alle Welt nach den Aposteln als arianisch beschrieb und den Geist nur in der Vergöttlichung und Freimachung der Menschheit erkannte, starb zu Cleve im Kerker um 1578. Der Calabrese Gentile, der die Lehre des Rechtsgelehrten Gribaldo von drei Göttern ungleichen Ranges fortbildend den Sohn als gleichen Wesens dachte, aber abgeleitet von der Wesenheit des Vaters, ein anderer Gott, rettete in Genf 1559 durch Widerruf und Kirchenbuße das Leben, das er dann in Bern, er meinte zu Ehren des Vaters verlor.

Einigen dieser Mißgläubigen ist doch gelungen sich zu retten. Der niederländische Glasmaler David Joris aus Delft nahm die Dreieinigkeit nur als Form für die Perfectibilität des Christenthums in der Weise des Montanismus. Der einige Gott hat sich offenbart als Vater in der alttestamentlichen Zeit, vollkommener als Sohn im Neuen Testament, nun beginnt das Zeitalter des heiligen Geistes, des Reiches Gottes mit vollkommenem Weltzustande. Im Reich des Vaters herrscht der Glaube, im Reich des Sohnes die Hoffnung, im Reich des heiligen

Geistes wird die Liebe herrschen. Da sollen alle Äußerlichkeiten bürgerlicher und kirchlicher Regierung schwinden, auch Ehe und Eigenthum, Gott wird Alles in Allem sein. Daneben hat er die Engel als menschliche Gedanken bezeichnet. Er hat Wiedertäufer aller Art um sich gesammelt, welche die Erde besitzen sollten wie die Israeliten Kanaan. Joris war einst in die Hände eines geistlichen Gerichts verfallen, welches wegen seiner Beredtsamkeit ihm die Zunge mit einem Pfriemen durchstechen ließ. Jorisianer haben in Westphalen und Westfriesland bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts bestanden. Er selbst von den politischen Gewalten verfolgt und für vogelfrei erklärt, war verschwunden. Nach Basel kam 1544 ein Holländer, Johann von Brack, ein wohlhabender Mann, sehr wohlthätig, still, geachtet, nur daß er als Liebhaber der Kunst zuweilen nach nackten Modellen malte. Nach seinem Ableben fand sich unter seinen Papieren: er ist das verfolgte Sectenhaupt Joris gewesen! Sein Vermögen wurde eingezogen, sein Leichnam und sein Bild verbrannt. Doch hat sich ein Bild von ihm in Basel erhalten, ein Mann von edler Haltung und tiefsinnigem Blick.

Andre flüchteten nach Polen, erst durch den gemeinschaftlichen Namen der Dissidenten vertreten, seit 1565 von den Reformirten ausgestoßen als Unitarier, die zwar verfolgt, durch mächtige Gönner einen Mittelpunkt in Rakow [1569] erhielten. Der Piemontese Biandrata erlangte 1571 in Siebenbürgen als Leibarzt des Fürsten öffentliche Anerkennung für Unitarier, welche Jesum als Menschen, den Gott reich begabte und zur Weltherrschaft erhob, anbeten, neben einer angefeindeten Anzahl Nichtanbetender.

Es geht eine Sage von vierzig Gelehrten, welche in der Umgegend von Piacenza lebten, ihr Bund gegen die Gottheit Christi wurde 1540 durch die Inquisition zerstört. Jedenfalls ist der Socinianismus aus einer in Italien unter den Gebildeten weit verbreiteten Denkweise hervorgegangen und nur die Zusammenfassung dieser Elemente zu einem System und zu einer kirchlichen Ordnung. Lelio Sozini stand in Verbindung mit bedeutenden Zeitgenossen. Aus den Briefen Calvins erhellt, daß er gegen diesen seine Gründe ausgesprochen hat, doch nur als Bedenken, als Zweifel. Calvin schreibt: „Ich habe geglaubt, dich um unsrer Freundschaft willen sanft warnen zu müssen.“ Der Erbe seiner Papiere wurde sein Neffe Faustus, Hofbeamter in Florenz. Im Jahre 1574 ausgewandert, hat er sich nach Polen gewandt, weil er hier verwandte Denkart und bürgerliche Sicherheit fand. Die, welche Christus für einen bloßen Menschen hielten, ergaben sich endlich seinem Einfluß. Der von ihm ausgehende Socinianismus ist ein Gemisch

aus rationalen und mythischen Elementen, gesundem Menschenverstand und phantastischem Zuguß, ohne religiöse oder philosophische Tiefe. Sein Hauptstück: die Opposition durch das Rechenexempel, daß 3 nicht 1 sind, und die Annahme, Christus, als bloßer Mensch geboren, sei in den Himmel entrückt, um göttliche Offenbarung zu empfangen. Nach seinem Tode mit der Weltherrschaft belohnt, habe er auch den Namen Gottes erhalten und sei anzurufen, also fast wie eine heidnische Apotheose. Für die Menschen ist Christus der Mittler und neue Gesetzgeber, der den neuen Bund begründet hat mit Gott, auch der Logos, d. h. der Erklärer des göttlichen Willens. Der beschränkte Verstand Socins zeigt sich in der Satzung: Gott könne nicht als allgegenwärtig gedacht werden, weil das pantheistisch sei, nicht als allwissend, denn Zukünftiges zu wissen sei gegen die Freiheit menschlicher Handlungen.

Die Sittenlehre dringt mehr auf sittliche Werke als auf Reinigung der Gesinnung. Diejenige Schriftauslegung, welche gern Curiositäten erwähnt und widerlegt, hat in socinianischen Commentaren eine Fundgrube. Der Socinianismus hat das formale Princip des reformatorischen Protestantismus, die H. Schrift alleinige Quelle des Glaubens, sich angeeignet; alterirt durch das Recht der Vernunft, nur Vernünftiges zu glauben. Wo sich dieses in Schriftworten nicht immer zu finden scheint, wird es durch künstliche Auslegung dennoch gefunden. Die Socinianer haben eine theologische Schule und Litteratur begründet, deren Heerd Rakow wurde, nicht bloß als theologische Facultät, sondern für wissenschaftliche Bildung überhaupt. Dort haben zuweilen an 1000 junge Polen studirt, daher die katholische Reaction in Polen sich zuerst gegen die Socinianer kehrte. 1638 ging ihnen Rakow verloren, 1658 wurden sie unter dem Vorwand des Landesverraths ausgerottet. Vertriebne Gemeinden hat der große Kurfürst, Vereinzelte die niederländische Republik aufgenommen.

Den protestantischen Landeskirchen ist diese Entgötterung und Vergötterung Jesu so fremd geblieben, daß übertretende Socinianer bis in's 18. Jahrhundert meist getauft worden sind. Dann hat man in Zeiten des herrschenden Rationalismus den Socinianismus wohl auch zuweilen zu hoch gestellt als den Johannes Baptista der neuren freien Theologie. Nur in Siebenbürgen, dem Land aller religiösen Freiheit, hat jener Socinianismus ein geordnetes Kirchenwesen bewahrt. Seine Zeit als Gegenkirche ist vorüber, wenn auch in England und Amerika seit Anfang dieses Jahrhunderts zahlreiche unitarische Gemeinden entstanden sind, die doch ohne nachweisbaren Zusammenhang mit den Socinianern sind.

§ 228. Schwärmer.

Drei Sonderlinge, durch die Reformation aufgeregt und getragen, sind zerfallen mit dem Schriftprincip derselben, der eine mehr durch seine anabaptistische, der andere mehr durch seine unitarische Richtung, der dritte auf die Entwicklung einer neuen Zeit hinweisend.

Der erste, Caspar Schwenkfeld, Hofmarschall des Fürsten von Liegnitz, eine vornehme Persönlichkeit, aber von ausschließlich religiösen Interessen ergriffen. Als er in seinem Hause predigt, strömt die Nachbarschaft zusammen, um sich zu erbauen. Noch in seinem 64. Jahre lernt er Griechisch, um mit eignen Augen zuzusehn, was Christus geredet habe. Er hielt eine Richtung fest, das innre Geisteschristenthum, die früher auch in Luther eine Macht war, der nachmals ihn Stenkefeld nannte. Sein Urtheil über Luther finden wir in einem Brief von 1527 an den Fürsten von Liegnitz. Es gibt Zeugniß davon, daß, wenn auch selbst Luthers Irrthümer im Geist seiner Zeit gedacht waren, der Einzelne, sonst Geneigte, ein dunkles Gefühl davon hatte, was ihm fehle: man habe Luther als einen Boten Gottes aufzunehmen, weil er die Gewissen von der unerträglichen päpstlichen Bürde entledigt und dazu des todten Buchstabens weidlich gebraucht habe. In der Förderung seiner Lehre aber müsse wieder abfallen, was menschlich ist. Er halte sich zu lange mit dem Zerstören auf und reute bisweilen den Weizen mit dem Radel aus. Den guten Werken breche er zu viel ab, und richte einen todten Glauben aus dem Buchstaben auf, wie es zu des Apostel Jacobi Zeiten ergangen, daher er auch dessen Epistel in seiner Bibel nicht leiden wolle. Er widerstrebe der Erkenntniß Christi nach dem Geist, bringe eine neue Tyrannei auf, wolle die Menschen an seine Lehre binden und beginne dem Amt des heiligen Geistes sich entgegenzusetzen. Sein Geist der Zerstörung und des Eifers habe wie ein rauschendes Wasser aller Prädicanten Herzen durchstrichen, deren nun Etliche wiederkehrten zum Verlangen nach dem sanftmüthigen Geiste Christi. Man solle daher Luthers Evangelium fahren lassen, doch für ihn beten, er halte die Creatur für Gott, den Buchstaben für den Geist, er habe uns nach Ägypten geführt, nun aber läßt er uns in der Wüste sitzen. Wie ungerecht dies auch ist gegen Luther, doch gewährt's einen Einblick in die Zeit, die da kommen sollte, in die Zeit der Concordienformel. Nach seiner Schrift wider die persönliche Gegenwart Christi im Abendmahl durch Ferdinand I aus Schlesien vertrieben, lebte Schwenkfeld in Ulm, befreundet mit Bucer und den

Schweizer Reformatoren, bis auch diese erkannten, daß er über sie hinaus wollte. Seine Erklärung der Einsetzungsworte nahm den Leib des Herrn als Subject, τοῦτο als Prädicat: mein Leib ist dieses, Brot und Wein, d. h. eine für die Seele zubereitete, sie nährende Speise, ein Brot des Lebens, das wirkliche Brot und Wein nur natürliches sinnliches Vorstellungsmittel. In der Concordienformel wird an Schwenkfeld Zweierlei förmlich verdammt: 1) Seine monophysitische Vorstellung von Christus: er denke Christus auch nach seiner Menschheit nicht als Geschöpf, sondern ganz als unsren Herrn und Schöpfer; 2) daß er die Bedeutung des Todes Christi mythisch auffasse. Es war eine bei den älteren Kirchenvätern sehr beliebte Anschauung, daß Christus gestorben sei als Lösegeld an den Teufel, für die ihm verfallnen Seelen. Solche Sondermeinungen kommen leicht an einen gebildeten Laien mit ausschließlich religiöser Beschäftigung und doch ohne theologische Schulung. Das wahre Grundgefühl Schwenkfelds war die alleinige Achtung des innern frommen Lebens, ein Menschwerden Christi in uns. Daher ist er gleichgültig gegen Dogmen und Bräuche, wie gegen das äußerliche Wort, das bei Unerleuchteten nur fleischlichen Affect wirke. Das rechte stetige Nachtmahl findet er Johannes 6, die einstmalige Incarnation des Gottessohns soll sich immerdar in der Menschheit vollziehen. Einige Anhänger und Gemeinden, besonders in Nordamerika, haben sein wahres Andenken auf die Gegenwart gebracht.

Auf Thamerus sind wir durch Neander aufmerksam geworden als auf einen Vorläufer des neuern Protestantismus. Indem er das Recht der Subjectivität geltend machte, gehört er dem Protestantismus an, dagegen unerwartet durch das Hervortreten des Rationalistischen wurde er der katholischen Kirche zurückgegeben. Er stammt aus Niederelsaß, ein Schüler Luthers und Melanchthons. 1543 berief ihn der Landgraf als Professor nach Marburg, 1549 der Erzbischof von Mainz als Prediger nach Frankfurt. 1553 ging er nach Rom. Er ist gestorben als katholischer Professor der Theologie in Freiburg. 1557 hat Melanchthon eine Warnung gegen ihn erlassen. Er ist ausgegangen von dem Recht der sittlichen Natur des Menschen: durch Christus erlöst und begeistet ist sie berechtigt zu freiem Denken und Thun. Daher stellt er sich der reformatorischen Lehre entgegen, daß die göttliche Wahrheit durch die H. Schrift allein zu erkennen sei und daß die Rechtfertigung allein durch den Glauben geschehe. Denn, sagt er, das Gewissen, welches die Gottheit und Christus selbst ist, der jetzt in unsrem Herzen wohnt, versteht und urtheilt, was gut und böse ist. Der Buchstabe, der außerhalb ist, kann nicht Zeugniß geben von der Wahrheit ohne das

Gewissen, welches ihn erfüllt und wahrhaft macht. Nicht deßhalb ist etwas wahr, weil es in der Bibel steht, sondern weil es an sich wahr ist, steht es in der Bibel. Dies Rationale erschien verträglich mit dem Katholicismus, wiefern dieser ohne die strenge Erbsündenlehre eine gewisse Einsicht und Kraft des Menschen gelten läßt. Es konnte das doch auch leicht umschlagen in ein entschieden rationalistisches Princip, wiefern die Entscheidung in religiösen Dingen dem denkenden Geiste allein zugetheilt wird, indem das denkende und sittlich kräftige Subject für sich selbst steht.

Dieses Umschlagen stellt sich uns dar in Sebastian Franck aus Donauwörth [† um 1543], nach einander Priester, lutherischer Prädicant, Seifensieder, gelehrter Buchdrucker, und immer Volksschriftsteller. Seine seltsame Ausdrucksweise ist werth des Nachsinnens über ihren Sinn. Sein „Weltbuch" nicht grade eine Weltgeschichte, wie wir sie jetzt von Ranke haben, sondern, in alttestamentlicher Weise anhebend, ohne viel Kritik enthält sie manches Märchenhafte. Melanchthon urtheilt davon: indoctae Francus conditor historiae, aber sie ist volksthümlich geschrieben mit einem naturwüchsigen Tact zum Geschichtschreiber. In seinen Seifensiederschriften ist viel Sinniges, Tiefsinniges anschaulich gemacht, oft mit gemeinen, handgreiflichen Worten. Seine Sammlung von deutschen Sprüchwörtern bietet einen fröhlichen Einblick in deutschen Volkssinn. Z. B.: „Was Gott nicht gibt an Gut, gibt er an Muth." Eine Schrift gegen die Trunkenheit, gegen den damaligen deutschen Saufteufel und manches ihm Verwandte enthält kräftige Zornreden: „Jetzt ist Fasten Sünde worden, nur Vollsein ist unser Evangelium. Es beklagen sich die Fürsten, das Evangelium mache Aufruhr. Sie sollten sich selbst bei den Ohren nehmen, so würden sie sehn, wer Aufruhr macht." Seine Weltanschauung ist nicht sowohl Pantheismus als Immanenz Gottes im Sinn der mittelalterlichen Mystik: „Gott hat seine Faust nicht wieder aus der Natur herausgezogen wie ein Schuhmacher, so er ein Schuh ausmacht und liegen läßt, sondern er hat sein Wort in allen Dingen gelassen." Davon die religiöse Folgerung: Christen sind mit Christo vergottet, ein Leib und ein Gott mit ihm. Aber Christus ist der durch die Weltgeschichte hindurchgehende Logos, daher er schon in Abel erwürgt wurde. Das Licht der Natur, welches die Heiden hatten, nennt die Schrift und die Theologie das Wort Gottes, seinen Sohn. In solcher Weise fällt ihm Christenthum und Religion in eins zusammen. Die Philosophie nimmt den Menschen nach seiner guten Natur, das Christenthum spricht von dem verderbten Menschen: „Ich ward Philosoph, da ich mir selbst anfing

ein Freund zu werden.“ Es ist die Autonomie des Geistes, die er erringen will, „Herr seiner selbst zu werden.“ Der Urquell der Wahrheit ist das göttliche Wort in uns, der heilige Geist oder die Vernunft. Die heilige Schrift ist nur die Laterne des göttlichen Worts, die Monstranz, in der die geweihte Hostie gezeigt wird. Aber, fährt er fort, man kann Ovids de arte amandi ebenso gut vertheidigen als jeden Buchstaben der Schrift. Er beruft sich dafür theils auf die bildliche Ausdrucksweise der Bibel: die Gebote Christi, die Hand abzuhauen, das Auge auszureißen, Christi Fleisch zu essen, den Tempel abzubrechen, theils stellt er einander widersprechende Schriftstellen neben einander, ohne diesen Widerspruch lösen zu wollen: nur den Schriftkrieg wolle er darstellen in zwei Heerlagern. Mit dem Buchstaben haben die Pharisäer Christum todtgeschlagen, die Heutigen machen es ebenso. Nichts Schlechtes, das man nicht mit der H. Schrift beschönigen könnte, Jeder findet ein Polsterlein darin. Darum lasse sich Niemand mit der Schrift betäuben und bezaubern, sondern probire zuvor die Schrift, ob sie sich mit seinem Herzen vergleiche. So hat er geschrieben im Angesicht des großen reformatorischen Befreiungswerks durch die H. Schrift. Er hat in ihr schon künftige Bande erkannt, ein Lessing des 16. Jahrhunderts. Christus ist ihm doch auch eine historische Person, in ihm hat der Geist das Fleisch aufgeleckt wie die Sonne den Schnee. Er hat offenbart, was im Menschen ist: „Wie wir sagen von Jemand, er habe uns zehn Gulden gegeben, wenn er uns zeigt, daß wir zehn Gulden in unserm Beutel haben, von denen wir nichts wußten, so hat Christus unser göttliches Wesen aufgedeckt, uns unterwiesen, wie es innerlich im Geist sollte zugehn.“ „Gott klopft, buhlt und wirbt um uns.“ Dies im Gegensatz der calvinischen Prädestinationslehre. „Alles Äußerliche ist Gott ein Gräuel, wenn man's nicht braucht als Figur, als Sinnbild, sondern Gott damit hofiren will, als Beschneidung, Taufe, Nachtmahl, Kirche. Jeder kann für sich selbst recht fromm sein, wo er auch ist. Es bedarf nicht des Hin- und Herlaufens, nicht Secte, Taufe, Kirche, aber jede Secte will Gott für sich allein haben.“ „Im Reiche Gottes, das eitel Freiheit des Geistes ist, muß Alles frei gehn.“ Daher nahm er sich der Wiedertäufer an, wiefern er sich der religiösen Freiheit annahm: man solle sie Gott befehlen, ihm aber nicht in sein Gericht greifen. Er selbst will nicht papistisch, lutherisch, zwinglianisch, wiedertäuferisch genannt werden. Daher stand er nothwendig einsam, unverstanden in seiner religiösen Eigenthümlichkeit, dazu gebracht, Seife und Unschlittlichter zn machen, statt die Welt zu reinigen und zu erleuchten, ein Prophet der neuen Theologie und Zeit, obwohl kaum von ihr bemerkt.

Luther sagt über ihn: „Er kann nichts als lästern, redet als wäre er des Teufels eigen und liebstes Lästermaul, der da Richter und Meister über die H. Schrift sein will aus dem Geiste."

Die Geschichte der Reformation ist nun an uns vorübergegangen wie ein rauschender Strom, der bald sich bricht an der alten Kirche, dem Felsen St. Petri, bald ihre Trümmer überfluthet. Am Ausgang dieser Geschichte gilt es eine Übersicht Dessen, was daraus entstanden ist und nach seinen einzelnen geistigen Beziehungen zu vermitteln.

Fünftes Capitel. Zustände und Resultate des Protestantismus.

§ 229. Der Protestantismus als Princip.

Im 16. Jahrhundert ist eine lange vorbereitete, geistige Macht in die Geschichte eingetreten, sie hat tausendjährige Einrichtungen zertrümmert, das Leben der Völker im tiefsten Grunde aufgewühlt, sie hat eine neue Kirche gegründet, auch neue Staatsverfassungen. Die Völker Europas haben sich für und wider sie erhoben, Jahrhunderte durch hat man um ihre Geltung gekämpft. Was ist nun diese Geistermacht?

Sie ist genannt worden Protestantismus, indem eine einzelne politische Handlung auf dem Reichstag zu Speyer, das Protestiren gegen einen Majoritätsbeschluß in Glaubenssachen zum allgemeinen Begriff erhoben wurde, den auch die andern europäischen Sprachen sich angeeignet haben. Insgemein wird solch eine geistige Macht in der Tiefe ihres Inhalts nicht von Denen begriffsmäßig erkannt, welche ihre ersten Träger und Vorkämpfer sind, in ihnen wirkt sie substantiell als unmittelbares Leben und lebendige Begeisterung. Die Reformatoren haben ihre That bezeichnet als Rückkehr zur apostolischen Kirche, unter das Kreuz Christi. Aber Vergangnes kehrt nie unverändert wieder, die lutherische wie die reformirte Kirche lagen weit ab von der apostolischen, und diese Verschiedenheit ist nicht bloß Mangel und Ohnmacht. Luther, wie die meisten Reformatoren seines Jahrhunderts, auch des Jahrhunderts vor ihm, hat den Ausgangspunkt genommen von dem Ansehn der H. Schrift und von der Rechtfertigung aus dem Glauben. Das ist sein Hauptartikel, von dem schreibt er in den Schmalkaldischen Artikeln: wenn der nur fest stehe, dann stehe auch das Reich Gottes

fest. Beides war ihm durch den Gegensatz seiner Zeit nothwendig gegeben: der päpstlichen Priesterkirche entgegen zu halten das Wort Gottes in der H. Schrift, der Werkheiligkeit, diesem Heil durch kirchliche äußere Werke, und der hierarchischen Vermittlung die Rechtfertigung durch den Glauben allein, d. h. die Versöhnung des Menschen mit Gott durch das, was Christus für uns gethan und gelitten hat, angeeignet durch die Hingabe des Herzens an ihn. Die Voraussetzung davon ist die Erbsünde als eine unendliche Verschuldung Aller aus Adams Geschlecht, als eine gänzliche Ohnmacht des sittlich-religiösen Lebens und Denkens, wie Luther es ausdrückt: die Menschheit wie ein Reitthier, um das sich Gott und Teufel streiten, und wie Calvin gleich hart, nur gemeßner, es bezeichnet: eine ewige, unabänderliche Vorherbestimmung Gottes.

Ist nun dies der Protestantismus, so entsteht allerdings die Frage, ob das werth war der Opfer, der Kämpfe, welche für ihn eingesetzt worden sind. Die Abschaffung der Mißbräuche im Ablaßkram wäre auch in der katholischen Kirche möglich gewesen und ist großentheils geschehn. Jedenfalls wäre doch jenes Dogmensystem theuer erkauft worden durch die Spaltung der Christenheit, insbesondere für uns durch eine Spaltung des Vaterlandes. Ist wirklich der Protestantismus jenes Dogmensystem, dessen Grundlage die augustinische Erbsündenlehre ist? Das hätte allenfalls auch Raum gefunden in der katholischen Kirche. Der augustinische Grundgedanke ist unsrer Zeit fast entfremdet, und selbst die H. Schrift, wie hoch wir sie stellen, hat kaum noch diese imponierende Macht, der jeder Gedanke sich unbedingt unterwirft. Dennoch ist in uns ein Bewußtsein der Einheit des Geistes mit dem Wesen der Reformation. Wir feiern in unsern Reformationsfesten immer noch etwas Gegenwärtiges, nicht bloß eine Vergangenheit.

Hiernach muß wohl der Protestantismus etwas Allgemeineres, Höhres sein. Sein Wesen ist zu spüren an seiner Entstehung. Die katholische Kirche hatte sich ausgegeben als die unfehlbare, alleinseligmachende Kirche. Im 16. Jahrhundert ist sie mit Mißbräuchen beladen. Im Kampf deßhalb, von ihr ausgestoßen, konnte die neue Kirche für sich selbst das Privilegium der Seligkeit und unfehlbaren Wahrheit in Anspruch nehmen, wie die griechische Kirche dies gethan hat. Dann aber wäre die Reformation nur eine neue Gestalt der katholischen Kirche geworden. Die Reformatoren haben vielmehr, wenn auch im dunkeln Drange, hinaufgegriffen zum Recht der Idee, zum ewigen, göttlichen Recht, indem ihnen vorschwebte: die wahre, vollkommne Kirche, das

ist nicht die päpstliche, auch nicht die unsre, wie wir jetzt sind, sondern es ist eine ideale, die Gemeinschaft der vollkommnen religiösen Wahrheit und Heiligkeit. Jede wirkliche, geschichtlich gewordene Kirche ist davon nur eine unvollkommne Darstellung. Aber die katholische Kirche hat ihre verkümmerte Existenz für dieses Ideal ausgegeben und diese Verwechslung ist das Wesen des Katholicismus, wie die Unterscheidung der idealen und jeder geschichtlich wirklichen Kirche das Wesen des Protestantismus ist. Hierin liegt negativ die Protestation gegen die Ansprüche der katholischen, insbesondere der päpstlichen Kirche, affirmativ die Hinweisung auf die H. Schrift, auf Christus, aber auch auf's eigne Gemüth. In der Protestation lag doch zugleich eine Anerkennung der katholischen Kirche, wiefern sie auch an Christus Antheil hat, wenn schon in getrübter Form, damals eine Ruine der Kirche, und Ruinen sind oft sehr schön, eine Kirche, von der Calvin sagt: in der Christus halbbegraben verborgen ist. Weil sie doch immer, mit Christus verbunden, eine gewisse Verwirklichung der idealen Kirche darstellt, so ist eine volle Gemeinschaft mit den einzelnen Frommen in ihr nicht nur möglich sondern pflichtmäßig, während die katholische Kirche alle Diejenigen, die Christen sein wollen außerhalb ihrer Schranken, als Häretiker verdammt und nur Macht beansprucht über alle Getauften, um sie zu verdammen.

Aus jener Idee des Protestantismus folgt: 1) Der Einzelne ist keinem Gesetz der Kirche bei Verlust seiner Christlichkeit verpflichtet, durch keinen Spruch der Kirche kann er von Christo losgerissen werden, so lange er nicht sich selbst in seinem Herzen von ihm losgerissen hat. Das Recht der freien Subjectivität. 2) Im Gegensatz jeder äußerlichen Kirche ist also die Entscheidung über sein Heil im Innern jedes Gläubigen enthalten. An die Stelle der katholischen Veräußerlichung tritt das Versenken in die Innerlichkeit des Geistes. Das war wesentlich auch schon in der reformatorischen Rechtfertigungslehre enthalten. Luther schreibt: „Die Apostel und die Kirche predigen das Wort, aber Gott muß es dir in's Herz legen, du mußt es bei dir selbst beschließen.“ Sonach erhebt sich aus dem Quell des Protestantismus das in sich berechtigte und vertiefte, aber an Christus hingegebene Subject. Hiermit gliedert sich das Christenthum in zwei Hälften von welthistorischer Bedeutung: die eine, der Katholicismus war das Christenthum der kirchlichen Gewalt, der Objectivität und Äußerlichkeit, fordernd die Hingabe des gläubigen Subjects an das äußerlich gegenüberstehende Object als unfehlbare und alleinseligmachende Kirche mit eingebildeter Vollendung. Sie hat den letzten Glanz der antiken Welt in sich

aufgenommen, sie hat rohe Völker bezähmt und erzogen, hohe Gestalten und Tugenden sind auch aus ihr erwachsen. Die andre Hälfte ist der Protestantismus, das Christenthum der Freiheit, der Subjectivität und Innerlichkeit im Streben nach der Mündigkeit, nach wahrer Vollendung. Es war eine neue Gestalt des Christenthums, die irgend einmal kommen mußte, und kein Opfer ist zu groß dafür. Dieser Geist der Freiheit braust durch das erste Jahrzehnt der Reformation als Freiheit wider alle Menschensatzungen. Dieser Geist erklärte zu Speyer: es gibt keine Majorität in Sachen des Glaubens. Dieser Geist riß sich los von tausendjährigen Gewohnheiten: „denn", sagt Luther, „ist langer Brauch allein gnug, warum glauben wir nicht mit den Juden und Heiden! Warum halten wir es nicht mit dem Teufel, der immer Gewohnheit hat, bös zu sein. Unser Gott heißt nicht Gewohnheit, sondern Wahrheit, die Gott selbst ist." In diesem Sinn berief sich Luther in Worms auf die H. Schrift und auf andre helle, öffentliche Gründe, und erhob sich gelegentlich selbst über die H. Schrift, als er St. Jacobs Brief eine stroherne Epistel nannte, wenn auch ungerecht gegen diese Schrift. Aber die Freiheit erkannte der reformatorische Protestantismus nur an vor Menschen, nicht als Gottesgabe vor Gott, die Vernunft nur als verdammendes Gewissen. Wo sie als berechtigt in Glaubenssachen sich geltend machen will, ist sie die alte Frau Wettermacherin, der den Hals umzudrehen Luther sich verpflichtet fühlt. Der Glaube selbst entsteht nur durch Gott gewirkt, die unbedingte Prädestination ist die Consequenz dieser gemeinsamen Anschauung. Der H. Schrift muß sich Alles beugen, auch wo sie beschränkte Vorstellungen eines vergangenen Weltalters enthält. Das ganze Dogmensystem der Reformatoren ruht auf dem Verleugnen der Freiheit und Vernunft in ihrer natürlichen Berechtigung. Aus der Dogmenkirche der Epigonen ging der härteste Glaubenszwang hervor. Sonach ergab sich ein Widerspruch gegen das Princip der Reformation, daher dieser reformatorische Protestantismus nur die eine, erste Gestalt des Protestantismus sein kann. Er hob an mit dem Widerspruch wider die römische als unfehlbare Kirche und trug einen Widerspruch in sich selbst, der zu einer zweiten Gestalt, zu einer Entwicklung führte, deren schmerzensvolle Geburt der nächsten Periode der Kirchengeschichte angehört.

Der reformatorische Protestantismus hat sich sofort in zwei Kirchen dargestellt, beide haben sich ursprünglich reformirte Kirchen genannt, als Luther nichts davon wissen wollte, daß die Kirche zu nennen sei nach seinem heillosen Namen, und klagte: „das Gotteswort, welches sie mit ihrem frivolen Lästermaule jetzt lutherisch nennen". Noch in der

Concordienformel heißt die ganze Kirche Ecclesia reformata. Doch hatte sich in den philippistischen Händeln mit der Forderung lutherischer Lehre auch der Name einer lutherischen Kirche gebildet. Und so ist seitdem der frühere allgemeine Name den Gegnern überlassen worden, während die Bezeichnung evangelisch, später auch protestantisch ein gemeinsames Besitzthum blieb.

Die lutherische und reformirte Kirche haben im Gefühl ihrer Verwandtschaft sich gegenseitig angezogen und abgestoßen. Der tiefe Groll geht von Luther selbst aus, doch ward er zu einem lutherischen Gemeingefühl erst in der Zeit der kryptocalvinischen Händel, als fast der ganze obersächsische Volsstamm meinte: lieber papistisch als calvinisch. Wie tragisch auch dies Zerfallen für das Geschick des Protestantismus geworden ist, so ist es doch ursprünglich ausgegangen von der religiösen Gewissenhaftigkeit, die nicht mit sich handeln läßt, und hat gedient den reichen Inhalt des Protestantismus zu entfalten. Die Reformationszeit stritt nur um einzelne Dogmen, sah also auch in diesen den Grund der Spaltung. Zur Zeit der Concordienformel war der Hauptvorwurf gegen die reformirte Kirche die unbedingte Prädestination als eine mohammedanische Lehre mit allen ihren phantastischen Folgen. Man wußte nicht mehr, daß Luther sich selbst zu ihr bekannt habe. Der wirkliche Zwiespalt bestand im Dogma vom Abendmahl. Was noch gefolgert wurde gegen die reformirte Kirche, daß sie von Christus nestorianisch lehre, gegen die lutherische Auffassung, daß sie monophysitisch sei, dieser Gegensatz, wiefern er nicht bloß zufällig war, deutet auf seine Begründung in etwas Allgemeinem, worauf auch die Vergeblichkeit aller Einigungsversuche durch drei Jahrhunderte hinweist, wenn schon die reformirte Kirche die Spaltung nicht für nothwendig achtete. Luther hat Zwinglis dargebotne Bruderhand zurückgewiesen, Zwinglis Hand ist immer ausgestreckt geblieben. Man hat lutherischerseits den wesentlichen Unterschied neuerlich so gefaßt: die katholische Kirche entspricht der einseitig dominirenden Natur, die reformirte Kirche dem Geist in seiner künstlichen Opposition gegen die Natur, die lutherische Kirche der schönen Mischung von Geist und Natur. Allein mich dünkt, man könne der katholischen Kirche eine starke Dosis Unnatur zuschreiben, wie das Mönchthum und Cölibat, und in dieser Beziehung sie wesentlich bezeichnen als das sinnlich aufgefaßte Christenthum. Eine ähnliche nur schärfere Fassung ist von Harms ausgegangen: die katholische Kirche hält sich an's Sacrament, die reformirte an's Wort, die lutherische Kirche an Beides. Aber hier sind doch nur Hinneigungen abstract gefaßt, und das Wort ist doch

auch eine Macht in der katholischen Kirche geblieben, wie das Sacrament eine Macht in der reformirten. Reformirterseits ist dem Unterschied der beiden Kirchen besonders von Merle d'Aubigné scharfsinnig nachgedacht worden, einem Geistlichen der freien Genfer Kirche, mit dem erhebenden Schluß: die lutherische und reformirte Kirche, jede hat ihre besondre Aufgabe, aber beide sind bestimmt, Hand in Hand mit einander die Fahne Christi zu erheben zur Eroberung der Welt. Er hat verschiedne Artikel aufgestellt: 1) Die reformirte Kirche ist mit einer Entschiedenheit, die der lutherischen fehlt, auf den Grund der Kirche zurückgegangen. Luther nahm die Kirche, wie sie war, nur mit dem Abthun des Unwürdigen sich begnügend. 2) Die reformirte Kirche hat nicht nur eine Reform des Glaubens, sondern auch des Lebens vollzogen, die lutherische hat sich um eine Reformation der Sitte gar nicht gekümmert. 3) Die reformirte Kirche hat wesentlich demokratischen, die lutherische wesentlich monarchischen Charakter. Man darf dies zusammenfassen dahin, daß die reformirte Kirche mehr durchgreifend, mehr radical das Gemeinsame durchgeführt hat, und mag doch Bedenken tragen, ob dies ohne weitres eine höhre Ordnung des Protestantismus bezeichne. Und so ist denn vielfach versucht worden einem principiellen Gegensatz nachzuspüren, man hat ihn doch nicht aufgefunden.

In rein geschichtlicher Betrachtung zeigt sich nur dieses Verhältniß beider Kirchen: in beiden stellt sich dasselbe religiöse Princip auf derselben Entwicklungsstufe, nur in verschiedner Art dar, und dies geht zunächst hervor aus der Persönlichkeit der reformatorischen Kirchengründer, obwohl auch diese nicht zufällig war, sondern ihre Verschiedenheit begründet in einer höhern Ordnung der Dinge. In der praktischen Klarheit Zwinglis, in der theoretischen und praktischen Energie Calvins herrschte eine scharfe Verständigkeit, dazu die humanistische Bildung Beider, und sie waren Staatsmänner innerhalb eines republikanischen Gemeinwesens. In Luther herrschte mittelalterliche Mystik und Gefühlstiefe, seine theologische Grundlage war mönchisch-scholastisch, das humanistische Element nur durch Melanchthon vertreten; zwar Luther ein Mann des Volks wie je einer und ein religiöser Genius, doch auch innerhalb eines monarchischen Staats mehr ein Gelehrter, ein Mann der Schule.

Hieraus ist hervorgegangen: 1) Die verschiedne Stellung zur H. Schrift. Zwingli: was nicht aus ihr erwiesen werden kann, ist abzuthun, und so, obwohl ohne es gänzlich durchzuführen, auch Calvin. Dagegen Luther: Was nicht gegen die H. Schrift ist, ist erlaubt. So

hat er das Recht einer historischen Entwicklung anerkannt im Glauben wie im Cultus, und das war kein Rückschritt gegenüber der reformirten Abstraction von den Erlebnissen so vieler Jahrhunderte. 2) Die verschiedne Stellung zur katholischen Kirche. Zwingli hat sich zunächst entgegengesetzt ihrer heidnischen Creaturvergötterung, wozu Calvin jede Vermittlung des Heils durch ein äußerliches Ding, durch eine Creatur rechnete: daher der Gegensatz gegen Bilder, Heilige gegen den Leib Christi in der Hostie, auch gegen die eigne Willensbestimmung, daher die Seligkeit durch Gott allein und die scharfe Betonung der Prädestinationslehre. Luther ist mehr dem Jüdischen in der katholischen Kirche, der Werkheiligkeit, entgegengetreten. Seine Grundlehre, die Rechtfertigung durch den Glauben allein, ist allerdings angenommen worden von der reformirten Kirche, doch nie so ausschließlich betont. 3) Die Lutherkirche ging zunächst aus auf Reinheit des Glaubens, der Lehre, die reformirte auf ein streng geordnetes religiöses Gemeinwesen. Es sind Unterschiede, aber überall nur relative, ein Mehr oder Weniger. Vergeblich hat man gesucht und wird man suchen nach einem principiellen Gegensatz.

Eine weitre, auch nur relative Verschiedenheit werden wir in den folgenden Betrachtungen zu bemerken haben. Die Religion bewährt sich zunächst in ihrer sittlichen Wirkung.

§ 230. Die Sitte.

Luther hat es in seiner Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation auch angefangen auf eine sittliche Reformation, er nimmt seinen Ausgang von den sittlichen Gefahren des Ablasses. So hat Zwingli gestritten gegen das Reislaufen und die ausländischen Laster, Calvin gegen die Libertins. In der protestantischen Lehre vom alleinseligmachenden Glauben lag die Sittlichkeit einer hohen Seele, die sich ganz an die Idee, an Gott, an Christus hingibt. Z. B. was Luther geschrieben hat in seiner Vorrede zum Römerbriefe: „Der Glaube ist ein göttlich Werk in uns, das uns neugebiert aus Gott, tödtet den alten Adam und macht aus uns ganz andre Menschen von Herzen, Muth und Kräften. O, es ist ein lebendig, schäftig, mächtig Ding um den Glauben, daß unmöglich ist, daß es nicht ohn Unterlaß sollte Gutes wirken. Er fragt auch nicht, ob gute Werke zu thun sind, sondern ehe man fragt, hat er sie gethan und ist immer im Thun. Glaube ist eine lebendige verwegne Zuversicht auf Gottes Gnade, so gewiß, daß er tausendmal darüber stürbe, und solche Zuversicht göttlicher

Gnade macht fröhlich, trotzig und lustig gegen Gott und alle Creatur. Daher der Mensch ohne Zwang willig und lustig wird, Jedermann Gutes zu thun, allerlei zu leiden, Gott zu Lieb und Lob, der ihm solche Gnade erzeigt hat, also daß unmöglich ist Werke vom Glauben zu scheiden, ja so unmöglich als Brennen und Leuchten vom Feuer mag geschieden werden." So dies echt Protestantische aus der eigensten Lebenserfahrung heraus. Aber durch die Zurücksetzung guter Werke entstand doch die Gefahr sich's bequem zu machen, zumal als der Glaube wieder im katholischen Sinn aufgefaßt wurde als Annahme aller von der Kirche festgestellten Dogmen, als Orthodoxie, wozu die spätern dogmatischen Streitigkeiten den Anlaß gaben. Luther selbst hat diese Gefahr noch bemerkt. In seiner Postille: „Die Predigt, daß der Glaube allein rechtfertigt, sollte man billig mit großen Freuden hören und sich daraus bessern. Kehrt sich aber um, und wird die Welt aus dieser Lehre je länger je ärger, und doch ist nicht die Lehre, sondern die Leute Schuld. Sind jetzt mit sieben Teufeln besessen, da sie sonst mit einem besessen waren. Der Teufel fährt jetzt mit Haufen unter die Menschen, daß sie unter dem Lichte des Evangeliums sind geiziger, unbarmherziger, unzüchtiger, frecher als unter dem Papstthum. Die Welt bleibt allezeit so, daß sie entweder vom Glauben falsch rühmt, oder will ohne Glauben allzu heilig sein. Predigt man Glaube und Gnade, so will Niemand Werke thun. Treibt man auf Werke, so will Niemand an den Glauben, und sind gar seltsam [selten], die sich der rechten Mittelstraße halten. Ja es wird wohl auch dem rechten Christen schwer." So erklärt sich genug Herzog Georgs Scheu vor solcher Glaubenspredigt. Auch braucht Luther eben in seiner Glaubenssicherheit, in seiner Erhebung über alles Kleinliche gelegentlich einen mißverständlichen Ausdruck. So in seinem Brief aus Coburg von 1530: „Man muß hie und da ein Ordentliches trinken, spielen, Nichtsnutz treiben und Sündiges begehn, um den Teufel zu ärgern und zu verspotten, damit er nicht unser Gewissen errege um allerlei Kleinigkeiten willen. Sonst unterliegen wir ihm, wenn wir stets ängstlich Acht haben nichts zu begehen. Ja, wenn der Teufel sagt: trinke nicht! sollst du ihm antworten: nun trink ich grad, weil du's verbietest, und trinke noch mehr im Namen Christi." Es würde wohl kein sorglicher Vater so schreiben an seinen muntren, studirenden Sohn, aber Luther hat so geschrieben an einen melancholischen Freund, Hieronymus Weller, der damals in seinem Hause lebte und seine Hypochondrie für Anfechtung des Teufels hielt, womit Luther ganz einverstanden ihn doch ermahnt, dem Teufel mitunter ein Schnippchen zu schlagen.

Auch das plötzliche Aufhören der Ohrenbeichte, das Herumschweifen von Mönchen und Nonnen, der Umsturz, das Schwanken alles Bestehenden entfesselte wilde Leidenschaften. Dazu die nothwendige Verletzung altväterlicher Pietät:

Kömmt ein Glaube neu,
Wird oft Lieb und Treu
Wie ein böses Unkraut ausgerauft.

Dazu kam fast gleichzeitig eine sociale Umwandlung der Vermögensverhältnisse durch die aus Amerika strömenden Reichthümer, ähnlich wie in unsern Tagen die Wirkung der französischen Milliarden. Die Klagen Luthers über die steigende sittliche Verderbniß sind als Zugeständnisse von der katholischen Polemik benutzt worden, als habe er sein ganzes Werk bereut. Sein Ideal ist ihm verkümmert worden, wie er nichts Irdisches für sich gesucht, hat er's gefordert auch von andern, dazu sein oft ungemeßner Ausdruck eines an sich wahren Gefühls. Er hat mehrfach ausgesprochen, daß ihn sein ganzes reformatorisches Wirken gereue, wie es etwa den alttestamentlichen Gott einmal gereut hat den Menschen geschaffen zu haben. Dennoch ist unleugbar, welche Macht der Protestantismus für ernste, strenge Sitte des häuslichen und bürgerlichen Lebens geworden ist, eine Macht, welche selbst die Gräuel des dreißigjährigen Kriegs überstanden hat.

In der lutherischen Kirche wurde diese sittliche Macht gefördert durch Privatbeichte und Rüge auf der Kanzel, in der ärgerlich Lebende oft sehr stark bezeichnet, ja genannt wurden. Hat die reformirte Kirche die Beichte aufgehoben, so hat Calvin eine desto strengere Kirchenzucht eingeführt, die Censuren der Consistorien durch Geistliche und Repräsentanten der Gemeinde übten eine unermeßliche Macht. In Frankreich, mitten unter den Bürgerkriegen, haben sich reine Sitten und die Künste des Friedens erhalten, so daß die Hugenotten als die Wohlhabenderen beneidet und in Geschäften bevorzugt wurden als die Zuverlässigeren. In Schottland wurde der Sonntag gefeiert wie Sabbath, auch die Kirchgänger gezählt, die Fehlenden und zu spät Kommenden bestraft. Die Puritaner erklärten jede weltliche Lust für Sünde, und etwas Puritanismus ist über der ganzen Kirche von England und Schottland geblieben. Man wollte bemerken, daß in katholischen Ländern die Gesichter des Volks fröhlicher aussehen als in protestantischen. Noch Voltaire schrieb von seiner Zeit: „Die Protestanten haben die Pforten der Klöster geöffnet, um die ganze Welt zum Kloster zu machen.“ Auch tobte die junge Kirche noch in mittelalterlicher Weise gegen allerlei Thor-

heiten der gesellschaftlichen Sitte. Als Mitte des 16. Jahrhunderts die Mode der weiten, aufgeschlitzten Beinkleider aufkam, die Schlitze mit Tuch von verschiedner Farbe unternäht, nannte man diese Beinkleider die Pluderhosen, eine ähnliche Entstellung des Körpers und Verschwendung des Stoffes wie wir's vor kurzem beim weiblichen Geschlecht erlebt haben. Die Universitäten erließen Strafgesetze gegen jene Hosen, Musculus, Professor in Frankfurt, hielt eine Predigt dagegen, nach ihrem vollen Titel: „Vom verluderten, zucht- und ehrverwegnen, pludrigten Hosenteufel.“ Der Eindruck dieser Predigt scheint doch nicht groß und entschieden gewesen zu sein, wenigstens am nächsten Sonntag fand sich der Kanzel gegenüber solch ein Ungethüm aufgehängt, wie ein Weihgeschenk.

Dagegen wird als Zeichen der sittlichen Mattigkeit dem Protestantismus die Doppelehe des Landgrafen von Hessen vorgeworfen, nicht grade als That des Landgrafen — Fürsten jener Zeit, katholische wie protestantische, haben Schlimmeres gethan — sondern wegen der Wittenberger Erlaubniß dazu, wiefern Luther und Melanchthon Mitschuldige geworden sind. Man hat die Sache oft verleugnet oder beschönigt. Die einfache Thatsache ist diese: der Landgraf mit der Lust, ohne den vollen Muth zur Sünde drängte den Wittenberger Theologen die Genehmigung ab, neben seiner Gemahlin, einer sächsischen Prinzessin, die zahlreiche Kinder von ihm hatte, noch ein Fräulein, das er lieb gewonnen hatte, Margarethe v. d. Saal, zu heirathen. Die Verhandlungen mit Wittenberg gingen durch die Hand Bucers. Der Landgraf ließ vorstellen: seine Frau sei ihm nie lieb gewesen, sie sei unfreundlich und überlade sich zuweilen mit übermäßigem Trinken, er sei von solcher Complexion, daß er eines Weibes nicht Mangel haben könne, dadurch sei er in solche Hurerei gekommen, daß er sich ein Jahr lang des Abendmahls enthalten. Um aus solchem Unrath herauszukommen, sei er gesonnen noch ein Weib zu nehmen. Dies sei von Gott nicht im Alten noch Neuen Testament verboten, vielmehr Abraham, Jacob, David, alle diese Freunde Gottes hätten mehr als ein Weib gehabt. Daneben stellte Bucer den Wittenbergern die Gefahr des Abfalls von seiten des Landgrafen vor, der Papst werde um diesen Preis, wenn der Landgraf zurückkehre, nicht anstehn die Erlaubniß zu geben, und nach dem Bericht des englischen Gesandten an Heinrich VIII war ein solcher Preis wenigstens nicht undenkbar. Das Responsum der gesammten theologischen Facultät von Wittenberg in Form eines Beichtrathes, hebt an mit ernster Abmahnung; wenn es aber S. Hoheit unmöglich sei, ein ehrbares Leben zu führen, da sei jene Auskunft

immer noch erträglicher als Ehebruch et alii belluini et impudici actus. Dann aber sollte wenigstens jene zweite Ehe heimlich gehalten werden, damit sie nicht Ärgerniß gäbe, wie ja öfter Fürsten Concubinen hätten. Luther fürchtete den Abfall des Landgrafen, wenn er unbedingt abgewiesen würde, er wollte Schlimmeres verhüten. Als durch die neue thörichte Schwiegermutter des Landgrafen das Geschehne bekannt wurde, wüthete Luther, als sei das eine Verletzung gegen ihn und gegen sein Evangelium. Er hatte selbst den ersten falschen Schritt gethan. Heinrich von Wolfenbüttel brachte die Sache vor den Kaiser, als nach der neuen Halsgerichtsordnung mit dem Tode zu bestrafen. Dabei kam doch an den Tag, daß der Wolfenbüttler selbst ein Edelfräulein seiner Gemahlin mit allen kirchlichen Feierlichkeiten hatte bestatten lassen, die sehr lebendig auf eine einsame Burg gebracht wurde, wo er sie besuchte. Bucer hat 1542 in einer namenlosen Schrift die Bigamie vertheidigt, verführt durch sein Interesse für den Landgrafen und durch die alttestamentliche Sitte.

Luther hat doch gegen heimliches Eheschließen geeifert, die eigne Ehe in Gegenwart einiger erwählter Freunde geschlossen mit sofortigem Beilager, und nach 14 Tagen durch Kirchgang und Festmahl gefeiert Zwingli erst nach Jahr und Tag. Die kirchliche Segnung, von der Trauung unterschieden, hat als freie Sitte fortbestanden, bis sie mit der geistlichen Trauung zusammengefaßt noch im 16. Jahrhundert in den meisten Landeskirchen als ehebegründender Act gesetzlich geworden ist. Die kirchliche Scheidung von Tisch und Bett ward als seelengefährliche Lüge einer gespenstigen Ehe in die volle amtliche Scheidung verwandelt, anfangs nach Wittenberger Gutachten, dann durch das Consistorium. Dies Zugeständniß hing mit der Anerkennung zusammen, daß der Spruch und der Segen der Kirche menschlichem Irrthum unterworfen sei, daß nicht Alle von Gott wahrhaft zusammengefügt sind. Auch berief man sich auf die Schrift in Bezug auf die zwei sogenannten biblischen Scheidungsgründe: Ehebruch und bösliche Verlassung. Einige andre Gründe wurden dem gleichgestellt wie Sävitien und Insidien, auch Entziehung der ehelichen Gemeinschaft aus Unlust oder Groll. Dieses Recht, eine unglückselige Ehe zu trennen hängt zusammen mit Luthers Ansicht: die Ehe ist ein weltlich Ding wie Haus und Hof, wenn auch Gottes Ordnung. Es hat eine zwiespaltige Rechtsansicht in der lutherischen Kirche bestanden in Bezug auf die Motive der Scheidung, eine mildere und eine strengere. Mir ist sehr aufgefallen die Eile der Geistlichen nach dem Ableben der Gattin sich wieder zu vermählen. Flacius fügt der Nachricht vom

Tode seiner lieben Ehefrau zugleich die Ermahnung zur Fürbitte für ihn bei, daß Gott ihm eine andre, paßliche Rippe einsetze, und sie hat ihm nicht lange gefehlt. Über Tyrannenmord schreibt Melanchthon: „Wie richtig sagt doch Seneca in seiner Tragödie, daß Gott kein wohlgefälliger Opfer geschlachtet werden könne denn ein Tyrann.“ Luther in den Tischgesprächen macht diese Unterscheidung: Einen Tyrannen umzubringen, der wider Recht und Billigkeit nach seinem Gefallen handelt, zieme einem privaten und gemeinen Manne nicht, denn das 5. Gebot Gottes verbeut es: „Wenn ich aber Einen, der gleich kein Tyrann wäre, bei meinem Eheweib oder Tochter ergriffe, so möchte ich ihn wohl umbringen. Item wenn er diesem sein Weib, dem Andern seine Tochter, dem Dritten seinen Acker mit Gewalt nähme, und die Bürger thäten sich zusammen und könnten seine Tyrannei länger nicht dulden, so möchten sie ihn umbringen wie einen andern Mörder und Straßenräuber.“ Er hat dabei das alte deutsche Haus- und Staatsrecht im Sinn. „Aber wenn man mich angriffe als einen Prediger um's Evangelii willen, so wollte ich mit gefaltenen Händen meine Augen gen Himmel heben und sagen: Mein Herr Christe, hier bin ich, ich habe dich bekannt und gepredigt, ist's nun Zeit, so befehl ich meinen Geist in deine Hände und wollte also sterben.“

Was wir insgemein Aufklärung nennen, darum hat sich die Reformation wenig gekümmert. Luther, dem sich das Böse persönlich darstellte als der Böse im Teufel und im Papste, hat sein Lebelang mit Beiden zu schaffen gehabt. Fast dualistisch denkt er Gott und Teufel mit einander kämpfend um den Menschen, doch mit dem frischesten Muthe und in unbewußter Mischung des Religiösen und des Poetischen wirft er sein Tintenfaß dem Teufel an den Kopf, und das, was drin war in dem Tintenfaß, hat des Teufels Gewalt gar gewaltig angegriffen. In seine Poesie gehört: „Und wenn die Welt voll Teufel wär“, aber auch für die Energie seiner Prosa war ihm der Teufel unentbehrlich. Als er in Dessau ein Kind traf mit einem Wasserkopf, erklärte er es für einen Wechselbalg, für ein Teufelskind nach der Volksmeinung und will es in die Mulde tragen lassen, will's auf seine Seele nehmen. Glücklicherweise ist es durch den Kurfürsten verhindert worden. Melanchthon setzte bei einer Sonnenfinsterniß seine Vorlesungen aus und mahnte durch Anschlag zum Gebet. In seinen Vorlesungen bringt er manche Gespenstergeschichte, Manches was er selbst erlebt haben will. Die abergläubische Phantasie seiner Umgebung mag auf seine Erinnerung eingewirkt haben. In der reformirten Kirche

war das Dogma vom Teufel auch anerkannt, nicht so das Interesse der Phantasie. Sogleich nach Stillstand der reformatorischen Bewegung entstand ein Wetteifer mit den katholischen Gerichten über Verbrennung von Hexen. Dennoch die Reformatoren haben sich gemüht durch Volksbücher und Schulen, deutsche und lateinische auf kirchlichem Grunde, ein dem Protestantismus gewachsnes Volk heranzuziehn. Jacob Sturm, der Bürgermeister von Straßburg seit 1526, war in seiner Politik wohl allzu bedenklich, aber als ein Schulenvater ist er vorangegangen, und nicht unverdient ist Melanchthon ein Praeceptor Germaniae genannt worden.

§ 231. Das Recht.

Die Augsburgische Confession bezeichnet als ein Verdienst die Scheidung von Staats- und Kirchengewalt. Sie hat doch nur insofern stattgefunden, als das weltliche Regiment der Bischöfe von ihren geistlichen Befugnissen getrennt werden sollte. Nach dem canonischen Recht hat der Staat Macht über den Leib, die Kirche über die Seele. Der Staat hat der Kirche Schutz zu gewähren, die Kirche dem Staate Zucht und sittliche Rüge. Principiell ist ein neues Recht in der Reformation für die Kirche entstanden, doch geltend gemacht worden zunächst nur für die Gewissensfreiheit; auch nur da, wo die Reformatoren den eignen Glauben bedroht sahen. So schreibt Luther: „Das weltliche Regiment hat Gesetze, die sich nicht weiter erstrecken denn über Leib und Gut und was äußerlich ist auf Erden. Denn über die Seele kann und will Gott Niemand herrschen lassen, denn ihn selbst allein. Darum wo weltliche Gewalt sich vermißt der Seelen Gesetze zu geben, da greift sie Gott in's Regiment und verführt und verdirbt die Seelen. Das wollen wir so klar machen, daß man's greifen soll, und unsre Junkern, die Fürsten und Bischöfe sehn, was sie für Narren sind, wenn sie die Leute mit ihren Gesetzen und Geboten zwingen wollen so oder anders zu glauben." „Obrigkeit soll nicht wehren, was Jedermann glauben und lehren will, es sei Evangelium oder Lüge, ist gnug, daß sie Aufruhr und Unfried zu lehren wehr." Der Landgraf Philipp schreibt 1525 an seine Mutter: „Daß ich der Menschen Gewissen binden sollte, das will ich, so Gott will, nicht thun. Es steht mir solche Gewalt nicht zu, sondern es steht dies bei Jedes Gewissen." Aber die Geistlichen und die Juristen haben auch die Reformatoren fest gehalten auf dem katholischen Standpunkt

hinsichtlich Dessen, was ihnen als Ketzerei erschien. Dennoch hat der reformatorische Protestantismus die Souveränität der Gemeinde, des christlichen Volkes anerkannt. Was Rousseau für den Staat, das haben Luther und Zwingli schon verkündet für die Kirche, indem sie der priesterlichen Kirche entgegensetzten die apostolische Lehre vom allgemeinen Priesterthum. Hiernach gehn alle Vollmachten des Kirchenregiments aus der Gemeinde hervor, und gemißbraucht fallen sie an die Gemeinde zurück. So heißt es in den schmalkaldischen Artikeln: „Wenn die ordentlichen Bischöfe die Feinde der Kirche werden, und Geistliche nicht weihen wollen, hält die Kirche ihr Recht zu berufen und zu weihen zurück. Denn dieses Recht ist der Kirche eigenthümlich, das keine menschliche Autorität ihr entreißen kann.“ Luther hat von den Fürsten mitunter nur allzu gering gedacht. Als der Kaiser 1524 ein Manifest zum Türkenkrieg erließ und ein zweites gegen Luther, ließ dieser eine Flugschrift ergehen: „Zwei kaiserliche widerwärtige Gebote“ mit seinen Noten: „Nun bitt ich alle lieben Christen, sie wollen helfen Gott bitten für solche elende verblendete Fürsten, mit denen uns Gott ohne Zweifel geplagt hat in seinem Zorn, und daß wir ja nicht folgen wider die Türken zu ziehn, sintemal der Türk zehnmal klüger und frömmer ist, denn unsre Fürsten sind. Was sollt solchen Narren wider die Türken gelingen, die Gott so hoch versuchen und lästern. Denn hie siehst du, wie der arme sterbliche Madensack, der Kaiser, der seines Lebens nicht einen Augenblick sicher ist, sich unverschämt rühmt, er sei der oberste Beschirmer des christlichen Glaubens. Die Schrift sagt: daß der christliche Glaube sei ein Fels, dem Teufel, Tod und aller Macht zu schwer, und eine göttliche Kraft. Und solche Kraft soll sich beschirmen lassen von einem Kind des Todes, den ein Grind oder Blattern kann zu Bett werfen! Die Ungarn rühmen sich Gottes Beschützer zu sein und singen in der Litanei: ut nos defensores tuos exaudias! Auch daß etwa ein König wäre, der Christi Beschützer würde, und darnach ein anderer, der den heiligen Geist beschirmte, so wähn ich, wäre die heilige Dreieinigkeit sammt dem Glauben nicht übel berathen. Gott erlöse uns von ihnen und gebe uns aus Gnaden beßre Regenten.“

Der Protestantismus hat erkannt, daß das Recht der Kirche nur in ihr selbst ruhe, sie selbst die Quelle ihrer Macht. Die Wirklichkeit, besonders in Deutschland war doch fern von solchem idealen Kirchenrecht. Luther kümmerte sich nur um das Geistige, daß die Lehre rein, daß die Sacramente im Sinn des Herrn verwaltet würden. Aber die Kirche bedarf auch irdischen Grund und Boden zu ihrer Selbstän-

digkeit, Einkünfte, Verwaltungsbehörden. Darum hat sich Luther wenig bekümmert. Das katholische Kirchengut kam an die Fürsten, mit ihm auch die Macht über die äußeren Mittel, durch welche die Kirche besteht. Das Recht der deutschen Bischöfe blieb noch lange anerkannt in Hoffnung, daß sie mit der reformirten Kirche sich versöhnen würden. Daher machte man nicht Anstalt zu einer Kirchenverfassung, deren Anordnung als eine herrenlose Sache an die Fürsten fiel, besonders an solche, die selbst Leib und Leben wagten für die Sache der Reformation. Luther sah das als einen vorübergehenden Nothzustand an. So in der Schrift De consecratione Amsdorfii: „Zu dieser Zeit wird Manches zugelassen außer der Ordnung, so daß selbst weltliche Fürsten Nothbischöfe sein müssen, damit sie die Pastoren und Lehrer am Wort vertheidigen, da doch der Papst und sein Gefolge es weigern.“ So ist die Kirche, die kein Vaterland auf Erden hat, in die kleinen Territorien der Reichsstände eingeengt worden.

Seit 1539 wurden Consistorien eingesetzt aus Staatsbeamten und Geistlichen, zunächst für Ehesachen, Kirchenbann und Rechtspflege über die Geistlichkeit, das erste in Wittenberg. Diese Landesconsistorien wurden nicht selten vom Landesherrn selbst präsidirt, eine Vereinigung der Landeshoheit mit dem geistlichen Primat. In solcher Weise ist in Deutschland eine Fürstlichkeits- und Geistlichkeitskirche entstanden statt der Volkskirche, an die Luther geglaubt hatte vor dem Bauernkrieg. Nachmals meinte er, wie's mit Bürger- und Bauernkirchen ein eigen Ding sei. Er wollte vom „Herrn Omnes“ nicht viel wissen. Aber auch er hatte noch Ursache über das Bisthum der Höfe ohne geistlichen Charakter zu seufzen, und zuweilen erinnerten einzelne gedrückte Theologen, daß Christus die Seinen nicht aus der päpstlichen Sclaverei gerettet habe, um sie zu Knechten der Politici zu machen.

Man hat in den folgenden Glaubensstreitigkeiten wohl daran gedacht, durch ein Concil des deutschen Protestantismus eine Entscheidung zu erlangen. Die Schwierigkeiten und Bedenken, die dem entgegenstanden, hat Brenz in einem Gutachten an den Herzog Christoph von Würtemberg ausgesprochen: „Unter den Fürsten ist kein Constantin, unter den Theologen kein Luther. Jeder wird Richter sein wollen, Niemand Partei. Darum lug ein Jeglicher seines Balgs, hab ein jeglicher Fürst auf sein Fürstenthum und seine Kirche acht, daß darin friedlich regiert und gelehrt werde. Entbiete sich gegen die andern seines möglichen Dienstes und befehle die Sache Gott.“ So sind denn die deutschen Fürsten und Magistrate an die Stelle der Bischöfe

getreten. Man hat dies rechtlich erklärt durch das Devolutions- oder Episcopalsystem: das Recht der Bischöfe sei übertragen, devolvirt worden auf die Landesherrn, und es ergab sich dazu allerdings eine bestimmte positive Berechtigung. Der Erzbischof von Mainz trat sein kirchliches Recht über Hessen an den Landgrafen ab in Folge der Pack'schen Händel. Durch Beschluß des Reichstags zu Speyer wurde den Reichsständen das Recht der Reformation zuerkannt, d. h. der Umgestaltung des ganzen Kirchenwesens. So entstand der Spruch: Cujus regio, eius religio: der das Land beherrscht, dem gebührt auch die Herrschaft über die Landesreligion, wie im Augsburger Religionsfrieden dieser Grundsatz der beherrschende geworden ist. Dabei freilich war unbeachtet, daß dies ebenso sehr gegen den katholischen wie gegen den protestantischen Grundgedanken verstoße. Nach canonischem Recht kann eine Übertragung geistlicher Rechte auf Laien nicht stattfinden, nach protestantischem Recht ruht diese Macht eben in der Gemeinde, im christlichen Volk. Aber man berief sich auf Joh. 49, 23: „Die Könige sollen deine Pfleger [nutritores] sein."

In Dänemark und Schweden ist ebenso der König als kirchliches Oberhaupt anerkannt worden; doch in Schweden kam die Gesetzgebung an den Reichstag, in welchem die Bischöfe und Abgeordneten der Pfarrgeistlichkeit im Reichstage als eine besondere Curie neben der des Adels und der Bauern saßen. Zur Besetzung eines Bischofstuhls hatten sämmtliche Pfarrgeistliche des Sprengels drei Candidaten zu ernennen, aus denen der König wählte, der Erzbischof von Upsala aus drei von sämmtlichen Bischöfen präsentirten Candidaten. Die Verwaltung der bischöflichen Sprengel geschah durch Consistorien, unter denen die Kirchspiele durch Jahresversammlungen [soknestämma] aller steuerpflichtigen Gemeindeglieder ihre Angelegenheiten ordneten.

In der lutherischen Kirche ist so gewissermaßen eine fürstliche Dictatur über die Kirche entstanden, geübt und persönlich beschränkt durch die Geistlichen. Nur unter katholischen, feindseligen Landesregierungen erhielt auch die lutherische Kirche einen mehr repräsentativen Charakter, so in Ungarn und Siebenbürgen.

Dieser Charakter war vorherrschend in der reformirten Kirche, theils durch die Persönlichkeit ihrer Gründer — sie waren Staatsmänner, wie Zwingli und Calvin, oder Parteiführer wie Knox — theils auch, weil die reformirte Kirche in republikanischen Staaten entstanden war, in der Schweiz und den Niederlanden, oder unter feindseligen Staaten, wie in Frankreich, oder die reformatorische Macht wurde selbst mächtig über den Staat, wie in Schottland. Die Gemeindebe-

hörden der reformirten Kirche werden Consistorien genannt, bestehend aus sachkundigen, wissenschaftlich und religiös befähigten Geistlichen und sittlich-religiös befähigten Gemeindegliedern. Nach der ersten Einsetzung durch Wahl der Gemeinde haben sie insgemein sich selbst ergänzt durch Cooptation. In Genf wollte Calvin durchaus nicht eine Ablösung der Kirche vom Staat bei aller ihrer geistlichen Unabhängigkeit. Nur in Frankreich ist das Synodalsystem durchgeführt worden: Jede Gemeinde wählt Abgeordnete zur Provinzialsynode, alle Provinzialsynoden aus ihrer Mitte Delegirte zur Generalsynode, an deren Beschlüsse alle Gemeinden gebunden sind. Die Synode von Dordrecht hat auch disciplinare Gesetze erlassen und beschlossen, alle drei Jahre solle solch eine Generalsynode aller reformirten Kirchen gehalten werden. Allein jene Synode kostete den Niederlanden über eine Million Gulden, die deutsch-reformirte Kirche war der niederländischen abgeneigt wegen der strengen Prädestinationslehre, die französischen Abgeordneten wurden auf Befehl der Regierung zurückgehalten, und so sind die Beschlüsse nie durchgeführt, die Synode nie wiederholt worden. Die Einheit der verschiednen reformirten wie lutherischen Kirchen ist eine ideale geblieben, im Bewußtsein, im Gemeingefühl, wie das oft selbst in bittrem Streit sich äußert.

Der König von Großbritannien besaß den Supremat über die durch das Gesetz etablirte Kirche, wie der officielle Ausdruck lautete. Aber wie seine Macht über den Staat immer mehr durch die Parlamente beschränkt wurde, so auch über die Kirche. Die sogenannten Convocations, d. h. Synoden der beiden Erzbisthümer Canterbury und York, wurden zwar und werden noch mit jedem Parlamente einberufen, aber insgemein nach drei Tagen, bevor sie irgend etwas beschlossen haben, vertagt. Die Bischöfe sitzen als Lords im Oberhause, sie werden durch den König d. h. durch das Ministerium ernannt. Da ihre Einkünfte bis vor kurzem außerordentlich verschieden waren von 4000—80000 Pfund Sterling, so fühlten sich die auf minder reichen Sitzen oft abhängig von der Gunst der Minister, und die Ernennung geschah meist nach politischer Rücksicht, um Stimmen im Oberhause zu gewinnen.

Ein Gesetzbuch ist leichter zu verbrennen als zu ersetzen. Die Juristen in den lutherischen Consistorien hielten sich an die gewohnte canonische Gesetzgebung, und diese blieb auch gesetzlich, so weit sie nicht durch neue Landesgesetze abrogirt wurde oder protestantischen Grundgedanken gradezu widersprach.

Hat der Protestantismus zumal als Lutherthum die Kirche abhängig

gemacht vom Staat, so hat doch die Reformation auch eine mächtige Einwirkung auf die Staaten geübt. Es ist katholischen Stimmen sehr geläufig geworden, die Reformation das Vorspiel der Revolution, den zweiten Sündenfall zu nennen, nachdem die Stühle der Bischöfe umgestoßen waren, hätte es naturgemäß auch an die Stühle der Könige kommen müssen. Dagegen hat man in deutscher Literatur vor 1848 gern eingewandt, daß die Revolution grade zur Macht geworden sei in vorzugsweise katholischen Ländern, in Frankreich, Spanien, Portugal und Italien. Der Zusammenhang religiöser und politischer Freiheit ist wohl ängstlicher abgewiesen worden, als historische Treue erlaubt. Die Reformation hat eine verschiedne, fast entgegengesetzte Wirkung auf den Staat geübt, je nachdem derselbe beschaffen war und je nachdem er sich zur Reformation stellte, verschieden in dreifacher Art: 1) Die Reformation war in einer Beziehung allerdings eine revolutionäre Bewegung. Der Papst war anerkannt als der höchste Monarch mit der dreifachen Krone der Christenheit, die Prälaten besonders in Deutschland geistliche und weltliche Obrigkeit. Der Protestantismus aber verkündete: Tausend Jahre Unrecht gewähren keinen Tag Recht. Statt des historischen Rechtsbodens, statt der alten Pergamente berief sich der Protestantismus auf die unverjährbare Idee des Rechts, in kühner Thatkraft, die zum Himmel griff nach einem ewigen Rechte. Das ist mitunter und nicht bloß von Wiedertäufern ausgesprochen worden. So nach Gründung der Universität Königsberg [1544] war dort ein Bedenken wegen des Rechts der Promotionen, da man kein Privileg, wie bisher üblich, weder vom Papste noch vom Kaiser für diese neue protestantische Universität erlangen konnte. Camerarius, der Freund Melanchthons, hat deßhalb ein Gutachten ausgestellt, darin es heißt: „Mit den alten Principien fallen auch die Folgerungen, die alten Befugnisse müssen umstürzen, da das Fundament wankt. Die Zeit neuer Bildungen ist angebrochen, da das geschriebne Recht zweifelhaft geworden ist. Lächerlich wäre, wenn man in diesen Tagen, in denen die Welt sich umzukehren scheint, auf Zufälligkeiten mehr achten wollte, als auf die ewigen Gesetze der Vorsehung.“ Die auch von Luther ausgesprochne Lehre vom Ursprung der Kirchengewalt aus den Gemeinden konnte leicht zur Anwendung auf die Staatsgewalt führen, die religiöse zugleich auf den Gedanken der politischen Reformation. Die Hugenotten ließen nach einer großen, gewonnenen Schlacht eine Denkmünze schlagen, darauf ist dargestellt ein flammendes Schwert, das eine Lilie abhaut, das Symbol des französischen Königthums, Scepter und Krone liegen schon am Boden. Die Niederlande sind aus einer Provinz des

spanischen Königthums zu einer Republik geworden, und das reformatorische England hat seinen König auf's Schaffot gesandt. Auch in Deutschland hat eine politische Umwälzung gedroht unter Sickingen durch den Adel, unter Münzer durch die Bauern, unter Wullenweber, dem Bürgermeister von Lübeck durch das Bürgerthum der Hansa gegen Adel und Fürstenthum. Nach einer verlornen Schlacht gegen die Dänen siegten Wullenwebers Gegner und bewirkten seine Hinrichtung. In Luther war freilich das Gefühl eines deutschen Mannes gegen alle Despotie: „Ein Fürst soll nicht denken, Land und Leute sind mein, ich will's machen, wie es mir gefällt, sondern: ich bin des Landes und der Leute, ich soll's machen, wie es ihnen recht und gut ist." 2) So oft ein Gutachten gefordert wurde von den Wittenberger Theologen, pflegten sie zu erklären, der Kurfürst verhalte sich zum Kaiser grade ebenso wie der Bürgermeister von Wittenberg zum Kurfürsten. Das Kaiserthum war durch das deutsche Volksgefühl und durch ein zufälliges Wort der H. Schrift besonders geheiligt. In einem Gutachten aus Augsburg zur Zeit des Reichstages schreibt Brenz: „Das römische Reich ist Gottes Ordnung, vom Propheten Daniel verkündigt, durch Gottes Wort bestätigt. In Summa: gegen den Kaiser will Gott kein leiblich Fechten, sondern Bekennen und Leiden." So auch Luther: Leib und Leben gehört dem Fürsten, nur daß er nichts gebiete wider Gott. Wenn nur der Glaube frei gelassen wird, alles Andre läßt er geschehen, und selbst bei Verfolgung des Glaubens soll der Prediger mit gefalteten Händen dastehen, den Todesstreich zu empfangen. 3) Fand auch eine zufällige Wirkung statt, eine Mehrung der fürstlichen Gewalt. Im Reichthum, wenn er verständig benutzt wird, liegt immer auch eine Macht. Diese kam mit dem Kirchengut an die Fürsten, während mit der Hierarchie eine Macht verschwand, die nicht selten stark genug war der fürstlichen Gewalt sich entgegenzustellen. Also: die Reformation hat zur Entwicklung der gesetzlichen Freiheit auch im Staat geführt, nur insofern ist sie ein Schutz geworden gegen die Revolution. Überall, wo die fürstliche Gewalt vorhanden war und sie gewähren ließ, diente sie zur Verstärkung derselben, so in Deutschland, mehr noch in Dänemark. Wo aber die fürstliche Gewalt der Reformation entgegentrat, ohne die Macht sie niederzutreten, da kam es zur Revolution, zur Republik.

Im allgemeinen hat sich das lutherische Volk mehr passiv zum Staat verhalten, das reformirte mehr rührsam und thatkräftig, insbesondere alles Hindernis eines christlichen Regiments entfernend. Wenn das bedingt war durch den Charakter der Völker und der Staaten, so

stand es doch im Zusammenhang mit der verschiednen Lehre von Christo. Nach lutherischem Dogma herrscht der Gott-Mensch nach seiner Erhöhung überall gegenwärtig über das Weltall, ihm wird anheimgestellt, was da geschehn soll. Die Lutheraner beteten um gut Regiment, wie man um gut Wetter betet. So entstand leicht ein politischer Quietismus, der nur den lieben Gott oder den lieben Herrn Christus walten läßt. Dagegen nach dem reformirten Dogma sitzt Christus droben im Himmel und hat nur sein Bild, seine Lehre uns gelassen bis zu seiner sichtbaren Wiederkunft. Dies konnte zu einem Statthalteramt hinführen, allein seine ganze Gemeinde übernimmt es, und so griff die reformirte Kirche mit der Kraft eines sittlich starken Gemeinwesens in das Staatswesen ein. Luther hat das mitunter wohl gefühlt: „Wir Deutsche sind Esel allerwegen und werden's bleiben. Da legen wir die Hände in den Schoß und warten zu! zu! zu! ob uns etwa der liebe Gott vom Himmel helfen wolle."

§ 232. Geistlichkeit und Kirchengut.

Luther hat in seiner Verachtung des damaligen Klerus viel Hartes ausgesprochen. So in der Schrift an Rath und Volk in Prag. Da nennt er die Ordination eine bloße Schmiererei und Schererei, dadurch nichts als eitel Fratzen und Priester des Satan entstehn. So könne man jeder Sau das Haar abscheren und jedem Klotz ein Meßgewand anziehn. Als die Wiedertäufer damit Ernst machten, erwog er die Bedeutung des geistlichen Standes als nothwendig, nicht als Mittleramt mit Gott, aber zur kirchlichen Ordnung, sonach als ein von der Gemeinde ausgehender, im Fall des Mißbrauchs an sie zurückfallender Dienst am Worte Gottes, ein ministerium verbi divini. Die Ordination galt nur als weihende Segnung, insgemein durch den Superintendenten, dem Recht nach auch durch jeden Pfarrer in seiner Kirche vollziehbar. Die anglikanische Meinung von einer von den Aposteln ausgehenden besondern Amtsgnade der Bischöfe ist eine Wiederaufnahme der katholischen Ansicht. Als D. Bancroft, Caplan des Erzbischofs von Canterbury, in einer Predigt den göttlichen Vorzug der Bischöfe vor den Presbytern vertheidigt hatte, sagte der Erzbischof zu ihm, er wünsche mehr die Wahrheit dieser Lehre, als daß er sie glaube. Aus dem Wunsch ist allmählich der Glaube erwachsen. In unsern symbolischen Lehrbüchern wird die Bezeichnung Bischof theils im katholischen Sinn gebraucht, theils im apostolischen als gleichbedeutend

mit Pfarrer. Die Augsburgische Confession und die Apologie wollen den bisherigen Bischöfen nicht absagen, wenn sie nur das Evangelium frei walten lassen. In Deutschland ist doch das Bisthum, statt es protestantisch umzugestalten, allmählich aufgehoben worden durch die Lust der Fürsten an den bischöflichen Ländereien, auch durch das Gefühl der Unangemessenheit weltlichen Glanzes, der die Bischöfe zumal als Reichsfürsten umgab. Der preußische Bischof Polenz verzichtete freiwillig auf seine Landesherrschaft: „ein Bischof kann nicht zugleich dem Evangelium dienen und ein weltlicher Herr sein". In Preußen wurden nach der Vereinigung mit Brandenburg die Bischöfe aufgehoben und lateinische Bischöfe, Superintendenten, dafür eingesetzt, auch um die aristokratische Sprödigkeit der Landstände zu Gunsten des monarchischen Princips zu brechen. Wo daher in deutschen Landen landständische Rechte sich erhielten, blieb auch eine angesehne protestantische Prälatur, Äbte in Braunschweig, Prälaten in Würtemberg oder es erhielten sich bischöfliche Capitel, Domherrn, so in Kursachsen und Brandenburg, theils nur als Sinecuren für den Adel, theils verbunden mit hohen Staatsämtern und Professuren. So in Leipzig sind bis auf unsre Zeit die beiden ersten Professoren der theologischen Facultät Domherrn von Meißen. Protestantische fürstliche Bischöfe in Deutschland waren ohne kirchliche Bedeutung, nur Wahlfürsten. Wo bisher eine fürstliche Familie ein benachbartes Bisthum herkömmlich durch einen jüngern Prinzen besetzt hatte, suchte man dies fortzuführen bald mit bald ohne Weihe. Nach dem westphälischen Frieden hat sich nur Osnabrück erhalten, wo alternirend einmal ein katholischer, darnach folgend ein protestantischer Bischof saß. Jene Superintendenten in lutherischen Landen sind nach Einrichtung der Consistorien nur Unterbehörden zur Beaufsichtigung der Pfarrer und zur Ordination geblieben.

In der Reformationszeit wurden die Pfarrer oft ohne bestimmtes Recht von den Gemeinden angenommen, und ihre Bestallung lautet nicht selten nur auf bestimmte Jahre. So ist Heßhusius in Magdeburg auf drei Jahre angestellt und vor Ablauf derselben hinaustransportirt worden. Viele Prediger zogen damals umher, jeder Noth und Gewaltthat preisgegeben. Die Gemeinden meinten oft, sie hätten nicht des Papstes Joch abgeworfen, um neues Joch auf sich zu nehmen. „Wir bedürfen euer nicht, um mit unserm Herrn Christus zu leben." Auch die Sitten der Geistlichen konnten nicht plötzlich wiedergeboren werden, man mußte die alten, zuweilen verkommenen Pfarrer eben nehmen, wie man sie vorfand. Aber in Zeiten, wo das kirchliche

Interesse vorwaltet, wird der Geistliche immer großen Einfluß üben. Die Rüge auf der Kanzel wurde eine furchtbare Waffe. Was der Papst gegen die Fürsten zu üben sich herausgenommen hatte, das konnte jeder Pfarrer nun üben wider seinen Landesherrn. Luther hat dies gute Recht vertheidigt: „Christen," sagt er, „wenn der heilige Geist kommt, wird er die Sünde der Welt strafen. Welt heißt nicht bloß Kaiphas und Pilatus, sondern Alles, was in der Welt ist, zu Jerusalem und aller Orten, Gewaltige, Könige und Kaiser. Das Predigtamt ist nicht ein Hofdiener und Bauernknecht, sondern Gottes Diener, und sein Befehl geht über Herr und Knecht." Als Graf Albrecht von Mansfeld sich bei Luther beklagte, sein Prediger Libius in Eisleben bringe das Volk in Aufruhr, antwortete Luther: das sei nicht gleich Aufruhr, wenn ein Prediger der großen Hansen Leben strafe, sollt er gleich einmal irren in der Strafe.

Die Kirche des Mittelalters hatte einen Reichthum gesammelt, der weit hinausging über das Bedürfniß einer Kirche. Dieses reiche Kirchengut war das lockende Brautgeschenk, das die Reformation dem Staate brachte. Doch griffen im 16. Jahrhundert die Fürsten überall nach dem Reichthum der Bisthümer. Der Kaiser nahm Utrecht, die Herzöge von Baiern ließen sich vom Papst mit Kirchengut beschenken, der Adel griff nach Klöstern, indem er sie auf seine Rechnung administrirte. Luther schreibt: die papistischen Junkers seien in der Hinsicht fast noch lutherischer als die Lutherischen selbst. Wenn man fragt, woher die reichsten Domänen stammen, erhält man meist die Antwort: aus Kirchengut. Die Reben im Johannisberg sind gepflanzt durch Benedictiner, Zwätzen in unsrer nächsten Nachbarschaft war Comthurei, Bürgel Benedictinerabtei. Die Armen verloren zunächst die Bettelsuppen der Klöster, aber auch dem Volk ist durch Zurückhaltung von Zinsen und Gefällen großer Reichthum zugefallen.

Die Reformatoren waren großartig, unpraktisch, unbekümmert um den irdischen Grund und Boden, den doch wohl auch eine Volkskirche nicht entbehren kann. Hätte man damals in deutschen Landen nur ein Viertel des Grundeigenthums der Kirche bewahrt, es wäre für alle Zeiten und Zwecke hinreichend gewesen. Bloßes Kirchengeräth wurde mitunter unanständig verschleudert. Faber beklagte sich gegen Zwingli, die Meßgewänder würden auf dem Grempelmarkt verkauft, die Huren hätten sich damit herausgeputzt. Zwingli tröstete den Generalvicar: die Kleider hätten dann nicht mehr Schmach zu bedecken als vorher auf den unkeuschen Pfaffen. Am gewissenhaftesten ist noch die fromme Stiftung in Sachsen, Würtemberg, Hannover — Braunschweig, Hessen

behandelt worden. Besonders in Kursachsen wurden aus Klöstern Schulen gegründet, Fürstenschulen. So hat Moritz Pforta und Meißen mit Klostergut ausgestattet. Aber über die Ernährung der Pfarrer vernimmt man selbst aus Kursachsen bittre Klage. So die Beschwerde Luthers: „Laufen herum wie die dürren Geister, die Bauern wollen durchaus nichts geben." Luther kann sich's nur erklären aus Undank gegen Gott. Aber das Verdienstliche des Gebers an die Kirche war nach dem Volksverstand weggefallen durch die Lehre von dem alleinseligmachenden Glauben, und es war auch gar nicht Sache der Bauern zu geben, wußten sie doch von dem reichen Besitz der Kirche, den die Regierung eingezogen hatte.

Auch wo es zu einer Vertheilung des Kirchenguts gekommen ist, war's ein Löwenantheil, der an Kirche und Schule kam. So wurde in Hessen beschlossen: acht arme adlige Personen sollen aus aufgehobnen Klöstern Jeder 200—300 Gulden jährlich bekommen. Das waren also bloß Sinecuren, dazu der erste Prediger zu Kassel 110, der Rector der Schule 40, jeder Lehrer 20 fl. Luther meinte, daß die Geistlichkeit ohne Grundeigenthum von dem rohen Haufen, absonderlich von Junker Hans und den Schössern, d. h. den fürstlichen Beamten, verachtet und geschunden werde: „Die Reichen und Gewaltigen verachten uns mit unserm Evangelium. Ein armer Pfarrer, sagen sie, der kaum einen Rock anzuziehen hat, soll der mich absolviren können!" Man könnte denken an die Bettelmönche mit ihrer Macht. Aber neben jenen standen reiche Prälaten, und ihre Armuth war freiwillig: das ist etwas Andres als nothgedrungne Armuth, und erst durch Frau und Kind wird die Armuth etwas, was Mitleid und vor weltlich Gesinnten Geringachtung erzeugt. Indem der Katholicismus aus dem Bettel im Geben und Nehmen einen Gottesdienst gemacht hat, war am Ausgang des Mittelalters ein umherziehendes Bettlerheer zur unerträglichen Last geworden, der Protestantismus hat dagegen Armenanstalten gegründet, welche in wohlhabenden Städten dem Bedürfniß genügen mochten.

Man muß den Frevel offen bekennen, der in der Reformationszeit an frommen Stiftungen verübt worden ist, auch an Nonnenklöstern. Es ist etwas zerstört worden, was frommer Sinn der Vorfahren für besondre Individualitäten, für vereinsamte, gebrochne Herzen gestiftet hatte. Noch eine Zeit lang hat es in protestantischen Landen Mönche und Nonnen gegeben, selbst verheirathete, aber sie durften keine Novizen aufnehmen. Nirgends ist ein verständiger Versuch zu einer protestantischen Umbildung gemacht worden. In Holstein und Mecklen-

burg sind einige Klöster erhalten worden für adlige, unverheirathete Damen mit freiwilligem Austritt und großentheils beliebiger Wohnung, Stiftsdamen ohne irgend kirchliche Bedeutung.

§ 233. Cultus und Kunst.

Die verschiedne Stellung der beiden reformatorischen Kirchen zum Cultus und zur Kunst ist bedingt durch ihre verschiedne Stellung zur H. Schrift. Die reformirte Kirche richtete einen Gottesdienst ein, der nur aus Gebet und Predigt, aus Taufe und Abendmahl bestand, anfangs selbst ohne Gesang. Calvin war geneigt, alle Feste außer dem Sonntag aufzuheben, doch sind nur abgeschafft worden alle Feste der Creatur. Auch Luthers Grundsatz für den protestantischen Cultus hat sich in der Opposition gegen die Katholiken aufgestellt. In seiner Schrift: Von Ordnung des Gottesdienstes in der Gemeinde 1523 heißt es: „Drei große Mißbräuche sind in den Gottesdienst gefallen. Der erst, daß man Gottes Wort geschwiegen hat, und allein gelesen und gesungen in den Kirchen. Der andre, da Gottes Wort geschwiegen gewesen ist, sind neben eingekommen so viel unchristlicher Fabeln und Lügen, beide in Legenden, Gesang und Predigt, daß gräulich ist zu sehn. Der dritt, daß man solchen Gottesdienst als ein Werk than hat, damit Gottes Gnad und Segen zu erwerben." Doch hat sich die von Wittenberg ausgegangne Liturgie großentheils aus der Messe herausgebildet. Über diese Liturgie schreibt Luther 1526 in der Schrift: Deutsche Messe und Ordnung des Gottesdienstes: „Vor allen Dingen will ich gar freundlich gebeten haben, auch um Gottes Willen, alle Diejenigen, so diese unsre Ordnung sehn oder nachfolgen wollen, daß sie ja kein nöthig Gesetz daraus machen, noch Jemandes Gewissen damit verstricken, sondern der christlichen Freiheit nach, ihres Gefallens brauchen, wie, wo und wie lange es die Sachen schicken und fordern." Manche lateinische Formen sind aus dem Meßcanon beibehalten worden, so das gloria in excelsis, das sursum corda! Luther fand, es sei viel feiner Musica und Gesang darin. Er war überhaupt gleichgültig gegen Cärimonien, wo nur das Evangelium recht gepredigt werde. So schreibt er an den Brandenburger Dompropst Buchholzer: „Will euer Herr euch das Evangelium lassen klar und rein predigen, so geht in Gottes Namen mit herum und tragt ein silbern oder gülden Kreuz und Chorkappe von Sammt, Seide oder Leinwand. Und hat euer Herr an einem Chorrock nicht genug, so zieht deren drei an wie Aaron. Haben Ihre Kurf. Gnaden nicht gnug an einer Procession, daß ihr herum-

geht, klinget und singet, so geht siebenmal mit herum wie Josua. Und hat euer Herr ja Lust dazu, so mögen Ihre Kurf. Gnaden voranspringen und tanzen mit Harfen, Pauken, Cymbeln und Schellen wie David." So Luther in heitrer Ironie über brandenburgischen Geschmack. In Wittenberg wurde nach der Elevation der Hostie geklingelt und das Kreuz geschlagen. Luther hat dies festgehalten gegen Karlstadt, auch für die Ubiquität benutzt, erst 1543 ist es auf Andringen des Landgrafen abgestellt worden. Die Sacramente wurden nach einigem Schwanken auf die zwei von Christus eingesetzten sinnlichen Zeichen als Träger göttlicher Gnade zurückgeführt. Die Taufe im Taufbüchlein ohne das Symbolum Apostolicum, das auch im letzten Druck von Luthers Hand [1539] nur zur Hälfte steht; nach den Katechismen nur mit den Bibelworten im Namen des Vaters, Sohnes und Heiligen Geistes. Ist die Entfaltung derselben in der Anfrage an die Pathen früh hinzugekommen, so blieb doch jenes Bekenntniß in der kursächsischen Kirchenordnung abgekürzt, und ist so vereinfacht auch in die Ernestinische noch zu Recht bestehende Kirchenordnung von 1664 übergegangen. In der Lutherkirche wurde die geheime Beichte auch mit dem Bekenntniß einzelner Sünden beibehalten, aber als freie Sache des Bedürfnisses, und für das rohe Volk. Aus den täglichen Messen und Horasingen wurden Bibelstunden, in Genf auch freie Unterhaltungen [congrégations]. Die heiligen Zeiten wurden auf die Wendepunkte der heiligen Geschichte zurückgeführt, doch wurden in Kursachsen bis auf unsre Tage Marienfeste gefeiert, in Würtemberg sechs Aposteltage, immer je zwei zusammen. Ich erinnere mich noch mit Freuden daran, als ich dort Privatdocent war, und wußte nichts davon, für den folgenden Tag war's eine große Erquickung. Ausgeschriebne Bußtage kommen einzeln vor, eine jährliche Feier des Reformationsfestes erst 1688 in Sachsen.

Die reformirte Bibelpeinlichkeit verwarf den Dienst der Kunst im Heiligthum. Zwingli schrieb: „Christus befiehlt, die Schrift zu erforschen, Mosen und die Propheten zu lesen, aber Bilder zu fertigen und aus solchem Machwerk zu lernen, befiehlt er nirgends." Er berief sich auf 1 Joh. 5, 21: Hütet euch vor den Idolen, er bezog das auf die Heiligenbilder als Götzenbilder. Das ist reformirte Anschauung geblieben. Calvin betrachtete den Bilderdienst als finstern Wahnsinn, der sich des Erdkreises bemächtigt habe. Bullinger bemerkt zum Zerschlagen der Kirchenbilder: „das die Abergläubischen übel bedauert, die Rechtgläubigen aber für einen heiligen Gottesdienst halten". So ist durch die ganze reformirte Kirche ein Bildersturm gegangen,

nicht immer als eigentlicher Sturm durch Pöbel in wilder Unordnung, auch als geordnete Vernichtung. Aus dem Münster von St. Gallen wurden 40 Wagen Heiligenbilder zum Scheiterhaufen weggeführt, die Wände wurden getüncht. Daher die Schweiz so arm ist an Kunstwerken des Mittelalters. Doch diese Excommunication der Bilder hat auch eine positive Wirkung geübt zur Entwicklung der Landschafts- und Genrebilder in den Niederlanden. Sie waren in der kirchlichen Kunst des Mittelalters auch vorhanden, aber untergeordnet, etwa eine Landschaft als Hintergrund für die Flucht der heiligen Familie nach Ägypten, oder in einem Betzimmer der Jungfrau Maria ein Blumenstrauß, oder die Zimmermannswerkstätte Josephs. Jetzt wurde in den Niederlanden mit höchster Sorgsamkeit theils das Naturleben dargestellt in seinen Eindrücken auf das Gemüth, theils auch derbe, aber kunstreiche Natürlichkeit: eine Mutter an der Wiege, eine Bauernhochzeit, ein Viehstück. Diese Verklärung des häuslichen Lebens gefiel der norddeutschen Behaglichkeit, aber die Kunst verlor an idealem Inhalt. Im Münster zu Zürich wurde aus den Steinen der abgebrochnen Altäre eine hohe Kanzel erbaut, Alles geht auf in der Predigt.

Zwingli, der so musikalisch war, hat doch der Musik nicht die ernste Anwendung in der Kirche gestattet: „man wollte hinführo weder des Gesanges noch Orgelns in der Kirche". Orgeln stimme nicht mit 1 Kor. 14, 9, wo gesprochen wird von einem Reden in den Wind. Doch kam aus Frankreich der Psalmengesang. Die erste französische Übersetzung von 50 ausgewählten Psalmen ist von Marot, einem Kammerdiener Franz I, der als Hugenotte nach Genf geflüchtet war, die Melodie von Goudimel, der in der Bartholomäusnacht zu Lyon gefallen, meist nach sentimentalen Volksliedern, auch am französischen Hof viel gesungen, aber von der Sorbonne bei 200 Livres Strafe verboten.

Weil Luther volksthümlich und genial war, und Alles an ihm vom Glauben durchdrungen, mag er auch die Kunst gern im Dienst des Heiligen. Er schreibt gegen die Sacramentirer: „Bilder, Glocken, Altarschmuck, Lichter und dergleichen halt ich frei, wer da will mag's lassen. Wiewohl Bilder aus der Schrift und gute Historien ich fast nützlich, doch frei und willkürlich achte, denn ich's mit den Bilderstürmern nicht halte." Er war nicht der Meinung, daß durch's Evangelium sollten die Künste zu Boden geschlagen werden, sondern wollte alle Künste, sonderlich die Musica, gern sehn im Dienste Deß, der sie geschaffen hat. Holbein hat die Reformation nur in ihrer Geister befreienden Macht an sich vorüberziehn lassen, während er die Bilder

zeichnete zu Erasmus' Lob der Thorheit, im Todtentanz humoristisch sich erhob über alle Eitelkeit des Menschenlebens, bedeutende Individuen in ihrer innersten Natur zur Anschauung brachte und die Madonna als verklärte deutsche Hausfrau einer anbetenden Familie tröstlich erscheinen ließ. Die ursprüngliche Befreundung des lutherischen Protestantismus mit der bildenden Kunst stellt sich persönlich dar in der Freundschaft Luthers mit Lucas Cranach, dem treuen Diener des Ernestinischen Hauses, Sunder mit seinem Familiennamen aus Kronach in Franken. Er war jung in den Dienst Friedrichs des Weisen getreten. Dieser hat ihn zum Ritter und zum Bürgermeister von Wittenberg gemacht. Im Dom zu Merseburg auf dem Bild der Kreuzigung steht Luther unter den Pharisäern, aber zur Zeit von Worms war er sein trauter Gevatter. Nach der Schlacht bei Mühlberg hat Karl V, den Cranach als Knaben gemalt hat, ihn aufgefordert sich eine Gnade zu erbitten. Er bat ihn um das Leben seines Herrn. Er ist mit ihm in die Gefangenschaft gegangen, hat ihn zu unterhalten gesucht und ist mit ihm die Schlucht von Wöllnitz herabgezogen. Seine Bilder zeigen naive Auffassung der Natur, kindliche Anmuth und Farbenpracht, zuweilen auch derb sinnlich. Er hat uns die Bilder der Reformatoren und der Reformations-Fürsten bewahrt. In jungen Jahren fand ich in Florenz, als dort noch alles Protestantische ausgeschlossen war, in der großherzoglichen, jetzt königlichen Sammlung zwei kleine Bilder Lucas Cranachs von dem Kurfürsten Johann und Johann Friedrich, darunter hoch rührende deutsche Sprüche. Auch durch Spottbilder hat Cranach die Reformation gefördert. Seine protestantischen Kirchenbilder haben biblischen Inhalt: er hat die 10 Gebote dargestellt auf dem Rathhause zu Wittenberg; das Altarbild der Wittenberger Stadtkirche ist eine Darstellung von Taufe, Abendmahl, Beichte und Predigt. In der Wenzelskirche zu Naumburg: wie Christus die Kinder segnet. In der Klosterkirche zu Berlin: Christus mit Martha und Maria. Sein sinnreichstes Werk ist das Altarbild in der Stadtkirche zu Weimar bei den Gräbern Johann Friedrichs und Herders. Dieses Bild war sein Schwanengesang, sein Glaubensbekenntniß an die Erlösung und die Vereinigung alles Dessen, was er im Leben verehrt hat. Es ist geschichtlich-allegorisch. Das Mittelbild: Christus am Kreuz, an dessen Fuß ein Lamm, das die Siegesfahne hält mit der Inschrift: Ecce agnus Dei, qui tollit peccata mundi. Links der auferstandne Christus, der eine Lanze wie einen Lichtstrahl in des Teufels Rachen stößt. Rechts vom Kreuz Johannes der Täufer, der Luther und Cranach selbst auf den Gekreuzigten hinweist. Cranach hat die

Hände gefaltet, auf sein Haupt fließt ein Blutstrom aus der Seitenwunde. Luther hält mit der Linken die Schrift und zeigt mit der Rechten auf die Stelle: „Das Blut Christi reinigt uns von allen Sünden.“ Weiter zurück in kleinen allegorischen Gruppen: Adam und die sündige Menschheit, vom Tod in den Höllenpfuhl getrieben, Moses mit den Gesetzestafeln, Erhöhung der ehernen Schlange. Auf den beiden Seitenbildern: Johann Friedrich mit der treuen Hausfrau Sibylla und ihren drei Söhnen, knieend. 1846 ist dies Bild sehr gut restraurirt worden und wieder zur alten Farbenpracht gekommen. Niemand sollte aus Thüringen weggehn, ohne sich an diesem tiefsinnigen protestantischen Bilde erquickt zu haben.

Albrecht Dürers Ausbildung war bereits vollendet, als die Reformation anbrach, er ist durch sie doch mächtig angeregt und mit einigen seiner vollkommensten Bilder auf die H. Schrift hingewendet worden. So die Evangelisten Marcus und Johannes, die Apostel Petrus und Paulus, erhabne Gestalten, jetzt in München. Durch die von ihm ausgehende Kunstblüthe ist in den Nürnberger Kirchen, der Lorenz- und Sebalduskirche die Kunst des Mittelalters treu bewahrt worden. Sieht man daneben die katholische Marktkirche an, so muß man urtheilen, es würde besser um die Kunstbewahrung stehen, wenn überall die Reformation gesiegt, aber mit solcher Umsicht eingeführt worden wäre, dann würde die Geschmacklosigkeit spätrer Zeit nicht eingedrungen sein. Dennoch weil der Katholicismus in seiner Veräußerlichung die religiöse Sinnlichkeit, der Protestantismus den religiösen Geist vertritt, ist auch durch die lutherische Kirche eine gewisse Ungunst gegen die bildende Kunst gegangen, selbst Luther schrieb einmal: „Es ist frei gelassen, die Bilder zu haben oder nicht zu haben, wiewohl es besser wäre, wir hätten derselbigen gar keins um des vermaledeiten Mißbrauchs willen.“ Nur biblische Bilder wurden in der Kirche geduldet, so ist selbst die ideale Weiblichkeit der Madonna ausgeschlossen worden. Dafür hat man gern, namentlich in großen Städten, Bilder der Pastoren aufgestellt, lebensgroß, als eine Sache der Pietät. Es hat etwas gemüthlich Schönes, daß die Pastoren früherer Zeit in ihren Bildern noch in der Kirche versammelt sind, aber diese Bilder meist schlecht gemalt, in ihren gleichförmigen Priesterröcken, sie sind doch eine gar langweilige Versammlung.

Es ist eine üble Sache grade mit den großartigsten unserer deutschen Kirchenbauten. Sie sind nicht erbaut für einen Cultus, dessen Mittelpunkt die Predigt ist, selten ist eine Menschenstimme so gewaltig, um solch einen Dom verständlich auszufüllen.

Auch der volksmäßige **Kirchengesang** ist aus der Natur des Protestantismus entstanden, weil die Gemeinde selbstthätig mitwirken soll. Wir haben früher bemerkt, daß ein lateinischer Kirchengesang bestanden hat unter Mönchen, auch deutsch bei Geißlerfahrten, und unter den böhmischen Brüdern. Durch **Luther** erst ist dies Kirchenlied wirklich deutsch geworden, eine Morgengabe der Reformation. Während der Gesang der böhmischen Brüder demüthig gebogen war, sind Luthers Lieder schwunghaft, einige in der Unmittelbarkeit und Einfachheit des Volksliedes. Er ist recht eigentlich der persönliche Quell des lutherischen Gemeindegesanges. Wir besitzen von ihm 37 Kirchenlieder, eine schöne Ausgabe derselben ist in Leipzig 1840 zum Jubelfest der Buchdruckerkunst veranstaltet worden.*) Ich erinnere mich mit Vergnügen, daß ich mehrfach meine Hand dabei gehabt habe. Diese Lieder sind vierfacher Art nach ihrer Entstehung: 1) Übertragung lateinischer Hymnen in's Deutsche: Wir glauben all an einen Gott. — Herr Gott dich loben wir. — Mitten wir im Leben sind von dem Tod umfangen. 2) Fortbildung vorgefundner Festlieder: Nun bitten wir den heiligen Geist. — Christus lag in Todes Banden. — Gelobet seist du, Jesus Christ, daß du ein Mensch geworden bist. 3) Umdichtung von Psalmen: Ach Gott vom Himmel sieh darein. — Aus tiefer Noth schrei ich zu dir. Vor Allem: Ein feste Burg ist unser Gott nach Ps. 46: Deus noster refugium et virtus, dieses Bundeslied der Reformation, ein geistlicher Schlachtgesang, oder wie man etwas modern gesagt hat, diese Marseillaise der Reformation. Nach Sleidan hatte Luther es gedichtet während des Reichstags von Augsburg in Coburg, aber schon 1529 findet es sich im Wittenberger Gesangbuch. 4) Frei gedichtete, doch meist an die Bibelsprache angelehnte, so das Weihnachtslied: Vom Himmel hoch da komm ich her. — Nun freut euch, lieben Christengmein. — Endlich das kühne Streitgebet: Erhalt uns Herr bei deinem Wort und steur' des Papsts und Türken Mord.

Luther hat den mächtigen Ton des kirchlichen Volksgesangs angegeben, andre Stimmen sind durch ihn geweckt worden. So besitzen wir von **Paul Speratus**, Hofprediger in Königsberg: „Es ist das Heil uns kommen her", das zum Feldgeschrei der Reformation geworden ist, nach einer Sage aus Ostpreußen durch einen Bettler, der es vor Luthers Thür sang, nach Mitteldeutschland gebracht. Schon 1523 im ersten Gesangbuch. Von **Paul Eber**: In Christi Wunden schlaf ich ein. Von **Lazarus Spengler**: Durch Adams Fall ist

*) Luth. geistl. Lieder nebst Singweisen, hrsg. v. C. v. Winterfeld. Lpz. 840. 4.

ganz verderbt menschlich Natur und Wesen. Von Mathesius: Nun schlaf mein liebes Kindelein. Von Hans Sachs, in seinem Alter gedichtet: Warum betrübst du dich mein Herz! Manches Volkslied weltlicher Art ist in's Geistliche übertragen worden, so daß Text und Melodie nur höher gefaßt ist. Das Kirchenlied: Nach ewiger Freud mein Herz verlangt, ist nach dem Volkslied: Nach grüner Farb mein Herz verlangt, das Kirchenlied: O Welt, ich muß dich lassen, nach dem Volkslied: Innsbruck ich muß dich lassen. Der Gnadenbrunn thut fließen, den soll man trinken, o Sünder du sollst büßen, Gott thut dir winken, nach dem Volkslied: Die Brünnlein, die da fließen, die soll man trinken, und wer einen steten Buhlen hat, der soll ihm winken. Unser schönes Kirchenlied: Wie schön leucht't uns der Morgenstern voll Gnad und Wahrheit von dem Herrn, nach dem ziemlich weltlichen Lied: Wie schön leuchten die Äugelein der Schönen und der Zarten mein.

So viele Verfasser diese Lieder hatten, es waltet doch darin derselbe Geist: lyrisch, als Stimme des eignen Gefühls, episch, wiefern die Thaten Gottes, das Leben Christi darin gefeiert werden. Zur Zeit der Reformation war die kirchliche Musik bereits ausgebildet, ja überbildet in kunstreicher Harmonie. Luther mit seinem Wittenberger Cantor Hans Walter hat sie einfach gemacht, dem Text angemessen, den Choral als vierstimmigen Gemeindegesang, das Schleppende, das Zwischenspiel der Orgel ist erst später hineingetragen. Daneben als Kunstgesang die Motette, nach Luthers eigner Beschreibung: „Wo um einen frommen Tenor die andern Stimmen spielen und hüpfen und springen, als die fröhlichen Kinder um den Vater", d. h. wo auf der Grundlage eines Chorals im Tenor, die andern Stimmen fugirt und contrapunktisch figurirt sind.

Der Hauptsitz des bürgerlichen Meistergesangs war in Nürnberg, sein Repräsentant Hans Sachs, das Hauptsingen in feierlichen Formen, der verordnete Merker hatte Luthers Bibel vor sich und gab Acht, ob das Lied mit Luthers Inhalt und Worten stimme.

Gegenüber diesen ehrbaren Handwerkern erhebt sich ein Heros der Poesie, nicht unmittelbar religiösen Gehalts, obwohl in tiefsinnigen Gedanken das Walten Gottes in der Geschichte erkennend und preisend, nicht unmittelbar aus dem Protestantismus hervorgegangen, aber durch denselben bedingt, William Shakespeare. Weil er auch geschichtliche Personen katholischen Glaubens würdig dargestellt hat, so die Königin Katharina von Aragonien, die unglückliche Gemahlin Heinrichs VIII, haben in unsrer Zeit katholische Theologen neidisch

auf uns den Beweis versucht, er sei in seinem Herzen katholisch gewesen, er habe nur nicht gewagt, es offen auszusprechen. Ebenso gut kann man das von Dem sagen, der Maria Stuart so schön dargestellt. Über Shakespeares Stellung zu den katholischen Dichtern jener Zeit will ich einen unparteiischen Zeugen anführen, Goethe schreibt in Kunst und Alterthum: *) „Bei dieser Gelegenheit bekennen wir öffentlich, was wir schon oft im Stillen ausgesprochen: es sei für den größten Lebensvortheil, welchen Shakespeare genoß, zu achten, daß er als Protestant geboren und erzogen worden. Überall erscheint er als Mensch mit Menschlichem vollkommen vertraut, Wahn und Aberglauben sieht er unter sich und spielt nur damit; außerirdische Wesen nöthigt er, seinem Unternehmen zu dienen, tragische Gespenster, possenhafte Kobolde braucht er zu seinem Zwecke, in welchem sich zuletzt Alles einigt, ohne daß der Dichter jemals die Verlegenheit fühlte, das Absurde vergöttern zu müssen.

Der Protestantismus schöpft seine religiöse Wahrheit aus zwei Quellen, aus der H. Schrift und aus dem religiösen Gemüth. Sehen wir zu, mit welchen Mitteln er in seiner ersten Gestalt aus ihnen schöpfte.

§ 234. Humanistische Bildung und H. Schrift.

Die historisch-grammatische Schriftauslegung ist nicht erst durch den Protestantismus aus allegorischer Willkür gerettet worden. Schon Faber Stapulensis [B. II S. 502] und Erasmus haben das wohl verstanden. Aber diese historisch-grammatische Auslegung hat doch erst auf protestantischem Boden ihre volle Bedeutung und Nothwendigkeit erhalten, als das Urtheil in letzter Instanz nicht von der Kirche, sondern von der H. Schrift gesprochen werden sollte. Was Jene vorwegnahmen geschah nun erst folgerecht, die Unabhängigkeit von jeder kirchlichen und persönlichen Autorität. Schon Karlstadt hat in den Thesen gegen Eck die Behauptung aufgestellt: „Nur dann ist eine Lehre richtig, wenn der Ausspruch eines Doctors auf wörtlichen Verstand der H. Schrift gestützt wird," und These 47: „Wenn eine Stelle der H. Schrift dunkel erscheint, so wird eine andre Stelle diesen dunkeln Sinn erhellen." Bullinger sagte von sich: „Ich glaube weder den Vätern noch mir selbst, ich erkläre die Schrift aus ihr selbst, füge nichts hinzu, nehme nichts davon ab." Zur rechten Schriftauslegung

*) 1822. B. III. H. 2.

hat Luther Zweierlei für nöthig erachtet: 1) Die Kenntniß der Grundsprachen, des Griechischen und Hebräischen: „So lieb uns das Evangelium ist, so hart laßt uns über den Sprachen halten." Hier lag die Befreundung mit dem Humanismus, der das Verständniß der klassischen Sprachen und die Kunde des Alterthums gebracht hat. Aber die Humanisten haben sich allmählich von der Reformation zurückgezogen, scheu sowohl vor ihrem religiösen Ernst, als vor dem theologischen Gezänk, wie sich's persönlich darstellt im Zerfallen Luthers mit Erasmus, der lutherischen Theologie mit Melanchthon. 2) Den Geist Gottes als den rechten Präceptor, nicht im Sinn der Wiedertäufer, sondern wenn auch als etwas Übernatürliches gedacht, den religiösen in der Kirche auferzognen Sinn, der es erlebt hat und in sich erlebt: „Wer das Hirtengedicht Virgils recht verstehen will, muß fünf Jahre Hirte gewesen sein, wer sein Gedicht vom Feldbau recht verstehen will, muß fünf Jahre das Feld gebaut haben." Doch sind Luthers Commentare von Büchern der H. Schrift nicht in unsrem wissenschaftlichen Sinn, sondern in der Art des erbaulichen Bibellesens wendet er's an auf sich und seine Zeitgenossen, er schreibt gleichsam weiter. Übrigens hat er erst nach seinen Thesen Griechisch gelernt, und noch später hebräisch, und darin hat er es nie zu weit gebracht. Es ist eine schwere Sache, wenn man nicht mehr jung ist, hebräisch zu lernen. Auch Calvin hat zwar seine Commentare lateinisch verfaßt, doch für Gebildete, die damals Latein verstanden. Coligny, als der Mörder an ihn herantrat, las in solchem Commentar. Calvin bemerkt, in ihm sei ein amor compendii, eine Freude an einer kurz gefaßten Auslegung, doch ergeht er sich zuweilen in Abschweifungen und Deklamationen gegen Mönchthum und Papstthum. Er hat es wohl verstanden römische Latinität mit theologischer Gravität zu verbinden. Besonders bei Auslegung der Psalmen beruft er sich gern auf die eigne Erfahrung. Er hängt nicht ängstlich an den hergebrachten Beweisstellen, so über Joh. 10, 30: „Ich und der Vater sind eins" bemerkt er, das sei mißbraucht worden zum Beweise, daß Christus und der Vater homousios seien; diese Einheit Christi mit dem Vater sei aber nicht metaphysisch, sondern moralisch zu verstehn. So bemerkt er öfter, daß die biblische Formel: das ist geschehn, daß erfüllt werde die Schrift, nicht immer auf eigentliche Weißagung deute, sondern Berufung sei auf alttestamentliche Stellen durch bloße Ideenassociation.

Melanchthons exegetische Vorlesungen sind doch geringer, als man erwarten möchte von seiner Verbindung des Grammatikers mit dem Theologen. Sie enthalten weniger treue Auslegung des Ein-

zelnen, als daß er ein ganzes Buch zergliedert nach den Regeln der Rhetorik und dazu dogmatische Excurse macht. Strenger und gelehrter vertrat Theodor Beza die morgenländische und göttliche Eigenthümlichkeit der Schrift gegen Castellios humanistische Verflachung. Dessen lateinische Bibelübersetzung ist bald herabgewürdigt, bald gepriesen worden wie eine Urschrift. Er hat an die Stelle der Hebraismen Latinismen gesetzt, so gleich am Anfang der Genesis statt der hebräischen neben einander gesetzten Sätze gliedert er sie in schöner Periode. Statt ecclesia gebraucht er res publica, statt angelus genius, statt baptismus lotio, statt propheta vates. Er war Lehrer am Gymnasium in Genf, seine Wegweisung wird unter Calvins hierarchische Gewaltthaten gezählt. Allerdings hatte Castellio das Hohelied für ein obscönes Liebesgedicht aus der Jugend Salomos erklärt, er schrieb gegen das Prädestinationsdogma und griff Calvin deßhalb heftig an, auch in einer erbaulichen Versammlung, in der Laien zugegen waren. Seine Wegweisung war nothwendig nach Calvins Charakter, doch empfahl er ihn nach Basel, wo er als Lehrer der griechischen Sprache angestellt worden ist. Nach dem Brandopfer Servedes hat Castellio eine Schrift gegen die Verfolgung der Ketzer herausgegeben. Calvin in seiner Antwort darauf erzählt, Castellio habe einst sogar Holz gestohlen. Dieser in seiner Vertheidigung hat das dahin zurecht gestellt: er habe in großer Dürftigkeit gelebt, da er acht Kinder zu ernähren hatte und die Nächte durch wachte über seiner lateinischen Übersetzung, habe er im Winter 1558 am Ufer der Rhone, die bei der Überschwemmung viel Holz mit sich führte, einiges herausgefischt. Er beruft sich auf Hunderte, die dasselbe gethan hätten. Das war das Geschick der Gelehrten jener Zeit.

Flacius hat in seiner Clavis alle Mittel dieser Zeit zum Verständniß der H. Schrift zusammengestellt, es ist der Anfang einer neutestamentlichen Grammatik, eines Lexikon und einer Hermeneutik. Seine Grundsätze: mit allen menschlichen Kenntnissen, doch in der Furcht Gottes, ist sein Wort auszulegen; in der Analogie des Glaubens, als der auf klaren Stellen der Schrift ruhenden Summa des Christenthums, in der That dem Lutherthum, darf nichts widersprechen; nur wenn der buchstäbliche Sinn unsittlich, unsinnig oder unnütz erscheint, findet allegorische Auslegung statt.

Wie die Auslegung der H. Schrift frei gemacht war, so auch die Kritik über die einzelnen Bücher, aber sie war noch unbeholfen, fast unbewußt. Luther urtheilt nach subjectiven Gründen über Werth und Echtheit der biblischen Bücher. Es heißt in seiner Vorrede zum Neuen

Testament: „Johannes Evangelium, St. Pauli Epistel, und St. Petri 1. Epistel ist der rechte Kern und Mark unter allen Büchern der H. Schrift, denn in diesen findest du nicht viel Wunder beschrieben, aber du findest ganz meisterlich ausgestrichen, wie der Glaube an Christum Sünde, Hölle und Tod überwindet, und Leben, Gerechtigkeit und Seligkeit gibt, welches die rechte Art ist des Evangelii. Das sind die Bücher, die dir Christum zeigen und Alles lehren, das dir zu wissen Noth und selig ist, ob du schon sonst kein ander Buch noch Lehr nimmer mehr sähest und hörtest. Darum ist St. Jacobs Epistel eine recht ströherne Epistel, denn sie doch keine recht evangelische Art an ihr hat." Wie einseitig, ungerecht dieses letzte Urtheil für den bestimmten Gegenstand ist, dennoch war es ein unsterbliches Wort des freien protestantischen Urtheils für alle Zeiten. Auch über die Offenbarung hat er scharf geurtheilt: „Mir mangelt an diesem Buch nicht einerlei, daß ich's weder apostolisch noch prophetisch halte. Auf's Erste und allermeist, daß die Apostel nicht mit Gesichten umgehen, sondern mit klaren und dürren Worten weißagen, wie Petrus, Paulus, Christus im Evangelio auch thun; denn es auch dem apostolischen Amt gebührt, klärlich und ohn Bild oder Gesicht von Christo und seinem Thun zu reden." „Dazu dünkt mich das allzuviel sein, daß er so hart solch sein eigen Buch, mehr denn kein ander heilige Bücher thun, da viel mehr an gelegen ist, besiehlt und dräuet, wer etwas davon thue, von dem werd Gott auch thun u. s. w. Wiederum sollen selig sein, die da halten, was drinnen steht, so doch Niemand weiß, was es ist, schweig, daß er's halten sollt, und eben so viel ist, als hätten wir's nicht, auch wohl viel edler Bücher vorhanden sind, die zu halten sind." „Mein Geist kann sich in das Buch nicht schicken, und ist mir die Ursach gnug, daß ich sein nicht hoch achte, daß Christus darinnen weder gelehrt noch erkannt wird, welches doch zu thun für allen Dingen ein Apostel schuldig ist, wie er sagt Actorum 1: Ihr sollt meine Zeugen sein. Darum bleib ich bei den Büchern, die mir Christum hell und rein dargeben."

Weit gemeßner urtheilte Calvin vom Hebräerbrief: „Ich kann nicht glauben, daß ihn Paulus geschrieben habe", schroffer über die Wirkung der Apokalypse, deren phantastische Gestalten seinem scharfen Verstande besonders widerstehn mochten: Aut insanum inveniet aut faciet, ist man nicht schon verrückt, so wird man's davon.

Hugo Grotius vertritt die arminianische Exegese, welche unbekümmert um ein dogmatisches System das Neue Testament auslegte wie einen andern griechischen Autor, nur ohne einzugehn in seine religiöse Tiefe und Eigenthümlichkeit. Als der subtile Dogmenstreit

anfing Alles zu beherrschen, verlor sich das Interesse für den wirklichen Inhalt der H. Schrift, noch weniger konnte es sich erhalten für die schöne Menschlichkeit in den Schriften der Classiker. Aber die Theologie in ihren engen Schranken hörte nicht auf, sich für das Höchste zu achten. Herzog Albrecht von Preußen hat in seinem Urtheile über die Facultäten dieses im Sinn der Zeit ausgesprochen: „Der Juris consultus hilft dem Menschen rechten, der Medicus hilft ihn flicken, aber der Theologus hilft ihn selig machen, das geht über Alles." Von der Philosophie ist da gar nicht die Rede, aber der andre Quell der religiösen Wahrheit im menschlichen Gemüth mußte irgend einmal zur Philosophie führen.

§ 235. Philosophie und Theosophie. Mystisches und praktisches Christenthum.

Die Reformation war eine Macht des religiösen Gefühls und des gesunden Menschenverstandes, nicht des philosophischen Forschens. Luther in seiner Namenhudelei sagte statt Aristoteles Narristoteles, und Melanchthon wurde einmal durch Luthers Haß gegen die alte Frau Wettermacherin Vernunft so eingenommen wider die Philosophie, daß er die Wolken des Aristophanes in der Absicht erklären wollte, um in Socrates die ganze Sippschaft der Weltweisen zu verspotten. Es ist nicht dazu gekommen. Die philosophische Facultät, die nun einmal bestand, wurde doch auf Aristoteles verpflichtet, in Helmstedt auch auf Melanchthon. Dennoch die freie Philosophie, die von der römischen Kirche gebannt, wenn nicht verbrannt wird, sie gehört wesentlich der protestantischen Kirche an. Ihre Anfänger Giordano Bruno und Paracelsus sind noch mit der alten Kirche verwachsen, auf protestantisch-deutschem Boden sind Weigel und Böhme erwachsen, bei ihnen herrscht das Mystisch-Religiöse, bei Jenen das Interesse des Gedankens vor.

Giordano Bruno war ein einsamer philosophischer Denker, ein Nachfahrer des Erigena und Vorfahr der modernen pantheistischen Philosophie. Er war Dominicaner, hat den Orden und Neapel verlassen, und eine Zeit lang in Wittenberg ungekränkt gelebt. In Paris hat er eine öffentliche Disputation gehalten gegen Aristoteles und eine Spottschrift gegen das Papstthum verfaßt. In Venedig wohl zunächst deßhalb verhaftet, ist er nach Rom ausgeliefert worden. Als ihm das Urtheil der Inquisition verlesen wurde verbrannt zu werden, sprach er: „Vielleicht mit größerer Furcht habt Ihr das Urtheil gegen

mich gesprochen, als ich es empfange." Seine Philosophie ist nicht sowohl ein besonnenes Nachdenken über die ewigen Gesetze des menschlichen Geistes als eine geniale Anschauung des Absoluten, Dessen was ist durch sich selbst, des Urseins.

Theophrastus Bompastus ab Hohenheim mit dem Beinamen Paracelsus, geboren 1493 in Einsiedeln in der Schweiz, als Knabe unter die Zigeuner gerathen, mit denen er in Ägypten und Arabien gewesen sein will, seit 1526 Professor der Naturgeschichte und Chirurgie in Basel, zeigt eine seltsame Mischung von Marktschreier und genialem Naturforscher. In Basel am Johannisfest hat er einmal die Schriften Galens sammt alten Recepten verbrannt, er rühmte sich seit 10 Jahren kein Buch in die Hand genommen zu haben. Augen, sagt er, die an der Erfahrung Lust haben, sind die wahren Professoren. So hat er der verdorbenen schriftlichen Überlieferung den frischen Blick in die Geheimnisse der Natur entgegengesetzt: „Hat Christus gesprochen: Erforschet die Schrift, warum soll ich nicht sprechen: Erforschet die Natur?" Er hat sich auch gerühmt Gold zu machen, ein Lebenselixir zu bereiten, ja selbst einen Menschen, einen homunculus könne er machen. Die nicht an seine Kuren glaubten, stellt er gleich den Pharisäern, welche Christum verachteten. Paracelsus hat sich von der katholischen Kirche nicht in bestimmter Weise losgesagt, er wollte Luther sein Ding selbst verantworten lassen, wie er das Seine verantworte. Doch hat er Schriften verfaßt gegen Gelübde und Heiligenverehrung. In einer katholischen Kirche in Salzburg hat er sein Grab gefunden, und dort ist auch sein Bildnis aufgestellt. Ihm ist die Weltgeschichte ein Geschick der Gottheit selbst, um sich zu befrein vom dunklen Grunde ihres Wesens. Gott hat zwar die Dinge erschaffen, nicht die Kraft in ihnen, die ist er selbst. Durch einen Läuterungsproceß wird Alles gekocht, das Göttliche als das reine Gold ausgeschieden, das Andre bleibt als Niederschlag. Man könnte sich die Weise, wie er das Verhältniß Gottes zur Welt sich denkt, etwa vorstellen: die Gottheit ist wie ein Genius, der aus einem Blumenkelch herausstrebt, aber doch mit ihm verwachsen ist.

Valentin Weigel, Pfarrer zu Zschopau im sächsischen Erzgebirge [† 1588], hatte nur mit innerm Widerstreben die Concordienformel unterzeichnet. Er sagt: über theologische Studien habe er graue Haare bekommen, ohne Christo näher gekommen zu sein. Die lutherische Rechtfertigungslehre einer bloß äußerlichen Zurechnung des Verdienstes Christi sei vom Antichrist erfunden, aus den Menschenbüchern [den symbolischen Büchern] komme das Unheil, auch in der

H. Schrift sei an sich kein Heil: „Die aus dem Buchstaben der Schrift ihr Urtheil schöpfen, kommen nie zusammen, weil Jeder den Buchstaben für sich gebraucht, daher die Secten. Das Heil kommt aus dem Glauben des Geistes, durch die innere Befriedigung des Herzens, als inneres Licht von Gott. Der heilige Geist promovirt binnen einer Stunde einen Bauern zum Doctor. Soll aber Gott in uns wirken, so muß man in gänzlicher Stille kommen und aller Dinge vergessen. Alsdann sieht das Auge unsichtbare Dinge in einem Augenblick." Auch er betrachtet die Weltgeschichte als Gottentwicklung: „Was Gott schafft, das ist er selbst, er erbarmt sich über sich selbst im Menschen."

Jacob Böhme ist lange als Schwärmer angesehn worden, den zu verstehn die Mühe nicht lohne. Adelung hat ihn in der Geschichte der menschlichen Narrheit behandelt, durch Goethe, Tieck und Schelling ist er als Philosophus teutonicus verherrlicht worden, wie er schon unter Zeitgenossen hieß. In seinen Schriften finden sich allerdings fast alle Gedanken der Schellingischen Philosophie angedeutet. Er war eines Bauern Sohn, 1575 geboren, hütete das Vieh und ließ sich nach seinen Wanderjahren als Schuster in Görlitz nieder. In ihm war ein tiefes religiöses Gemüth, das sich quält mit den Räthseln der Welt. Seinen Freunden schrieb er gern in's Stammbuch: „Wem Zeit ist wie Ewigkeit und Ewigkeit wie Zeit, der ist befreit von allem Streit." Nach Lucas 11, 13 betete er immer um den H. Geist. Seine Bildung stammte aus der Bibel und den Schriften des Paracelsus, die er durch einen Arzt kennen lernte. In den Jahren 1600 und 1610 hat er einige Tage im Zustand eines unendlichen Entzückens zugebracht. Das erstemal hob's an, als er zufällig in eine blanke zinnerne Schüssel blickte: da wird er eingeführt in das geheime Centrum der Natur. Man kann wohl zweifeln, ob es ein magnetischer Zustand gewesen ist, oder das plötzliche Aufgehn der philosophischen Einsicht, der Idee des Absoluten im Sicheinswissen mit der Gottheit. In Folge davon hat er 1612 seine erste Schrift verfaßt, Aurora oder die Morgenröthe im Aufgang. Darin erklärt er alles Leben aus dem Zusammentreffen von Gegensätzen: der Weltverlauf ist ein Kampf entgegengesetzter Kräfte. Ein finsteres, grimmiges, natürliches Princip, der Zorn, ein lichtes geistiges Princip, die Liebe, ringen mit einander. Bis in den Schoß der Gottheit geht ihr Streit: „Wenn du ansiehst die Sonne und die Sterne, so mußt du nicht denken, das ist der reine und heilige Gott, sondern sie sind die angezündete strenge Geburt seines Leibes, da Liebe und Zorn mit einander ringt." Dieser

Kampf geht durch's Weltall: alles Bittre, Kalte, Finstre in der Natur stammt aus diesem Zorn, aber dadurch entsteht auch das individuelle Leben, das die himmlischen Körper in unruhiger Bewegung umherwälzt. Also Gott selbst ist in diesen Gegensatz eingegangen. Dennoch hat der Philosophus teutonicus die Idee des Absoluten mit hoher Energie angeschaut: „Das Tiefste des Alls ist sein Urgrund, sein Wesen das Wesenlose, weder das Sein noch das Denken, noch die lebendige Einheit des Denkens und Seins, nichts als die unendliche Regsamkeit des Urwillens." Auch ihm also ist die Weltgeschichte eine innere Bewegung in Gott, die er gleichstellt mit der göttlichen Trinität, ein Selbstgebären Gottes. Der einzelne Mensch ist nur ein Durchgangspunkt, ein Organ, eine Pfeife, auf der Gott eine Weile pfeift. Der Zorn als Lucifer, Satan, eine mythische Allegorie für die Spaltung in der Gottheit selbst, die zur Entwicklung führt. Der ungelehrte Schuster hat die hochfliegenden Gedanken der Philosophie sich versinnlicht und verdeutscht, und mehr noch als einst Tauler die deutsche philosophische Sprache ausgebildet. Das Absolute nennt er den Urgrund, Subjectivität ist Selbheit, Qualitas Quellgeist, Quallität. Als ich dies Wort einst im Lehrbuch drucken ließ, bin ich in einigen Streit gekommen mit dem Setzer, der immer wieder richtig orthographisch umsetzte. „Daher der Dinge Quallität, weil's drinnen quellen und treiben thät." Hiernach scheint nicht befremdend die Feindseligkeit des Stadtpfarrers Gregorius Richter, von dem Böhme urtheilt: „Er trug unter dem Purpurmantel Christi des Satans Hammer." Einst als der Stadtpfarrer Böhme bekehren wollte, schleudert er im Zorne seinen Pantoffel nach ihm. Böhme stellt das Wurfgeschütz freundlich wieder hin. Er hat den kirchlichen Dogmen fremde Bedeutung untergelegt als Allegorien, und in dieser Mischung, die ihm wohl eine unbewußte war, besteht seine Unklarheit. Dazu übt er einen reformatorischen Gegensatz gegen die damaligen Zustände der Kirche. Er nennt die Geistlichen Baalspfaffen, die den Mantel der Genugthuung Christi zu einem Strick machen, um die Gewissen zu erwürgen. Auf Richters Antrag wurden dem Schuster seine Handschriften weggenommen — seine Schriften sind während seines Lebens überhaupt nur handschriftlich verbreitet worden — und der Magistrat von Görlitz ließ ihm sagen, er solle bei seinem Leisten bleiben. Sechs Jahre lang hat er das durchgeführt, dann „muß er den Entschluß des äußern Menschen, nichts mehr deutsch zu schreiben, an den innern Menschen gefangen geben". Jetzt hat er rasch noch eine Reihe von Schriften verfaßt, in denen die Gedanken der „Morgenröthe" wiederholt und fortgebildet

sind. Aber Richter verkündete auf der Kanzel über Görlitz das Schicksal von Sodom und Gomorrha, wenn solch ein Irrlehrer noch länger in den Mauern geduldet werde. So wurde er denn verbannt aus der Stadt. In Dresden fand er vornehme Gönner. Bei einem solchen ist er in Schlesien 1624 gestorben. Seine letzten Worte: „Nun fahr ich in's Paradies."

Neben diesen speculativen Mystikern gehören noch einige religiöse Volksschriftsteller der nachreformatorischen Literatur an, sie haben den religiösen Inhalt der Reformation dem 17. Jahrhundert anschaulich und eindringlich vorgehalten.

Johann Arndt, Prediger im Anhaltischen, zuletzt Generalsuperintendent in Celle, der Thomas a Kempis des protestantischen Volks, wollte auf Grund der H. Schrift das innere Leben wecken, in dem ihr geschichtlicher Inhalt durch allegorische Anwendung ein allgemeiner, immerdar gegenwärtiger wird. „Kain und Abel sind in dir, immer will Kain den Abel erwürgen." „Du mußt mit Abraham ausgehn aus aller deiner Freundschaft, und streiten wider die fünf Könige: Fleisch, Welt, Tod, Sünde, Teufel." Das Volk hat gemeint, Arndt könne Gold machen wegen seiner Wohlthätigkeit, die doch durch seine Sparsamkeit ihm möglich wurde. Allerdings ergriffen von der alchymistischen Zeitrichtung hat er darnach gesucht, den Stein der Weisen zu finden. Er meinte, wie im Gottesreich Christus der über Alles Erhabene sei, so müsse auch in der Natur sich ein Höhepunkt des Naturlebens finden, und wie durch Wiedergeburt der Mensch verwandelt werde, so müsse auch geringes Metall — wer nur das rechte Wort zu sprechen verstünde — in Gold verwandelt werden können. Er hat diesen Träumen nicht nachgehangen aus Begierde, von allen Wundern Christi erschien ihm das höchste die Speisung der 5000. Sein Leben ist der persönliche Ausdruck seines Buchs vom wahren Christenthum. Obwohl er ein ernster Lutheraner gewesen ist, der selbst durch Festhalten am Exorcismus sein Lutherthum bewährte und darum sein Amt im Anhaltischen aufgegeben hat, ist doch sein wahres Christenthum ein Stein des Anstoßes geworden für die eifrigsten Lutheraner, weil er mit der Gleichmüthigkeit einer gefühlsmäßigen und praktischen Frömmigkeit die Dogmen betrachtete, und weil er von Weigel, den er damals nicht namentlich kannte, einige Capitel über die Erweckung zum Gebet in sein Buch aufgenommen hat. Daher die Lutheraner ihm nachsagten, er habe sich an Männer wie Tauler und Thomas a Kempis, die noch in diesem dunkeln Papstthum lebten, gewendet. Statt der Zurechnung des Verdienstes Christi forderte er, daß die Menschen wirklich gut würden durch

die H. Schrift, und so ging die Rede, sein Buch stamme aus der Hölle. Doch bezeugen Volkssagen, wie es aus Feuers- und Wassersnoth wunderbar gerettet worden ist, und dergleichen die Anhänglichkeit des Volks an diese Schriften. Noch heute in mancher alten, ehrbaren Familie werden Arndts Schriften als alte Tröster aufs treuste werth gehalten. Eine italienische Übersetzung seines Paradiesgärtleins war lange Zeit im Kirchenstaat eingeschwärzt als Werk über die Gartenkunst. Am 3. Mai 1621 predigte er über den Text: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.“ Nach Hause gekommen, sagte er zu seiner Frau: „Heute habe ich meine Leichenpredigt gehalten.“ Acht Tage darauf ist er gestorben.

Im allgemeinen ist der theologische, zumal der erbauliche Styl in Deutschland damals sehr weitschweifig. Eine Ausnahme macht Heinrich Müller, Professor in Rostock [† 1675]. Sein Styl ist gedrungen, schwunghaft, oft geistvoll. Die Kirchengötzen, gegen welche er ankämpft, waren Taufstein, Predigtstuhl, Beichtstuhl und Altar, das heißt die ganze Äußerlichkeit des Kirchenwesens, auf welche die Menschen ein abergläubisches Vertrauen setzen. Er vertritt die Innerlichkeit des Glaubens gegen das opus operatum. Erst in unserm Jahrhundert sind Schriften von ihm durch neue Auflagen bekannt geworden. Als ich in Tübingen in der Stiftsbibliothek einmal auf das Buch gerieth vom himmlischen Liebeskuß und der Seltsamkeit wegen hinein sah, war ich verwundert über solche Schrift, und daß Niemand etwas davon wußte.

Der Dritte in diesem Bunde Valentin Andreä, der Enkel des Jacob Andreä, der durch die Concordienformel bekannt ist, vormals Diakon in Vaihingen, dann Hofprediger in Stuttgart [† 1654], eine durchaus schwäbische Individualität, rüstig und mit tiefem Ernst unter heitren Formen. Sein Gegensatz wider das weltliche Leben bei bloßer Rechtgläubigkeit hält sich meist in Form der Satire. In seinem **Menippus** stellt er dar, was er jedem Stande zulegen und ihm abnehmen möchte, in der Art: „Den Fürsten wollte ich geben mehr Gottseligkeit und weniger Verschwendung; den Räthen mehr Muth und weniger Eigennutz; den Edelleuten mehr Tapferkeit, weniger Hoffart; den Theologis mehr exemplarisch Leben, weniger Ehrgeiz; den Juristen mehr Gewissen, weniger Gewinn; den Medicis mehr Erfahrung, weniger Neid; den Professoren mehr Verstand, weniger Einbildung; den Schuldienern mehr solide Erudition, weniger Schulfuchserei; den Politicis mehr Aufrichtigkeit, weniger Atheisterei; den Studenten mehr Fleiß, weniger Unkosten,“ und so mehr oder minder treffend

weiter, litaneiartig. Herder hat das Andenken dieses Andreä erneut durch Mittheilung seines Gedichts über das Leben eines rechtschaffnen Dieners Gottes, eine Art Pastoraltheologie. Auch das Ideal eines christlichen Staates hat Andreä aufgestellt in seiner res publica christiana, in der der Communismus herrscht, aber mit aller weltlichen Bildung. Sie ist verwandt mit der von Grüneisen aufgefundnen Christenburg, einer Apokalypse des 17. Jahrhunderts, weißagend auf das, was die Spenersche Schule erfüllt. Gegen die Christenburg, die innerlich laß wird, ziehn drei Heerhaufen des Antichrist, geführt von Tyrannus, Hypocrita und Sophista. An jedem dieser Heerhaufen ist eine bestimmte Verirrung geschildert. Hypocrita führt die Scheinchristen:

Die Almosen stiften von Diebstahl,
Mucken seigen, Kameel verschlucken,
Alle Sünd thun mit gutem Gewissen,
In Werken träg, in Worten beflissen.

Sophista hat lauter Leute aus dem Nebellande:

Die gar im Himmel gewesen
All Heimlichkeit darin gelesen,
Denen ihr Vernunft viel lieber ist
Als der einfaltig Jesus Christ.
Die mit Wörtlein Kaufmannschaft treiben,
Die Hörner an einander reiben,
Hetzer, Schwätzer und Papagei,
Die von Weisheit ha'n groß Geschrei,
Da sie doch von der äußern Schalen
Ein klein wenig wissen zu lallen.

Nach großen Kämpfen wird die Christenburg durch innre Reform gerettet, der Schluß eine Paraphrase von „Eine feste Burg ist unser Gott". Dieser Allegorie fehlt zur Poesie doch die individuelle Gestaltung und die Form. Andreä ist mit Unrecht als Mystiker angesehn worden, er war nur ein glaubensvoller Christ, aber der Urheber einer seltsamen Mystification: der Schriften über den Geheimbund der allegorisch mythischen Person des Christian Rosenkreuz zur magischen Bewältigung der Natur und des Geisterreichs. Nämenlos ausgegangen stammen sie theils von Andreä, theils doch aus einem ihm nah verbundnen Kreise. Der selige Rosenkreuz wird darin geschildert als im Besitz des Steins der Weisen, der in einem prächtigen Tempel verwahrt wird. Erinnerungen aus der Sage vom heiligen Gral, zugleich mit Phrasen der alchymistischen Geheimniß-

krämerei, die seit Paracelsus in Deutschland Modesache war, sind darin verwoben. Der Bund sei jahrhundertelang ein Geheimniß gewesen, nunmehr seien zahlreiche Würdige aufgenommen, eine Reformation des Weltzustandes zu vollziehn. Damals sind viele Schriften für und wider die Sache erschienen, in Predigten wurden die Rosenkreuzer als fleischgewordene Teufel verfolgt. Es ist nie ganz klar geworden, was Andreä mit seiner Ankündigung gewollt hat. Das Wahrscheinliche ist, es gab damals solch einen alchymistischen Geheimbund, jedenfalls eine Richtung der Art. Der Name ist offenbar symbolisch: Leid in Liebe. So Luthers Siegel: ein Kreuz auf einer Rose, dazu die Schrift: „Des Christen Herz auf Rosen geht, wenn's mitten unter'm Kreuze steht." Andreä hat diese beiden Schriften herausgegeben namenlos in der Weise der Epistulae virorum obscurorum, um alle große und geheimthuende Gelehrte, besonders die Paracelsisten zu verspotten, indem er aus ihrer thörichten Seele heraus redete. Es war eine Stelle angegeben, wo Die sich melden sollten, welche aufgenommen sein wollten, um der ganzen Richtung nachher nachzuweisen, wie leicht sie in die Falle ginge, wie leicht sie zu täuschen sei. Aber so Viele und so Angesehne erklärten sich für die Sache, daß Andreä nicht wagte sie offen zu verhöhnen, doch in einer wieder anonymen Schrift von 1619 vom babylonischen Thurm giebt er in dritter Person zu verstehn: es sei Alles nur ein spöttisches Spiel gewesen, darin sich Diejenigen verrathen hätten, die statt des einfältigen Wegs zu Christo einen künstlichen wollten. Also eine satirische Mystification, welche die Wirklichkeit eines ähnlichen Geheimbundes nicht ausschließt. Ja in ihm selbst mag sich aus dem Scherz eine ernste Absicht entwickelt haben. 1629 wenigstens schreibt er an Comenius: „Vor acht Jahren thaten wir unsrer einige und dabei angesehne Männer, nachdem wir anfangs einen Scherz daraus gemacht, uns zusammen, und noch mehr wollten beitreten, um Christum wieder auf seinen Platz zu setzen und alle Götzen davon herabzustoßen." Also ein inniges Christenthum gegen Secten und gegen bloße Orthodoxie. Diese Verbündeten mögen dann gefunden haben, daß dazu ein besondrer Bund nicht nöthig sei. Jedenfalls hat Andreä eine Richtung angedeutet, welche gegen Ende des 17. Jahrhunderts zu einer Macht geworden ist, wie Spener einmal sagt: „Wenn ich zum Heil der Kirche einen Todten erwecken könnte, ich erweckte Valentin Andreä."

Sechstes Capitel. Die römisch-katholische Kirche.

Es ist die Geschichte einer damals besiegten Kirche, aber diese Kirche ist nicht verkümmert, vielmehr wie der zur Erde geworfene Riese, hat sie im Kampf neue Kräfte gewonnen, es ist der Mühe werth zu sehn, wie dies geschah.

§ 236. Die Päpste im Zeitalter der Reformation bis 1585.

Ranke hat in seinem Jugendwerk von den römischen Päpsten, das die Keime seiner deutschen, französischen und englischen Geschichte in sich trägt, bald allgemeine Gedanken ausgesprochen, bald geistreiche Skizzen, bald anschauliche Ausführungen besondrer Individualitäten gegeben. Er hat die Studien dazu in Rom gemacht, wo sie allein gemacht werden konnten. Doch war ihm das vaticanische Archiv verschlossen, er hat sich behelfen müssen mit den Archiven einiger Famiglie papali und den Gesandtschaftsberichten vaticanischer Botschafter.

Leo X [vgl. B. II S. 357] war nicht etwa verdüstert durch die Reformation, er übersah nicht die Gefahr, auch war Luther 1521 verdammt und in die Wartburg verkrochen. Die letzte Freude des Papstes war der Einzug des kaiserlichen Heers in Mailand nach dem Sieg über die Franzosen. Er hätte gern länger gelebt, zu den um ihn Versammelten sprach er: „Betet für mich, ich mache euch Alle noch glücklich.“ Er hat den Schatz verbraucht, den Julius II angesammelt, und seinen Nachfolgern eine Schuldenlast hinterlassen.

Als die Cardinäle sich nicht einigen konnten über einen aus ihrer Mitte, haben sie den Cardinal Hadrian von Utrecht erwählt, dessen Wiege am Webstuhl seines Vaters gestanden hat [1522]. Durch die Dankbarkeit Karls V ist er Regent von Spanien und Cardinal geworden. Die römischen Cardinäle hatten sich jedenfalls übereilt mit der Wahl eines deutschen Niederländers. Ihre letzte Hoffnung war, er werde die Wahl nicht annehmen. An Pasquins Säule fand sich damals ein Bild: Hadrian als Präceptor mit einer Ruthe, vor ihm die Cardinäle als Schulknaben. Er hat seinen Taufnamen beibehalten und lebte fort in seiner Einfachheit: eine alte Aufwärterin, die er mitgebracht, führte seine Wirthschaft. Die Italiener nahmen

Anstoß an seiner niederländischen Sitte: er habe einen ebenso schlechten Geschmack gehabt, als er ungeschickt zur Regierung gewesen sei, sogar Stockfisch habe er geliebt. Sein großes scholastisches Wissen war allerdings nicht ohne mancherlei Schranken. Als man ihn umherführte unter dem Volk antiker Statuen, die sich bereits im Vatican versammelten, sagte er verächtlich: „Es sind doch nur Götzenbilder." Das war dieselbe Rohigkeit, welche die Calvinisten zeigten gegen die Heiligenbilder, nur der Gegenstand ein andrer. Er wollte als Gelehrter fortleben. Er hatte ein Cabinett, in das Niemand eintreten durfte als jene Alte. Nach seinem Tode meinte man darin seine Schätze zu finden, man fand nur Papiere und Bücher. Nicht unkundig der Geschäfte, war er sehr bedächtig in denselben. Wenn die Gesandten eine Entscheidung von ihm forderten, war gewöhnlich seine Antwort: cogitabimus, videbimus. Den politischen Wünschen Karls V, dem er mit der Neigung eines Vaters zugethan war, wich er doch bedächtig aus, sich entschieden gegen Frankreich zu erklären, und suchte nur zwischen beiden Mächten zu vermitteln. Als der venetianische Gesandte ihm die Kunde brachte, daß Rhodus in die Hände der Türken gefallen sei, sah der Papst zur Erde und seufzte tief, ohne ein Wort zu sagen. Noch vor seiner Krönung hat er vom Kaiser entschiedne Maßregeln gefordert gegen einen Mönch nommé Martin Luther, wie später Napoleon I gegen un nommé Stein sein Decret erlassen hat. In seinem Commentar über die Sentenzen des Lombarden hat er die Unfehlbarkeit des Papstes, von der schon hie und da die Rede war, entschieden in Abrede gestellt: „Es ist sicher, daß der Papst irren kann in Sachen, welche den Glauben betreffen." Jetzt erfuhr er die Ohnmacht eines Papstes in seinen reformatorischen Bestrebungen. Wir vernehmen die Rede auf seinem Sterbebett: „Wie unglücklich ist doch ein Papst, selbst wenn er das Beste will." In ihm war ein ebenso großes Gefühl seines Werthes wie seiner Vergeblichkeit. In der deutschen Kirche zu Rom ist ihm ein Denkmal errichtet mit mehr Kunstgeschmack als er selbst gehabt, und mit der Inschrift in seinem Sinn: „Hier liegt Hadrian VI, der sein größtes Unglück darin sah, daß er herrschen mußte."*) Wenn ich einst im Lehrbuch schrieb, daß er gestorben sei am Papstthum, so sollte das nur den Schmerz über das Vergebliche seiner Regierung ausdrücken. Denn das war wohl nur Stimmung und Satire, daß gleich nach der Verkündigung seines Todes die Hausthür

*) Hadrianus sextus hic situs est, qui nihil sibi infelicius in vita quam quod imperaret duxit.

seines Leibarztes bekränzt wurde mit der Inschrift: Liberatori patriae S. P. Q. R.

Ihm folgte Clemens VII [1523—1534], Sohn jenes Julian Medici, der 1478 am Altar ermordet wurde. Er war geboren nach Julians Tod, Leo X hat ihn legitimirt, indem Zeugen aussagten, Jener habe seiner Mutter die Ehe versprochen. Schon unter Leo, seinem Oheim, hat er die Geschäfte geführt. Mit ihm tritt die doppelseitige Lage des neuen Papstthums hervor: einerseits ist der Papst das Haupt der Kirche zur Zeit eines großen Abfalls, andrerseits italienischer Fürst zur Zeit, als Frankreich und Spanien um die Herrschaft über Italien kämpften, Interessen, die seitdem sich oft durchkreuzt haben. Als nach Rom die Kunde kam von der Schlacht bei Pavia, rief der Papst: „Die Rathschlüsse Gottes sind ein tiefer Abgrund.“ Er trat an die Spitze eines Bundes gegen die drohende Weltmacht Karls V für die Freiheit Italiens. Wir haben schon erwähnt, wie damals der Glanz des mittelalterlichen Rom unterging, wie der Papst belagert und gefangen ward in der Engelsburg. Die Kirchlichkeit Spaniens konnte das nicht dulden, der Nuntius in Madrid drohte mit Einstellung des Gottesdienstes, die spanischen Prälaten wollten in Trauerkleidern vor dem Kaiser die Befreiung fordern. So wurde der Friede von Barcelona geschlossen, in welchem Karl Ausrottung der Protestanten versprach. Noch einmal ist Clemens VII auf die Seite Frankreichs getreten, als der Kaiser ihn drängte um ein Concil. Sogleich fiel der Preis aller Ämter im Kirchenstaat. Der Papst trug auch Sorge, das auf dem Concil seine uneheliche Geburt zur Sprache kommen werde, wenngleich er sich selbst aus dieser Geburt keinen Kummer gemacht hat. Wenigstens wurde aus Rom seine Rede berichtet: das Schicksal theile er mit dem Herrn, dessen Statthalter er sei. Solch keckes sich Hinausstellen über seine Stellung war ihm auch sonst nicht fremd: gegen den englischen Gesandten wegen der Ehescheidung Heinrichs VIII entschuldigte er sich, er sei nicht rechtsgelehrt, zwar sei's eine gewöhnliche Redensart, daß der Papst omnia jura trage in scrinio pectoris sui, aber Gott habe ihm wenigstens nie die Schlüssel dazu gegeben. Seine Nichte wurde die Königin von Frankreich, Katharina Medici.

Die Widersprüche der Stellung eines Papstes steigerten sich durch die Persönlichkeit Pauls III [1534—1549]. Er stammte aus einem großen Haus, Farnese, das freilich erst groß geworden war in der vorigen Generation, als Julia Farnese die Buhlerin des gealterten Alexander VI wurde. Paul war ein Weltkind gewesen wie Leo X,

seine Mutter hat einmal für nöthig befunden, ihn in der Engelsburg einschließen zu lassen, er ließ sich an einem Seil herunter. Er hat lange die dreifache Krone im Auge gehabt, in neutraler Stellung zwischen Frankreich und Spanien, 40 Jahre aber war er Cardinal, bis er sein Ziel erreichte. Er hatte einen der schönsten Paläste der Welt erbaut und war ein volksbeliebter Fürst, denn er redete behaglich und verbreitete Behaglichkeit. Er wollte eine Reformation, aber durch sich selbst. So hat er Cardinäle berufen, die an die Würde nicht von ferne dachten, so jenen Contarini, der in Regensburg die protestantische Rechtfertigungslehre genehmigt hat. Der hat mit einigen Gleichgesinnten einen Reformations-Entwurf aufgestellt, mit großen Zugeständnissen dermaliger Verderbniß am römischen Hof. Luther hat sie angenommen, aber als sei's nur Muthwille und Frevel, kein Ernst mit der Beßrung. Die Entschuldigung, die Reformation nicht selbst zu vollziehn, lag für den Papst in ihrer Anheimgebung an das Concil von Trient, das er versammelte, als der schmalkaldische Krieg heranzog. Plötzlich rief er seine Truppen vom kaiserlichen Heer zurück und verlegte das Concil nach Bologna. Es war kirchliche und politische Furcht vor der Übermacht des Kaisers, nachdem der den protestantischen Bund so leicht zur Erde geworfen hatte. Franz I empfahl er Die zu unterstützen, die noch nicht verloren seien. Der französische Gesandte in Rom berichtete offen von Wünschen des Papstes für die protestantischen Waffen. Der Kaiser aber ließ ihm sagen, er werde selbst nach Rom kommen und Concil halten. Paul hat seinen Sohn mit Parma und Piacenza belehnt, der letzte Papst, der eine Dynastie gegründet hat. Auch er hat ein Janusgesicht: seine Jugend und ein gut Theil seiner Neigungen gehörte noch der freien, klassischen Bildung und dem freien, frohen Leben der Zeit des zehnten Leo an, während eine römische Inquisition nach dem Vorbild der spanischen sich begründete.

Sein Nachfolger Julius III [1550—1555] machte einen schönen Knaben, der seine Affen gefüttert, zum Cardinal. Als die Cardinäle ihm darüber Vorwürfe machten, antwortete er: „Was habt ihr denn an mir Besondres gefunden?" Übrigens hat er sich geschäftskundig gezeigt schon als Cardinal del Monte auf dem Concil. Er führte ein vergnügliches Dasein in seiner Villa, würzte sein Gastmahl mit fröhlichen Reden, zuweilen auch mit Fluchen und Schwören. Als ein Fasan in nicht gewünschter Bereitung aufgetragen wurde, gerieth er außer sich. Ein Gast suchte ihn zu beruhigen, es sei ja nur ein Fasan, da sagte er: „Ach was hat doch der liebe Gott für einen Lärm um einen Apfel gemacht."

Es war offenbar, daß die Macht des Protestantismus in den Mißbräuchen der Kirche liege. Unter Paul III war schon eine Partei herangewachsen, welche einen ernsten, strengen Katholicismus auf neuen religiösen Grundlagen wollte. Sie hat zunächst Marcellus [1555] erwählt, einen Mann von einfacher Sitte und, wie man sagte, von apostolischer Frömmigkeit. Der Augustinergeneral Scripandus schreibt, als er diese Wahl den Freunden meldete: „Ich hatte gebetet, daß ein Papst kommen möchte, der die schönen Worte, Concil und Reformation, von der Verachtung befreie, in die sie gefallen, mein Wunsch ist erfüllt.“ Aber dieser Marcellus starb nach 22 Tagen.

Da hat dieselbe Partei Paul IV [1555—1559] erwählt, der nie Rücksichten gekannt hat. Weil er auf gradem Wege auf den Thron gelangt ist, hielt er sich überzeugt, Gott selbst habe ihn erwählt. Er war so heftig, daß er dem Gesandten von Ragusa ein Stück Bart ausgerauft hat. Er haßte Kaiser Ferdinand und erklärte die Entsagung Karls V für ungültig, weil sie geschehn sei in die Hände der Kurfürsten, nicht in die seinen, auch die Neuwahl sei ungültig, als geschehn durch Ketzer, ja durch Häresiarchen, die drei protestantischen Kurfürsten. Er sprach auch Zweifel aus gegen die persönliche Befähigung Ferdinands, der wie Eli lebe, sich nicht darum kümmere, daß sein Sohn Maximilian zu den Abtrünnigen sich halte. Der neue Kaiser solle vorerst die Krone wieder niederlegen und warten, was der Papst anordnen werde. Das waren in Deutschland doch bereits unerhörte Worte. Ferdinand ließ durch den Vicekanzler Seld eine Schrift verfassen, die bei dem Schluß ankommt, daß Seine Heiligkeit, Alters und andrer Zufälle halber, nicht recht bei Sinnen sei. Die Regierung Pauls IV hat sich ein zweifaches Ziel gesetzt: das eine die Vernichtung der Ketzer zugleich mit einer katholischen Reformation der Kirche. Er ließ eine Münze schlagen, wie Christus den Tempel reinigt mit der Geißel. Das andre: Errettung des armen Italien aus der Hand der Fremden. Er fühlte sich als Italiener und Neapolitaner. Seine Jugend war in eine Zeit gefallen, als Italien, unabhängig, nur mit sich im Streite lag. Jetzt war Neapel eine spanische Provinz Philipps II. Der Papst stellte seine Neffen an die Spitze, obwohl ihre Hände bis an die Ellbogen in Blut getaucht waren und ließ Neapel angreifen. Herzog Alba trieb die Päpstlichen zurück, rückte in den Kirchenstaat ein, überall ließ er des Papstes Wappen abnehmen und das des Cardinal-Collegiums an die Stelle setzen, als sei der päpstliche Stuhl erledigt. Deutsche Landsknechte haben damals Rom vertheidigt. Als der Papst sich doch ergeben mußte, küßte Alba ihm den

Pantoffel und hat nachher gesagt, nie habe er eines Menschen Antlitz so gefürchtet. Doch mußten beim Frieden die Festungen des Kirchenstaats geschleift werden. In seiner politischen Hoffnung geknickt, warf sich der Papst ganz auf die Reformation und Inquisition. Das Schalten seiner Neffen wurde ihm jetzt offenbar. Neun Tage lag er im Fieber, dann im Consistorium der Cardinäle rief er Gott zum Zeugen an, daß er davon nichts gewußt habe, er entsetzte und verbannte sie. Ihre Mutter, seine Schwester, fiel ihm zu Füßen, er ging schweigend an ihr vorüber. Nun hat er die höchste Sparsamkeit im Vatican eingeführt und strenge Ordnung in der Kirche, so weit ein Papst es vermochte, und er beschwor die Cardinäle in diesem Sinn seinen Nachfolger zu erwählen, vor Allem festzuhalten an der Inquisition. Aber an seinem Todestag wurde seine Bildsäule vom Volk verstümmelt und das Haus der Inquisition verbrannt, sein Nachfolger doch nicht in seinem Sinne gewählt.

Pius IV [1559—1565], ein Medici nicht aus Florenz, sondern aus Mailand, hat die mittelalterliche Tendenz sich der fürstlichen Gewalt entgegenzusetzen, mit Bewußtsein aufgegeben als nicht mehr zeitgemäß, und seinerseits das fürstliche Ansehn durch Mäßigkeit und Gefälligkeit gegen die Fürsten zu festigen gesucht. Den Kelch hat er gestattet, so weit deutsche Fürsten und Bischöfe ihn nöthig erachteten für ihr Land. Gegenüber den Maßregeln, die von ihm gefordert wurden, entschuldigte er sich, er sei von Haus aus Jurist und nicht Theolog. Er wünschte von der Inquisition, sie möchte menschlicher verfahren, doch ließ er sie walten. Ein Princip war geweckt, welches offenbar abgesehn von der Persönlichkeit des Papstes fortwirkte. Ein katholischer Eiferer hat sich entschlossen, diesen Papst, der seiner großen Bestimmung nicht gewachsen sei, zu ermorden. Bei einer Procession, wo der Papst in hoher Herrlichkeit wie ein Gott umhergetragen wird, fand sich dazu die Gelegenheit. Aber da ergreift Den, der den Papst ermorden will, die Idee des Papstthums, er wirft sich zitternd nieder und bekennt, was er im Sinn gehabt.

Der nun folgte, Pius V [1566—1572], Dominicaner, war Großinquisitor gewesen, bevor er Papst wurde, und hat als solcher dies Geschäft fortgeführt. Er gebot seinem Legaten, den Kaiser Maximilian II mit Entsetzung zu bedrohen, wenn er nicht die Glaubensfreiheit der Protestanten zurücknehme. Der Kaiser hörte den Legaten schweigend an. Auch hat er ein Hilfsheer nach Frankreich gesandt gegen die Hugenotten, das Heer des Antichrist, wie diese es nannten.

Gregor XIII [1572—1585] wäre wohl nicht ungern ein pater patriae geworden wie einst Innocenz VIII, aber die Verhältnisse erlaubten das nicht mehr. Er war Professor der Rechtswissenschaft in Bologna gewesen, daher sein Interesse für das Corpus juris canonici. Es ist nicht so kühn aber vielleicht verdienstlicher, die historischen Irrthümer dieses Rechtsbuches zu verbessern, als es zu verbrennen. So ist auch die Verbeßrung der Zeitrechnung durch diesen Papst ein sehr nützliches Unternehmen. Das Jahr, wie es durch Julius Cäsar festgestellt war, war um 11 Minuten 15 Secunden zu lang, das beträgt in 128 Jahren einen Tag, gegen Ende des 16. Jahrhunderts 10 Tage. Das bürgerliche Jahr des julianischen Kalenders stimmte nicht mehr mit dem wirklichen Sonnenjahr, wie es die Erde, um die Sonne wandernd, nach unabänderlichen Gesetzen bestimmt, und man ging einem immer größern Zwiespalt beider entgegen. Gregor XIII, durch tüchtige Mathematiker berathen, um die Einheit beider Jahreszählungen herzustellen, gebot im Jahre 1582, 10 Tage ausfallen, künftig in jedem vierten Jahr einen Tag einzureihen und diese Schalttage in drei auf einander folgenden Säcularjahren wieder fortfallen zu lassen, wodurch der Irrthum für kommende Jahrhunderte auf wenige Secunden zurückgeführt wird. Das ist das Wesen des gregorianischen Kalenders. Für manche bürgerliche Verhältnisse, wie Zinsen, Wechsel, Lieferungscontracte, war es nun eine schwierige Sache, wenn plötzlich 10 Tage gestrichen wurden. Dazu kam, wie der Papst in einer Bulle befahl, daß dadurch er noch einmal in mittelalterlicher Weise als das einende Haupt der christlichen Völker erschien, ja als Herr der Zeit. Deßhalb hielten die Protestanten für nöthig, den Kalender des Antichrist zu verschmähen, wie die griechische Kirche noch immer sich ihm verweigert. Nach langer Geschäftsverwirrung, zumal wo Protestanten und Katholiken unter einander wohnten, haben auch die protestantischen Völker sich der innern Berechtigung des neuen Kalenders ergeben.

Seit Leo X begann das Papstthum verschuldet zu werden durch schlechte Wirthschaft, Geldhülfe gegen die Protestanten, durch den Ausfall der protestantischen Länder und durch die katholischen Reformen selbst. Gegen diese eintretende Noth suchte Gregor eine Hülfe im Kirchenstaat. Von seinen Vorfahren waren ein großer Theil der Staatsgüter theils verschenkt, theils verpfändet worden in die Hand von Günstlingen und Nepoten. Auch das unrechtlich Erworbene war längst verjährt, die verpfändeten und nicht wieder eingelösten Güter seitdem verbessert, auch der Werth des Grundeigenthums gestiegen.

Gregor forderte alle Staatsgüter zurück, deren rechtlicher Besitz nicht durch sichre Documente erwiesen werden konnte, für die einst verpfändeten Güter erlegte er die ursprüngliche Pfandsumme. Darüber war große Freude am päpstlichen Hof, man spielte mit dem Namen des Papstes: Gregor will wachen und das Seine wiedergewinnen. Aber viele Mitglieder der Aristokratie wurden dadurch aus ihrem Erbe vertrieben, andre sahen sich gefährdet. Sie stützten sich zum Theil auf ihre Gutsunterthanen und stellten sich an die Spitze von Banditen, die auch Städte wegnahmen. Der Papst war nicht mehr Herr in den Provinzen.

Dies die Päpste der Reformationszeit. Bevor wir weiter fortschreiten in der Reihe dieser Monarchen des Katholicismus, müssen wir einen Blick werfen auf die beiden größten Ereignisse des 16. Jahrhunderts zur Restauration des Katholicismus.

§ 237. Der Jesuitismus.

Über Ignatius Loyola, den Gründer des Jesuitenordens, haben wir eine zweifache Überlieferung von zweien seiner Jünger. Ribadeneira hat mehr den vollen Menschen geschildert, Maffei mehr nur den heiligen. Beide Schriften und viele andre Quellen sind abgedruckt in den Acta Sanctorum.

Don Inigo war der jüngste von neun Söhnen eines spanischen Edelmanns, 1491 geboren auf dem Schlosse Loyola in den Pyrenäen. Er wurde Page am Hofe Ferdinand des Katholischen. Auf der Bresche von Pampelona [1521] gegen die Franzosen ist ihm das rechte Bein zerschmettert worden, auf langem Krankenlager, nachdem er den Amadis und andre Ritterromane gelesen und wieder gelesen hat, bringt man ihm geistliche Romane, das Leben Jesu von Ludolphus von Saxonia und den Flos Sanctorum. Seine Phantasien wechseln: bald denkt er an die Dame, der er sein Herz geweiht, in welchen Worten er sie zierlich anrede, welche ritterliche Thaten er ihr zu Ehren ausführen will, bald wird sie ihm zur heiligen Jungfrau, der mit großen Thaten für den Glauben er alle Eitelkeit der Welt opfern will. Schlecht geheilt, aus seiner aristokratischen Bahn geworfen, gewann die geistliche Phantasie die Oberhand. Nahe liegt die Vergleichung des Don Inigo mit dem Don Quixote des Cervantes, nicht als Schimpf gedacht: dieselbe Veranlassung durch Romane, derselbe ausschweifende Enthusiasmus auf ritterliche Weise. Die heilige Jungfrau erscheint dem Inigo und ruft ihn zu ihrem Sohn. Er pilgert

zu ihrem Wunderbild nach Manrezza, hält vor demselben eine Nachtwache, hängt da seine Waffen auf und trägt seitdem die Kutte des Einsiedlers. Auch das Verlangen nach würdigem Kampf ist ihnen gemeinsam, der Beiden lange gegenstandslos war. Inigo bettelt sich nach Jerusalem um die Mohammedaner zu bekehren, durch den Guardian der Franciscaner wird er als zu ungeschickt und gefährlich heimgeschickt nach Spanien. Der Unterschied zwischen Beiden ist nur die religiöse Energie Inigos und sein Erfolg. In ihm war nicht die Zerknirschung der Sünde noch eigentlich religiöses Bedürfniß vorwaltend, sondern der Drang nach großen Thaten. Erst in den Entbehrungen und Kasteiungen, die er sich auferlegte, entstehn ihm Zweifel und Angst um seine Seligkeit bis zum Gedanken des Selbstmords. Aus solchen Gedanken hat Luther sich gerettet durch die Hingabe an Christus, in der Verzichtung auf alles eigne Verdienst. Loyola, den katholischen Helden, beruhigen Visionen und der Entschluß großer Thaten. Wegen seines abenteuerlichen Aufzugs und unberufnen Lehrens ist er zweimal von der Inquisition verhaftet worden. Als Bedingungen seiner Freilassung und öffentlichen Redens wird ihm auferlegt ein ordentliches theologisches Studium. So hat er in Salamanca und Paris, hier in einem Spital wohnend, studirt. Er muß anheben mit der Klasse der lateinischen Grammatik und Logik. Für Den, dessen Geist schon ausgefüllt ist mit Gedanken, wird es schwer, sich mit den bloß formalen Elementen zu beschäftigen. Bei den Worten, die er flectiren, bei den Begriffen, die er analysiren soll, ergreift ihn die Entzückung des tieferen religiösen Sinnes, den er mit ihnen zu verbinden gewohnt war. Er erklärt's für Verlockung des bösen Feindes und unterwirft sich der strengsten Zucht. Hier offenbarte sich auch seine geistige Macht über die Menschen: er gewann sechs akademische Genossen, unter ihnen zwei von großer Zukunft, Lainez, seinen Nachfolger, und Xavier, den Apostel Indiens. In der kleinen Marienkirche auf dem Montmartre geloben sie sich [1534] einem geistlichen Ritterthum im Dienste Jesu und der Maria, eine Schar für die Himmelskönigin, ihr Führer Jesus, also eine Compagnia di Gieso, wie ein Regiment sich nennt nach seinem Obersten. Ihre Gedanken waren damals gerichtet auf's Morgenland: sie wollen die Saracenen bekehren und Pilger pflegen, doch haben sie die charakteristische vorsichtige Clausel sogleich beigefügt: wenn das nicht auszuführen sei, so wollen sie dem heiligen Vater dienen, wie Christus seinem Vater diente, wohin er sie sende, wollen sie gehn, ohne Lohn und ohne Bedingung. Als sie 1537 sich in Venedig einschiffen wollten, wurde dies durch den damaligen Krieg

der Venetianer mit den Türken verhindert, so gehn sie nach Rom. Sie wurden da wohl empfangen. Als Paul III den Entwurf ihres Statuts las, Gott allein in seinem Statthalter auf Erden zu dienen, da rief er: Das ist Gottes Finger! und er hat den neuen Orden gern bestätigt [1540] als eine Genossenschaft zum Wachsthum der Seele im christlichen Leben und Glauben und als einen Kriegsdienst Christi zur Verbreitung des Glaubens. Doch die damalige Beschränkung auf 60 Mitglieder zeigt, wie wenig man noch eine Ahnung der künftigen Bedeutung dieser Societas Jesu hatte. 1542 schon wurde die Beschränkung aufgehoben, die Aufnahme von Mitgliedern freigestellt. Ignatius, zum General erwählt, erlangte alle Privilegien der Bettelmönche und sah seinen Orden durch's Abendland verbreitet, in Italien, Spanien, Portugal bereits hochangesehn, während sie in Frankreich zu kämpfen hatten gegen den üblen Willen des Parlaments und der Sorbonne. Xavier entwickelte die Richtung über's Meer zur Heidenbekehrung.

Von Loyola ist nur ein Schriftwerk ausgegangen: exercitia spiritualia, geistliche Übungen, auch dies nach einem ältern spanischen Vorbild, nach dem Ordensglauben niedergeschrieben Maria dictante. Diese geistlichen Übungen sind auf 30 Tage berechnet, um eine Seele zu bändigen, sie sollen gehalten werden unter Anleitung des Seelsorgers, Fenster und Thüren die ganze Zeit geschlossen, der sich Hingebende auf den Knieen oder auf der Erde liegend. Alles ist genau bestimmt, die Bilder, mit denen seine Phantasie sich beschäftigen, wie die Geißelhiebe, die er sich geben soll.

Ignatius war ein beschränkter Kopf, ein mächtiger Wille, sein Leben Krankenpflege, Kinderlehre und Seelsorge. In der Ordensregel, welche er in den Grundzügen noch festgestellt hat, ist charakteristisch die Mäßigung und Vorsicht: Niemand soll sich zu viel geißeln, auch nicht so, daß er sich zu wehe thut, und die Geißel so geflochten, daß sie diesem Zweck entspricht. Er ist 1623 heilig gesprochen worden und wohl berechtigt auf diesem Standpunkt.

Der Jesuitismus verhält sich zu Loyola fast wie die Hierarchie des Mittelalters zu den Aposteln.

Wir haben bisher zwei Gestalten des Mönchthums kennen gelernt, die erste im Zurückziehn aus der Welt in die Wüste, hinter Klostermauern; die zweite im Rücktritt in die Welt, aber als Bettler bei reger Theilnahme an weltlichen Dingen, in der Erhebung über sie durch Bedürfnißlosigkeit und Rücksichtslosigkeit. Der Jesuitismus hat dieses volle Zurücktreten in die Welt auch angenommen, zugleich in ihre

höhren geselligen Formen, und sind doch Mönche geblieben, die ihre eigne Welt haben. In Loyola waltete excentrische Frömmigkeit, in Lainez [† 1564] durchdringender Verstand und organisirender Geist. Kein älterer Orden war dem Kampf mit dem Protestantismus gewachsen, vielmehr Augustiner, Franciscaner, Dominicaner waren seine Apostel geworden. So entstand das Bedürfniß eines Gegensatzes wider den protestantischen Geist, nicht nur wiefern er äußerlich der katholischen Kirche gegenüberstand, sondern auch wiefern er als eine Macht in ihr drohte. Diesen Kampf hat der Jesuitismus übernommen, mit der persönlichsten Bitterkeit. In der officiellen Ordensgeschichte von Orlandino heißt es: „Dem Luther, dem Schandfleck der Deutschen und Europas Verderben, diesem Schwein Epicurs, dem Unglücksmenschen, der Gott und den Menschen verhaßt ist, hat Gott nach ewigem Rathschluß den Ignatius gegenübergestellt.“ Und das, wenn auch nicht so stark ausgedrückt, ist die Stellung des Ordens geblieben.

Harenberg in seiner Geschichte der Jesuiten hat eine ganze Reihe jesuitischer Autoren angeführt mit ähnlichen Anträgen wie Windeck in seiner Schrift de exstirpandis haereticis: „Die Lutheraner sind zu tödten, zu morden, mit Stumpf und Stiel auszurotten.“ Baronius sagte einmal zu Paul V: „Heiliger Vater, St. Peters Amtsverrichtung ist eine zwiefache, sie besteht im Weiden und im Tödten, zufolge der Worte: Weide meine Schafe und Schlachte und iß! Denn hat der Papst mit den Widerstrebenden zu thun, so hat er den Befehl sie zu schlachten und aufzuessen.“ Da dies hinsichtlich des Protestantismus eine etwas unverdauliche Speise sein würde, galt es zugleich geistlichem Kampfe. In den Constitutionen, der ausgebildeten Ordensregel, ist als Zweck genannt Vertheidigung und Ausbreitung des Glaubens, Vervollkommnung der Seelen. Diesem Zwecke dienen vornehmlich drei Mittel: 1) Eine kunstreiche Ordensverfassung, um eine über alle persönlichen Wünsche hinausreichende Einheit zu wahren. Man konnte unter den verschiedensten Formen der Gesellschaft angehören: die Scholastici verpflichteten sich nur zu den drei Mönchsgelübden, ihre Häuser konnten Besitzthum erwerben und haben es reichlich erworben. Die Professi verpflichteten sich noch einem vierten Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen den Papst. Zwischen Beiden die Coadjutoren mit uns noch unklarem Rechte. Insgemein war der Rector eines Scholastiker-Hauses, das heißt eines Studien- und Erziehungshauses, ein Coadjutor. Man konnte dem Orden angehören, geheim oder öffentlich, Affiliirte von der kleinen

Observanz, nur mit dem Gelübde, den Obern gehorsam zu sein. Nur die Professi sollten ohne alles Eigenthum sein, aber sie übten Macht über das Eigenthum Andrer. Sie allein hatten actives und passives Stimmrecht. Durch jene Bestimmung vereinte man Reichthum mit scheinbarer Armuth. Der General [minister generalis] des Ordens übt zwar in der Executive unbedingte Macht, aber neben ihm stehn sechs Assistenten, zugleich Minister und Aufseher, sie können ihn vor einer Generalversammlung verklagen und bis dahin einen Generalvicar wählen, er aber kann jeden Einzelnen suspendiren. Die letzte Entscheidung, Gesetzgebung und Wahl ist bei der Generalversammlung aller Professi, insgemein durch Abgeordnete. Jeder Obere und Untere wußte, daß er unter beständiger Aufsicht stehe.

2) Der unbedingte Gehorsam gilt nominell dem Papst, in Wirklichkeit dem Ordensgeneral, dem Stellvertreter Christi. Alles, was Christus ausgesprochen hat, von der Hingabe an ihn und an Gott, wurde übertragen auf die Hingabe an den Orden und an den Ordensgeneral. Meist wurden fähige Kinder zur Mitgliedschaft herangezogen, beim Eintritt fand eine Generalbeichte statt über das ganze frühre Leben, alle Studien sind durch Erlaubniß oder Gebot bedingt, alle Familienbande durch den Orden gelöst. Dies hat sich als Gewohnheit selbst in der Sprache der Jesuiten festgestellt. Sie sagen: „Ich hatte Eltern", auch wer glücklich genug ist, sie zu haben. Reinhold, der in Jena seine Freiheit gefunden hat, hat als Zögling in Wien an seinen Vater geschrieben: „Ich wage nicht, mit Wissen und Willen an Sie und an das elterliche Haus zu denken. Sie wissen, lieber Papa, daß es heiligere Bande gibt als die sündhaften der Natur." Dieser unbedingte Gehorsam ist im 6. Buch der Constitutionen so vorgeschrieben: „Jeder muß darauf bedacht sein, daß wer unter dem Gehorsam lebt, sich von der göttlichen Vorsehung durch seine Obern also leiten läßt, als wäre er ein Cadaver." Wie ein Leichnam! Eine furchtbare Wahrheit! Das Gleichniß hat schon Franz von Assisi gebraucht, doch er nur im Sinn der Demuth, der Jesuitenorden im Sinn der Herrschaft. Als der Jesuit Johann Wallis sein Ende herankommen fühlte, bat er den Rector seines Hauses um die Erlaubniß zu sterben.

Endlich 3) die Jesuiten bemächtigten sich des Unterrichts und der Wissenschaft, nicht daß sie Volksschulen gegründet hätten. Ihre Regel sagte, daß ihre Bediente nicht lesen lernen sollten, mit Berufung auf die Regel des heiligen Franz, aber der wollte die Seinen nur des Studirens überheben als die Armen am Geist. Die Jesuiten haben die Völker nicht lesen gelehrt. Ihre Bedeutung für die Schule

bezieht sich auf den Gymnasial- und akademischen Unterricht, indem sie Pensionshäuser gründeten vornehmlich für die Kinder des Adels, für Unvermögende unentgeltlich. Sie haben dort eine strenge Methode eingeführt, doch ließen sie auch die Individualität der Kinder gewähren, namentlich das Spiel der Jugend, und sie sind meist von ihren Zöglingen geliebt worden. Doch haben sie die Persönlichkeit vernichtet in schrankenloser Phantasie und gefesselter Intelligenz. In Deutschland waren sie lange nur bekannt als spanische Priester, doch schon vor Ausgang des 16. Jahrhunderts kommt auch die Verdrehung ihres Namens vor: Jesuwider. Sie haben die Humanisten aus den Schulen verdrängt, seit Ende des 16. Jahrhunderts erhielt aller Unterricht in katholischen Landen ihre geistliche Färbung. Es war nicht bloß gemeine Schlauheit, was die Jesuiten trieb. Wie wäre sonst auch denkbar, daß sie jahrhundertelang unter gebildeten Völkern werth gehalten worden sind. Der Orden besaß die Mittel, jede Gabe zu entwickeln, so weit sie seinem Zwecke brauchbar werden konnte, und ihr den weitesten Wirkungskreis zu gewähren, eine Heimath in drei Welttheilen und unter allen Ständen wirkend wie eine Vorsehung. Aber durch Hingabe an Weltkünste entstand auch ein weltlicher Sinn. Es liegt darin nichts Unrechtes im Kampf gegen alles Akatholische, sobald man einmal auf dem Standpunkt des Katholicismus steht. Doch dieser Kampf gegen die geistige Freiheit vernichtete auch den freien Aufschwung aller Art. Unter den Gelehrten der Jesuiten findet sich viel tüchtige Mittelmäßigkeit, besonders in exacter Wissenschaft, aber nie hat der Strahl des Genius in diesem Kreise gezündet oder ist doch rechtzeitig verlöscht worden. Sie haben sich neurer Zeit gerühmt des Friedrich Spee, der zuerst den Hexenproceß angegriffen hat. Durch die Beichte eines jungen Mädchens, die als Hexe verbrannt worden ist, ergriffen, hat er in Schriften den Hexenproceß bekämpft, aber namenlos und deßhalb hart bedrängt. Zu den Studien eines Zöglings gehört ein dreijähriges Studium der Philosophie, aber es heißt in den Constitutionen vom philosophischen Unterricht: „Niemand soll neue Fragen einführen und keinerlei Streitigkeiten über Principien.“ Im Orden mußte sich ein allgemeines Belauerungssystem ausbilden. Jeder hat das Recht und die Pflicht, die Fehler des Andern anzuzeigen. Mariana, der bedeutendste politische Schriftsteller des Ordens schreibt: „Wollte man die Archive zu Rom nachsehn, so würde sich vielleicht kein einziger rechtschaffner Mann unter uns finden.“

Kraft des unbedingten Gehorsams konnten auch Verbrechen befohlen werden, wiewohl die dafür angeführte Stelle der Constitutionen

nicht unbedingt entscheidend ist. Sie lautet: *) »Visum est nobis in Domino, excepto expresso voto, quo Societas Summo Pontifici tenetur, ac tribus aliis essentialibus paupertatis, castitatis et oboedientiae, nullas constitutiones, declarationes vel ordinem ullum vivendi posse obligationem ad peccatum mortale vel veniale inducere, nisi superior ea in nomine Domini Jesu Christi vel in virtute oboedientiae iuberet. Die jesuitische Auslegung nach außen hin ist: nur die vier Hauptgelübde sind stets verbindend, so daß wer sie übertritt eine Sünde begeht, die übrigen Constitutionen und Verordnungen nur dann, wenn der Obere Kraft des Gehorsams oder im Namen Jesu Christi befiehlt. Peccati obligationem inducere von einem Gesetz, daß wer es übertritt eine Sünde begeht, kommt im mittelalterlichen Latein in diesem Sinne vor. Allein seltsam wäre doch immer die förmliche Erklärung, mitten in einem Gesetzbuch voll genauer Lebensregeln, daß man sie, wenn nicht eine besondere Mahnung des betreffenden Superior hinzukomme, übertreten könne, ohne auch nur eine läßliche Sünde [peccatum veniale] zu begehn, zumal der Orden aus diesen gar nichts machte. Sonach zweideutig, wie auf die Mißbeutung berechnet, daß der Obere kraft des Gehorsams befehlend auch zu einer Sünde induciren könne. Und thatsächlich sind sie für Zwecke des Ordens befohlen und begangen worden.

Für den Zweck des Ordens hat sich eine weltkluge und weltgefällige Moral ausgebildet, gegen welche seit Jahrhunderten der Vorwurf geschleudert wurde, der Orden lehre: Der Zweck heiligt die Mittel, hiernach jede That erlaubt, die zur Erreichung eines heiligen Zwecks führt. So mit kahlen Worten habe ich diese Maxime nicht gefunden in jesuitischen Schriften. Und wie unlängst deutsche Jesuiten sich vermessen, sie wollten tausend Thaler zahlen, wer sie nachweise, müssen sie ihrer Sache wohl ziemlich sicher sein. Wir lesen bei Escobar und Andern: humana natio suam speciem desumit a fine. Intentio, finis, Absicht und Ziel entscheiden über den sittlichen Werth einer That, darin möglich auch ein berechtigter, ja „protestantischer“ Sinn, wiefern die Absicht, das Innere, die Gesinnung wirklich den Werth einer That begründen. Aber es kann auch heißen: ist der Zweck, die Absicht von der Kirche gebilligt, so ist jedes Mittel dazu erlaubt, auch Verrath, Mord und dergleichen. Freilich diese Maxime von der Gleichgültigkeit der Mittel ist nichts specifisch Jesuitisches, sondern im Zusammenhang mit der allgemeinen Sündhaftigkeit menschlicher Zustände zeigt sie sich

*) Pars VI Cap. 5.

mannigfach im geschichtlichen Leben der Völker, daß für große Zwecke große, ungewöhnliche Mittel aufgewandt werden, die an sich betrachtet vor dem Sittengesetz sich nicht rechtfertigen lassen und doch, wenn der Zweck erreicht ist, sehr leicht verziehn werden im Urtheil der Völker: der Zweck entschuldigt das Mittel.

Aber der Vorwurf gegen den Orden ist nicht so zu fassen und hat eigentlich immer nur dies gemeint: die Jesuiten haben das Sittliche dem Religiösen, das Religiöse dem Kirchlichen geopfert, und auch dieses nicht selten ihrem egoistischen Ordenszweck. Dies ist der wahre Inhalt ihrer Losung: omnia in maiorem dei gloriam! zu deutsch: Alles ist erlaubt zur Verherrlichung Gottes durch unsern Orden, und da ergibt sich allerdings aus Thatsachen wie aus speciellen jesuitischen Lehren, daß sie schlechte Mittel zu Zwecken von mehr als zweifelhafter Heiligkeit gebilligt haben. Da aber die Sittlichkeit nie aufhört ihr absolutes Recht geltend zu machen, so haben sie ihr Verfahren doch wieder sittlich zu rechtfertigen unternommen, und dies war nur möglich mit einer sophistischen Dialektik, durch welche die Unverbrüchlichkeit des Sittengesetzes selbst erschüttert wurde, und unter ihren Distinctionen drohte der Gegensatz des Guten und Bösen, die Furchtbarkeit der Sünde zu verschwinden.

Sie haben die reservatio mentalis gebilligt, „um Meineid zu verhüten". Zum Beispiel ein Pferdedieb und dergleichen ist über den ihm aufgelegten Eid zu belehren, daß er ihn so leiste: Ich schwöre bei Gott, dem Allmächtigen u. s. w., und nun in seinen Gedanken einzuschieben: daß ich jetzt sage: ich habe das Pferd nicht gestohlen. Rechtfertigung: weil er sonst einen Meineid zu schwören entschlossen war. Das schlechte Mittel, wenn nicht geheiligt, erscheint so dem Jesuiten als gerechtfertigt durch den Zweck noch Schlechteres zu verhüten.

Sie haben den Tyrannenmord gebilligt, den Mörder als Heros und Märtyrer verherrlicht, und Tyrann war ihnen nicht bloß der unleidliche, unberechtigte Fürst, sondern auch der Ketzer und Ketzerduldende. So hier das blutige Mittel geheiligt durch den Zweck, der katholischen Kirche die Alleinherrschaft zu verschaffen.

Diesem Zweck diente vornehmlich der Probabilismus. Dessen Grundsatz: bei der sittlichen Beurtheilung einer That kommt es nicht zunächst auf den Willen, sondern auf die Einsicht an. Da diese oft schwankend ist, reicht ein wahrscheinlicher Grund hin, oder unter zwei widersprechenden Ansichten, die Auctorität irgend eines doctor gravis für die eine. In ihren Casuistiken für Beichtväter haben die Jesuiten diesen Probabilismus entwickelt. Meist in der Art, daß der

ältere Casuist Gründe für und wider eine Handlungsweise vorbrachte und sich für die sittlich strenge Ansicht entschied oder: relinquo tempori maturandum, die Zeit wird's klären. Für Nachfolgende war das hinreichend, um das sittlich Bedenkliche für probabel zu erklären und die Doctrin dahin auszubilden, man dürfe selbst die eigne mehr probable Ansicht aufgeben und die eines Andern annehmen, die auch probabel ist. Das ist Überlistung des Sittengesetzes durch Auctoritäten.

Der Spanier Escobar hat diese jesuitische Moral in einem viel gebrauchten, unzählig oft gedruckten Handbuch zusammengefaßt [1646]. Hier finden wir Fragen und Entscheidungen der Art: Ist ein Angeklagter oder Zeuge verpflichtet die Wahrheit auszusagen, wenn diese gegen seine Ehre ist? Probabel: nein. — Ist erlaubt, den Tod seines Feindes zu wünschen? Probabel, wiefern nicht aus Haß, sondern um des Schadens willen, mit dem er mich bedroht. Hiermit wird die allgemeine Maxime verbunden: man darf die böse Handlung begehn, wenn man nicht das Böse darin im Sinn hat, sondern irgend etwas Unschuldiges, Nützliches. — Darf ich Denjenigen tödten, der eine, wenn auch wahre Anklage gegen mich beabsichtigte, die mich um Gut und Leben bringen würde? Probabel: ja. — Ist es erlaubt einer geschwängerten Person zum Abortus zu rathen und zu helfen? Als probabel dann, wenn zu fürchten, daß sie sich ohne diese Auskunft das Leben nehmen würde. Hieran erkennt man deutlich das sittlich Gefährliche einer solchen Praxis. Wie nah liegt einem zu Fall gekommenen Mädchen, das sich seinem Beichtvater anvertraut, die oft nicht so ernsthaft gemeinte Drohung: Ich stürze mich in's Wasser! Statt der Ermahnung, die Folge ihrer Sünde zu tragen, hilft der jesuitische Beichtvater zu einem Verbrechen. — Darf ich Denjenigen tödten, der mir eine Ohrfeige oder Stockschläge gegeben? Escobar: „Der Pater Leß bejaht es, ich beschränke es auf die Adligen, denn dem Bürgerlichen gereichen Ohrfeigen und Stockschläge nicht so sehr zur Unehre."

Wie weit liegt diese weltförmige Moral ab von der Moral der Bergpredigt! Doch konnten sich die Jesuiten auf Alttestamentliches berufen, zum Beispiel auf Abraham, wie er sein schönes Weib als nur seine Schwester hingibt in das Serail des fremden Königs, auf Jacob, wie er den Segen der Erstgeburt erlistet.

So haben die Jesuiten gelehrt die Sünde zu thun ohne Sünde, überhaupt nur die Todsünde zu scheuen als das ewige Heil gefährdend. Aber um eine solche zu begehen muß der Verstand das Böse in der Handlung vollkommen erkennen und der Wille vollkommen frei einstimmen. Also schon durch jede leidenschaftliche Bewegung, in der die

That geschieht, wird die Todsünde in Abrede gestellt. Und wenn doch geschehn, durch bestimmte äußere Bußhandlungen ist sie leicht zu sühnen, so daß bei der Ohrenbeichte die Reue über eine That nur dem Bösen darin, nicht der That selbst, etwa einer geschlechtlichen Lust, zu gelten brauchte. Daher konnten sie rühmen: eine Sünde ist schneller gesühnt als begangen, und das Joch Christi sehr leicht. Hier zeigt sich der Jesuitismus nur als die äußerste Spitze einer Richtung des Katholicismus, wiefern er eben in äußerlichen Werken als solchen Schuld oder Verdienst sieht, und wiefern die Sünde gleichfalls durch bestimmte äußere Handlungen zu sühnen ist. Dennoch bleibt seltsam, daß solche leichtsinnige Moral nicht bloß als Geheimlehre bestand, sondern in offenen Schriften verkündet, doch einen Gegensatz ernster gesinnter Katholiken hervorrufen mußte. Die Jesuiten wollten alle Gewissen regieren, daher hatten sie strenge und laxe Moralisten, strenge und bequeme Beichtväter, und mochten es wohl mit ansehn, daß auch ihre leichte Moral, namentlich für die vornehme Gesellschaft, wie sie eben war, kund wurde.

Schon erscheint der Jesuitenorden als ein mächtiges, aber gefahrvolles Werkzeug der Restauration des Katholicismus. Der dritte Ordensgeneral, Franz Borgia, vorher Vicekönig von Catalonien und Urenkel des verruchten Alexander, nach dem Tod seiner Gemahlin eingetreten, soll dieses Urtheil und diese Weißagung gesprochen haben: „Wie Schafe sind wir in die Welt getreten, wie Wölfe werden wir herrschen, wie Hunde hinausgetrieben werden, aber wie Adler werden wir neu erstehn.“ Es kann nicht nachgewiesen werden, ob das authentisch ist oder wann es aufgekommen. Aber im vorigen Jahrhundert war die Weißagung bekannt zu einer Zeit, als man über die Hoffnung des letzten Satzes lächelte.

Das zweite große Ereigniß ist das Concil zu Trient.

§ 238. Das Concil zu Trient 13. Dec. 1545 — 4. Dec. 1563.

Die Canones et Decreta dieses Concils enthalten bloß die Beschlüsse, die Resultate der Verhandlungen, nicht das innere Getriebe. Dies erfahren wir durch Sarpi und Pallavicini, Beide fromme gelehrte Katholiken, Beide urkundliche Berichte und Niederzeichnungen von Gegenwärtigen verwerthend, Sarpi besonders venetianischer Geistlicher und Gesandter, dem Jesuiten und Cardinal Pallavicini standen römische Urkunden zu Gebote. Sarpi hat eine Geschichte geschrieben, wie er wohl allein in seinem ganzen Zeitalter sie schreiben konnte,

Katholik, und doch ohne Interesse das Concil zu vertheidigen, aber auch nicht es unbedingt zu verwerfen, doch stand er in voller Opposition gegen den römischen Hof. Pallavicini hat einzig in diesem Sinn des römischen Interesses geschrieben. Jeder ist ziemlich stark im Beiseitelassen Dessen, was seiner Tendenz widerstrebt, Beide sind von Herzen parteiisch. Durch diese Tendenz haben auch die von ihnen mitgetheilten Urkunden ein bestimmtes Gepräge erhalten. Sarpis edler Styl ist gemessen und ordentlich, er fällt mit der Sache zusammen. Auch Pallavicini ist nicht ohne Geist, doch hat er ein Talent, das Phrasen macht und auf Ausflüchte sinnt. Die neuren Geschichten von Trient sind unbedeutend. Als Hefele mit dem 7. Band seiner Concilien-Geschichte die Geschichte des Concils von Basel beschlossen hatte, wäre der naturgemäße Abschluß seines großen Werkes das Concil von Trient gewesen. Er hat aber vorher aufgehört mit der Ausrede, es sei nicht möglich eine gründliche Geschichte von Trient zu verfassen, so lange die Protokolle jenes Concils noch geheim waren.*) Man wußte, daß sie im Vatican aufbewahrt werden, von Massarelli, der 18 Jahre lang der officielle Secretair des Concils gewesen ist, niedergezeichnet. Da hat Theiner, einst ein Liebling Pius IX es unternommen, diese Acten zu veröffentlichen. Er ließ sie drucken in der Druckerei, welche er auf seine eignen Kosten im Vatican eingerichtet hat. Schon waren eine Anzahl Bogen gedruckt, als Jesuiten und Dominicaner von der Sache Kunde erhielten und den Papst bedenklich machten gegen eine solche Veröffentlichung, die der katholischen Sache doch Schaden bringen könnte. Und so hat sich Pius entschlossen, den Druck zu untersagen und die Veröffentlichung des Gedruckten ebenso. Es war in der Zeit des vaticanischen Concils, als Theiner mir das klagte und wie das Gedruckte vergeblich daliege. Da schlug ich vor, das Ganze in protestantischen Landen drucken zu lassen, und ich habe das in Leipzig vermittelt durch meinen Verleger. Das war keine kleine Unternehmung. Theiner rechnete auf vier Folianten und machte die Bedingung, alle diese vier Folianten müßten fertig gedruckt sein und gleichzeitig an einem Tage veröffentlicht werden, denn wenn sie nach einander erschienen, so würden von Rom aus Schwierigkeiten der Fortsetzung des weiteren Druckes ergehn. Der Verleger hat auch dies gethan. Doch hat Theiner im nächsten Jahre selbst bedacht, daß

*) Die Fortsetzung der Conciliengeschichte durch den Cardinal Hergenröther ist mit dem 8. und 9. Bande [887. 890] doch erst bis an die Schwelle des Concils von Trient vorgedrungen.

besser wäre die Masse zu verkürzen, namentlich das schon Gedruckte nicht wieder zu drucken, eine Reihe gehaltloser Reden und die feierlichen Anreden der politischen Gesandten auszulassen, vor Allen in den vielfachen Abstimmungen die bloßen Wiederholungen, wenn Dieser dem Andern beistimmt und Jeder mit seinem Titel angeführt ist — das auszulassen, oder nur in's allgemeine zu erwähnen. So ist die ganze Masse in zwei Quartanten zusammengefaßt. Übrigens war Theiner selbst wieder bedenklich geworden, weil er einsah, daß durch Druck der Acten gegen den Willen des Papstes er selbst mit dem Papstthum zerfallen werde. Ich habe ihn dazu gebracht, die Sache durchzuführen. Im Frühling 1874 versprach er, selbst mit dem Manuscript nach Deutschland zu kommen und es mir zu übergeben. Er hat den Anfang gemacht, aber ehe er nach Jena gelangte, Freunde in Kroatien besucht, und hier hat Stroßmaier ihm zugeredet, es sei besser, wenn das Werk in katholischen Landen gedruckt werde, er hat ihm auch Gelegenheit des Verlags verschafft. Seine Bedenken hob der Bischof durch den Rath, eine Messe zu lesen. So wurde denn in Agram angefangen zu drucken, Theiner ist zurückgegangen nach Italien und ist dort bald verschieden. Das Werk ist in Agram fertig gestellt, nur daß die Kroaten nicht verstanden haben, die Druckfehler zu verbessern. Das Mißliche des Doppelunternehmens ist durch Vertrag zwischen den beiden Handlungen später ausgeglichen worden.*)

Es fehlt jetzt noch von Quellen, was der Bischof Massarelli privatim als Tagebuch sich aufgezeichnet hat, Theiner hat diese privaten Aufzeichnungen nur zu den beiden ersten Sessionen beigefügt. Das ist eine unglückliche Verminderung seiner Veröffentlichung. Wenn dieses Tagebuch noch veröffentlicht sein wird, dann ist es Zeit, die Geschichte des Concils in voller Sicherheit zu schreiben.

Kaiser und Reich hatten das Concil gefordert, um eine allgemeine Reformation zu vollziehn zur Versöhnung mit den Protestanten, zu einer billigen Ausgleichung, es ist benutzt worden zu ihrer Ausschließung.

Trient ist wie Constanz von Haus aus eine deutsche Stadt, obwohl man sie neuerdings ziemlich italienisirt hat. Beide Städte liegen am Fuße der Alpen, Trient nach dem italienischen Abhang hin. Es sind eigentlich drei Synoden, welche unter dem Namen der von Trient zusammengefaßt werden. Die erste wurde von Paul III berufen auf den

*) Acta genuina Conc. Trid. ab Angelo Massarello eiusdem Concilii secretario conscripta. Accedunt Acta ejusdem Conc. a Card. Gabr. Paleott digesta. Ed. ab Aug. Theiner, Zagrabriae [et] Lipsiae 875. 2 T. f.

15. März 1545, wegen des Ausbleibens der Mitglieder erst am 13. December eröffnet. Es waren doch nur 4 Erzbischöfe, 22 Bischöfe und eine etwas größre Zahl von Ordenshäuptern gekommen. Die Zahl der Mitglieder hat überhaupt 112 nie überstiegen.

Um die Verlegung des Concils nach Bologna zu rechtfertigen, ließ man den Leibarzt schwören, die Pest sei zu fürchten. Der Kaiser ließ dagegen ein Protokoll aufnehmen, aus dem sich ergab, daß in dieser Woche in Trient nur zwei Personen gestorben seien, ein Kind an den Zähnen und eine alte Frau ohne dieselben an der Wassersucht. Der Papst scheute die Macht des Kaisers, der die protestantischen Abgeordneten auf das Concil führen wollte und ihnen billige Bedingungen verhieß. In Bologna sind nur zwei Sitzungen gehalten worden. Da Karl V feierlich gegen dies Concil protestiren ließ, den spanischen und deutschen Bischöfen die Theilnahme verbot, hat es sich selbst vertagt.

Das zweite Concil berief Julius III wieder nach Trient [1. Mai 1551], mit unheimlichem Gefühl der Forderung des Kaisers nachgebend, indem Nationalconcilien in Frankreich und Deutschland drohten. Nach dem Willen des Kaisers und mit sichrem Geleit des Concils kamen nach Trient Brenz von Würtemberg, Sleidan von Straßburg. Melanchthon war unterwegs mit seiner Schrift: **Repetitio confessionis augustanae.** Zwar protestantische Lehren waren in den ersten Sitzungen bereits verdammt, doch der Kaiser versprach eine **restitutio in integrum**, er wollte die frühere Synode gar nicht anerkennen, die derzeitige nicht als bloße Fortsetzung. Die protestantischen Abgeordneten kamen mit Anträgen, die nicht von allen Bischöfen ungern gesehen wurden. Da kam die Botschaft: das protestantische Heer des Kurfürsten Moritz ist in Innsbruck eingerückt, der Kaiser entflohn! Innsbruck liegt nur zwei bis drei Tagemärsche von Trient entfernt. Moritz wäre wohl der Mann darnach gewesen die Prälaten zu fangen, wie einst Friedrich II. So stäubten sie denn aus einander, und jetzt ist Julius III seines Lebens erst recht froh geworden.

Es folgt ein ganzes Jahrzehnt ohne Concil. Als endlich Pius IV es wieder nach Trient berief [18. Januar 1562], bestand kein übermächtiger Kaiser mehr, keine Vereinigung mit den Protestanten war mehr zu fürchten.

Die 25 öffentlichen Sitzungen aller drei Synoden, nach denen die Decrete gezählt werden, sind gehalten worden in der Domkirche, mit Gesang und Predigt eröffnet, mit Segenspendung beschlossen. Aber neben diesen Sitzungen, jeder zahlreich vorausgehend, sind nun die mannigfachen Verhandlungen in allgemeiner und in getrennter

Berathung. Neben den Häuptern der Kirche waren auch Gelehrte zugegen, Theologen, doch mit nur berathender Stimme, sie haben die Glaubensdecrete formulirt und vor der Synode gelesen. Die italienischen Prälaten waren meist zu $^3/_4$ vorwaltend. Paul III hatte vorerst die Feststellung der Glaubenssatzungen gefordert, Karl V die Reformations-Decrete zur Kirchenordnung und Zucht. Nach der 3. Session hat man sich dahin vereinigt, daß in jeder Sitzung Beides zu verkündigen sei.

Auf der ganzen Synode herrschte nicht der Geist von Constanz und Basel: sie war etwa wie ein constitutioneller Landtag, jene wie die constituirende Nationalversammlung. Der französische Gesandte konnte scherzen: Der H. Geist komme jeden Freitag im Felleisen aus Rom und verspäte sich zuweilen durch ausgetretene Flüsse. Daher die Legaten mit Rom eine Taubenpost einrichteten, die mochte wenigstens angemeßner gelten als Träger des H. Geistes. Doch hat es nicht an einer Opposition gefehlt, und sie ist zuweilen sehr stürmisch geworden. Der Bischof von La Cava gerieth sogar einmal in den Bart eines unirten griechischen Bischofs, den er zerzauste. Der wollte von nichts hören als von der H. Schrift; in den Evangelien sei Alles enthalten, was zur Seligkeit Noth sei, es sei gottlos der Tradition ein gleiches Ansehn zuzuschreiben. Die Majorität war doch schon in der ersten Sitzungsperiode dahin geeinigt, daß die Überlieferung der H. Schrift gleich, die Apokryphen des Alten Testaments für canonisch, die Vulgata, die hergebrachte lateinische Übersetzung, für authentisch zu achten sei. Der Streit der Parteien betraf vor Allem die Rechtfertigungslehre. Eine vermittelnde Partei wollte die Rechtfertigung einzig aus dem Verdienst Christi herleiten: Glaube, Liebe, Hoffnung als ihre Begleiter, gute Werke als Beweis des Glaubens. Das ward als protestantisch zurückgewiesen. Der endliche Beschluß erklärte Rechtfertigung und Heiligung als zusammenfallend, gute Werke, wenn sie individuell möglich sind, als Bestandtheile derselben, Freiheit und Gnade zusammenwirkend. Die spanischen und französischen Bischöfe forderten Anerkennung der Ursprünglichkeit der bischöflichen Gewalt, nicht als Ausfluß der päpstlichen Gewalt, sondern eingesetzt von Christus. Als darüber noch lebhafter Streit stattfand, forderten Gesandte des neuen Kaisers Ferdinand I: auch der heilige Vater möge sich nach dem Beispiel Christi erniedrigen und sich eine Reformation hinsichtlich seiner Person, seines Staates und seiner Curie gefallen lassen. Ferner solle man freigeben die Priesterehe, den Kelch für die Laien, Nachlaß der Fasten, Schulen für Arme, Reinigung des Breviers von Legenden, einen Katechismus, deutschen

Kirchengesang, endlich Reform der Klöster, damit ihre Reichthümer nicht so ruchlos verwandt würden. Die französischen Prälaten schlossen sich Dem an. Namentlich forderten sie den Laienkelch, die Verwaltung der Sacramente in der Landessprache und französischen Psalmengesang. In einem Brief des Königs heißt es: „Wir haben die Gewißheit, durch diese Zugeständnisse viele beunruhigte Gewissen zu stillen, ganze Provinzen, die sich von der Kirche abgesondert, wieder zu vereinigen und die Unruhen in Unserm Reiche beizulegen.“ Alle diese Wünsche sind in gütlicher Form beseitigt, und die Opposition überwunden worden, indem die einzelnen Prälaten weniger durch Drohungen eingeschüchtert, als durch Begünstigungen gewonnen wurden. In den Briefen des präsidirenden Cardinals nach Rom ersieht man die Künste dieser frommen Verführung. Aber eben deßhalb vermögen wir jetzt auch die Scheu der Veröffentlichung der Protokolle als nicht unberechtigt von Seiten der Päpstlichen anzuerkennen. Man ersieht aus jenen Mittheilungen die unsäglichen Mühen und Compromisse, durch welche die Legaten allmählich zwar nicht Einheit aber doch die große Majorität für ihre Wünsche erlangten, wodurch zur Unleugbarkeit anschaulich wird, wie wenig der H. Geist dabei gethan hat. Als der achte Monat nahte, daß man stritt über die Rechtfertigungslehre, ermahnte der präsidirende Legat die Versammlung: solche Zögerung gebe dem katholischen Volke großes Ärgerniß, da man sage, es komme zu nichts: theils weil wir zwieträchtig sind, theils weil wir nicht wagen, die Lutherischen zu verdammen. Das Letztere hat man schließlich doch gethan.

Überblicken wir den Erfolg der Synode: 1) Die katholische Kirche hatte bis dahin nur die drei öcumenischen Symbole, an welchen auch die Protestanten festhielten und einige mittelalterliche Synodalbeschlüsse über die Ohrenbeichte und die Transsubstantiation. Gegenüber den protestantischen Bekenntnissen erhielt nun die römische Kirche die erste ausführliche Niederzeichnung ihres Glaubens, wie er sich gebildet hatte in den Verhandlungen der Scholastiker. Es war zugleich auf Jahrhunderte hinaus die letzte Aufzeichnung dieses Glaubens, daher bis zu dem von uns erlebten Concil, wer Sicheres über den katholischen Kirchenglauben behaupten wollte, hatte sich auf das Concil von Trient zu berufen. Insofern war diese Feststellung zeitgemäß. Doch ist man rasch und engherzig zugefahren, wiefern Vieles bisher frei war in den Schulen, jetzt erst fest bestimmt und nun erst eine Ausgleichung mit den protestantischen Lehren unmöglich wurde, über welche, meist leichthin einseitig und nach Zwinglis Fassung oder nach einigen

Übertreibungen Luthers durchgängig das Anathema gesprochen wurde. Als Glaubensgesetz oder -bekenntniß entsprechen die tridentiner Decrete nicht der Augsburgischen Confession — der sind sie nicht ebenbürtig — aber der Concordienformel, besonders in der Engherzigkeit der Fassung.

2) Die Reformationsdecrete haben Vieles für Ordnung und Zucht bestimmt. Zwar konnte nicht durchgesetzt werden, daß die Bischöfe zur Residenz verpflichtet würden, das heißt zum Aufenthalt in ihrer Diöcese, doch sollen sie predigen oder geschickte Prediger einsetzen. Die Bettelmönche wurden beschränkt auf ihre Ordenskirchen, fast alle Exemptionen aufgehoben und Priesterseminare eingesetzt, allerdings schon in der Abneigung gegen Universitätsbildung. Provinzial- und Diöcesansynoden sollen alle drei Jahre gehalten werden. Ferner ist ein genau gegliedertes Eherecht aufgestellt worden, besonders, wogegen auch Luther geeifert hat, gegen die heimlichen Verlöbnisse. Nach dem bisherigen canonischen Recht gehörte zum Eingehn einer Ehe nur eine gegenseitige Erklärung Derer, die sie eingehn wollten, so daß ein junges Paar etwa selbst im Tanze eine Ehe abschließen konnte durch gegenseitiges Versprechen, und dies geschah gegenüber der Unauflösbarkeit der Ehe! Auch nach dem Beschluß von Trient ist Trauung nicht nöthig, aber doch Erklärung vor dem Pfarrer als qualificirtem Zeugen, so daß er's nur hört, wenn auch widerwillig und protestirend. Gegen die Behauptung des Eherechts der Priester und Mönche wurde das Anathema gesprochen. Den Kelch für die Laien zu gestatten wurde dem Papste freigestellt, wo er's angemessen finde. Größere Zugeständnisse haben die Staatsregierungen von Frankreich und Österreich gefordert, wiefern sie dadurch eine allgemeine Versöhnung der Kirche erwarteten. Dagegen fand sich doch eine Hülfe für die Wünsche des Papstthums: zuerst die Bischöfe waren durch die Übermacht des Staates in Spanien und Frankreich abhängig geworden von den Fürsten, es galt daher die Fürsten zu gewinnen. Philipp II von Spanien wurde argwöhnisch gemacht gegen seine Bischöfe, welche über königliche Belastung der geistlichen Güter geklagt hatten. Dem König von Frankreich wurde eine andre Hülfe verheißen gegen die Hugenotten. Zu Ferdinand I begab sich der Präsident des Concils nach Innsbruck und stellte ihm vor, was sich reformiren lasse und was nicht, ohne die Katholiken zu gefährden. Charakteristisch forderte der Kaiser das Recht der Antrags-Initiative für die Prälaten. Jener wandte ein, im Besitze dieses Rechts würden sie bald Vorschläge machen gegen das Interesse des Staats. Dagegen versprach der Cardinal Alles, was

die kaiserlichen Gesandten forderten, selbst in Antrag zu stellen, wenn er's nicht thue, sollten die Gesandten selbst dazu berechtigt sein. Als zuletzt ein Vorschlag auf Beschränkung der päpstlichen Gewalt doch nicht zu hindern schien, ließen die Legaten einen Antrag stellen auf Beschränkung der weltlichen Gewalt über die Kirche. Da waren die Fürsten selbst für baldigen Schluß des Concils. Für den definitiven Beschluß der Synode fand sich die größte Hülfe darin, daß alle Liberalen als lutherisch verdächtigt wurden. Es wurde damals klar, was fortan die Geschichte der katholischen Kirche bestimmt, der freie protestantische Geist war im Begriff, gänzlich auszuscheiden aus der päpstlichen Kirche und sich ihr feindlich gegenüber zu stellen.

Die Jesuiten, besonders ihr General Lainez, leisteten bereits ihre Dienste. In einer Rede für die Allgewalt des Papstes gründete Jener die Unfehlbarkeit auf das Gebet Christi für den Glauben des Petrus und berief sich darauf: Christus habe den heiligen Petrus beauftragt: „Weide meine Schafe!“ Schafe sind Thiere, die keine Vernunft haben, folglich auch keinen Antheil an der Regierung der Kirche. Der französische Gesandte, einverstanden mit den Bischöfen Frankreichs, versicherte, nie würde ihr König einen Canon anerkennen, durch welchen der Papst als rector ecclesiae universalis aufgestellt würde. Ja wenn sie mit dem Zugeständniß nach Hause kämen, daß der Papst über dem Concil stehe, müßten sie fürchten, daß das Volk mit Steinen nach ihnen werfe. Es ist damals zwischen italienischen und französischen Prälaten ziemlich hart hergegangen. Als ein Franzose in jenem Sinn gesprochen hatte, rief ein italienischer Prälat: »Gallus iste cantat.« Da rief der Franzose: »Utinam ad cantum huius galli excitaretur Petrus et fleret amare.« Die Mehrzahl der Prälaten ließ sich durch den Präsidenten doch leicht dazu bestimmen, daß die päpstliche Gewalt über jede Untersuchung erhaben sei. So ist damals jeder Beschluß über das Papstthum vermieden worden, und der Papst selbst hatte geschrieben davon abzusehn, wenn sie voraussähen, daß es nicht ein einstimmiger Beschluß werden würde.

In andern Beschlüssen ist Vieles absichtlich unbestimmt ausgedrückt, um die Verletzung der verschiednen theologischen Schulen zu umgehn. Daher besonders wichtig für den Papst, der Vorbehalt der Auslegung, für welche eine besondere Commission von Cardinälen und Gelehrten niedergesetzt wurde, die noch jetzt besteht. Nur in Frankreich wurde die Annahme der Beschlüsse von den Parlamenten verweigert als der kirchlichen Freiheit nachtheilig. Dennoch sind sie auf französischen Provinzialsynoden angenommen worden und so ist

allmählich in die öffentliche Meinung übergegangen, nicht die kirchenrechtlichen Satzungen seien anerkannt, aber die Glaubensdecrete.

So war denn der Katholicismus auf den alten Grundlagen neu geordnet, das protestantische Element möglichst ausgeschieden, die kirchliche Macht des Papstes ist unverletzt hervorgegangen. Der Cardinal Morone in seiner Schlußrede 18 Jahre nach der Eröffnung des Concils hat dieses ziemlich treffende Urtheil ausgesprochen: Die Bemühungen der Versammlung die Gegner herbeizuziehn, seien zwar vergeblich gewesen, indeß habe sie doch durch Bestimmung der Glaubenslehren und Beßrung der Kirchenzucht herrliche Früchte gebracht. Vielleicht hätte noch Bedeutenderes gewünscht werden können: sie bestehe aber aus Menschen, nicht aus Engeln und nach Maßgabe der Umstände habe das Gute anstatt des Beßren gewählt werden müssen. Gott werde vielleicht, um die auf die Vorbereitung und Abfassung der Beschlüsse verwandte Mühe zu lohnen, dereinst den Weg zum Beßren weisen. Noch vor wenigen Jahren waren wir der Meinung, daß damals die katholische Kirche zum letzten Mal durch ihre Repräsentanten versammelt gewesen sei.

Wir wenden uns zum größten Kirchenfürsten der neuern Zeit.

§ 239. Sixtus V. 24. April 1585 — 27. August 1590.

Sein Leben ist volksthümlich bekannt geworden durch Leti, einen italienischen Gelehrten, der in der Schweiz zur reformirten Kirche übergetreten ist. Sein Werk enthält vielfach Anecdoten, nicht Lügen, sondern was man sich im Volk erzählte. Sixtus ist eine der Gestalten, die sich festsetzen in der Erinnerung der Menschen, an die Anecdoten sich anschließen wie Krystalle. Das Ungewisse und Sagenhafte ist von den Charakterzügen zu scheiden, welche die Geschichte nicht zu verschmähen hat. Tempesti ist der von dem Franciscanerorden für seinen Ordensgenossen officiell aufgestellte Biograph. Er hat aus guten Quellen seine Vita geschöpft, doch nur lobpreisend, so auch Hübner, der lange Zeit als Gesandter in Rom die österreichische Politik vertreten hat. Er hat in seiner diplomatischen Muse dieses Papstbuch geschrieben.

Felice Perettis Vater war ein kleiner Weingärtner, ein slavonischer Flüchtling aus Dalmatien, seine Mutter diente als Magd zu Montalto in Marc Ancona. In einer von Ranke in Rom aufgefundnen handschriftlichen Biographie, die für Sixtus V selbst geschrieben zu sein

scheint, wird erzählt: Der Vater vernahm bei Nacht eine Stimme: „Leg dich zu deiner Frau, Peretti, sie wird dir einen Sohn gebären, den du Felix heißen sollst, denn er wird der Größte unter den Sterblichen werden!“ Er erhob sich und schlich bei Nacht nach Montalto, bei Tage konnte er es nicht wegen seiner Gläubiger. Es scheint an diesem Mythus wenigstens das Letztere historisch, die Gläubiger, auch daß er sie förmlich vertröstet hat auf das Glück seines Sohnes: er habe auf seinen Armen einen Papst, er zog seine Füßchen hervor, um sie von den Nachbarn küssen zu lassen. Solche wunderliche Hoffnung, wie manche römische Mutter mag sie nicht gehabt haben, dort wo das große Los dieser hierarchischen Lotterie Jeden treffen kann.

Es hatte anfangs wenig Aussehn zur Erfüllung dieser Träume. Der Knabe hütete bei einem Pächter die Schweine. Da sieht er einmal den Brautzug eines adligen Herrn vorüberziehn und weint bitterlich. Gefragt, warum er weine, sagte er: „Weil mir die Natur das Herz eines Königs, das Geschick die Stelle eines Sauhirten gegeben hat.“ Ein Franciscaner, der sich verirrt hat, den der Knabe freundlich auf den rechten Weg gebracht und dem er die Sehnsucht vertraute, etwas zu lernen, soll ihm die Schule und die Aufnahme in den Bettelorden verschafft haben. Wir finden ihn 1552 als Fastenprediger zu Rom, er gehört zur Partei der streng Devoten. Als Inquisitor in Venedig lag er in Streit mit dem Senat wegen der Censur. Als Cardinal legt er alle natürliche Heftigkeit ab. Leti erzählt, er habe sich geduldig, gegen Alles gleichgültig und krank gestellt, auf Krücken sei er in das Conclave gehumpelt, seine Nachbarn hätten kaum schlafen können wegen seines Gottesackerhustens. Dadurch habe er die Stimmen gewonnen. Sobald aber $^2/_3$ der Stimmen gewonnen gewesen seien, habe er die Krücken weggeworfen und sich majestätisch emporgerichtet. Die Andern schöpften Argwohn, einige Cardinäle sprachen von einem Irrthum in der Wahl, er aber stimmte mit mächtiger Stimme das Te Deum an, für die draußen ein Zeichen der vollbrachten Wahl, die Andern stimmten ein und der Widerspruch verstummte. Geschichtlich ist seine große Demuth: als sein Neffe und Liebling ermordet worden war, vergab er dem Mörder, als im Consistorium der Cardinäle einer ihn einen Esel aus der Marc Ancona nannte, schwieg er, eine ungeheure Selbstbeherrschung bei der Heftigkeit seines Innern.

Als Sixtus seine persönlichen Wünsche erfüllt sah, im 65. Jahr, lebte er für allgemeine Interessen. Auch mit phantastischen Plänen hat er sich getragen: das türkische Reich zu erobern. Er knüpfte deßhalb mit Persien an: Polen solle sich Rußlands bemächtigen, er werde

es beschützen. Er will eine päpstliche Seemacht gründen und Ägypten wegnehmen, von da aus durch Verbindung des mittelländischen Meeres mit dem rothen Meer den alten Weg des Welthandels wieder herstellen, also die Landenge von Suez durchstechen, wie nun geschehn ist, auch das heilige Grab erobern, oder es doch herausnehmen und nach Montalto setzen. Phantastisches wird nicht selten von Solchen versucht, die wirklich Großes vollbringen, das Wirkliche, hätten sie's nicht vollbracht, erschiene uns eben auch phantastisch.

Sixtus erkannte die Richtung der Staaten zur Unabhängigkeit von Rom. Er hielt deßhalb dafür, man müsse den Gegensatz des Protestantismus benutzen, das katholische Interesse lebendig zu erhalten. Der Königin Elisabeth ließ er förmlich den Antrag machen, sie möge zur wahren Kirche zurückkehren, als sei dies möglich. Sie hat nichts darauf erwidert, sondern gelacht. Als der Papst das hörte, sprach er, so müsse er darauf denken, ihr das Königreich zu nehmen, und verbündete sich mit Philipp II von Spanien: er wolle ihm ganz anders beistehn, als seinem Vater die frühern Päpste, er solle England erobern, wieder katholisch machen und von ihm, dem Papst, zum Lehn nehmen. Darum erließ er 1588 eine Bulle, welche die Königin von England feierlich des Thrones entsetzt. Die Ausführung sollte geschehn durch jene unüberwindliche Flotte, die so kläglich vor dem Hauch Gottes untergegangen ist. Gegen Heinrich IV bot er alle katholischen Mächte auf. Als die Republik Venedig ihn als König anerkannte und der Papst deßhalb zürnend den Gesandten anfuhr, sprach der, man müsse auch an das Gleichgewicht Europas denken, nicht alle Macht an Philipp kommen lassen, der ohnedem auf Italien laste. Hierdurch wurde Sixtus bedenklich, er fühlte den Gegensatz seiner katholischen Stellung und seiner italienischen Politik. Ohnedem dachte er groß von jenen beiden Häresiarchen: er kenne nur einen Mann und eine Frau, die, wären sie rechtgläubig, würdig wären zu regieren, Heinrich von Navarra und Elisabeth von England.

Als Fürst des Kirchenstaats hat er despotisch regiert, aber mit altrömischer Energie und Klugheit. Macchiavellis Buch vom Fürsten war sein Handbuch. Er machte sofort der Unsicherheit des Besitzes unter Gregor XIII ein Ende. Dann galt es die Banditen zu vernichten. Viele hatten sich bei seiner Krönung in sein Gefängniß gestellt, weil bei solcher Gelegenheit eine allgemeine Amnestie üblich war. Er ließ sie hängen. Als sich eine Bande auf einem unnahbaren Berg der Apenninen verschanzt hatte, läßt er Maulthiere mit vergiftetem Mehl vorüber treiben. Es geschah, was er beabsichtigte. „Bei der Nachricht

von dem Tod dieser Räuber empfand er eine große Zufriedenheit." Der Graf Pepoli in Bologna hatte Banditen in seinem Palast verborgen, er ließ ihn enthaupten. Wer geheime Waffen trug, sollte sterben. Am Krönungstag werden solche bei vier jungen Männern vorgefunden. Man fordert vom Papst Gnade für die jungen Leute, gerade bei so freudigem Ereigniß. Er antwortet: „So lang ich lebe, muß jeder Verbrecher sterben." Er ließ gelinde Richter als Mitschuldige verurtheilen und übte, von Sbirren und Henkern umgeben, barbarische Justiz, doch hat er seinen Zweck erreicht. Zum ersten, fast auch letzten Mal war damals im Kirchenstaat polizeiliche Sicherheit. Seine Strafen waren oft willkürlich, auffällig. Der Erzbischof von Salerno weilte während des Carnevals in Rom mit einer bekannten Curtisane. Der Papst ließ das Haus umstellen und sie an der Seite des Bischofs bis auf's Blut geißeln, ihm geschah eben nur dies. Auch in eigner Sache war er hart. Einmal sagte Pasquin: „Warum trägst du schmutzige Wäsche?" Marfolio antwortete: „Meine Wäscherin ist eine Prinzeß geworden." Gemeint war die Schwester des Papstes. Nachdem der vergebens Alles versucht hatte, den Autor des Pasquills herauszubringen, hat er ihm das Leben und eine große Summe zugesichert, wenn er sich selbst angebe. Er ließ dem Armen die Summe zahlen, aber die Zunge ausschneiden.

Er hat Arbeitshäuser, Spitäler, Vorrathshäuser gegen Theuerung im größten Styl errichtet, auch hat er eine große Druckerei im Vatican gegründet, zunächst für die Bibel in Griechisch, Hebräisch, Lateinisch. Unter ihm ist die Kuppel des Petersdoms vollendet, der Lateranpalast neu erbaut worden. Der Hügel des Quirinal war nicht bewohnbar wegen Wassermangels, da hat, wetteifernd mit den Cäsaren, Sixtus ein Werk unternommen, das sich mit den Bauwerken des alten Rom messen könne. Ein sechs Stunden von Rom entfernt auf dem Latinergebirg entspringt ein klarer, reicher Quell. Er ließ ihn fassen und in Bogengewölben, theils über theils unter der Erde nach Rom führen, wo er scheinbar aus einem Felsen entspringt, Aqua Felice genannt. Der Papst selbst hat sich als Moses darstellen lassen, der mit dem Stab Wasser aus dem Felsen schlägt. Er hatte nicht wie Leo X Liebe zum klassischen Alterthum, nur im kirchlichen Sinn hat er sich um seine Denkmale gekümmert. Augustus hatte einen Obelisk aus Ägypten kommen und im Circus maximus aufstellen lassen. Dieser Stein, seit Jahrhunderten umgestürzt, lag in Schutt begraben. Sixtus will ihn vor der Peterskirche aufgerichtet haben, das Zeichen des Unglaubens, dem Kreuze dienstbar, das auf seine Spitze gestellt werden soll. Es

galt diese ungeheure Steinmasse aufzurichten, mehrmals war's versucht worden und mißlungen. 900 Arbeiter, nachdem sie das Abendmahl erhalten, wurden an der Hebemaschine angestellt. Weil man meinte, es sei früher mißlungen durch das Geschrei des Volks, setzte der Papst die Todesstrafe, wer das Commando durch irgend einen Laut störe. Der Steinriese hob sich, schwebt, aber noch nicht lothrecht, Alles war berechnet, aber die Stricke hatten sich gedehnt, es war eine lautlose Stille. Da ruft eine Stimme, die das Leben wagte: Aqua! Der Architect versteht den glücklichen Einfall, er läßt die Seile mit Wasser begießen und sie ziehn an. Der Obelisk steht noch bis auf diese Stunde, mit Hieroglyphen bedeckt. Sixtus hat auch die thurmartigen Säulen Trajans und Antonins erneuert, aber er ließ von ihrem Gipfel die Aschenkrüge der Kaiser hinwegnehmen und die Statuen, auf der einen des Petrus, auf der andern des Paulus daraufstellen. Aber es hat ihm keine Bedenken gemacht, die häßlichen Trümmer des Alterthums zu zerstören, wo sie seinen Bauten im Weg standen.

Bei allen diesen Unternehmungen hat er doch einen Schatz von 5 Millionen Scudi hinterlassen, den Aposteln Petrus und Paulus geweiht. In der Stiftungsurkunde heißt es: er überschaue die Fluthen, auf denen das Schifflein Petri dahinfahre und den drohenden Sturm. Jener Schatz solle dienen zur Eroberung des h. Landes, zu einem allgemeinen Feldzug wider die Türken, bei Hungersnoth und Pestilenz, in offenbarer Gefahr, ein katholisches Land zu verlieren, bei feindlichem Einfall in den Kirchenstaat. Wer aber diesen Schatz zu andern Zwecken angreife, der wird bedroht mit dem Zorne Gottes und der h. Apostel. Man fragt sich, wie der Papst eine solche Summe zusammengebracht hat. Es ist geschehn durch neue Auflagen, wie sie möglich waren bei der neuen Ordnung und der Rechtssicherheit, insbesondre aber durch Verkauf zu diesem Behuf meist erst creirter Ämter, wobei das Einkaufscapital sich mit 8% verzinste. Ein Amt wurde etwa verkauft mit einem schönen Titel für 5000 Scudi, der Käufer erhielt davon jährliche Einkünfte, 400 Scudi, also eine Leibrente mit einem vornehmen Titel. Der Vortheil des Staates ergab sich, wenn der Käufer frühzeitig starb. Immer war es doch unerhört, eine Anleihe, um einen Schatz zu sammeln für eine unbestimmte Zukunft.

Sixtus ist gestorben, nachdem er vier Monate vorher an Kopfschmerzen gelitten. Er gab's den Jesuiten Schuld, die er bereits reformiren wollte. Auch als sie ihm einen Beichtvater vorschlugen, war seine Antwort: es schiene ihm besser, daß sie ihm beichteten, als er ihnen. Doch war er 70 Jahre alt, ein Mann von großer Einsicht,

gewaltsamem Willen und zelotischem Wesen. Als er starb, brauste ein Ungewitter über den Quirinal. Die alberne Menge überredete sich, Fra Felice habe einen Pact mit dem Bösen gehabt, durch dessen Hilfe er von Stufe zu Stufe gestiegen, nach abgelaufner Frist sei seine Seele in diesem Wetter davon geführt worden. So stellt sich der Menge sinnbildlich ihr Mißvergnügen dar über die neue Auflage und die ungewohnte Strenge dieser Regierung. Sie riß auch die Bildsäule nieder, welche die Stadt auf dem Capitol ihm gesetzt hatte. Aber Sixtus V wie Leo X sind im Andenken der römischen Bevölkerung geblieben: dieser repräsentirt das goldene Zeitalter der Kunst, auf das sie stolz ist, jener hat mit starker Hand im feudalen, zerrißnen Kirchenstaat die moderne Staatsgewalt aufgerichtet, der Held des erneuerten Papstthums, das sich in die politischen Verhältnisse fügt und sie benutzt.

§ 240. Päpste aus dem 17. Jahrhundert.

Nach drei unbedeutenden Zwischenregierungen, die ich nicht aus ihrer Verborgenheit ziehen will, folgt Clemens VIII [1592—1605], ein Florentiner, aus der Familie der Aldobrandini, Professor der Jurisprudenz in Pisa, ein entschiedener Priesterfürst unter milden Formen. Alle Morgen las er seine Messe und Abends hörte Baronius seine Beichte, für einen Kirchenhistoriker interessant genug zu hören. Mittags speiste er Arme in seinem Zimmer, dazwischen lagen die Geschäfte.

Heinrich IV mußte sich mit dem Papstthum versöhnen, um den vollen Gewinn seines Übertritts einzuziehn. Es ist der liberale, mit dem Protestantismus noch behaftete Katholicismus, der um des Papstes Segen bittet, ein haereticus relapsus. Die strengkatholische Partei sah in ihm noch immer den heimlichen Ketzer. Der Papst zögerte, aber die Sorbonne hat Heinrich schon als allerchristlichsten König anerkannt. In Frankreich regt sich die altgallikanische Gesinnung. Der französische Gesandte bemerkte: Clemens VII habe durch seine Hitze England verloren, Clemens VIII werde durch seine Langsamkeit Frankreich verlieren. Die Form, in der die Segnung endlich geschah, ist interessant. Die Peterskirche war verschlossen, der Thron des Papstes in der Vorhalle aufgerichtet. Der französische Gesandte im Bußkleid kniete vor Clemens und schwur im Namen des Königs seines Herrn aller Ketzerei ab, während der 51. Psalm gesungen wurde und der Papst bei jedem Vers den Gesandten mit einer Ruthe leise berührte.

Dann sprach er feierlich die Absolution aus, die Pforten öffnen sich und das Te Deum ertönt für den ältesten Sohn der Kirche, den allerchristlichsten König von Frankreich. In solcher Äußerlichkeit wird da über Seligkeit und Verdammniß entschieden. So meinte Heinrich seinen Thron gesichert gegen die fanatischen Katholiken und erhielt zugleich von dem gefälligen Papst die Erklärung der Nichtigkeit seiner Ehe, die er auf der Bluthochzeit geschlossen hatte. Dafür hat Clemens geeifert gegen das verfluchteste Edict von Nantes, einzelnen Protestanten hat er sich freundlich erwiesen.

Der Herzog Alfonso von Ferrara hinterließ als Nachfolger nur einen unehlichen Sohn, Don Cesare, den letzten der Herzöge Este. Der Papst erklärte Ferrara als heimgefallnes Lehen, Don Cesare als Feind der römischen Kirche, den Huldigungseid für nichtig. Die Grenzen waren bewacht, ein Bote hatte die Bulle eingenäht in seine Kleider an den Bischof gebracht. Am letzten Tage 1597 wurde ein Domherr begraben, die Kirche war schwarz ausgeschlagen, die Predigt handelte vom Tode: „Aber noch viel Schlimmeres als der Tod des Leibes ist das Verderben der Seele, das uns jetzt Alle bedroht.“ Der Bischof hielt inne und ließ die Bulle verlesen, in der Alle, die sich nicht von Don Cesare absondern würden, als verdorrte Zweige vom Baum des Lebens abgehaun werden. Die Kirche erfüllte sich mit Seufzern und Wehklagen, Cesare gab seine Sache verloren. Das Belvedere, dessen glänzende Zeit als Vorbild der schönen Tage von Weimar angesehn worden ist, wo Ariost und Tasso gedichtet, geliebt und gelitten, wurde eine öde Citadelle. Die Besitznahme dieses Herzogthums bedeutete die letzte Vergrößerung des Kirchenstaats.

Als die Parteien im Conclave sich über den Cardinal Borghese vereinigten, studirte der in alten Decreten, unbekümmert um die Gegenwart.[1]

Paul V [1606—1621] war durchdrungen von einem überschwänglichen Begriff des Papstthums. Seit der Reformationszeit waren Collisionsfälle mit den Staatsgewalten je nach persönlichen und politischen Verhältnissen verschieden geschlichtet, nicht mit juridischer Schärfe abgemacht worden. Wo nun die Vorfahren Pauls von den Decretalen als göttlichem Gesetz abgewichen waren, dachte er nicht an die Nothwendigkeit der damaligen Verhältnisse, sondern hielt es für persönliche Nachlässigkeit. Ihm selbst entstanden dadurch Mißhelligkeiten mit allen Staaten Italiens, deren Spitze der Streit mit Venedig. Diesem Streit lag ein dreifacher Anlaß zu Grunde. Ein Augustiner hatte elf Kinder gemißbraucht, dann ermordet, der Senat ließ ihn

hinrichten. Der Papst erhob dagegen Klage als gegen ein Sacrilegium. Andre Mönche waren in Venedig als Giftmischer verhaftet worden. Weil sie an den Papst appellirten, forderte dieser ihre Auslieferung, welche Venedig verweigerte. Weil nach der Ansicht des Senats zu Venedig zu viel Eigenthum in die todte Hand komme, d. h. durch Vermächtnisse an Klöster, so gebot ein Gesetz, daß solcher Erwerb innerhalb einer bestimmten Frist verkauft werden müsse. Endlich die Bücherverbote der römischen Inquisition, während Venedig seine Druckereien schützte und sich weigerte, diese Verbote ohne Placet der Staatsgewalt anzuerkennen. Der Papst bedrohte den Senat mit dem Bann, der Senat verbot alle Geldsendungen nach Rom. Als hierauf die Drohung sich erfüllte, verbot der Senat die Verkündigung des Interdicts, gebot den Gottesdienst überall fortzuhalten, versprach die Priester darin zu schützen und verbannte Diejenigen, welche das Interdict geltend machen wollten, namentlich die Jesuiten. Die Beruhigung der Gewissen und die Durchführung der Maßregeln des Staates geschah vornehmlich durch den Mönch Paolo Sarpi, einen Serviten, der sich auch als eine moralische Macht dem Papstthum entgegenstellte. Er war der Sohn eines Kaufmanns, immer ernst, asketisch, nie soll er Fleisch gegessen haben, seine Schulgenossen nannten ihn die Jungfer. Mit scharfem Blick trieb er Naturwissenschaft, ihm wird die erste Beobachtung der Magnetnadel zugeschrieben. Er ist der Geschichtschreiber von Trient. Ist auch ein Stück Protestantismus unter seiner Mönchskutte verborgen, so fühlte er sich doch immer als Katholik, täglich las er seine Messe. Aber in ihm war zugleich das Gefühl eines freien Staates. Das war vielleicht seine einzige Leidenschaft, der unversöhnliche Haß gegen den weltlichen Einfluß des Papstes und der Jesuiten: Erhebung Italiens aus dem römischen Sumpf, eine katholische Kirche ohne Papst. Er hat der canonischen Rechtstheorie eine neue Theorie des Staatsrechts entgegengestellt: auch der Staat ist von Gott eingesetzt und von dem Gehorsam gegen die Obrigkeit ist so wenig Jemand ausgenommen als vom Gehorsam gegen Gott, sonach auch nicht der Klerus. Christus hat weltliche Gewalt nicht geübt, also auch nicht übertragen. Sarpi ließ eine Schrift Gersons gegen ungerechte Excommunication verbreiten, er beutet die Geschichte aus zu Waffen gegen Rom. Wenn nun, durch ihn ermuthigt, das Volk gegenüber dem Interdict rief: »Siamo Veneziani e poi Christiani!« so hat Sarpi ihnen gezeigt, wie sie vielmehr Beides zu gleichem Rechte sein sollten, Venetianer und Christen, und daß sie dazu des Papstes nicht bedürften. Venedig, im Besitz der Lombardei,

bedrohte den nördlichen Theil des Kirchenstaats, Ferrara und Bologna. Paul forderte, man solle jenes Gesetz wenigstens suspendiren, das Interdict auf einige Tage anerkennen. Der Senat: „Nicht eine Stunde!" Endlich als er sich zur Aufhebung des Interdicts verstand, gestattete die Republik keine der Feierlichkeiten, die sonst bei solchem Ereigniß üblich waren. Die verhafteten Mönche wurden dem französischen Gesandten übergeben mit der Erklärung: es geschehe unbeschadet der Rechte des Staats. Venedig hat auf Sarpi eine Münze schlagen lassen mit seinem Bilde und der Schrift: Paulus Sarpius, Doctor gentium, auf der Rückseite: Et genio et scriptis ingentum conspice Paulum, Hic etiam Petro restitit in faciem. So sah man in jener Erhebung des Paulus gegen Petrus in Antiochien Vorbild und Berechtigung. Er ist einmal in der Nacht angefallen worden, doch nicht tödlich verletzt. Auf die Frage, von wem wohl dieser Anfall ausgegangen sei, war seine Antwort: Ich erkenne sehr wohl lo stilo romano, doppeldeutig Styl und Dolch. So hochgehalten war Sarpi bei der Bevölkerung, daß die Venetianer sogar von Wundern an seinem Grabe erzählten und daselbst Gebete hielten, die ein folgender Papst als ärgerlich verbot.

Da Paul V die päpstliche Anmaßung in der Wirklichkeit zurückgewiesen sah, erfreute er sich ihrer desto mehr in Schriften. So empfing er die Zueignung eines Buches: Paulo Vicedeo et pontificiae omnipotentiae conservatori acerrimo. Daneben wurde er von der Bevölkerung gern genannt: Fontifex maximus, weil er einige stattliche Fontänen gebaut hat.

Jammervoll ist der Untergang der Cenci. Das Haupt dieses unglücklichen Geschlechts, der Vater, ein Unmensch, entbrannte gegen die eigne Tochter und drohte ihr mit Gewalt. Sie glaubte sich nur retten zu können, indem sie, verbunden mit ihrer Stiefmutter, den Vater ermorden ließ. Beide, die Mutter und die Tochter, sind enthauptet worden. Die Villa der Cenci unter den Mauern Roms ist noch jetzt im Besitz der reichen Nachkommen Pauls V als Villa Borghese. Das Gehässige der Erwerbung ist durch die humane Verwaltung dieses prachtvollen Parks ausgeglichen worden, bis 1848 stand über dem Haupteingang die lateinische Inschrift: „Wer du auch seiest, geh, wohin du willst und pflücke, was du willst. Dies Alles ist mehr dem Fremdling als dem Hausherrn zubereitet."*) Die Inschrift ist seitdem verschwunden, doch die Sache geblieben.

*) Quisquis es, ito quo velis, carpito quae velis, extero magis haec parantur quam hero.

Gregor XV [1621—1623] war phlegmatisch und krank. Im Sinn des Jesuitenordens, dessen Gründer er als sein Zögling heilig sprach, hat er doch die neue Verherrlichung des Katholicismus erkannt durch Beförderung der überseeischen Missionen. Hundert Maulthiere brachten ihm die Handschriften der Heidelberger Bibliothek, ein Geschenk des katholischen Heerführers Maximilian von Baiern und der Dank für seine rege Unterstützung des Glaubenskrieges. Die deutschen Handschriften sind 1814, so weit sie noch nachweisbar waren, wieder nach Heidelberg zurückgeführt worden. Die Überführung nach Rom hat sie vielleicht gerettet, denn zur Stelle geblieben wären sie, als 1693 die Franzosen in Heidelberg plünderten und brannten, wahrscheinlich untergegangen. Man kann darin ein Sinnbild von allgemeiner Bedeutung sehen: das Papstthum als eine rettende Macht, auch wenn es Unrecht thut oder unrechtes Gut empfängt, aber nur wiefern der Raub ihm rechtzeitig wieder abgenommen wird.

Urban VIII [1623—1644] fühlte sich zunächst als weltlicher Fürst. Man führte ihn unter den marmornen Denkmalen seiner Vorfahren herum, er sagte: „Ich werde eiserne hinterlassen“, er meinte Kanonen und Festungen. Ohne die Energie eines Julius II hat er nur das höchste Selbstgefühl. Es wird ihm ein Einwand gemacht aus päpstlichen Decretalen. Er entgegnet: „Der Ausspruch eines lebenden Papstes gilt mehr als der von hundert todten.“ Im dreißigjährigen Krieg war er gegen Spanien und Österreich, gegen die katholischen Mächte, er scheute die Übermacht von Habsburg. Der kaiserliche Gesandte beschwor ihn, den Krieg als Religionskrieg zu erklären, Frankreich abzumahnen vor dem Bündniß mit den Ketzern, noch könne man den König von Schweden vertreiben, er führe nur 30000 Mann. Da antwortete der Papst mit kühler Gelehrsamkeit: „Mit 30000 Mann hat Alexander die halbe Welt erobert.*) Im Prager Frieden, dem Vorläufer des westphälischen, wurden die ersten säcularisirten Kirchenländer an Fürsten im Weg des Vertrags zwischen Staat und Staat vergeben. Es lag doch in der Stellung eines Papstes dagegen zu protestiren, und Urban hat es gethan. Er hat der Bulle In coena domini, der berühmten Nachtmahlsbulle, ihre letzte Fassung gegeben, sie enthält die Anmaßung und Intoleranz des mittelalterlichen Papstthums, doch auch seine Humanität, so weit sie den hierarchischen

*) Was nicht unbekannt war, die Wünsche dieses Papstes für die Protestanten, hat Gregorovius in der Schrift: Urban VIII im Widerspruch mit Spanien [Stuttgart 1879], durch neu aufgefundne Urkunden erwiesen und anschaulich dargelegt.

Anschauungen entspricht. Neben Saracenen, Seeräubern, Fürsten, welche willkürliche Steuern auflegen, verdammt sie Lutheraner, Zwinglianer, Calvinisten. Sie wurde jeden Gründonnerstag vom Balcon der Peterskirche feierlich verlesen, der Fluch über die halbe Welt vor dem Segen über das römische Volk. Das Resultat der langen Regierung dieses Papstes war der Reichthum des nun fürstlichen Hauses der Barberini, das fünf Birnen im Wappen führt. Ein deutscher Fürst, der bald nach Urbans Tode Rom besuchte, machte eine Bemerkung über diese Birnen, die über dem Thor des Palastes prangten. „Wundert euch nicht," meinte sein Begleiter, „daß diese Birnen so dick und fett sind: sie haben 21 Jahre lang das Blut der Kirche eingesogen."

Am Ausgang des Reformationsjahrhunderts ist eine Weißagung erdichtet worden, die sich als Werk des Erzbischofs Malachias von Armagh in Irland gibt, welcher auf der Wallfahrt nach Rom bei Bernhard von Clairveaux gestorben ist und von Letzterem gerühmt wird als Wunderthäter und Prophet. Sie beginnt mit den Päpsten des 12. Jahrhunderts und bezeichnet 111 Päpste als noch künftig. Jeder ist mit einem kurzen Stichwort, wie mit einem Motto charakterisirt. Die ganze Reihenfolge bis gegen Ende des 16. Jahrhunderts ist zwar geistlos, nicht etwa nach Charakter und Geschick, nur nach irgend einer zufälligen Bestimmtheit, aber ganz genau und sicher bezeichnet. Ich will einige Beispiele anführen: Bonifacius VIII: Ex undarum benedictione, weil sein Taufname Benedict und in seinem Wappen undae, der Zufall erlaubt hier eine tiefere Beziehung auf das Wasserschloß, in welchem er gewählt ist. Innocenz III: Comes Signanus, er war Comes Signiae. Gregor IX: Avis Ostiensis, in seinem Wappen steht ein Adler und er ist Cardinal von Ostia gewesen. Alexander VI: Bos Albanus in portu, in seinem Wappen ein Ochs und er Cardinal von Albano und Porto. Pius II: de Capra et Albergo, war vormals Secretair der Cardinäle Capranica und Albergato. Hadrian VI: Leo Florentius, war Sohn des Niederländers Florentius und in seinem Wappen ein Löwe, im übrigen ein friedlicher niederländischer Scholastiker. Selten findet sich eine sinnvolle historische Beziehung wie bei Cölestin V: Ex eremo Celsus. Nach Clemens VIII nun hat dies gänzliche Zutreffen ein plötzliches Ende. Unter seiner Regierung ist die Weißagung zum ersten Mal gedruckt und dem Malachias wohl auch deßhalb zugeschrieben worden, weil sein Name auch an den letzten alttestamentlichen Propheten anklingt. Von da an ist erst interessant, wenn zuweilen doch etwas zutrifft, und das ist einige Mal geschehn.

So wird Gregor XV bezeichnet durch Tribulatio pacis, und er ist mitten in den dreißigjährigen Krieg gefallen. Mehr noch bei Alexander VII [1655]: Custos montium. Das erinnert an ein Witzwort der Königin Christine von Schweden, die auf ihn den Vers anwandte: »Parturiunt montes, nascetur ridiculus mus«, in Bezug auf die sechs Berge in seinem Wappen. Wie Zutreffen und Nichtzutreffen wechselt, das Letztere aber das Gewöhnliche, wird anschaulich an den Päpsten seit Mitte des 18. Jahrhunderts. Benedict XIV: Animal rurale, aber er war ein gelehrter und geistvoller Papst. Clemens XIII: Rosa Umbriae, als solch eine Rose konnte er höchstens den Jesuiten erscheinen und aus Umbrien stammt er nicht. Clemens XIV: Ursus velox, so mag ihn allerdings die hierarchische Partei ansehn, so wenig er auch velox war. Nun aber Pius VI: Peregrinus apostolicus, zweimal ist Pius über die Alpen gezogen in nicht unapostolischer Weise, das scheint angemessen. Pius VII: Aquila rapax, besser würde man sagen, ein räuberischer Adler sei über ihn gekommen. Pius VIII: Vir religiosus, nicht falsch, aber doch eine sehr allgemeine Bezeichnung. Gregor XVI: De balneis Hetruriae, er war ein Venetianer. Aber Pius IX: Crux de cruce, Kreuz vom Kreuz. Nun viel Kreuz ist auf ihn gekommen und er ist ein Kreuz für Italien geworden, oder noch näher könnte man's beziehen auf das Kreuz im savoyischen Wappen. Endlich: der jetzige Papst ist glänzend eingeführt als lumen de coelo. Nun Leo XIII hat sich bis jetzt als ein gelehrter, auch mildgesinnter Papst gezeigt, aber ein besondres Licht ist von ihm über die Welt nicht ausgegangen. Es folgen nach dieser Weißagung nun noch 10 Päpste. Der 1. ist bezeichnet als Ignis ardens. Als ich einmal das Osterfest in Albano feierte als Gast bei einem deutschen Cardinal, habe ich den, wenn auch nur scherzhaft, begrüßt, daß diese Weißagung ganz auf ihn passe: Hohenlohe. Aber große Wahrscheinlichkeit ist für die Wahl eines Deutschen keineswegs vorhanden. 2) Religio depopulata. 3) Fides intrepida. 4) Pastor angelicus. 5) Pastor et nauta, auf diesen könnte die moderne Weißagung bezogen werden, 1900 werde der Papst zur See gehn und seinen Sitz in Baltimore aufschlagen. 6) Flos florum. 7) De medietate lunae, allenfalls mit dem Halbmond im türkischen Wappen zu deuten. 8) De labore solis. 9) Gloria olivae. Dann wird Petrus romanus die römische Kirche unter schwerer Verfolgung weiden, die Stadt der sieben Hügel zerstört werden und der furchtbare Richter sein Volk richten. Der Name Petrus romanus ist offenbar gebildet nach Analogie des letzten römischen Kaisers Romulus Augustulus. Man könnte zweifeln, ob hier ein bestimmtes geschichtliches Ende des

Papstthums vorausgesagt sei, oder ob erst mit dem Weltende. Ich zweifle nicht, daß das Letztere gemeint ist, und das ist gerade die Absicht der Weißagung: das Papstthum wird erst enden mit dem Weltgericht. Immer erscheint der Erdichter als vorsichtiger Prophet, daß er das Ende so weit hinausgesetzt hat.

Im 17. und 18. Jahrhundert hat man dieser Weißagung oft große Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn sie auch nicht gerade Einfluß gehabt hat auf die Papstwahlen, doch wurde immer die Neugierde erregt, ob der wirkliche Papst eine Beziehung auf die Weißagung zulassen werde. Lange hielt man sie für echt. Da der Ursprung derselben noch zweifelhaft war, habe ich 1856 eine Preisaufgabe darauf gestellt. Weingarten, der Breslauer, hat diese Aufgabe vortrefflich gelöst und durch seine genaue Untersuchung als Resultat die Wahrheit über allen Zweifel gestellt.

§ 241. Recht und Politik.

Oft ist das Christenthum oder ein bestimmtes Kirchenthum angeschuldigt worden wegen seines Verhältnisses zu einer bestimmten Staatsform. Ich habe schon einige Male darauf hingewiesen, wie je nach den Umständen das Christenthum ein zerstörendes oder förderndes Verhältniß zu den verschiedensten Formen des Staates eingegangen ist. So ist der Katholicismus dieser Zeit theils für, theils gegen die königliche Gewalt. Der altchristliche Gedanke: Man muß Gott mehr gehorchen als den Menschen, oder in der Fassung: Ein Gebot, das wider Gott ist, gilt nicht für einen Christen, war ursprünglich gefaßt im Sinn eines passiven Duldens für verweigerten Gehorsam, wo dieser gegen das christliche Gewissen ging. Von der mittelalterlichen Hierarchie ist der Spruch activ genommen worden: im Dienste Gottes ist jede widerstrebende Gewalt zu überwältigen. Auf diese mittelalterliche Praxis haben die Jesuiten die Theorie gegründet: jede Staatsgewalt unterliegt dem Veto des Papstes. Dieser hat allerdings direct keine weltliche Herrschaft außerhalb des Kirchenstaats, aber indirect hat er die höchste. Zum Heil der Seelen kann er bürgerliche Gesetze erlassen, kann einen ungehorsamen oder häretischen Fürsten absondern von seinem Reiche, absperren, wie einen räudigen Bock von der Heerde und kann das Reich einem Andern übertragen. Was Diejenigen, die nichts von der Geschichte wissen, für eine Erfindung Rousseaus halten, die Doctrin der Volkssouveränität, daß alle Macht vom Volke ausgehe, haben schon die Jesuiten des 16. und 17. Jahrhunderts auf's schärfste

ausgeführt, allerdings nicht zur Verherrlichung des Volks, aber zur Herabsetzung der fürstlichen Gewalt gegen die päpstliche. So der Cardinal Bellarmin: zwar auch die Obrigkeit sei von Gott, aber Gott habe sie an Niemand namentlich verliehen. Daher kann das Volk, aus dem sie hervorgeht, seine Gewalt bald an Einen übertragen, bald an Mehrere. Und wären alle Könige todt, das Volk kann jeden Tag neue machen. Es hat immer das Recht, die Formen des Staats zu ändern und den Auftrag, den es einer Person gegeben, zurückzunehmen. Dagegen die höchste geistliche Gewalt hat Gott dieser bestimmten Persönlichkeit, dem heiligen Petrus und seinen Nachfolgern verliehen.

In einem vielgebrauchten, unter römischer Censur gedruckten Handbuch der Beichtväter heißt es: „Der König kann wegen Tyrannei oder Vernachlässigung seiner Pflichten vom Volk abgesetzt und ein andrer an seine Stelle gesetzt werden."

Der Jesuit Mariana in seinem berühmten Handbuch der Politik [1598] hat fast alle Fragen, welche in Collisionsfällen vorkommen, aufgeworfen und sie unbedenklich entschieden zum Nachtheil der königlichen Gewalt, indem er Ermordung und Hinrichtung eines tyrannischen Königs billigt. Er hat dem Königsmörder Clement eine salbungsvolle Lobrede gehalten als aeternun Galliae decus. Mariana hat sein Buch für die spanischen Prinzen geschrieben unter dem Eindruck des katholischen Volkskampfes der Ligue gegen das abtrünnige und gegen das häretische Königthum.

Mit stürmischer Beredtsamkeit ist diese Doctrin in den Predigten von Boucher verkündigt. Er war gebildet in den Zeiten der Ligue, Pfarrer zu Paris und Mitglied der Volksregierung gewesen, als das souveräne Volk sich von Heinrich III losgesagt hat. Nach diesen Predigten [1594 in Paris gedruckt] schränkt nur eine Bedingung den Willen des souveränen Volkes ein: es darf nicht einen ketzerischen König annehmen, denn dadurch würde es dem Fluch Gottes verfallen. So auch die Sorbonne als die geistliche Intelligenz des französischen katholischen Volkes gegen Heinrich III und IV. Als aber dieser fest auf dem Throne saß, erklärte dieselbe Sorbonne, daß alle Gewalt von Gott stamme, und es sei eine Ausstreuung übel gesinnter Leute, daß man einem König den Gehorsam versagen könnte, weil er vom Papst nicht anerkannt sei.

Thatsächlich hatte der Papst keine Macht mehr über die Fürsten, vielmehr von ihrem guten Willen hing der Widerstand gegen den Protestantismus ab. Daher nun von Rom die andre Seite der Doctrin verkündet wurde: der Thron ruht auf dem Altar, das etwas schwer-

fällige Bild in dem Sinn: die monarchische Gewalt hat ihre beste Stütze an der Hierarchie. Die Republik Venedig erhob sich zuerst über das kirchliche Vorurtheil und schloß 1619 einen Bund mit den reformirten Niederlanden. Heimlich hatten allerdings schon französische Könige die deutschen Protestanten gegen das österreichische Kaiserthum unterstützt. Als Paul IV die Kaiserwahl Ferdinands ohne seine Vermittlung und durch häretische Wahlfürsten für ungültig erklärte, vernahm er, daß in deutschen Landen Jedermann, alter oder neuer Religion vor dem römischen Wesen ausspeie, und die Kaiserkrönung ward seitdem ein von Rom ganz unabhängiges hohes Fest im Angesicht der Nation, wenn auch unter katholischen Cärimonien, und insgemein durch den Erzbischof von Köln.

Zuerst in Rom hat sich das moderne Staatsschuldenwesen ausgebildet, theils durch Ämterverkauf zu lebenslänglicher Rente, theils durch Anleihen gegen Verpfändung von Staatseinkünften. So z. B. wird eine neue Steuer auf das Salz gelegt, sie wird jährlich etwa 50000 Thaler tragen. Statt diese zu genießen, macht der damalige Papst eine Anleihe von einer Million und die jährlich 50000 Thaler werden den Gläubigern gesichert als Zinszahlung. So lernt man von der Zukunft zehren. Aber alle Capitalisten, die zu dieser Anleihe gesteuert hatten, erhielten dadurch Interesse für den ruhigen Bestand des Papstthums, denn sonst war das Capital verloren. Subsidien gegen die Protestanten und Ausstattung der Nepoten vermehrten die Schulden der Curie so, daß unter Urban VIII die Zinsen die Hälfte aller Einkünfte verschlangen.

Die Päpste dieser Zeit dachten nicht mehr daran unabhängige Fürstenthümer für ihre Familien zu gründen, aber reiche Majorate. Insgemein ernannte der Papst einen seiner Neffen zum Cardinal als seinen Vertrauten, einen andren stattete er mit dem, was wir Rittergüter nennen würden, als Majoratsherrn, aus in der natürlichen Neigung von einem gewonnenen hohen Ziel einen irdischen Segen in seiner Familie zu bewahren. Dazu entwickelte sich in Rom die Gestalt der Prälatur, daß die Söhne wohlhabender Familien, mit einiger Rechtskunde ausgestattet, ohne Priesterweihe, doch im Cölibat, das Anrecht auf alle einträgliche Ämter des Kirchenstaats erlangten.

Die Verhältnisse der Synode von Trient konnten in Rom keine große Meinung von der Unfehlbarkeit der Concilien begründen. Paul IV, als ihm einmal die Autorität des Concils entgegengehalten wurde, antwortete: es sei thöricht zu glauben, daß ein Schock ungeschickter Bischöfe besser im Stande sei, von Trient aus die Kirche zu

regieren, als er, der Statthalter Christi. Bischof konnte insgemein nur werden, wer dem Landesherrn und zugleich dem Papste wohl gefiel, der durch die canonische Einsetzung stets ein Veto hatte. Nach der letzten Fassung des Eides der Bischöfe im Pontificale Romanum [1595] verspricht der Bischof dem heiligen Vater Treue, Gehorsam, Geheimhaltung seiner Rathschläge, Ansehn und Privilegien des Papstthums zu vertheidigen und zu mehren, nicht theilzunehmen an einem Rath, dadurch irgend etwas Ungünstiges gegen das Papstthum beschlossen wird, vielmehr es zu hindern und anzuzeigen; alle drei Jahre in Rom persönlich oder durch einen Abgesandten sichre Rechenschaft abzulegen über seine Amtsführung; endlich Häretiker, Schismatiker und Rebellen nach bestem Können zu verfolgen [pro posse persequi]. Dies besonders in Deutschland bedenklich, wo Bischöfe als Landesherrn auch protestantische Unterthanen hatten, und Vieles erklärend im Verfahren der Bischöfe.

Da alle einst katholisch gewesenen Länder als wieder zu gewinnende Missionslande betrachtet werden, so sind sie den benachbarten Bischöfen de iure unterworfen. Jeder Protestant wird angesehn als durch die Taufe der katholischen Kirche dem Rechte nach angehörig, wie ein entlaufner Sclav. Daher die Curie insbesondre den deutschen Bischöfen das Recht übertrug, Ehedispense zu ertheilen und Ausnahmen von katholischen Satzungen zu gestatten, wie die Missionsthätigkeit in Sprengeln erforderte, die von protestantischen Einflüssen durchzogen waren. Aber dies Recht ward nur aus Gnaden und auf bestimmte Zeiträume als sogenannte Quinquennal-Facultät verliehen und so doch die Bischöfe in steter Abhängigkeit vom Papst gehalten. In den Hauptstädten bildeten sich stehende Nuntiaturen mit großen Vollmachten, so in Luzern, um die katholischen Cantone in steter Gährung gegen die protestantischen zu erhalten. In Köln seit 1595 bei der Minderjährigkeit des Erzbischofs, eines bairischen Prinzen, der Anlaß vorübergehend, der Erfolg bleibend. Die Nuntien concurrirten mit allen Rechten der Bischöfe, doch waren die deutschen Bischöfe, die sich als Fürsten fühlten und oft aus Fürstenfamilien stammten, nicht allzu unterthänig, auch in Frankreich sahn sie oft mehr auf den König als auf den Papst. Die Bischöfe erhielten den niedern Klerus in Unterthänigkeit, indem sie wiederum den Priestern nur auf bestimmte Jahre das Recht ertheilten Beichte zu hören, und vorkommenden Falls sie von dem Recht irgend ein Sacrament zu verwalten, suspendirten.

§ 242. Umschwung des Katholicismus.

Ich habe schon hingedeutet auf eine Reformation, genauer eine Restauration des Katholicismus. Der Protestantismus hat darin seine Macht geübt auf die ihm feindselige Kirche, und ihren sittlichen religiösen Inhalt gerettet, sowohl durch seine Opposition gegen die Mißbräuche, die einmal an's volle Tageslicht gezogen, gar nicht so fortbestehn konnten, als auch weil die Hierarchie zur Einsicht kam, daß sie nur auf neuen sittlich-religiösen Grundlagen dem großen Kampf gewachsen sei. Doch war diese Einwirkung eine zweifache, sehr verschiedne, Segen und Fluch für die katholische Kirche selbst enthaltend.

Das Erste, der Segen, war die Abstellung der alten Unordnung: Ablaß wurde nur noch ertheilt für fromme Werke, besonders für Wallfahrten, für den Besuch bestimmter Kirchen, und da war doch meist die religiös-kirchliche Bedingung, Buße und Beichte, stark betont. Das Leben der Geistlichen wurde allmählich zur Ehrbarkeit genöthigt, es erhoben sich Individuen und Stiftungen, von denen eine neue religiöse Innigkeit und Energie ausging, diese meist als Devotion. Ich verstehe darunter eine Frömmigkeit, die ganz aufrichtig sein kann, aber nicht naiv, sondern mit demüthigem Schaugepränge ein wenig kokettirend, so vornehmlich in Rom: die alte Rücksichtslosigkeit, das „Rips-Raps"-Messelesen, hatte ein Ende. Wo mit den geistlichen Eigenschaften unmittelbar die höchsten Güter des Glücks verbunden oder zu erwarten sind, da entsteht immer die Gefahr, zum mindesten in den äußern Erweisungen der Frömmigkeit etwas zu übertreiben.

Die andre Seite war die Verdächtigung des freien Gedankens. Schon Erasmus hatte die Reformation deßhalb angeklagt, es war die natürliche Folge: das protestantische Princip der freien Forschung, vorher noch innerhalb der katholischen Kirche, ist heraus, ihr äußerlich feindselig gegenüber getreten, daher Solche, die noch innerhalb der katholischen Kirche frei zu denken wagten, Gegenstand der Verfolgung wurden. Paul IV hat es ausgesprochen und zur That gemacht: die einzige sichere Stütze des Papstthums ist die Inquisition. In Spanien hat schon der Augustiner Luis de Leon [† 1591], Professor in Salamanca und lyrischer Dichter, fünf Jahre in den Kerkern der Inquisition geschmachtet, weil er den hebräischen Text über die Vulgata gestellt und das Hohelied in die Sprache Castiliens übertragen hat als ein königliches Hirtengedicht von der Liebe Glück und Leid, das Abbild göttlicher Liebe. In Frankreich hat Richer, Doctor der Sorbonne, die

Rechtsanschauung des Concils von Basel behauptet: der Papst nur der erste Beamte der Kirche, wie Petrus selbst dispensator et caput ministeriale. Er hatte sich früh für das Recht Heinrichs IV erklärt und das Andenken Gersons gegen Bellarmin vertheidigt. Dieser Standpunkt ist auf französischen Provinzialsynoden als Richerismus verworfen worden, aber Urban VIII verlangte nach einem Widerruf. Der Cardinal Richelieu will das seinem damaligen Bündniß mit dem Papste gewähren, aber Richer, nun ein alter Mann, hätte es nimmer freiwillig gethan. Ein Capuciner Joseph, Richelieus Handlanger, von dem man sagte, an der Stelle des Herzens sei bei ihm eine Grube, in die Jeder falle, der mit ihm zu thun habe, lud den Doctor zu Tische. Hier erschienen zwei Banditen, welche ihm ihr Messer auf die Brust setzten. Im Schrecken hat er den ihm vorgelegten Widerruf seines Lebens unterschrieben, der Kummer darüber hat ihn getödtet.

Galileo Galilei hatte das System des Copernicus vom Umlauf der Planeten weiter entwickelt und durch das Teleskop Himmel und Erde einander näher gebracht. Er hat sein Himmelssystem wie Copernicus wegen der Inquisition nur als Hypothese in Gesprächsform zwischen Anhängern des Alten und des Neuen vorgetragen. Er ward beschützt durch den Großherzog von Toscana. Dennoch ist er durch die römische Inquisition verhaftet, im 71. Jahr dazu gebracht worden, die Ungereimtheit und Ketzerei einer Bewegung der Erde um die Sonne knieend abzuschwören. Es ist wohl nur Anecdote, daß er aufstehend in sich hinein gemurmelt habe: E pur si muove! Und sie bewegt sich doch! gedacht hat er's gewiß. Durch den Widerruf hat er sein Leben gerettet, doch wurde er zur Haft verurtheilt, aus der ihn der Großherzog befreite. Die Inquisition hat folgerecht seine Doctrin verdammt als gegen die H. Schrift, insbesondre gegen das Wunder des Josua, auch wohl im Vorgefühl Dessen, was für die ganze Dogmatik der Kirche darin liegt, wenn der Erdplanet nicht mehr die Welt ist. Doch haben persönliche Feinde, Jesuiten, den Papst Urban aufgereizt, indem sie ihm vorstellten, der Vertheidiger des alten Systems in jenem Gespräch, der eine ziemlich einfältige Rolle spielt, solle er selbst, der Papst sein. Als nachmals die ganze gebildete Welt Galileis System annahm, war lange Verlegenheit in Rom über den ewigen Stillstand der Erde. Endlich 1820 ist einem astronomischen Werk von Settele Galileis Lehre anzunehmen verstattet worden, aber er ward verpflichtet in einer Anmerkung den einstmaligen Widerstand gegen Galilei zu entschuldigen als wegen seines unschicklichen Tons, und seiner Theorie sei damals allgemein widersprochen worden.

Ein Opfer der geistlichen und weltlichen Gewalt ward der Neapolitaner Vanini, Arzt, Jurist und Theolog, vor dem Parlament zu Toulouse 1619 angeklagt als Verführer der Jugend, als Gottesleugner. Er hat vor den Schranken des Gerichts einen Strohhalm aufgehoben: „Dieser befiehlt mir zu glauben, daß ein Gott ist.“ Das ist der kosmologische Beweis, und es ist gleichgültig, ob dieser anhebt vom Strohhalm oder Erdball. Dennoch hat Vanini mit dem Christenthum gebrochen, wenigstens nachdem er im Namen desselben verurtheilt worden war. Auf seinem Todesweg wies er die ihm vorgehaltnen Crucifixe zurück, er hat vor Todesangst Blut geschwitzt, aber er starb unerschrocken.

Der höhere Jugendunterricht in den Händen der Jesuiten war streng geregelt, geistlich und entwickelte den Geist innerhalb gewisser Schranken. Die Kirche, einst so stolz auf ihre Universitäten, scheute jetzt den freien Geist derselben. Es wurden nach dem tridentinischen Beschluß Seminarien eingerichtet, anfangs nur zur Vorbereitung auf das Priesterthum, bald aber statt der akademischen Bildung überhaupt, um den künftigen Priester in einer künstlichen Atmosphäre, abgeschlossen von der gemeinsamen Bildung des Volkes heran- oder vielmehr herabzuziehn. Die Inquisition war in Südeuropa noch mächtiger durch Bücherzwang als durch Scheiterhaufen. Die Literatur wurde durch Caraffa, nachmals Paul IV, seit 1543 ihrer Censur unterworfen zunächst für Italien, Spanien und Österreich folgten. Kein Buch, neu oder alt, darf ohne Erlaubniß der Inquisition gedruckt oder verkauft werden. Das Verzeichniß der verbotnen Bücher wurde alljährlich gemehrt als Index librorum prohibitorum oder nur expurgandorum, wiefern sie verboten oder nur gesäubert werden sollten. Werke von Gliedern der Hierarchie selbst wurden verdammt. 1559 stand auf dem Index die Ausgabe des Neuen Testaments von Erasmus, vor der das Danksagungs-Breve Leos X steht. Paul IV hat den Reformations-Entwurf, an dem er noch unter Paul III gearbeitet hat, darauf gesetzt. Werke des Athanasius und Augustin kamen in die zweite Klasse, auch Petrarca und Boccaccio. So kam statt der Kenntnißnahme und Widerlegung die kalte, dumme Gewaltthat oben auf. Die erzürnten, altgläubigen Mönche, jene viri obscuri, die einst im Streit mit Reuchlin so bitter verhöhnt worden waren, sind siegreich geblieben gegen die geistvollen Männer des 16. Jahrhunderts, die durch die Censur zu ewigem Stillschweigen verurtheilt werden sollen. Dabei überschritt persönliche Ängstlichkeit und Unwissenheit weit das Maß Dessen, was der Katholicismus bedurfte und durch solche Furcht vor

dem Geist ist etwas Leidenschaftliches, Schleichendes und Bösartiges in die Hierarchie gekommen.

Aber der Katholicismus ist doch auch Christenthum, und sittlich-religiös gekräftigt, hat er seine Segnungen in der Art ausgehn lassen, wie es seiner Gefühlsinnigkeit und Werkthätigkeit entsprach. Das Gemeinsame mag sich uns darstellen in einigen edlen Repräsentanten. Franz Graf von Sales sah sich als Student in Paris aus der Angst, zu den von Gott Verworfenen zu gehören, durch die Fürbitte der heiligen Jungfrau gerettet, daneben durch den Entschluß, Gott aus allen Kräften zu lieben. In Padua erkrankt, verordnet er, daß sein Leichnam der Anatomie übergeben werde, denn hab er Andern im Leben nichts nützen können, so wolle er's wenigstens im Tode thun. Er entsagte einem glänzenden, weltlichen Leben, zu dem seine Verhältnisse ihn berechtigten. Er wurde Missionar in den piemontesischen Alpenthälern. Als Bischof von Genf erhielt er den Sitz in Annecy. In der Bulle seiner Heiligsprechung wird gerühmt, er habe 72000 Ketzer bekehrt. Nun das ist eine etwas runde Summe, aber unterstützt von der weltlichen Gewalt wird er schon Manchen bekehrt haben, zumal ihm der Papst jährlich 4000 Thaler zahlte, die er für sich sicherlich nicht gebraucht hat. Er hat auch religiöse Volksschriften hinterlassen, eine von der Liebe Gottes, die Geschichte einer halbtodten Seele, die in der Liebe Gottes auflebt: „Das Leben der Heiligen ist nichts Anderes, als das Evangelium in Handlungen dargestellt. Ich kenne zwischen den geschriebenen Evangelien und dem Leben der Heiligen keinen Unterschied als den zwischen einer Musik in Noten gesetzt und der nämlichen Musik von Virtuosen aufgeführt.“ Er liebte einfache ländliche Bilder in seinen Schriften: „Das junge Rebhuhn hört alsbald die Stimme der Mutter, so der innere Mensch die Stimme des Gottesgeistes.“ Unterstützt durch eine anmuthige Natürlichkeit war er besonders mächtig über Frauen und Kinder, die sich gern seiner Gewissens-Leitung hingaben, dabei wenig bekümmert um die äußerlichen Zuthaten der Frömmigkeit. Einmal gefragt, warum er als Beichtvater einer frommen Dame ihr erlaube Ohrringe zu tragen, antwortet er: „Ich weiß ja gar nicht, ob sie Ohren hat.“ Doch hat er auch manches äußerlich Mechanische gefordert, so schreibt er an seine Freundin, Frau von Chantal: „So lange wir mit Entschlossenheit sagen können, wenn auch ohne Empfindung: es lebe Jesus! haben wir nichts zu fürchten. Entgegnen Sie nicht, daß Sie diese Worte aussprechen ohne Kraft und ohne Muth, vermöge einer Art Gewalt, die

Sie sich anthun. O Gott, das ist ja die heilige Gewaltthätigkeit, welche das Himmelreich an sich reißt."

Teresia [† 1582] war die Tochter eines spanischen Granden, gerettet aus mancherlei Irrwegen irdischer Liebe, die sie mit kühner Offenheit bekannt hat, richtet sie die Liebesgluth des Herzens einer Spanierin auf den Christus in ihrer Phantasie. In der ihr geweihten Kirche zu Rom steht ihre Marmorstatue von Bernini: es ist der Moment gewählt, wo ein Seraph ihr einen Pfeil in's Herz stößt. Ihr hinsterbendes Gesicht zeigt eine Mischung von Andacht und Wollust, die Darstellung nach einer sinnbildlichen Legende und der Seraph ist in der That nichts Andres als die Wandlung des Amor in's Geistliche. Die Nonnen, die sie zur alten Strenge zurückgeführt hat, wollen sie öfters im Gebet emporschwebend gesehn haben. Auch dieser Nonnen Einbildung ist das unwillkürliche Sinnbild ihrer geistigen Erhebung. Sie selbst schrieb in Bezug auf Visionen: es sei schwer eine Wahrheit von hundert Täuschungen zu unterscheiden. Doch auch im Styl Tertullians: „Die Werke des Allmächtigen sind um so glaubwürdiger, je schwerer sie zu verstehn sind."

Carlo Borromeo [† 1584], Schwestersohn Pius' IV, ist 20 Jahr alt durch ihn Erzbischof von Mailand geworden, aber des Vorausgegebnen hat er sich würdig gemacht. In Trient wurde er die lebendige Kirchenversammlung genannt, nicht nur weil er alle früheren Kirchenbeschlüsse auswendig wußte und zuerst an sich selbst vollzog, sondern auch weil er die Schwierigkeiten, die sich zuweilen zwischen Rom und Trient einfanden, am besten zu vermitteln verstand. An ihm sieht man recht das Aushalten der Innigkeit und Begeistrung beim Mechanismus des katholischen Gottesdienstes. Er hat zuweilen tagelang Beichte gesessen oder das Abendmahl vertheilt. In die ödesten Gebirgsthäler seiner Diöces hat er sich verstiegen, wohin er nur mit Eissporen gelangen konnte. In Mailand begann unter seiner Verwaltung ein neues kirchliches Leben. So hat er durch Milde und Strenge reichen Segen über die vaterländische Landschaft gebracht. Auf den Borromeischen Inseln, genannt nach dieser Familie, auf einem Hügel des Ufers am Lago Maggiore steht die Riesenstatue des San Carlo, wie er vom italienischen Volk genannt wird.

So der erneute Katholicismus, innig, sentimental, werkthätig, aber auch bekehrungssüchtig und scheu vor dem Gedanken, so weit er nicht in bloßer Gelehrsamkeit sich bewegt, die man freilich im Kampf gegen die Protestanten nicht entbehren konnte. Doch was irgend einmal lebenskräftig bestanden hat, das ist nicht leicht ganz vernichtet. In

Frankreich hat sich immer etwas von dem Katholicismus erhalten, der im Sinn von Constanz und Basel den protestantischen Geist noch in sich trug, hier insgemein als parlamentarische Richtung gegen eine klerikale Partei. Die neue religiöse Innigkeit und Werkthätigkeit des Katholicismus in seiner Wiedergeburt bewährt sich in einer Reihe Ordensstiftungen neben den Jesuiten.

§ 243. Verbrüderungen zur Lehre und Barmherzigkeit.

Die neuen Orden wollten wie die Jesuiten der Kirche nutzbar werden durch Werke der Barmherzigkeit, nicht vergeblich galt die Lehre als Unterscheidungszeichen, daß gute Werke nöthig sind zur Seligkeit, und zu den guten Werken haben sie auch fromme Gelehrsamkeit gerechnet.

Die Theatiner bezeichnen die ersten Keime der Restauration der devoten Richtung in Rom selbst. Ihr eigentlicher Gründer war Gaetano da Thiene [1524], ein römischer Prälat, der die Welt reformiren wollte, ohne daß man wisse, daß er dabei gewesen sei. Den Namen hat die von ihm ausgehende Gemeinschaft erhalten von Theate, dem frühern Bisthum ihres Genossen Paul IV. Diese Mönchspriester wollten nur von der göttlichen Vorsehung leben, d. h. sorgenlos von freiwilligen Gaben, ohne zu betteln. Kam einmal nichts, so wollten sie fasten bis zum dritten Tag, wo ein Nothglöckchen, eine Hungerglocke, geläutet werden sollte, aber sie haben nicht Noth gelitten. Sie haben sich auch nach Deutschland verbreitet, in München steht noch die prächtige Theatinerkirche.

Philipp Neri, gutmüthig, scherzhaft, streng in der Hauptsache, in Nebendingen nachsichtig, der nach dem Zug seines Herzens die Tage in Kirchen, Spitteln und unter Kindern, die Nächte in den Katakomben zubrachte, auch sich viel herausnahm gegen den Papst, vereinigte in Rom eine Brüderschaft zu frommen Übungen [1548] und erbaute, auf Gott und fromme Leute bauend, ein großes Hospital, in dessen Betsaal [Oratorium] gottselige Bücher gelesen und erklärt wurden. Von hier aus verbreiteten sich die Väter des Oratoriums als Vereine von Klerikern zu gegenseitiger Erbauung ohne Gelübde: denn der Stifter dachte groß genug zu wünschen, daß wer nicht innerlich mehr der Genossenschaft angehöre, frei sei hinwegzugehn. In verwandtem Sinn errichtete Pierre de Berulle, aus dem hohen Adel Frankreichs, nachdem er lange als Abbé die Würden des Staats und der Kirche abgelehnt, endlich doch Gesandter, Minister und Cardinal,

das französische Oratorium Jesu [1611], um eine Reform des Klerus zu bewirken. Nach seinem Tod sind diese Oratorianer auf die gelehrten Studien der römischen eingegangen.

Nach dem Beschluß von Trient, daß alle unabhängige Klöster sich zur gegenseitigen Beaufsichtigung in Congregationen zusammenthäten, vereinigten sich einige französische Klöster seit 1618 zur Erneuerung der Regel Benedicts. Nach Richelieus Willen traten die meisten Benedictiner Frankreichs diesem Klosterbunde bei, der nach dem heiligen Maurus, einem Jünger Benedicts genannt, seine Thätigkeit auf Jugendunterricht und gründliche Gelehrsamkeit wandte. Noch heute nennt jeder Gelehrte mit hoher Achtung die Namen dieser Mauriner, die in gänzlicher Muße und Sicherheit vor allem weltlichen Geschäft, über alle häusliche Sorgen hinausgestellt, von jungen Gefährten unterstützt ihre großen Quellensammlungen zur Geschichte der Kirche, die Literatur zur Geschichte Frankreichs herausgeben konnten. Der Orden bestritt die Kosten und hatte seine eignen Druckereien. So die Mauriner Mabillon, Montfaucon, Martène; von italienischen Oratorianern Baronius, Raynaldus, von französischen Thomassin, Richard Simon. Ihr Wesen ist gelehrtes Wissen, der Geist nur als Kritik, so weit sie der Hierarchie erträglich schien, einzelne weitergehende Forschungen durch das noch Freie in der gallikanischen Kirche getragen.

Wie die Franciscaner schon geschieden waren in Conventualen und Observanten, so ist noch ein dritter Zweig aus dem alten Stamm hervorgewachsen. Einem Observanten, Matteo de Bassi, im Kloster Monte Falco, erschien der heilige Franz mit langem Bart, an der braunen Kutte eine spitze Capuze, dies als die Tracht seiner wahren Jünger. Es ist eine bequeme Volkstracht der Küstenländer Italiens. Jener Bassi entsprang dem Kloster und erlangte in Rom endlich die Erlaubniß, einen Verein nach seinem Sinn unter einem eignen Generalvicar zu gründen. Der Name Cappuccini, Capuciner, ist in dem Mund der Kinder entstanden. Der wahre Sinn der Abzweigung ist die Rückkehr zur alten Armuth und Volksmäßigkeit. In der Pest, welche Italien im Gründungsjahr des Ordens überzog, bewährten sie sich sogleich als treue, todesmuthige Krankenpfleger. Ihr Generalvicar Bernardo Ochino aus Siena war der mächtigste Prediger Italiens. Karl V, der von Luther einmal sagte: „Der sollte mich nicht verführen", sagte von ihm: „Dieser Mann könnte Steine zu Thränen bringen", und Bembo, der Cardinal von klassischer Bildung meinte: „Ihm öffnete ich mein Herz, wie Christo selbst." Ochino übte gegen

sich die höchste Mönchsstrenge. Einmal sagte er: „Wenn ich jetzt nicht selig werde, so werd ich es nie.“ Da drängt sich ihm der Gedanke auf, daß der Mensch nie genug thun könne mit seinen Werken und Entsagungen, daß Gelübde nutzlos, menschenfeindlich sein, und die römische Kirche von Gott verworfen. Als das in seinen Predigten durchklang, gab es für ihn keine Rettung vor der Inquisition als durch die Flucht über die Alpen. Boverio, der Geschichtschreiber seines Ordens, schildert, wie er auf dem Gipfel des St. Bernhard still steht, zurücksieht nach Italien und aller seiner Wirksamkeit im schönen Vaterland gedenkt, der Tausende, deren Herzen er bewegte. Darauf übergab er die Ordenssiegel seinem Begleiter, den er zurücksandte. Ein Redner verliert mit dem Vaterland fast Alles. In Zürich hat Ochino eine kleine Gemeinde flüchtiger Italiener gesammelt. Einmal losgerissen vom Bestehenden, trieb's ihn unaufhaltsam weiter. Er hat eine Schrift verfaßt gegen die göttliche Dreieinigkeit, sogar eine für die Polygamie. Dafür gab es auch in Zürich keine Freistatt. 76 Jahr alt, mit vier kleinen Kindern, ist er in Mähren auf der Flucht gestorben.

Die Capuciner, die als selbständiger Orden 1619 einen eignen General erhielten, sind die Mönche des Volks geblieben. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts besaßen sie an 1600 Klöster, ein Heer von 25000 Mann. Kein Land, kein Thal war ihnen zu entlegen, keine Nacht zu finster, wo ihre Hülfe, ihre That erfordert wurde. Sie ließen selbst den Spott des Volks mit einer gewissen Jovialität über sich ergehn, wie denn ihre Beredtsamkeit berühmt geworden ist als Capucinerpredigt.

Angela, eine geborne Nonne, ward von ihrer Sehnsucht nach Jerusalem geführt, dann findet sie das Heil im eignen Hause. Sie versammelt die Mädchen von Brescia um sich: aller Verwahrlosten und Betrübten wollen sie sich annehmen, jede womöglich bei Eltern oder Geschwistern, um alle Liebespflichten zu erfüllen. Die heilige Ursula verkündet sich in einem Gesicht als ihre Schutzpatronin, jene sagenhaften 10000 Jungfrauen verwirklichen sich in den Ursulinerinnen. Erst 1612 sind sie in Paris auf eine Klosterverfassung eingegangen mit einem vierten Gelübde, Mädchen zu unterrichten im Christenthum, auch im Lesen und Schreiben. In Frankreich vornehmlich haben sie Pensionsanstalten gegründet, besonders von Mädchen der höheren Stände besucht, die meist zur Verheirathung aus dem Kloster entlassen wurden.

Die Visitantinnen [Ordo de visitatione Mariae virginis,

Salesianerinnen], sind gegründet durch Franzisca von Chantal, die mit Franz von Sales befreundet war. Schon im Kind des königlichen Präfecten zeigte sich eine leidenschaftliche Religiosität. Als ein hugenottischer Edelmann dem sechsjährigen Mädchen Bonbons gab, warf sie dieselben in das Feuer: „Mein Herr! so werden die Ketzer in der Hölle brennen, weil sie nicht glauben, was unser Herr gelehrt hat." Als jener weiter sich mit ihr einläßt: „Wenn Sie dem König abtrünnig würden, so würde mein Papa Sie hängen lassen: wie viel schlimmer ist es also, dem Herrn Christo abtrünnig zu werden." Sie äzte sich den Namen Jesu auf die Brust. Die sich um sie versammelten, haben sich genannt Visitantinnen, die da warten, bis dem Herrn gefällt sie zu besuchen, gleichsam nach dem Vorbild der Maria wie ein heimlicher Gatte. Außerdem haben sie sich dem Krankendienst geweiht. Franz von Sales schrieb kurz vor seinem Tod an Franzisca: „Sagen Sie, daß Sie auf alle Tugend verzichten und sie nur wollen, falls Gott sie Ihnen geben will; daß Sie ebenso wenig Sorge darauf wenden wollen sie zu erlangen, falls es seiner Güte nicht gefällt, Sie zum Werkzeug derselben zu machen." Das ist die Folge der Vernichtung des eignen Willens als Princip der Vollkommenheit, ein praktischer Augustinismus, in zweifelhafter Stellung zum katholischen Dogma und zur Moral, ungefährlich nur für eine so schöne, enthusiastische, fromme Seele.

Die Piaristen, auch Väter der frommen Schule genannt, gestiftet vom Spanier Joseph Calasanza [† 1648] von Rom aus, haben für die Volksschule, um die sich weder die Kirche noch der Staat viel kümmerte, Ähnliches gethan wie die Jesuiten für den höhern Unterricht, doch durch die Eifersucht derselben nicht gefördert, haben sie erst 1690 die Rechte eines Ordens erhalten.

Die barmherzigen Brüder sind durch den Portugiesen Juan di Dio [1550] gegründet worden, der seinen Namen erhalten hat durch den Ausruf eines spanischen Bischofs: „Das ist ein Mensch de Deo!" Diesen Mann von Gott finden wir zuerst im Irrenhaus, doch nur zu seiner Buße, zur Demüthigung, ein gefährliches Spiel und schwerlich ohne etwas Verrücktheit. In ihm war Barmherzigkeit als unwiderstehlicher Instinct. Ohne Geld miethet er zu Granada ein Haus, schleppt auf seinen Schultern die Kranken dahin, um sie zu verpflegen und erbettelt für sie das Nothdürftigste. Der so begonnene Orden überlebte den Sturm, der seit der französischen Revolution die Klöster niedergeworfen hat. In den böhmischen Bädern trifft man sie oft, wie sie Geld einsammeln bei den Badegästen, und nach den Listen

werden in ihren österreichischen Niederlassungen jährlich Tausende jeden Glaubens aufgenommen.

Dieselbe Richtung hat sich vollendet in Vincent de Paula, einem Bauernsohn, 1576 geboren. Durch einen Kaper nach Tunis gebracht, wurde er der Sclav eines Renegaten, den er zum Christenthum zurückbrachte. Beide flohn auf einem Kahn nach Frankreich. Es gibt Menschen, die nur für fremde Noth leben; schon als Knabe hatte Vincent seine Lust an der Wohlthätigkeit, die nichts für sich behält. Dieser Trieb wurde durch sein Schicksal geschärft, durch die Religion verklärt, seine Religion die Verherrlichung Gottes durch der Menschen Heil: „Wir sollen Gott lieben, aber es muß auf Kosten unsrer Arme, im Schweiß unsres Angesichts geschehn." Er hat einst einen Galeerensclaven befreit, indem er selbst sich für ihn anschmieden ließ, eine Verwirklichung des Stellvertretungsdogmas, und durch ihn sind die Galeeren, diese schwimmenden Höllen, Stätten christlichen Trostes geworden. Er wurde einmal zu einem sterbenden Bauer berufen, der als ein sehr rechtschaffner Mann galt und ihm eine Kette schwerer Sünden beichtete, die er bisher aus Scham verschwiegen. Dies ist für Vincent de Paula der nächste Anlaß geworden zur Stiftung der Priester der Mission [1624], um das Heidenthum innerhalb der Christenheit zu bekehren. Ohne feste Anstellung stehen sie jedem Pfarrer oder Bischof zu Diensten, der etwa ihre Hülfe in der Seelsorge bedarf. 1638 erhielten sie das Stift St. Lazaro in Paris und von ihm den Namen des vom Herrn Auferweckten: Lazaristen. Es ist lang üblich gewesen, daß alle französischen Priester zu Zeiten einige Wochen in ihren Stiftungen unter frommen Übungen zubrachten. Aber die eigentliche Herzensstiftung Paulas [1634] sind die barmherzigen, von ihrer Tracht genannten grauen Schwestern [Filles de la charité grises]. Sie haben ganz anders als Lohndiener in den Spitälern gedient. Nur junge, kräftige Mädchen wurden aufgenommen, meist aus den höhern Ständen, erst aufgenommen nach drei schweren Bewährungsjahren. Ihre Religion soll die barmherzige That sein, ihr Gelübde Hingebung an die Kranken. Jedes Vorurtheil der Stände, allen natürlichen Ekel, alle falsche Scham sollen sie überwinden, und ohne Vorwalten der äußerlichen Andacht. So ihre Regel, so ihr Ideal, wie Vincent de Paula sie gewollt hat.

Maria von Ward [† 1645], aus England flüchtig, hat in Frankreich zur Mädchenerziehung und Krankenpflege Jungfrauen ihres Landes versammelt, deren Verein 1630 der Inquisition verfiel, freigelassen, doch erst 1703 die römische Bestätigung erlangte, und als

englische Fräulein ohne ewige Gelübde weit verbreitet durch fromme Werke den nationalen Namen zur religiösen Bedeutung erhob. Hieran schlossen sich besonders in den Städten Italiens Brüder- und Schwesterschaften aus allen Ständen, welche im weltlichen Leben bleiben und nach bestimmter Reihenfolge meist in tiefer Verhüllung Pilgern, Kranken und Todten dienen um Gottes willen.

In solchen Stiftungen hat der restaurirte Katholicismus seine Christlichkeit bewährt.

§ 244. Die Kunst.

Wie der Protestantismus als Geist und Gedanke vornehmlich auf das Wort, auf die Predigt gehalten hat, so der Katholicismus auf den Kultus und auf dessen Blüthe, die Künste im Dienste der Kirche.

Die beiden größten katholischen Maler am Ausgang des 16. Jahrhunderts gehören noch nicht der neueren katholischen Richtung an. Von Allegri da Correggio findet sich eine reiche Sammlung im Dresdner Museum, vorzüglich die heilige Nacht, wo nach einer hergebrachten Vorstellung alles Licht vom Kinde ausströmt, doch grade auf diesem Bilde findet sich weit nicht die Schönheit der Gestalten wie etwa im Verlöbniß der heiligen Katharina mit dem Christkind in Parma. Auch seine Kirchenbilder drücken nicht sowohl die Andacht aus als Wohlgefallen an schönen Gliederwendungen, süßen holdseligen Mienen in magischem Farbenspiele. Den Nonnen zu St. Paolo in Parma hat er in ihrem Refectorium Grazien und Liebesgötter gemalt. Auch an Bildern der griechischen Mythe hat er sich erfreut, und die Io freilich im bedenklichsten Moment sinnlicher Lust gemalt.

Tizian, der die Grenzen menschlichen Alters fast überschritten hat [geb. 1477, † 1576], der Freund Ariosts, hat die Verklärung des Fleisches gemalt, nicht die jenseitige, sondern die auf Erden, die Poesie irdischer Herrlichkeit. Aber nicht nur die Venus, wie sie hingegossen auf weichem Lager ruht in holder Genüge ihres natürlichen Daseins, oder die Adultera, die in ihrer zu Fall gekommenen Schönheit verschämt vor dem milden Christus steht, hat er gemalt, sondern auch großartige politische Bilder aus der Geschichte von Venedig. Wem es glückt, bis Venedig zu kommen, der findet dort sein herrlichstes Kirchenbild: die Himmelfahrt der Maria, in der Akademie. Das ist nicht die Gnadenreiche, zu der ein demüthiges Gebet emporsteigt, sondern das irdisch-reizende Weib wird im Sturme emporgetragen in die Arme Gottes.

Die Päpste in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts waren noch Kunstpatrone. Als der Cärimonienmeister Pauls III über die nackten Figuren in Michel Angelos Weltgericht Klage erhob, versetzte der Maler ihn selbst in grauenvoller Ähnlichkeit unter die Verdammten. Als er sich deßhalb beim Papst beschwerte und Auslöschung der Schmach verlangte, antwortete der lachend: „Hätte er dich in's Fegfeuer versetzt, da reichte meine Macht aus, dich zu befreien, über die Hölle hab ich keine Gewalt.“ Im Sinn des restaurirten Katholicismus ist die Malerschule von Bologna zwar nicht entstanden, vielmehr in der bewußten Nachahmung antiker Bilder und im Studium der Anatomie, aber sie hat sich ihm hingegeben.

Von Annibale Caracci besitzen wir in Dresden nur den Genius des Ruhms, das himmelstrebende Weltliche darstellend, seine großartig kühnen Kirchenbilder sind in Italien. Von Domenichino ist bekannt durch einen Kupferstich, wie der Adler dem Apostel Johannes die Feder bringt, um die Offenbarung niederzuschreiben. Am entschiedensten steht Guido Reni im Dienst des modernen Katholicismus, seine Bilder sind sentimental, schwärmerisch, seine Madonnen zwar fromm und lieblich, aber etwas verschwimmend wie in Verzückung, abgehärmte Mönchsheilige sehnsuchtsvoll zur heiligen Jungfrau aufschauend. Die Nachahmung des Antiken, wo sie übermächtig hervortrat, ward von der katholischen Gesinnung gerügt. Nicolas Poussin, der berühmteste französische Maler, der die Landschaft ernst und feierlich, einen Tempel Gottes gemalt hat, hatte 1641 für die Jesuiten in Paris als Altarbild einen Christus gemalt. Sie klagten, er gleiche mehr dem Jupiter, dem Donnerer, als dem Gott der Barmherzigkeit. Poussin antwortete: „Ich kann und darf Christus nicht vorstellen mit dem Gesicht eines Kopfhängers oder wie den Pater Weichling, da es so gar schwer gewesen ist, als er auf Erden lebte, ihm in das Gesicht zu sehn.“

Damals lebten die beiden Epigonen der katholischen Malerei, in denen sich noch einmal die ganze Kunstherrlichkeit der Vorzeit erneut hat. Peter Paul Rubens aus Antwerpen [† 1640] hat neben den großen Welt- und Hofbildern, besonders zu Paris im Louvre, nicht minder große Kirchenbilder gemalt, die Kreuzigung, das Weltgericht, in derber, kräftiger, niederländischer Natürlichkeit, noch im Sinn des alten heitern sinnlichen Katholicismus. Er hat gern das Heilige benutzt zur Darstellung sinnlicher Schönheit. So in der Capelle von St. Jacob zu Antwerpen hat er sich selbst dargestellt als Ritter Georg, seine schöne zweite Frau Helene Fourment als Magdalena und er ist

nicht karg gewesen in Preisgebung ihrer geheimen Reize. Die Capelle hatte er zu seinem Familienbegräbniß bestimmt, er ein glücklicher, schon von seinen Zeitgenossen gefeierter Mensch, der seine und der Seinen Grabstätte mit solchem Bildwerk des frischesten Lebens ausschmücken mochte.

Murillo, der späte Gipfel der spanischen Kunstschule, hat es verstanden, die volle, verlumpte und doch schöne Natürlichkeit darzustellen. Aber auch katholische Frömmigkeit hat er als Devotion in tiefer Innigkeit oder in leidenschaftlicher Bewegung anschaulich gemacht. Seine Madonnen sind nicht mehr raphaelische Ideale, die darnach aussehn, als wären sie anzubeten. Aber der religiöse Ausdruck etwa eines anmuthigen Kindes aus dem Volk mit aller Energie ist auf das anzubetende Object übergegangen. Daneben Bilder des schwärmerischen Glaubens und der Verzückung, neben dem Lieblichen auch das Gespensterhafte. So im Louvre der heilige Bonaventura nach der Legende, daß er durch göttliche Gestaltung aus dem Sarg erstanden und doch als Leiche mit gläsernen Augen und starrem gelben Antlitz am Tisch sitzend seine Denkwürdigkeiten niederschreibt.

Gegen Ende unsrer Periode hatte in Italien der Verfall der bildenden Kunst begonnen. Ihr wahrer Gegenstand das Schöne in charakteristischer Gestalt, das Ideale in den Formen der Natur. Bernini, lange der Meister der Bildhauer in Rom, hat freilich mit bewunderswerther Kunstfertigkeit die gemeine Natur dargestellt. Urban VIII ließ das Erz, mit welchem die Decke der Vorhalle des Pantheon bekleidet war, wegnehmen und daraus einen Hochaltar für die Peterskirche gießen, geschmacklos wie ein Tempel auf gewundnen Säulen, so daß man auf seine Stellung zur Kunst in Rom den Vers machte: »Quod non fecere barbari, fecerunt Barberini.« Zur Geschmacklosigkeit kam auch kirchliche Prüderie. Michel Angelos Weltgericht wurde jetzt nur dadurch vor Vernichtung gerettet, daß Daniel von Volterra einige allzu bloß Auferstehende mit Kleidern versorgte und sich dadurch den Beinamen des Hosenmalers erwarb.

Der Renaissance-Styl, diese Nachbildung der Antike, vornehmlich in Bauten ging über in den Barockstyl, der die alten Verzierungen ohne Sinn und Verstand unter einander warf, mit kalter Berechnung bloß auf das Prächtige bedacht, dergleichen die meisten Jesuitenkirchen aufweisen.

Der Umschwung der Poesie zeigt sich im Verhältniß Ariosts [† 1533] zu Tasso [† 1595]. Jener hat im Orlando furioso die Kämpfe Karls des Großen gegen die Saracenen, also des Christenthums

gegen das Heidenthum, geschildert. Aber diese Kämpfe sind ihm nur der Hintergrund, um das heiterste Spiel persönlicher Verwicklungen darzustellen, der religiöse Enthusiasmus wird fast nur ironisch behandelt. Tasso hat in hoher Begeisterung den ersten Kreuzzug, die Befreiung Jerusalems besungen. Sein Held, Gottfried von Bouillon, ist ein Heiliger, satt der Welt und ihres vergänglichen Ruhms. Auch die sentimentale Seite des Katholicismus ist in Rinaldos Liebe zur heidnischen Zauberei und im Opfertod des liebenden Paares für das Christenthum geschildert. Aber selbst dies hochchristliche Epos gab der Inquisition Anstoß und Tasso, irre geworden an sich selbst, schrieb ein verbessertes erobertes Jerusalem, das im Predigtton der Devotion nach blutigem Fanatismus und Weihrauch duftet. Nie hat ein Dichter mehr verdient, nach den Schmerzen des Lebens auf dem päpstlichen Capitol als Dichter gekrönt zu werden, während ihm nur die Ruhestätte in der stillen Klosterkirche von S. Onofrio auf der Anhöhe über dem Vatican beschieden war.

Die Dichtkunst war abgefallen von der Kirche, dem verjüngten Katholicismus unterwarf sie sich wieder. Die Blüthe dieser katholischen Poesie ist Spanien und dem Theater zugefallen. Calderon [† 1687] aus Madrid, erzogen von Jesuiten, Ritter von S. Jago, Caplan an der erzbischöflichen Kirche von Toledo, hat alle Mannigfaltigkeit der Erscheinungen auf die Religion bezogen. Seine Dramen sind dreifacher Art: zahlreiche Autos, d. h. actus sacramentales, Mysterien, meist am Frohnleichnamsfest aufgeführt, theils biblische Geschichten, in echter Poesie zu lebendiger Gegenwart geworden, theils Allegorien zu individueller Geschichte gesteigert. Sodann Comoedias divinas, Comödie in religiösem Sinn, wie der wunderbare Magier Cyprian als gelehrter Heide, der ein Bündniß mit dem Teufel schließt, um eine leidenschaftlich geliebte Heilige zu gewinnen, doch endlich mit ihr Märtyrer wird. So der standhafte Prinz, heldenmüthiges Märtyrerthum eines portugiesischen Prinzen im Kampf gegen die Mauren. Dahin gehört auch die Andacht zum Kreuz, da jede Ruchlosigkeit in der Verehrung eines alterthümlichen Kreuzes ihre Sühne, doch eine bedenkliche findet. Endlich weltliche Comödien. Davon ist unter uns am meisten bekannt: das Leben ein Traum, darin das Gefühl: unser schönstes Glück ist nur ein Traum und nichts bleibt uns von seligen Tagen als die Erinnerung, eine tiefe sittliche Bedeutung erhält.

Neben diesem Dichter der Kirche und des Theaters steht Lope de Vega, Priester und Secretair der Inquisition, zuletzt ganz zurückgezogen in klösterlichen Übungen, mit noch größrem Reichthum der

Phantasie, doch weniger kunstreich vollendet und minder tief in Gedanken. Aber auch die Poesie Calderons hat zwei verschiedne Seiten: ihr geistiger Inhalt die Ehre, die Treue, der Glaube, aber auch die chimärische Ehre des Ritterthums und des nationalen Stolzes, die blinde Treue gegen den König, die demselben jede persönliche Tugend, Leidenschaft und Berechtigung preisgibt und der nur angestammte, von der Inquisition behütete Glaube.

Durch ihre Mittel ist die Musik die christlichste, weil die geistigste Kunst. Die bildende Kunst zieht die Idee des Unendlichen in's irdische Element, stellt es irdisch begrenzt dar: die Musik vermag das Gemüth unmittelbar in's Unendliche zu erheben, daher sie vorzugsweise dazu angethan ist, das Überschwängliche des religiösen Gefühls zu wecken und zu befriedigen.

Die antike Musik klingt noch nach in einigen alten Priestergesängen, der gregorianische Gesang ist ohne Tact und Rhythmus. Die neuere Musik ist als Kunst in der Kirche entstanden, denn das Volk freilich hat immer gesungen, Liebes- und Schlachtenlieder, wie der Vogel im Walde singt. Zu Anfang des 15. Jahrhunderts besaß man Notenschrift und die meisten unsrer Instrumente. In den Niederlanden wurde die Harmonie ausgebildet, d. h. eine sinnig ersonnene und wissenschaftlich begründete Mehrstimmigkeit, endend in Verkünstlung der menschlichen Stimme, wie die Instrumentalmusik ohne Rücksicht auf den Text in einer gelehrten fingerfertigen Musik, bei der man fast nur das Bewußtsein überwundner Schwierigkeiten hatte.

Im Beschluß von Trient ist das allgemeine Gefühl der Nothwendigkeit einer Umgestaltung ausgesprochen. Sie ist geschehn durch Pierluigi aus Palestrina. Man erzählt, Paul IV habe beschlossen, alle Kirchenmusik abzuschaffen, da bittet ihn Palestrina noch eine Messe von ihm anzuhören, und diese habe den Papst so bewegt, daß er den Beschluß zurücknahm. Das ist nur eine anekdotenartige Steigerung des Geschichtlichen: Paul IV hat eine Commission eingesetzt, welche berathen und beschließen sollte, ob die Musik ferner in der Kirche zu dulden sei. Die Commission setzte einen Preis aus für die musikalische Begleitung einer Messe. Sie forderte Verständlichkeit der Worte und Übereinstimmung des musikalischen Ausdrucks mit demselben. Palestrina, durch den Papst aus der Capelle verstoßen, weil er sich verheirathet, hat die musikalische Messe gedichtet, die Alle tief ergriff und die Frage bejahend entschied. Ihr Charakter war klar, verständlich, gefühlvoll und die Seele wie nach oben ziehend. Die Messe hat er genannt **Missa Marcelli** [1555] zum Andenken an den Papst, der sein

Gönner gewesen ist. So ist in der katholischen Kirche von der Reflexion gesucht und vom Genie gefunden worden, was durch Luther in Deutschland sich von selbst gemacht hatte. Hier der kirchliche Volksgesang, dort die Begleitung der Messe und einiger festlicher Cärimonien, besonders der heiligen Woche. Die Bestandtheile der Messe geben sich her zu einer einheitlichen Musik von der schmerzensreichen Klage des Miserere bis zum Jubel des Gloria in excelsis, die Musik wird dadurch wesentlich in den Gottesdienst verwebt. Die päpstliche Capelle war die Heimath dieser Schule, ihr letzter schöpferischer Meister Gregorio.

Allegri [† 1652], wenn er nicht Musik machte zur Ehre Gottes, diente in Spitälern und Gefängnissen. Einige Musikstücke waren lange Geheimniß der Capelle, die Mittheilung der Noten bei Excommunication verboten, namentlich Allegris Miserere, die Composition des 50. Psalms nur für Gesangstimmen, bis Mozart es abgehört und mit nach Deutschland gebracht hat.

Eine weitre Entwicklung der Musik ist von Florenz ausgegangen. Im Palast der Medici wurden Comödien des Terenz aufgeführt, dann auch durch Übersetzungen griechische Tragödien, wie wieder in unsern Tagen, die Chöre mit Flötenbegleitung. Daraus entstand die Oper [um 1600].

Als in Rom der alte Kirchenstyl gegen diese Neuerung kämpfte und in der Fastenzeit keine theatralischen Aufführungen gestattet wurden, hat Philipp Neri [S. 391] im Oratorium seines Hospitals eine geistliche nach Art der Mysterien, doch ohne dramatische Darstellung, nur durch die Musik aufzuführen begonnen. So entstand, was wir ein Oratorium nennen, als Vermittlung des Alten mit dem Neuen, von dem es einen individuelleren Ausdruck für bestimmte Charaktere und Zustände, größere Gefälligkeit des Gesangs und weichere Instrumentalbegleitung annahm.

§ 245. Die H. Schrift und die Glaubenslehre.

Dem Complutensischen Bibelwerk [B. II, S. 502] folgten literarische Unternehmungen derselben Art mit noch vermehrtem Reichthum alter Übersetzungen. Der griechische Text ward auf dem Grunde der Erasmischen und Complutensischen Ausgabe durch Robert Stephanus [Estienne] und nach ihm fast zufällig durch die saubern Drucke der Elzevirischen Officin für beide Kirchen wie ein Glaubensartikel festgestellt [textus receptus]. Der Ausleger sind viele, schwankend zwischen Erasmus und den Vätern, bedeutend Eigenthümliches nirgends.

Ist der Protestantismus das Christenthum der Freiheit, so ist doch nicht sofort Alles freier geworden als in der katholischen Kirche. Die Lehre von der Inspiration der H. Schrift ist in der katholischen Theologie immer unbestimmt geblieben. Was in der protestantischen Kirche erst im 18. Jahrhundert nach schweren Kämpfen zur wissenschaftlichen Anerkennung gelangte, das haben die niederländischen Jesuiten schon im 16. Jahrhundert ausgesprochen: die Eigenthümlichkeit der Schreibart jedes Autors der H. Schrift, historisch Erfahrnes nicht aus göttlicher Eingebung stammend, daher auch Irrthümer in Nebensachen sehr wohl möglich und keine absolute Unfehlbarkeit. Diese Kirche sah in der H. Schrift nicht die letzte und einzige Gewißheit, daher ihr freieres Urtheil. Die deutschen Übersetzungen der H. Schrift von katholischer Hand im 16. Jahrhundert haben alle mit Luthers Kalbe gepflügt, keine hat sich über die Jahrhunderte hinaus im Gebrauch erhalten, es lag auch der Kirche nicht viel daran, sie zu erhalten. Zu Trient ist die alte lateinische Übersetzung der H. Schrift, die Vulgata, als für Predigt und Schriftauslegung authentisch erklärt worden, nach der ersten Hälfte des Beschlusses nur als bevorzugt vor andern lateinischen Übersetzungen, nach der zweiten Hälfte als mindestens gleichberechtigt mit dem hebräischen und griechischen Text und thatsächlich ist sie über den Grundtext gestellt. Die Gründe waren: 1) Da Gott der griechischen Kirche eine H. Schrift in ihrer Sprache gegeben hat, ist unglaublich, daß er seiner römischen Kirche diesen Vorzug versagte. In der lateinischen Übersetzung eben als Übersetzung lag freilich die Anerkennung, daß die römische Kirche nicht die ursprüngliche sei. 2) Wenn nur der Grundtext entscheidend wäre für den Sinn, so würden die Inquisitoren, welche nicht Hebräisch und Griechisch verständen, von den Ketzern zum Schweigen gebracht werden, und Grammatiker wären die Richter in Glaubenssachen.

Um als authentisch zu gelten, mußte wenigstens ein bestimmter Text der Vulgata hergestellt werden, während in den bisherigen Drucken vielfach abweichende, auch offenbar verderbte Lesarten vorkamen. Das Concil von Trient wollte daher anfangs selbst eine amtliche Ausgabe herstellen, hat sie aber dann dem Papste übertragen. Es galt sowohl den Text, wie er aus der Hand des Hieronymus gekommen ist, wieder herzustellen, als offenbare Übersetzungsfehler aus dem Grundtext zu verbessern. Sixtus V hat Beides unternommen [1590]. In der Vorrede bezeichnete er diesen als den vollkommnen, nun für immer feststehenden Text, sogar die Correcturbogen will er selbst durchgesehen haben. Nun wenn irgendwo Unfehlbarkeit zu

wünschen wäre, so wär's für einen Corrector eine schöne Sache. Aber Clemens VIII hat diese Ausgabe wegen mannigfacher Fehler sogleich zurückgezogen, anstandshalber, als sei er noch von Sixtus V dazu beauftragt. Es ist immer löblich, Fehler zu verbessern, aber Denen, die sich der Unfehlbarkeit rühmen, ist dies edle Recht versagt.

Die Professio fidei tridentinae [1564] ist ein kurzer Auszug aus den tridentinischen Beschlüssen in Form eines Glaubensbekenntnisses. Der Catechismus romanus 1566 durch Pius V weniger zum Volksunterricht, als zur Belehrung der Pfarrer über denselben, hat hinzugethan das Dogma vom päpstlichen Primat, noch nicht die Unfehlbarkeit. Die Beschlüsse von Trient haben die Glaubenseinheit der römischen Kirche im Gegensatz des Protestantismus festgestellt. Dieser Gegensatz konnte nur die damalige Gestalt des Protestantismus treffen, besonders was man sein formales und materiales Princip zu nennen pflegt. Nach dem reformatorischen Protestantismus ist die Schrift die alleinige Quelle des Glaubens, und auszulegen frei aus ihr selbst; nach der katholischen Kirche steht die Tradition der H. Schrift gleich, die Auslegung ist gebunden an die Kirche, d. h. an ihre Dogmen, auch an die Kirchenväter. Der reformatorische Protestantismus lehrt, durch die Erbsünde ist alle religiöse Kraft verloren gegangen; die katholische Kirche: sie ist nur verletzt, verwundet. Daher weiter der Protestantismus: Gott thut Alles und wirkt allein die Bekehrung des Sünders; die katholische Kirche: sie wird vollzogen durch Gott und Mensch. Der Protestantismus: die Rechtfertigung vor Gott geschieht allein durch den Glauben; die katholische Kirche: durch Glauben und Werke. Der Protestantismus: die Werke haben keinen Werth an sich selbst, es ist auch nicht möglich genug zu thun, um durch Werke die Seligkeit zu erwerben; die katholische Kirche: die Werke sind werthvoll vor Gott, ja möglicherweise kann Einer mehr gute Werke thun, als ihm nöthig wäre zur Seligkeit. Der Protestantismus: gute Werke sind die durch das göttliche Gesetz gebotnen, aus dem Glauben stammenden; der Katholicismus: die höchsten guten Werke sind nicht durch das Gesetz geboten, aber im Evangelium empfohlen.

Hier wo das Bewußtsein der Kirche seit Augustin unklar gewesen ist, ist auch der innre Streit ausgebrochen über die sittlich-religiöse Kraft, die dem Menschen nach dem Sündenfall geblieben. Der bestimmteste Ausspruch darüber findet sich im tridentinischen Decret de justificatione c. I: Alle Menschen sind durch den Fall Adams ihrer Unschuld verlustig gegangen, obwohl der freie Wille in ihnen nicht verlöscht, sondern nur geschwächt und gebeugt ist. Je

nachdem dies Relative gefaßt wird, ist es semipelagianisch zu verstehn: der Mensch hat noch die Kraft das Heil zu erlangen, wenn auch diese Kraft geschwächt ist. Es kann aber auch zur Noth augustinisch verstanden werden: der freie Wille ist in Sachen der Religion nur der Potenz nach vorhanden, aber wirkungslos ohne die göttliche Gnade. Die Jesuiten waren für die entschieden semipelagianische Deutung schon durch den Gegensatz wider die Protestanten, und da sie die sittlichen Forderungen an den Menschen gering stellten, erschien es nicht allzu schwer ihnen zu genügen. Mit ihnen stimmten die Franciscaner überein von ihrem Duns Scotus her. Aber der Augustinismus war doch zu mächtig gewesen in der Kirche, als daß er allein den Protestanten hätte überlassen werden können. Michael de Bay, Bajus, Professor in Löwen, vertrat diesen Augustinismus in biblischer Form. Gegen ihn erlangten die Franciscaner eine von Pius V [1567] erlaßne, von Gregor XIII bekräftigte Verdammungsbulle über 76 aus seinen Schriften gezogne gefährliche Säze, doch ohne Nachtheil seiner persönlichen Stellung. Sein Name ist nicht einmal genannt. Er lehnte Einiges ab als nicht von ihm gelehrt, und erwies Andres aus Paulus und Augustin. Wir finden ihn nachmals als Kanzler der Universität, auch als Deputirten derselben in den letzten Jahren von Trient. Unter ihm erhob sich die Löwener Schule offensiv im Vertrauen auf Augustin und in Abneigung gegen die Jesuiten: sie verwarf 34 Säze der Jesuiten Leß und Hamel, als der Grundlehre Augustins und dem unbedingten Ansehn der H. Schrift entgegenstehend. Der Papst wagte nicht mehr, der Augustinischen Partei Unrecht zu geben. Sixtus V gebot beiderseitiges Schweigen, das doch nicht durchzuführen war. Denn schon hatte in Spanien der Jesuit Molina, Professor in Evora, einen allgemeinen Schulstreit der Jesuiten und Dominicaner durch eine pelagianisch vermittelnde Schrift heraufbeschworen. Er stellte sich nur scheinbar über den Streit, in der That war seine Behauptung entschieden semipelagianisch: die Rechtfertigung beruhe auf der Vereinigung des menschlichen Willens und der göttlichen Gnade, wie etwa zwei Männer ein Schiff ziehn. In Bezug auf die Prädestination lehrte er: nicht deßhalb erfolge etwas, weil es Gott vorher wisse, sondern deßhalb wisse es Gott vorher, weil es erfolge. Die Jesuiten fielen dem bei, die Dominicaner vertheidigten dagegen im Sinn ihres Thomas den mehr augustinischen Gedanken. Sie waren besonders mächtig in Spanien, wo Inquisition und Censur in ihrer Hand lagen. Unbedenklich deuteten sie 2 Tim. 3, 1 ff. von sehr üblen Leuten, die in den letzten Zeiten kommen würden, auf die Jesuiten. Beide

Parteien wandten sich an Clemens VIII, der sich der Streitfrage nicht mehr entziehen konnte. Er setzte eine Commission nieder zur Entscheidung der Frage, so wenig Lust hatte er zu einer eigenmächtigen Entscheidung, welche in jedem Fall einen mächtigen Orden gegen den Papst aufgebracht hätte, der ihn der Ketzerei zeihn konnte: die Dominicaner hätten ihn des Pelagianismus, die Jesuiten des Protestantismus geziehn. Er persönlich war den Dominicanern geneigt. Bellarmin schreibt darüber: er leugne nicht, daß der Papst geneigt sei, sich gegen die Jesuiten zu erklären, er wisse aber, daß das nicht geschehn werde. Die Dominicaner erinnerten ihn, er möge um der Ehre des apostolischen Stuhles willen endlich ein Urtheil sprechen. Er hat es nie gesprochen. Aber 1607 gebot Paul V den Parteien, bei ferneren Untersuchungen die entgegengesetzte Ansicht nicht unbedingt zu verwerfen und zu schmähen, ein vortrefflicher Rath in jedem theologischen Streit. Endlich nach vierzehnjährigem Proceß verkündete er, was allein der päpstlichen Politik angemessen war, man habe darüber noch immer die Offenbarung des H. Geistes zu erwarten. Das gebotne Schweigen war nicht durchzuführen, jede Partei schrieb sich den Sieg zu. Man stritt, für wen der Papst entschieden haben würde, wenn er entschieden hätte. Doch war noch einmal der Streit vertagt.

§ 246. Die Mission.

Die römische Kirche in ihrer neuen Kräftigung dachte die einheimischen Verluste durch auswärtige Eroberungen zu ersetzen und so ihre Universalität zu retten. Der Eifer der Mission war eben so sehr bei den Jesuiten als bei den Bettelmönchen. Alle Unternehmungen aber zur Ausbreitung des katholischen Glaubens erhielten in der römischen Propaganda ihren geistigen Mittelpunkt. Sie ist als Congregation [seit 1622] eine Behörde von Prälaten und Gelehrten zur Leitung sämmtlicher Missionen, als Collegium [1627] ein Seminar mit reichen Anstalten. So hat sie eine große Druckerei für fremde, heidnische Sprachen. In protestantischen Landen ist die Propaganda oft mit heimlichem Schauder genannt worden als eine furchtbare Ausgeburt des Katholicismus, weil allerdings auch für protestantische Länder hier Missionare erzogen wurden wie für Heidenländer. Auch abgesehn von eigentlicher Mission sind diese großen Stiftungen und Schulanstalten in Rom sehr wirksam gewesen für die römische Gesinnung des Priesterthums diesseits und jenseits der Alpen. So

neben dem Collegium romanum, dieser großen, allgemeinen, theologischen Erziehungsanstalt der Jesuiten entstand, gleichfalls von ihnen geleitet, ein Collegium germanicum, hungaricum, anglicum u. s. w., wo Jünglinge aus den betreffenden Nationen im jesuitischen Geist ausgebildet und dann in ihre Heimath gesandt wurden.

Doch ist das Collegium der Propaganda eine eigentliche Missionsanstalt, wo Knaben und Jünglinge, die aus Heidenländern von dortigen Missionaren eingesandt sind, erzogen werden, um als eingeborne Missionare unter ihr Volk zurückzukehren. Am Tage der heiligen drei Könige, als der Erstlinge und Schutzpatrone der Heiden, wird in Rom das Fest der Propaganda gefeiert. In ihrer großen Halle sitzen auf der einen Seite die Zöglinge, diese schwarzen, braunen und rothhäutigen Menschen, welche kurze Ansprachen oder Gedichte declamiren, theils in italienischer oder lateinischer Sprache, theils in den Sprachen ihrer Heimath, insgemein zu Ehren der heiligen drei Könige und, da von diesen nicht viel zu sagen ist, der heiligen Jungfrau. Ich habe in jungen Jahren diesen Festen öfter beigewohnt. Als Publikum saßen auf der andern Seite der Papst, Cardinäle und eine Schar aus mancherlei Völkern. Es war üblich, jeden solchen Redner mit aufmunterndem Beifallsklatschen zu belohnen, das mit allgemeiner Heiterkeit sich steigerte, wenn etwa ein kupferfarbiger Jüngling in einer Sprache perorirte, die so mitten inne lag zwischen dem Piepen eines Sperlings und dem Krächzen eines Uhu. Aber diese wurden am feurigsten beklatscht. Nach der idealen Seite hin hat mir's doch den Eindruck gemacht, als würde hier die Verwirrung des babylonischen Thurmbaus theilweis überwunden. Ich dachte an die von Augustin aufgeworfene Frage: „Warum besitzt die Kirche nicht mehr die Wundergabe der Sprachen?“ und seiner Antwort: „Weil sie schon auf natürliche Weise aller Sprachen der Völker mächtig ist.“ Der Mythus der Apostel-Geschichte schien hier zur geschichtlichen Wirklichkeit geworden.

Die Missionsthätigkeit der katholischen Kirche in dieser Periode ist ein Feld ihres Ruhmes geworden.

Das Christenthum, ausgegangen vom Judenthum, hat sich auf griechischer, römischer, germanischer, slavischer Nationalität erbaut. Es hat in Ostindien bisher nur geringe Erfolge gehabt: aber wie furchtbar seine Bevölkerung noch bis vor kurzem gegen die Macht christlicher und europäischer Civilisation sich aufgebäumt hat, doch liegt hier nach den germanischen Völkern die größte Eroberung der Kirche und hiermit eine eigenthümliche Gestaltung des Christenthums der Zukunft. Als Vasco da Gama mit drei Schiffen bei

Calcutta landete, fand er die **Hindus** gebeugt unter moslimischen Fürsten. Seit 1770 fiel das Scepter des Großmoguls in die Hände englischer Kaufleute. Schon damals war unter den Hindus fast alle politische Existenz abgestorben, es bestand nur noch die Zähigkeit eines religiösen volksthümlichen Lebens, eine religiöse Nationalität, welche wir als **Bramaismus** bezeichnen. Die ersten griechischen Nachrichten seit dem Alexanderzug und über Alexandrien zeigen schon die Grundzüge, nur eingewickelt in abenteuerliche Fabeln, darauf die Nachrichten katholischer oder protestantischer Missionare in der Beschränktheit ihrer Bildung. Endlich seit der Mitte des 18. Jahrhunderts beginnt mit **Jones** eine unbefangne Kunde, zu der sich nun allmählich ein urkundliches Wissen der indischen Literatur, besonders ihrer heiligen Bücher gesellt. Die Zeiten, Volksstämme, religiösen und philosophischen Systeme sind in dieser Kunde noch wenig unterschieden, unsrer ganz allgemein gehaltnen Betrachtung verschwinden vollends diese Unterschiede.

Das Christenthum fand in Ostindien eine Gesittung so groß etwa wie die des christlichen Mittelalters, eine Macht der Religion so entschieden wie bei den Juden. Durch seine Geburt ist einem Jeden sein Stand, Geschäft, Denkart, Pflicht vorgeschrieben, in vier Hauptkasten. Die erste, die **Bramanen**, achtet sich für einen Ausfluß und ein Abbild der Gottheit. Ihre Bevorzugung erscheint durch die Natur selbst bekräftigt: insgemein haben sie eine schlanke Gestalt, ein sanftes Gesicht mit ernstem, edlem Ausdruck. Sie sind Priester, Richter, Ärzte, doch jedes ehrbare Geschäft ist ihnen erlaubt. Sie waren wenigstens damals im alleinigen Besitz der volksthümlichen Wissenschaft, insgemein auch voll der drei großen Pflichten, zu denen der Bramane geboren ist: gegen Gott, gegen die Todten und gegen ihre Kaste, womit Niederträchtigkeit gegen alle andern vereinbar ist.

Ohne Kaste sind die **Parias**, ein Negerstamm, sie leben fast wie die Thiere, essen von gefallnem Fleisch, berauschen sich, begatten sich auf der Straße. Die Glieder der verschiednen Kasten sollen eher Hungers sterben, als Speisen essen, durch Menschen einer andern Kaste bereitet. Ein Paria, der einen Bramanen berührt, soll nach altem Gesetz hingerichtet werden. Dennoch sind die Menschen nicht gedacht als ungleich erschaffen, sondern die Kaste ist durch Seelenwanderung das Resultat eines frühern Daseins, das von Gott bestimmte Gefäß der Reinigung. Im irdischen Dasein des Individuums ist nur eine beschränkte Änderung möglich, nämlich abwärts durch Ausstoßung, aufwärts ist Eingebornen der zweiten und dritten Kaste erlaubt, nachdem

sie die Pflichten ihrer Kaste erfüllt haben, durch Büßungen den Bramanen gleich zu werden, aber es sind furchtbare, das Leben bedrohende Bußen.

Die Vedas, d. h. das Wissen, das geoffenbarte, von den Lippen Gottes geflossen, galten als den Weisen dictirt. In Wahrheit stammen sie aus verschiedenen Zeiten, ein Gesetzbuch des ganzen Lebens, aber viele Vorschriften gelten als abrogirt für ein reineres Zeitalter, jetzt nicht mehr zu erfüllen. Nur die Bramanen sollen und dürfen in den Vedas lesen.

In der Grundbestimmung dieser Religion scheint Widersprechendes zu liegen. Einerseits die höchste Achtung vor dem Naturleben, die Scheu, ein Thier zu tödten: den Bramanen ist verboten, Fleisch zu essen. Dazu die Hingabe an die Natur in Lust und Arbeit, auch ein Bramane darf nicht unter die Büßenden eintreten, bevor er einen Sohn erzeugt hat. An den Tempeln wurden Bajaderen unterhalten, portugiesisch Balladeiras, indisch Devadâsis, d. i. gottgeweihte Mädchen, Tänzerinnen und Buhlerinnen: denn die Geschlechtseinigung gilt als rein. Andrerseits geht durch diese Religion ein Grundgefühl der Vergänglichkeit alles Irdischen bis zur Verachtung der eignen Existenz. Ein indisches Sprüchwort lautet: „Sitzen ist besser als Gehen, Liegen besser als Sitzen, Schlafen besser als Wachen, das Beste von Allem ist der Tod." Als das Höchste nach der hohen Geburt erscheint das Büßerleben in Entbehrungen und Martern: Eingraben bis an den Kopf, Stehn ohne Bewegung, bis der Büßende mit Schlingpflanzen bedeckt ist, ein Vogelnest in den verwilderten Haaren; oder die Faust geballt, bis die Nägel durch's Fleisch hindurchgewachsen sind. Das ist eine Verdumpfung des individuellen Bewußseins, leicht wird auch der Übergang zum physischen Tod, im Ganges, dem heiligen Fluß, oder unter den Rädern des Götterwagens. Manche heilige Stätten sind mit Gebeinen bedeckt, und der Tod gilt als ein Übergang aus den Täuschungen des sinnlichen Daseins in die Unendlichkeit. Von jener zweifachen Richtung ist nicht ausgeschlossen das plötzliche Aufbrausen des Volkes in Blutdurst und Grausamkeit.

Der Widerspruch ist vielleicht zu erklären durch die Einwanderung einer neuen Religion, die sich mit dem vorgefundnen Naturdienst ausgeglichen hat. Dadurch erklärt sich auch Ursprung oder doch Verschärfung des Kastenwesens: ein siegreiches Volk ist von den Höhen des Himalaya einst herabgekommen.

Als göttliches Urwesen gilt das Brama, das allein ist, absolut, alles Andre seine Entfaltung als Mischung des Seins mit dem

Nichtsein, als Schein [Maya], wodurch Bestimmtes und Endliches entstanden ist. Die Gottheit entfaltet, offenbart sich in einer dreifachen Persönlichkeit, welche Dreieinigkeit der großen Götter in mannigfachen Beziehungen aufgefaßt wird: der Brama als Schöpfer, Macht, Sonne, Vergangenheit; Vishnu: Erhaltung, Weisheit, Wasser, Gegenwart; Sivas: Zerstörung, Gerechtigkeit, Feuer, Zukunft. Die Darstellung dieser und andrer Götter ist sinnbildlich, ohne die schöne Gestalt der griechischen Götter: Brama, das Wachsthum, die Selbstentwicklung mit vier Gesichtern als Symbol der Allwissenheit, mit vier Händen, die eine trägt ein Scepter, die zweite einen Ring, das Symbol der Ewigkeit, die dritte hält die Vedas, die vierte ist leer und offen, das bedeutet Willigkeit zur Hülfe. Vishnu, d. h. durchdringen, theilen, erscheint im Wasser als Urstoff, dargestellt auf einer Lotosblume, die Füße im Mund, etwa das in sich Abgestoßne, Absolute bedeutend. Sivas ist die Macht, welche das Individuelle negirt, die Natur im steten Wandel. Seine Gestalt ist behängt mit Knochen, Schädeln. Diese Trimurtis, Dreiheit der Götter, ist wohl nicht gedacht als ein Auseinandergehn ursprünglicher Einheit, sondern eine poetische und philosophische Zusammenfassung einst verschiedner Religionen und ihrer Götter. Nach der Heldensage ist Vishnus Gottheit, als das göttliche Leben der Natur, mehrmals Fleisch geworden, erst als Thier, dann als Mensch von einer Jungfrau geboren, kämpfend als Rama, ein sieggekrönter Friedensfürst als Krishna, zuletzt wird er erscheinen als Kalki auf weißem Roß und alle Sünde hinwegnehmen.

Jedem Gott ist eine Gemahlin gegeben, seine Energie, seine Kraftäußerung bezeichnend. So hat Sivas die Kala, dargestellt als Weib mit aufgelösten Haaren, ein Schwert in der Hand; auf der ausgestreckten Zunge Häuser, Städte, die sie verschlingt. Auf Bildwerken sitzen um sie die drei obersten Götter, als welche sie zuletzt verschlingen wird. So kehrt das Ende zurück zum Anfang: Gott allein ohne die Individualität. Dennoch wird eine gewisse Unsterblichkeit angenommen für Götter wie für Menschen, nämlich ungeheure Zeiträume nach wie vor dem Jetzt.

Dieser religiöse Geist hat unermeßliche Macht geübt. Die zu Tempeln ausgehöhlten Felsen, mit Göttergestalten in Haut-Relief bedeckt, haben die Arbeit vieler Menschenalter erfordert und gelten jetzt als Werke der Götter selbst. Das Leben jeder Kaste ist mit Cärimonien erfüllt. Den Vedas fehlt es nicht an erhabenen und sinnigen Stellen. So spricht Brama: „Ich dachte, ich will Welten schaffen, und sie waren da.“ Vorherrschend ist das Gefühl der Vergänglichkeit. So heißt es

in einem Hymnus an die Morgenröthe: „Wie Viele sind vergangen, die vordem sie gesehn, wir sehn sie heut, die nach uns kommen, werden auch vergehn.“ Aus der weltlichen Literatur der Hindus ist längst bekannt die poetische Fülle und Lieblichkeit der Sakuntala.

Aber im Bramathum ist das Bewußtsein der freien sittlichen Persönlichkeit ganz unentwickelt, daher die Verachtung des Menschen als solchen. Es sind Spitäler gegründet für alte Kühe und Affen, nicht für Menschen. Man kennt nur Gebote der Kasten, nicht allgemeine Pflichten. Daher ein Hinwerfen des Lebens, aber kein sittliches Sich-aufopfern für fremdes Heil. Darum war die Wittwenverbrennung möglich, die doch nicht in den Vedas geboten ist, auch nur üblich gewesen in einigen Gegenden.

Die katholischen Missionare fanden manche Anknüpfungspunkte: die Geringachtung des Irdischen, die Dreieinigkeit, auch den Gedanken der Menschwerdung Gottes. Aber die allgemeine Pflicht der Menschenliebe, die Gleichheit der Kinder Gottes, davon wollten die Hindus nichts wissen. Auch nahmen sie Anstoß an den Sitten der christlichen Bibel: Abraham schlachtet ein Kalb, also ist er ein Paria gewesen.

Xavier, der Jugendgenosse des Ignatius, hatte zu religiösem Enthusiasmus Reise- und Abenteuerlust, seine Losung: amplius, amplius! Die Legende erzählt von ihm Wunderheilungen, auch Todtenerweckungen. In seinen Briefen findet sich keine Spur davon, wohl aber sittlicher Ernst. So schreibt er an den König von Portugal: „Gott hat diese Welt in Ihre Hände gelegt, nicht um irdische Schätze zu sammeln, sondern die Ungläubigen zur Erkenntnis des Schöpfers und Erlösers zu bringen. Ich bitte ihn, daß er Ihnen die Gnade gebe, in Ihrem Leben das zu denken und zu thun, was Sie sich freuen werden in der Stunde des Todes gethan zu haben.“ In Xavier war das Gefühl der großen Ernte und der wenigen Arbeiter. Aber er war unbekannt mit indischer Bildung und Weisheit. Er verlangt, daß man ihm Priester sende, wenn auch unfähig zu predigen und Unterricht zu ertheilen, nur heilige Männer, um zu taufen. Er meinte Kinderseelen vor sich zu haben und halbe Wilde, während die Collegien der gelehrten Bramanen ihn umgaben. Sein ungestümer Drang ließ es nicht zur tiefern Begründung kommen, er taufte nach jesuitischen Berichten nah an eine Million und zog weiter. So ist es nur zur äußerlichsten Stiftung einer Kirche gekommen, deren Mittelpunkt die portugiesische Niederlassung Goa war. Den Hindus galt Christus als Gott der Parias, dagegen der Jesuit Nobili behauptete, er gehöre zur höchsten Kaste und lebte wie ein Bramane. Er schloß

sich an eine Hindusage an: es habe vier Wege der Wahrheit gegeben, von denen der eine verloren gegangen. Er sei gekommen diesen zu zeigen, den graden Weg zur Unsterblichkeit. Damit begann eine innre Spaltung der Mission, da Nobili den Parias die Taufe versagte. Die Erfolge erschienen bedingt durch eine Mischung mit malabarischen Cärimonien. Der Islam der frühern Eroberer war zu kraftvoll und einfach, um leicht überwunden zu werden. Doch führten die Bestrebungen des Groß-Moguls Akbar, eine Vernunftreligion zu gründen seit 1578 zur Annäherung an die Jesuiten: 1610 ritten drei kaiserliche Prinzen auf weißen Elephanten zur Taufe. Aber Mohammed blieb siegreich.

Die Jesuiten haben die Gemeinden der Thomas-Christen zerstört, die noch festhielten an dem Standpunkt alter Zeiten. Es waren Nestorianer, welche noch immer gegen Ephesus und Chalcedon protestirten. Sie hatten die syrische H. Schrift und syrische Kirchenväter, obwohl den Laien das Syrische unbekannt war, ihr Oberhaupt der Patriarch von Babylon. Die Priester hielten auf bramanische Sitte, einige Gemeinden aßen kein Fleisch, Priestercölibat und Bilder waren ihnen fremd. Als die Jesuiten ihnen heilige Bilder brachten, meinten sie: „Wir sind Christen und verehren keine Idole.“

Die Jesuiten fanden in Japan eine andre Gestalt desselben religiösen Geistes wie in Ostindien, eine Reform des Bramathums und doch sein innerer Widerspruch noch gesteigert: die tiefste Achtung vor dem Naturleben, kein lebendiges Wesen ohne die höchste Noth zu tödten, fromme Stiftungen für Ungeziefer. Aber der allgemeine, in sich ruhende Geist allein ist wahrhaft, das Ziel des Menschen Losreißung nicht bloß vom sinnlichen, sondern auch vom individuellen Dasein, um aufzugehn in jenem Allgemeinen. Dies Verlöschen eines persönlichen Lebens als die Nirvana, eine ewige Vernichtung das höchste Gut, und doch ist in der Milde dieser Religion der Selbstmord verboten.

Als der Reformator des Bramathums wird Buddha genannt, so weit Geschichtliches zu erkennen der Sohn eines Königs in Ostindien, im 7. Jahrhundert v. Chr., mit seinem Namen Magadha Çakyamuni, Buddha, d. i. der Weise, ist nur sein Zuname. Durch seine Weisheit und Entsagung der Gottmensch, in welchen die Weltordnung zum Bewußtsein gelangte, nach der heiligen Sage als Vishnus achte Incarnation von der Maya als unberührter Jungfrau geboren. Er wird dargestellt mit Blumen bekränzt, die allein ihm als Opfer dargebracht werden. In ihm ist die höchste Milde: als er einer Tigerin mit halbverschmachteten Jungen begegnet, wirft er sich ihr hin zur

Nahrung. Seine große That ist der Sturz des Kastenwesens. Er hat das Evangelium der Gleichheit Aller vor Gott verkündet, alle Völker sind berufen: „Mein Gesetz ist das Gesetz der Gnade für Alle.“ Was bisher bekannt geworden ist von den heiligen Schriften des Buddhaismus trägt diesen Charakter der Milde: die vier großen Tugenden sind nur Zweige aus diesem Stamm, nämlich Almosengeben, Leutseligkeit, Beförderung des Glücks Andrer, Liebe zu Andern wie zu sich selbst, dargestellt selbst in dem Wunsch, daß es dem Feinde wohlergehn möge.

Die Sittlichkeit war ursprünglich Askese, Entsagung jeder sinnlichen Lust, namentlich das Gelübde der Keuschheit, als allgemeine Pflicht, um sich loszureißen von der Täuschung des Sinnenlebens, Alle sollen Buddhas werden! Da dies nicht durchzuführen war, sobald der Buddhaismus eine Volksreligion wurde, erschienen die Entsagenden als Wesen höhrer Ordnung, die zum Gottsein mehr oder weniger durchgedrungen sind. So entstand an der Stelle des religiösen Geburtsadels der Bramanen eine Hierarchie von Priestern und Mönchen, ähnlich der römischen und sie überbietend. In Tibet, wer vier Söhne hat, ist verpflichtet einen in das Kloster zu senden. Der Mönch kann sich unter bestimmten Umständen aus der Genossenschaft zurückziehn, der Priester ist unbedingt gebunden, auch an's Cölibat, Beide sollen sich von allen natürlichen Verbindungen ablösen: „selbst wenn der Gedanke an die Liebe, welche die Eltern ihm bezeugt haben oder der Refrain des Liedes, mit welchem einst die ältre Schwester den Knaben einschläferte, in leisen Tönen an ihm vorüberzöge“. Die Mönche sollen nur von geschenkter Nahrung leben, sie erscheinen stets mit dem Almosentopf, aber sie betteln stumm. Das Gelübde der Armuth ist nur persönlich, die Corporationen besitzen Grundeigenthum.

Der eingedrungne Mechanismus hat zu Gebetsrollen und Gebetskränzen geführt: ursprünglich Schädel auf eine Schnur gereiht, an Sivas erinnernd, dann ermäßigt zum bloßen Sinnbild, runden Kügelchen. Die großen Büßer werden als Heilige verehrt, ihr Grab mit Capellen überbaut.

Das Oberhaupt der Religion wird angesehn nicht als Statthalter Gottes, sondern als der incarnirte Gott selbst; die Gottheit, welche sich in Buddha offenbart wie in seinen Nachfolgern. Die Dynastie dieser Buddhas erst in Indien, dann in China, hat mit dem Tode des 33. aufgehört, 713 n. Chr.: „als sich Niemand fand, der würdig gewesen wäre das persönliche Organ der Gottheit zu sein“. Seitdem haben sich hie und da Priester, Lamas, als Buddhas aufgeworfen,

so der Dalai Lama, der auch weltlichen Grundbesitz erlangt hat, seit 1747 Herrscher über Tibet. Einem Knaben wird dieser Glaube an sich selbst eingebildet, umgeben von Priestern, unbekannt mit dem wirklichen Leben. Er wird als Gott angebetet, bis der Gott in ihm dieser Hülle überdrüssig, sie zerstört. Dann wird der Leichnam feierlich ausgestellt und versinkt durch irgend eine mechanische Vorrichtung. An der Stätte liegt ein schlafender Knabe, der nunmehrige Dalai Lama. Man könnte glauben, seine Ohnmacht werde den Glauben an ihn zerstören. Allein seinen Verehrern fällt nicht ein zu verlangen, daß er sich als Herr der Natur bewähre, nur Ruhe, geistiges Thun, Spenden geistiger Wohlthaten. Buddha selbst gilt nicht mehr als existirend hier oder da, er ist eingegangen in das Nirvana, er lebt in seinen heiligen Schriften. Der Buddhaismus wurde erst nach der Vertreibung aus seinem Vaterland eine erobernde Macht, herrschend in Ceylon, Siam, Birma, Japan, unter Mongolen und Tartaren.

In Japan fand Xavier scheinbar einen geistlichen und einen weltlichen Herrscher, in Wahrheit war jener der legitime Fürst, der Mikado, dem doch fest nur die Majestät geblieben war, während sein Kronfeldherr, der Taikun, Majordomus, die Macht erlangt hatte. Neben diesen Beiden eine mächtige Aristokratie, in einigen Provinzen fast unabhängig herrschend. Das Volk mild gesinnt, einen reichen Boden emsig bebauend, nicht ungebildet und offnen Sinns sich anzueignen, was europäische Civilisation ihm brachte, doch servil niedergebeugt unter die Anmaßungen der Aristokratie. Die Anknüpfung war hier dem römischen Christenthum leicht. Es fand seine kirchlichen Anschauungsweisen und Tugenden schon vor: Milde, Demuth, Askese, seine Ideale wie seine Irrthümer. Christus erschien als die wahre Incarnation Buddhas, die römische Hierarchie schloß sich an die japanische. In einigen Städten des Kaisers wurde der Buddhaismus bereits ausgeschlossen, 1585 kamen nach Rom Gesandte, man sagte von drei japanischen Königen, wahrscheinlich von Daimios, Vasallen des Monarchen. Durch eine Reaction der altväterlichen Partei und die Eifersucht der Holländer gegen Spanier und Portugiesen wurde diese hoffnungsvolle Saat ausgerottet. Man erzählt von einem holländischen Schiffscapitain, der auf die Frage, wodurch die Spanier so mächtig geworden in fremden Landen, antwortete: durch ihre Waffen und ihre Religion. Die Priester gehn voran und machen die Völker zu Christen, die dann leicht unter spanische Botmäßigkeit gebracht werden. Unter Leitung der Jesuiten bildete sich in Japan ein glänzendes Kirchenwesen und strebte schon nach der Herrschaft, als durch die Sitten-

losigkeit der Europäer und durch den Verdacht, das Christenthum sei nur ein Vorbote fremder Herrschaft, seit 1587 eine Reihe blutiger Verfolgungen begann. Martyrien sind hier geschehn wie im 2. und 3. Jahrhundert. Die 26 Märtyrer, die am Pfingstfest 1862 in Rom selig gesprochen sind, sind nur ein kleiner Bruchtheil dieser Heldenschar, von ihnen ist nur ein genaurer Bericht erhalten: an Pfähle angebunden sind sie mit Speeren durchstochen worden, man nannte das in Rom Kreuzigung. So ist damals das Christenthum mit den Christen in Japan ausgerottet worden. Nur die Holländer behielten für den Handel einen Küstenpunkt unter den lästigsten und schmachvollsten Beschränkungen.

Xavier starb auf dem Weg nach China auf der Insel Saurian, sechs Meilen vom Festlande.

Die Bezeichnung China ist europäisch, im Lande selbst kennt man nur allegorische, stolze Bezeichnungen: das himmlische Reich, die Blume der Mitte. Die Jesuiten fanden hier Künste der Civilisation althergebracht, aber unentwickelt, gedruckte Bücher lange vor Gutenberg, aber ohne bewegliche Lettern. Der Kaiser galt als Sohn des Himmels, aus einer Dynastie fremder, tartarischer Erobrer, scheinbar unbeschränkt, in der That wie das persönlich gewordne Princip des Staats, aber durch vielfache Formen beschränkt. Jedem Eingebornen ist die Bahn frei zu den höchsten Staatsämtern, durch Examina bedingt, aller Rang auf nationale Gelehrsamkeit gestellt, allgemeine Gleichheit ohne Freiheit. Die Sittlichkeit als äußerliches Gesetz, nicht in der Innerlichkeit der Individuen lebendig, daher der Sohn unbedingt vom Vater, der jüngre vom ältren Bruder abhängig, die ganze Familie verfällt dem Schicksal ihres Hauptes. Es fand kein Unterschied statt zwischen vorsätzlichen Verbrechen und der zufälligen Verletzung eines Andern, bei höchster Eitelkeit doch kein Gefühl für persönliche Ehre. Die Strafen meist körperlich, angesehne Beamte wurden mit Bambus durchgehaun ohne Ehrenkränkung.

Wenn man Religion das in einem Individuum Unbedingte und Höchste nennt, so ist die wirkliche Religion Chinas die unbedingte Hingebung in den Willen der Vorgesetzten und Ausdruck derselben mit dem ganzen Körper, die Religion der Höflichkeit gegen Lebende und Todte, eine Servilität, die als nicht innerlich gegründet einzelne Empörungen nicht ausschließt und nur ermäßigt ist durch Ehrgeiz und durch Innigkeit des Familienlebens.

Auf diesem gemeinsamen Grunde bestanden damals drei positive Religionen: 1) die des Kung-fu-tze, der im 6. Jahrhundert v. Chr.

nur als Reformator in seinen Schriften auftrat. Er hat Sprüche alter Weisen und Könige gesammelt als strahlende Muster der Vergangenheit, sie enthalten trockne, kluge Hausmoral. Confucius wird als Mensch angesehn, doch wird ihm geopfert und zu ihm gebetet. Der Kaiser achtet über sich nur die allgemeine Naturmacht, Tien, den Himmel; die Chen, Genien, Naturgeister unter sich. Sie stehn wie Mandarinen im Reichskalender: wenn etwa ein Unfall geschieht am Gegenstand ihrer Aufsicht, etwa durch einen Strom, der verwüstend austritt, so pflegt der Kaiser den Genius abzusetzen. Diese Staatsreligion hat wenige einfache Cärimonien, so das Fest des Landbaus, wo der Kaiser die erste Furche zieht. 2) die Religion des Tao, doch als Individuum gedacht, Zeitgenosse des Confucius, die Mensch gewordne offenbarte Urvernunft, eine Art Logos. Alles, was da entstanden ist, ist aus dieser Vernunft, als Entwicklung derselben. Hier ist die Anlage zu religiöser Speculation gegeben, doch lebten die Anhänger als Einsiedler und Tao wurde wie eine Zaubermacht betrachtet. 3) die eingedrungne Volksreligion ist der Buddhaismus, hier aber ohne Macht und ohne Begeistrung. Der Dalai Lama gilt als religiöses Haupt, aber politisch abhängig vom Kaiser.

So fanden die Jesuiten eine Staatsreligion, eine separirte Religion, eine Volksreligion, aber friedlich neben einander, die religiöse Discussion ganz freigegeben. Sie haben hier angefangen als Mathematiker und hörten mit Religion auf. Ricci [1582—1610] behielt Recht gegen die chinesischen Astronomen bei der Bestimmung einer Mondfinsterniß und ward dafür als Mathematiker bei Hof angestellt. Die Jesuiten haben dem Kaiser Landkarten, Schlaguhren, Kalender, Kanonen verfertigt. Sie verkündeten das Christenthum als chinesische Philosophie, zögerten auch nicht Todtenopfer zu bringen, namentlich dem Confucius, unter Rubrik der Heiligenverehrung und Todtenmessen. Sie knieten selbst vor den buddhistischen Götzen, indem sie ein kleines Kreuz vor sich hinlegten. Eine solche Anbequemung ist von den Päpsten bald zugestanden, bald auf Anklage der Dominicaner verboten worden. So ist das Christenthum bis Ende unsrer Periode ungehindert verbreitet worden, die Jesuiten haben damals mehr als hundert Kirchen erbaut.

In dem neu entdeckten Welttheil vertheidigten meist die Dominicaner im Sinn von Las Casas [B. II, S. 517] Menschen- und Christenrecht der Eingebornen gegen die unmenschliche Habgier der spanischen Colonisten. Die Caraiben als Menschenfresser und Sodomiten verurtheilte ein spanisches Gesetz zur Sclaverei. Die Dominicaner standen

dagegen auf mit allen geistlichen Waffen und erlangten 1537 von Paul III eine Bulle, welche sie anerkennt als veri homines. In Folge dessen erschien ein Gesetz der Krone Spaniens, welches Alle auf Colonien Geborne für frei erklärte, aber Menschenjagd in den Wäldern blieb erlaubt, und Neger wurden aus Afrika fortwährend eingeführt. So hat jener Zustand begonnen, für dessen Überwindung noch vor wenig Jahren Ströme Bluts geflossen sind.

Die Rothhäute, die wilden, noch freien, zeigten sich insgemein dem Christenthum nicht feindlich, nur ohne Sinn dafür. Sie hatten meist nichts dagegen ihre Kriegsgefangnen taufen zu lassen, bis ihnen einmal einfiel, die Getauften schmeckten nicht so gut. Weil aber die Menschenjagd und das üble Beispiel der Spanier der Christianisirung vornehmlich zu hinderlich schien, haben Jesuiten, Cataldino und Maceta den Gedanken von Las Casas erneut und verwirklicht: eine freie, christliche Republik, welche in den Urwäldern von Südamerika unter diesen Naturvölkern die schönsten Tage des Christenthums wiederbringen sollte. So erscheint in Paraguay das Jesuitenthum in neuer Gestalt. Die Eroberung veredelte ihre Mission: sie lehrten säen, ernten, Häuserbau, singen und lesen, die Eingebornen fanden ein Wohlgefallen an der glänzenden Äußerlichkeit des Cultus. Vorsteher und Richter wurden dabei aus ihrer Mitte gewählt, doch war die eigentliche Macht immer beim Pfarrer. Scheinbar bestand Gütergemeinschaft, aber man berechnete, daß jedes Individuum jährlich den Werth von 100 Thaler verdiente, nur die Hälfte aber koste, das andre fiel dem Orden zu. Dieser hat seinen Bekehrten manche leibliche und geistliche Güter gebracht, nur nicht das, was aus uns großen, gezähmten Kindern den freien, denkenden Menschen entwickelt. So kam zur Beschränkung des Geistes, die dem eingebornen Stamme durch die Natur gesetzt scheint, daß er nur dem Augenblick lebt, die Schranke des Aberglaubens und der innerlichen Unfreiheit. Doch die um Branntwein und Putztand ihre Weiber und Kinder hingegeben hatten, lebten nun in ehrbarer Ehe und verabscheuten berauschende Getränke, das ist geschehn ohne Gewalt und harte Strafen. Wie ein Wunder stand dieses Priesterreich in der neuern Geschichte.

Auch in Afrika an der Ostküste suchten die Jesuiten anzuknüpfen, mit wechselndem Glück. 1560 taufte der Jesuit Sylveira den Kaiser von Monomotacha mit vielen Großen seines Hofs. Bald gewannen mohammedanische Missionare die Oberhand, und der afrikanische Selbstherrscher ließ seinen Täufer und an fünfzig seiner Proselyten

hinrichten. In Afrika ist überall der Islam fortgeschritten, der seinen Bekehrten das Recht ließ, Sclaven zu halten und Weiber.

Es ist noch übrig ein Blick auf den Kampf, auf das Schlachtfeld der beiden Kirchen, in die das Christenthum zerfallen ist.

Siebentes Capitel. Die deutsche Gegenreformation.

§ 247. Irenik und Polemik.

Jetzt sind Katholicismus und Protestantismus wie zwei Bäume, in deren Schatten die Völker sitzen, kein Besonnener hofft in übersehbarer Zukunft ihre Vereinigung. Damals konnte man daran denken, den jungen Aufschößling abzuhaun oder zurückzubringen, auch durch allgemeine Reformation die Einheit wieder herzustellen. Es war denkbar, daß die Protestanten das, worin sie zu weit gegangen waren, zurücknähmen, den hochgespannten Augustinismus, auch vielleicht die Losreißung von der Hierarchie, oder daß die Katholiken durch Abstellung der Mißbräuche und durch Zugeständniß gewisser Freiheiten die Hand bieten würden zur Einigung, wie der Kaiser Ferdinand es hoffte, wenn den Priestern die Ehe, dem Volk der Kelch freigegeben würde. Die persönlichen, schriftstellerischen Träger dieser Hoffnung sind Cassander [† 1566] und Witzel [† 1573]. Der Erstre, so geheißen von Cassand, einer Insel an der Küste bei Brügge, ein Gelehrter, durch Kränklichkeit abgehalten von der Übernahme eines Amtes, protestantisch im Denken, katholisch im gefühlsmäßigen Festhalten an der kirchlichen Einheit. Denn in der Trennung, meinte er, sei kein Segen. Habe man in Rom schlecht gehandelt, so müsse man der römischen Kirche zu Hülfe kommen, um des Teufels willen sie nicht verlassen. Seine Consultatio zum Frieden nahm die Augsburgische Confession zur Grundlage, sie selbst gleichsam eine Augsburgische Confession der katholischen Kirche, eine Darlegung Dessen, was sie zugestehn könne.

Witzel vertritt eine Mischung des katholischen und protestantischen Geistes. Aus Vacha in Hessen gebürtig, hat er bei Luther und Melanchthon gehört, aber vom Merseburger Bischof die Priesterweihe empfangen. Als Pfarrer zu Niemegk bei Wittenberg, weil er einen antitrinitarischen Gelehrten bei sich beherbergt, wird er verhaftet und in Ketten gelegt, aber auch wieder frei gelassen. Das wurde ihm

Anlaß sein Amt aufzugeben. Nun nennt er sich Concionator Evangelii Christiani non Lutherani. Es hat ihn doch gedrängt zum Katholicismus. Einer der Grafen von Mansfeld, der damals noch katholisch war, hat ihn zum Pfarrer in Eisleben gemacht. Er hat ein hartes Los getragen fünf Jahre lang in einer Kirche, in der etwa zehn Katholiken waren, die Andern nur des Scherzes wegen. Dann am Hof Herzog Georgs, Rath des Abts von Fulda, des Kurfürsten von Mainz, thätig bei den Religionsgesprächen und Interims, doch nicht mehr als Geistlicher. Er hat sich dreimal verheirathet. Im Sinn des Erasmus suchte er den Frieden durch Aufgeben der Schulfragen und Subtilitäten: durch die Scholastiker seien die Ketzer herbeigeführt, vergebens erwarte Luther große Dinge von der Änderung der gelehrten Dogmatik, und besser wär's, wenn Luther nie gekommen wäre. Er will nicht ein Aufgeben der Wissenschaft, die Kunde der Sprachen mache keinen Ketzer, aber der Sprachen Unwissenheit mache grobe Esel. Aber er will praktisches Christenthum, Alle um Christus geeinigt, die Kirche, wie sie gewesen ist vor 1000 Jahren, der Papst als nothwendig nach menschlichem Recht zur Einheit der Kirche.

Ein unklares und doch populäres Sich-Hinausstellen über den Kirchenstreit kommt auch einzeln vor, so ein fliegendes Blatt von 1627 „Zeitung aus der Christenheit": Daniel Brinz, Gesandter Kaiser Rudolfs II an den Kurfürsten von Köln, gefragt, zu welcher Confession er sich bekenne, antwortet: „Ich bin ein Christ!" Auf weitere Fragen nach seiner Confession erzählt er: „Der Papst, Luther und Calvin kamen nach ihrem Tod vor die Himmelsthür und wurden vom Herrn also angeredet: Was habt ihr Drei mir für einen Lärm in der Welt angerichtet! Hätte ich nicht Recht, wenn ich euch rechtschaffen abprügelte mit dem Regimentsstab und euch in den Abgrund der Hölle stieße! Da fielen sie alle Drei auf ihre Kniee und nachdem sie versprochen, keinen solchen Rumor wieder im Himmel anzufangen, kamen sie alle Drei hinein und sind noch drin."

Noch zu Lebzeiten der Reformatoren erschien eine Caricatur, überschrieben „Geistlicher Raufhandel": der Papst, Luther und Calvin wie sie einander zerzausen. Jeder der beiden Reformatoren hält den heiligen Vater an einem Ohr gepackt, dieser greift Luther beim Haar, der seinerseits Calvin am Bart gefaßt hat, während der ausholt, um seinem Gegner die Bibel an den Kopf zu werfen. Daneben der Repräsentant des christlichen Volks in der Gestalt eines zerlumpten Schäfers betet zu Christus. Gewiß war auch hierdurch wie durch jene Vermittlung Cassanders und Witzels manches Menschen Sinn ausgesprochen. Die

Individualität der Reformatoren, ihre Sondermeinungen konnten nicht einem Jeden zusagen, der doch die Nothwendigkeit einer Reform der päpstlichen Kirche anerkannte.

Die protestantische Polemik hielt sich gern an einzelnes Geschichtliche: man wies nach, daß Presbyter und Bischöfe ursprünglich eins waren, daß der Kelch der Laien bis in das 13. Jahrhundert als Sitte und Gesetz der Kirche üblich war, das Fegfeuer eine neue Lehre, das Sündenregister der Päpste. Die katholische Polemik betonte mehr die Angemessenheit einer unfehlbaren Kirche für die Menschen und Völker, wie sie einmal sind: die H. Schrift sei unbestimmt, in der Kirche der lebendige Geist und doch Glaubenssicherheit. Hat Gott sich übernatürlich geoffenbart, so muß er auch eine Anstalt gegründet haben, diese Offenbarung unfehlbar zu bewahren und auszulegen. In jenem Sinn hatten Flacius und Gerhard testes veritatis, Zeugnisse aus der katholischen Kirche selbst gegen sie aufgestellt, das protestantische Element in der katholischen Kirche der Vorzeit.

Die großen Polemiker beider Kirchen, die noch jetzt lebenskräftig den gelehrten Streit fortführen, Chemnitius, aus der Schule Melanchthons, in seiner Prüfung und Bestreitung der Beschlüsse von Trient, und von Seiten des Papstthums Bellarmin, nicht minder scharfsinnig und nicht minder gelehrt. Parteimenschen, wie Neuhaus, Docent in Helmstädt, dann übergetreten Vorsteher eines Collegiums zur Bekehrung von Protestanten in Köln, endlich Weihbischof von Mainz, haben das Recht der Verjährung für die katholische Kirche in Anspruch genommen, wie einst Tertullian den Gnostikern gegenüber: als ob Wahrheit und Gerechtigkeit einer Verjährung unterliegen könnte. Die rohe Poesie mancher Polemik ist zu ersehn schon aus den Titeln der Streitschriften: Alter und neuer Katzenkrieg von der Ubiquität. Nothwendige Vertheidigung des heiligen römischen Reichs Augapfels durch die hierzu verordneten Theologen. Brill aus dem evangelischen Augapfel. Evangelischer Brillenputzer. Der Streit war begonnen von den Jesuiten als Satire auf die innern Streitigkeiten des Protestantismus über die Allgegenwart des Leibes Christi im Abendmahl, und des römischen Reichs Augapfel ist die Augsburgische Confession. Der Mus exenteratus, die ausgeweidete Maus, von einem Stuttgarter Geistlichen, behandelt die Frage: Wenn eine Maus oder ein andres Thier die geweihte Hostie benagt oder frißt, hat sie den Leib Christi gefressen, oder was geschieht mit dem Leib? Also gemünzt auf die Transsubstantiation, mit Nachahmung der scholastischen Subtilitäten und mit Anführung ihrer Auctoritäten, ob eine solche Maus auszuweiden, zu

verzehren oder zu excommuniciren sei, und von den verschiednen Graden ihrer Verschuldung, je nachdem sie nüchtern oder in Hungersnoth gewesen, mit Einwebung neckischer Legenden, vielleicht nicht ohne ein Seitenlächeln gegen die lutherische Lehre, denn Brenz hatte gleichfalls bekannt, daß eine Maus den Leib des Gottmenschen fressen könne.

Bis um die Mitte des 16. Jahrhunderts war der Protestantismus eine siegreich vordringende Macht. Damals war in Deutschland kein rein katholisches Land mehr, nicht einmal Tirol. In Österreich, Baiern, in bischöflichen Landen, wo der Protestantismus noch nicht herrschte, fehlte doch nicht Neigung und Mischung: da hielt man deutsche Gottesdienste, das Abendmahl mit dem Kelch. Der venetianische Gesandte schreibt 1558 aus Deutschland: nur ein Zehntel der Bevölkerung halte noch am alten Glauben fest. Ein päpstlicher Legat berichtet: „Deutschland ist fast ganz verloren.“ Ein andrer ist sogar übergetreten, jener Vergerius, der Luther in Wittenberg besucht hat, Bischof von Capo d'Istria in Illyrien. Er kam verdächtigt aus Deutschland zurück, wollte diesen Verdacht durch eine Streitschrift löschen **adversus apostatas** Germaniae. Als er zu diesem Behuf Luthers Schriften las, hat sein Herz sich gewendet. Er verbreitete protestantische Lehren in seinem Bisthum, bei Gelegenheit eines Mißwachses wurde das Volk gegen ihn aufgeregt. Auf dem Weg nach Trient, Spieras Lebensende in Padua [S. 283], entscheidet seinen Entschluß. Er hat erst in Graubünden mehr Calvins Richtung, dann in Würtemberg die lutherische vertreten. Durch seine Schriften und als Rath des Herzogs hat er bedeutende geistliche und politische Wirksamkeit geübt. Unter sein Bild hat er geschrieben: Päpstlicher Legat, Nuntius Christi.

Mit dem innern Zwiespalt des Protestantismus und mit seiner dogmatischen Erstarrung verlor er seine reformatorische, erobernde Kraft. Da kamen die Jesuiten mit den Beschlüssen von Trient, mit Predigt und Erziehung. Insgemein, wo eine große Wirkung hervorgebracht wird, wie durch diese Reaction geschah, geschieht es durch großartige Persönlichkeiten oder durch die hinreißende Macht neuer Ideen. Diese Jesuiten waren gelehrte, kluge, in ihrer Art fromme Leute, aber nirgends ist unter ihnen eine große Individualität, kein Name, der sich der Geschichte eingeprägt hätte als etwa durch seine Betriebsamkeit, wie etwa Canisius [† 1597], der erste deutsche Jesuit, der, vertraut mit den Kirchenvätern wie mit dem Sinn und Bedürfniß des Volks, in Köln, Baiern, Österreich und überall wo seine Kirche bedroht war, ein langes Leben durch nur diesem einen Gedanken gelebt hat, mittelst einer frommen katholischen Glaubens- und Lebensordnung den Protestan-

tismus zurückzudrängen, ein Bändiger der Ketzer. Weder jesuitische Lehre noch jesuitische Pietät bewegt sich in neuen Bahnen, es ist die stille Macht des Eifers und der Methode. In Ländern, wo noch ein Theil des Volks und die Regierung katholisch war, ist überall der Protestantismus, zwar nicht vertilgt, so doch zurückgedrängt worden. Mitunter ist das sehr allmählich geschehn, z. B. im Bisthum Münster, wo nur in der Stadt der Katholicismus wieder hergestellt war, nachdem der Protestantismus durch Überschreitung sein Recht untergraben hatte. Der Bischof Franz von Waldeck, der Münster den Wiedertäufern abgenommen hatte, beantragte 1542 die Annahme der Augsburgischen Confession. Der Landtag, Ritter und Prälaten, lehnte das ab, der Bischof trat dem Schmalkaldischen Bund bei, aber bedroht im schmalkaldischen Krieg, trat er wieder zurück. Sein Nachfolger Wilhelm von Kettler legte als protestantisch gesinnt sein Amt nieder. Unter Bernhard von Ruesfeld forderten die Domherrn, daß ihre Concubinen als legitime Frauen anerkannt würden. Im geselligen Leben war bereits üblich zu sagen: Frau Domkantorin, Frau Domdechantin, Frau Dompropstin. Als der Bischof einen Befehl des Papstes gegen dies häusliche Glück verlas, hatte er nur den Spott davon: so möge er den Anfang machen, und er hat das Amt gleichfalls niedergelegt. Mit Johann von Hoya 1588 kamen die Jesuiten und man begann die tridentinischen Beschlüsse in's Leben zu führen. Doch erst Ernst von Baiern als Kurfürst von Köln brauchte Gewalt: er vertrieb alle Nichtkatholiken, zog ihre Güter ein, ließ die Concubinen an den Pranger stellen und mit dem Staubbesen ausweisen. So siegte der Katholicismus zugleich mit der wenigstens äußerlichen Ehrbarkeit des Priesterthums. Das letztre Mittel führte anderwärts rascher zum Ziel. So zog der Bischof Julius von Würzburg mit Soldaten, Henkern und Jesuiten umher, ließ, wer nicht beichten wollte, hängen oder doch Landes verweisen, und setzte überall den katholischen Cultus wieder ein.

Die letzte Entscheidung in Deutschland geschah allerdings erst durch das Schwert des dreißigjährigen Kriegs. In Österreich und Baiern ist noch lange Zeit sprüchwörtlich gewesen als strenge Drohung: „Ich werde dich katholisch machen.“ Die Erinnerung an die Mittel, durch welche diese Länder wieder katholisch geworden sind, spricht sich darin aus. Und unter Protestanten sagt man noch heut: „Das ist zum katholisch werden.“

§ 248. Der dreißigjährige Krieg.

Die katholische und protestantische Partei blieben in Deutschland einander drohend gegenüberstehn. Das Haupt der erstern, das Haus Habsburg, bedrohte zugleich durch eine ungeheure Ländermasse die Freiheit Europas, doch war seine Kraft noch durch innern Zwiespalt und geistige Unfähigkeit niedergehalten. Man kann viele Ursachen geltend machen, die schließlich zum Kriege führen mußten:

1) Der fortwährende Zwiespalt über den geistlichen Vorbehalt. Protestantische Fürsten haben gegen denselben Bisthümer und geistliche Güter eingezogen. Sachsen: Naumburg und Meißen; Preußen: Magdeburg, Brandenburg u. a. 2) Unbekannt, unanerkannt war in beiden Kirchen die Freiheit des Glaubens, Jeder behauptete nur das Recht der eignen Religion. Dazu 3) die Aufhetzereien der Jesuiten. Sie wiesen nach, der Religionsfriede, ohne den Papst abgeschlossen, sei ungültig, sei nur ein Interim gewesen, aufgehoben durch Trient. Von Wien aus verkündete man, es liege im Wesen des Kaiserthums wie der Kirche ein monarchisch Regiment, das Reich sei nur durch eine Reichsreligion zu einigen. Die Gelüste von Österreich und Baiern wurden aufgestachelt, Deutschland als katholische Mächte zu beherrschen. Endlich 4) kleine dynastische Interessen. Die Herzöge von Cleve am Niederrhein waren ausgestorben. Erbansprüche erhob Pfalzgraf Wolfgang von Neuburg, Kurbrandenburg, Kursachsen. In Bezug auf Brandenburg schien es geschlichtet durch die beabsichtigte Vermählung des Pfalzgrafen mit der Tochter des Kurfürsten. Aber bei der Tafel in der Hitze des Gesprächs und Weins gab der Kurfürst seinem künftigen Eidam eine Ohrfeige. Der vermählte sich nun mit der jüngern Schwester des Herzogs Maximilian von Baiern und wurde katholisch. Sein alter Vater, der Kirchengebete für ihn, und als es geschehn, gegen ihn sprechen ließ, ist aus Gram gestorben. In Pfalz-Neuburg und einem Theil von Cleve wurde verboten an Fasttagen Fleisch zu verkaufen und die katholische Kirche zu schelten, wenn auch der katholische Gottesdienst auf die Hofkirche beschränkt blieb. Der Übertritt des Pfalzgrafen wurde vermittelt und literarisch vertheidigt durch den Jesuiten Reyhing, der darüber selbst irre geworden und zuletzt als Protestant Professor in Tübingen gewesen ist.

Noch früher war die Bekehrung des Markgrafen Jacob III von Baden zum Katholicismus gelungen, aber unmittelbar nach der öffentlichen Erklärung seines Übertritts fiel er in tödliche Krankheit. Daher

sein Befehl alle lutherischen Pfarrer auszuweisen nicht ausgeführt worden ist. Er meinte, seine Krankheit sei die Strafe, daß er so lange gesäumt habe. Auf dem Sterbebett sprach er zu einem Diener: „Nimm dir ein Exempel an mir, bedenke dich nicht so lang, sieh, wie mich Gott mit dieser Krankheit straft, daß ich so lang ausgeblieben bin und meinen Herrn Jesum Christum nicht alsobald bekannt habe.“ Wie leicht konnte man's umkehren. Die Bekehrung hat zwar Befürchtungen und Groll hervorgerufen, sonst ist sie spurlos am Land vorübergegangen.

Noch einmal hatte sich der Protestantismus in Köln angesetzt. Kurfürst Gebhard, Truchseß, ein Freund Wilhelms von Oranien, war mit calvinischen Räthen umgeben. Bei einer Procession sah er Agnes von Mansfeld, eine Canonissin von Germersheim. Sie entschloß sich mit ihm zu leben, ihre Losung: „Was bitter und trüb, trägt Alles die Lieb'.“ Ihre Brüder drohten in seinem und ihrem Blut die Schmach zu rächen, wo er sie nicht heirathe. So ist er 1582 in Köln eingezogen mit Bibel, Schwert und Frau. Darin lag keine sittliche Kraft, als Calvinist wurde der Kurfürst nur von Kurpfalz unterstützt, Ernst von Baiern durch ein spanisch-belgisches Heer eingesetzt, und noch einmal war Köln für den Katholicismus gesichert.

Die Reichsstadt Donauwörth an der Grenze von Baiern war ganz protestantisch, nur noch außerhalb der Mauern das Kloster zum heiligen Kreuz. Der Abt wagte, was längst abgekommen war, eine Procession durch die Stadt zu führen, die vom protestantischen Pöbel verhöhnt und zersprengt wurde. Das Strafgericht für diese That war hart, das Gericht incompetent, denn der Reichshofrath in Wien war nur des Kaisers, nicht des Reichs Gericht. Herzog Maximilian von Baiern hatte längst Händel mit der Stadt gesucht, er vollzog die Acht und machte eine ungeheure Rechnung der Kriegskosten, für welche ihm die Stadt verpfändet wurde. Darin hat er dann mit sanften und harten Mitteln fast Alles zurückgebracht in die katholische Kirche.

So erschienen mannigfache Anzeichen, daß der Katholicismus im Gefühl seiner Erstarkung daran dachte, noch einmal das Abendland zu beherrschen. Die katholische Liga, Maximilian von Baiern an der Spitze der geistlichen Fürsten, bildete einen von Österreich unabhängigen Bund. Zum erstenmal tritt der Gedanke hervor, daß die minder mächtigen deutschen Fürsten sich um Baiern scharen. Kurfürst Friedrich V von der Pfalz vereinte im Angesicht der Gefahr einige protestantische Stände zu einer Union mit diesen Forderungen: Wiederherstellung der reichsstädtischen Freiheit von Donauwörth,

Abstellung der ungebührlichen Ausdehnung des Reichshofraths, Anerkennung des Rechts jeder Partei, auf dem Reichstag Angelegenheiten als Reichssachen zu bezeichnen, d. h. sie der Entscheidung des Reichs zu entziehn, nicht majorisiren zu lassen. Das erschien als Auflösung des Reichsverbandes: Kurpfalz im Bund mit den Niederlanden wurde ehrgeiziger Absichten gegen Österreich beschuldigt. Wie dies auch sei, das Schicksal von Donauwörth und die nachfolgenden Ereignisse zeigen, daß der Protestantismus in Deutschland allerdings bedroht war. Alles ist voll Mißtrauen, Unduldsamkeit und kriegerischen Unmuth.

Der erste Act der Kriegstragödie spielt sich in Böhmen ab.

Kaiser Matthias, der seinem unfähigen Bruder Rudolf eins seiner Länder nach dem andern abgenommen hatte, wagte unter dem Einfluß seines Neffen und Thronerben Ferdinand einzelne Bedrückungen in Böhmen, oder gestattete sie doch dem katholischen Grundherrn. Die Utraquisten, die durch Luther aufgeweckten Hussiten erließen deßhalb, als eine ihrer Kirchen auf dem Gebiet des Erzbischofs von Prag auf dessen Befehl niedergerissen, eine andre gesperrt worden war, in höchster Aufregung über die unter den Einwohnern vorgenommenen Verhaftungen eine Bittschrift, die Graf Thun an der Spitze einer Deputation dem Kaiser überreichte. Matthias antwortete: Jene seien gefangen als Rebellen. Eine gewaffnete Deputation an den königlichen Statthalter auf dem Schloß zu Prag fragte, ob er Theil hätte an dieser Antwort des Kaisers. Zwei Räthe, die das bejahten und ohnedem verhaßt waren wegen Bedrückung ihrer protestantischen Gutsunterthanen, wurden aus dem Fenster herausgeworfen. So begannen die Gewaltthaten.

Ferdinand II bestieg soeben den Kaiserthron. Er hatte geschworen Krone und Leben an den Sieg der alleinseligmachenden Kirche zu setzen, und zu diesem Schwur sich den Segen in Rom geholt. Er war kein geistesmächtiger Fürst, aber in ihm war die Entschiedenheit eines Mannes, der weiß, was er will und nur dies Eine will. Seine Energie war bereits bewährt innerhalb seines kleinen Erblandes. Als er in Graz einzog, lebten dort nur noch drei Katholiken. Er zog an der Spitze einer Commission von Jesuiten und Soldaten von Ort zu Ort, um zu „reformiren“. Die protestantischen Geistlichen wurden Landes verwiesen, den Einwohnern die Wahl gelassen ihnen zu folgen oder selig zu werden in der alten Kirche. Diese Persönlichkeit des neuen Hauptes der Habsburger Dynastie und das Rühmen der Katholiken, er werde in allen seinen Reichen die Rechte der Protestanten zerreißen,

wie er in Steiermark und Kärnthen gethan, ließ die Böhmen, nach Überwältigung des katholischen Adels, ihres alten Wahlrechts gedenken. Auf der engern Wahl standen der Kurfürst von Sachsen und der von der Pfalz. Es war einer der Momente, wo Sachsen noch einmal eine nordische Macht werden konnte. Gegen den Kurfürsten Johann Georg wurde eingewandt, er handle Alles durch Pfaffen und hänge an Österreich, und das war so weit richtig, als sein Hofprediger Hoe von Hoenegg österreichische Pension bezog, dennoch wurde an ihn die Anfrage gestellt, ob er die Krone von Böhmen annehmen wolle. Seine Antwort war ausweichend. So siegte die calvinische Partei, Friedrich von der Pfalz ward zum Köng gewählt. Er stand in Verbindung mit England, mit den Niederlanden und den Hugenotten. Diesem Bund lag der Gedanke wohl nicht fern, die Kaiserkrone an sich zu reißen und das dem Katholicismus verpfändete Haus Habsburg ganz aus Deutschland hinauszudrängen. Die Habsburger konnten Böhmen nicht aufgeben, weder für ihre Herrschaft, noch für den Katholicismus. Die Liga ergriff die Waffen für Ferdinand, die Union und Sachsen blieben aus Vorsicht und eifrigem Lutherthum unthätig.

Friedrich als König von Böhmen entfremdete sich einen Theil der Husiten, indem er mit calvinischem Bildersturm die Cärimonien abschaffte, die sich noch aus katholischer Zeit erhalten hatten. Im Stich gelassen von den Lutheranern war er dem Kampf nicht gewachsen, Maximilian von Baiern als Feldherr des Katholicismus entriß ihm auf dem weißen Berg bei Prag am 8. November 1620 Krone und Kurhut. Der Majestätsbrief der Böhmen wurde zerrissen, die Führer der Protestanten endeten auf dem Schaffot. Alle utraquistischen Prediger wurden ausgewiesen, überall der katholische Cultus eingesetzt. Die sich ihm weigerten erhielten Einquartirung, der Alles erlaubt war. Da vornehmlich Lichtensteiner Dragoner dazu verwandt wurden, erhielten diese den ironischen Namen der Lichtensteiner Seligmacher. Auswanderung, anfangs als Gnade verstattet, war nach Jahr und Tag nur möglich als Flucht. Die Gemeinden, alles geistlichen Zuspruchs beraubt — denn die protestantischen Geistlichen, welche wagten sie zu trösten, kamen auf die Galeeren — gingen nach unsäglichen Drangsalen endlich doch zur katholischen Kirche über, in ihren Kindern erlosch allmählich die Erinnerung ihres evangelischen Glaubens.

Zugleich erhielt Böhmen einen apokryphen Heiligen, Nepomuk, eigentlich eine jesuitische Machination, eine Vertauschung des Mister Jan [Magister Johan Hus] mit Jan von Nepomuk, wie Otto Abel dargethan hat. Die Jesuiten hatten die Nepomuklegende vorgefunden:

weil er als Beichtvater der Königin Johanna dem König Wenzel von Böhmen ein Beichtgeheimniß nicht verrathen wollte, sei er Nachts von der Moldaubrücke gestürzt, sein Leib aber durch ein wunderbares Leuchten aufgefunden und feierlich bestattet worden. Der historische Nepomuk war nie Beichtvater der schon 1386 gestorbenen Königin. Er war Generalvicar des Erzbischofs, ist als Aufrührer gegen den König 1393 ersäuft und im Dom begraben worden. Gleich nach dem böhmischen Krieg beginnt die Verwechslung des Mister Jan mit Hus, der noch auf alten Bildern dargestellt ist als Hus mit der Bibel in der Hand. So wurde der vom König Wenzel ersäufte Priester mit dem durch den Bruder Wenzels Sigismund verbrannten Joh. Hus zusammengeworfen. In Rom scheint man etwas von dieser Vertauschung gemerkt zu haben, denn die Heiligsprechung wurde lange verzögert. Erst 1729, nachdem seit Jahren in Böhmen schon Statuen und Altäre dem Nepomuk errichtet waren, ist es geschehn. Und so ist Nepomuk der Schutzheilige des neuen katholischen und verdummten Böhmens geworden, hinter ihm steht tief verhüllt das alte Hussitenthum.

Was in Böhmen geschah, war nur das Vorspiel Dessen was in Deutschland geschehn sollte. Die Überwältigung des Protestantismus war durch den Zwiespalt zwischen Lutheranern und Calvinisten sehr erleichtert. 1622 hatte Ferdinand dem Fürsten Karl Wittgenstein die schlesische Herrschaft Jägerndorf geschenkt. Bei der Besitznahme begrüßten ihn die lutherischen Geistlichen und baten um Vertreibung der Calvinisten als Anhänger Friedrichs von der Pfalz. Er antwortete: „Beruhigt euch ihr Herren, die Calvinisten müssen alle aus dem Lande, aber auch ihr!" In Schlesien, als Nebenland von Böhmen, sind damals die Protestanten fast aller ihrer Kirchen beraubt worden. Durch alle Lande, in welchen beide Kirchen neben einander wohnen, geht seit Anbruch des 17. Jahrhunderts ein heimliches Murmeln von Überfall und Ausrottung des Protestantismus. Was da drohte, zeigt der große Mord in Veltlin, von den Jesuiten angestiftet. Ein Schuß, der den evangelischen Pfarrer von Taglio auf der Kanzel tödtete, gab das Signal. Von Dorf zu Dorf ging das Morden der Evangelischen. Der aufgespießte Kopf des Pfarrers von Tirano wurde auf seine Kanzel gepflanzt. An 600 sind umgebracht worden, Vielen wurden die Eingeweide aus dem Leib gerissen, Andre kamen durch Hunger und Frost auf den Bergen um. So ist in diesen Alpenthälern der Katholicismus wieder zur Herrschaft gelangt.

Im deutschen Reich durch die Ächtung des Kurfürsten von der Pfalz

und Übertragung seiner Kur auf Baiern erhielt der Katholicismus wieder die volle Mehrheit im Rath der Kurfürsten. Wallenstein, dieser wunderbar begabte Führer aus utraquistischem Geschlecht, nach des Vaters frühem Tod durch Jesuiten in Olmütz erzogen, schuf dem Kaiser ein zweites katholisches Heer, durch das er unabhängig wurde von der Liga. Im Vertrauen darauf ist das Restitutionsedict [6. März 1629] erlassen worden als Endurtheil eines fast hundertjährigen Processes, ein Gewaltstreich unter dem Schein des Rechts, Kraft jenes Reservatum ecclesiasticum im Religionsfrieden. Aber ein Zustand, der doch auch schon Menschenalter durch bestand, sollte dadurch zum Vortheil der einen Partei plötzlich umgestürzt, alle streitige Fragen zu ihren Gunsten entschieden werden. Das Edict wollte der katholischen Kirche zwei Erzbisthümer zustellen: Magdeburg und Bremen, zwölf Bisthümer und eine Menge Territorien von Klöstern und Prälaturen. Die Calvinisten waren nie förmlich eingeschlossen, durch Ächtung von Kurpfalz ihres Mittelpunkts beraubt. Die Unterthanen katholischer Reichsstände hatten zwar nie ein andres Recht gehabt als das der Auswandrung, aber durch Herkommen hatten sie doch auch Duldung für ihren Cultus erlangt.

Unmittelbar traf das Restitutionsedict nur die Fürsten, nicht das Volk, aber was darin lag zeigte die Ausführung. Z. B. im protestantischen Augsburg wurden die Kirchen dem katholischen Cultus zurückgegeben, die Stadt der Jurisdiction des Bischofs unterworfen. Das war der Anfang zur Ausrottung des deutschen Protestantismus. Erst die Calvinisten, dann wären die Lutheraner dran gekommen. Eine ungeheure Wuth entstand: „lieber soll Deutschland wieder die alte Waldwiese werden". Es ist beinah dazu gekommen.

Wallenstein an der Spitze eines mächtigen Heers durchzog Deutschland als Vollstrecker des Edicts. Es schien keine Rettung als im Aufstand gegen den Kaiser, dazu fehlte doch der politische Mittelpunkt: Kurpfalz gebrochen, Kursachsen von Österreich bethört, es hatte gegen die Böhmen geholfen und dafür als Judaslohn die Lausitz erhalten. Da bedachte Cardinal Richelieu, der Herrscher über Frankreich, das europäische Gleichgewicht, daß Österreich oder Spanien, die Habsburger übermächtig werden möchten. Durch einen Vertrag mit Frankreich erhielt Gustav Adolf Geld und einen Rückhalt, um sich an die Spitze des Kampfes gegen die Habsburger Macht zu stellen für Herstellung der alten Gerechtsame der deutschen Stände, auch wo er den katholischen Gottesdienst vorfinde, ihn nicht zu stören. Er war ein heldenmüthiger, protestantischer Fürst, doch illegitim, denn sein

Vater hatte nur im protestantischen Interesse König Sigismund verdrängt [S. 254]. Von Österreich war er gereizt und bedroht. Seine Losung, die Ehre Gottes und so vieler tausend Christen Wohlfahrt zu schützen. Wenigstens im Sieg hat er auch an Eroberungen gedacht, vielleicht selbst an die Kaiserkrone, oder doch an ein protestantisches Protectorat. Aber er war nicht ohne religiöse Interessen, ein katholischer Zeitgenosse nennt ihn den Frömmsten in seinem Irrwahn. Als sein Kanzler Oxenstierna ihn abmahnte seine Person zu sehr dem Kampf auszusetzen, meinte er: „Gottes Rath ist nicht an meine Person gebunden. Was Gott mir anbefohlen hat, dem darf ich mich nicht entziehn.“ Sein Hofprediger hat nachmals versichert, er habe mehr als einmal gegen ihn den Wunsch geäußert, für Gottes Wort im Feld zu fallen.

Durch die Einmischung Frankreichs war die Sache des Protestantismus und deutscher Freiheit unlauter geworden. Nur im Lager Gustav Adolfs blieb noch der Charakter eines Kriegs für den Glauben bewahrt. Das Lied: Verzage nicht, du Häuflein klein, ist zwar nicht bei der Landung der 15000 Schweden, doch gedichtet vom Pfarrer Altenburg zu Groß-Sömmern, vor der Schlacht bei Lützen gesungen worden, insofern Gustav Adolfs Schwanengesang. Im Heer Wallensteins und der Franzosen sah man Söldner aller Völker und Glaubensarten. Oft wurde der Krieg nur geführt, um mit entsetzlicher Aussaugung den Krieg zu ernähren. Die Verbrennung Magdeburgs [20. Mai 1631] war zwar vom General der Liga Tilly nicht beabsichtigt, noch weniger von Gustav Adolf, sondern in der Wuth der Plünderung und durch das Aufgehn von Flatterminen, die den Stürmenden gelegt waren, ist es geschehn, aber Tilly hat doch Mord und Plünderung zugelassen, und katholische Zeitgenossen sprachen höhnisch von der Hochzeit Magdeburgs.

Kursachsen wurde durch Bedrohung seiner säcularisirten Besitzthümer und durch die schwedischen Siege endlich der protestantischen Sache zugeführt. Um die protestantischen Kräfte durch eine Union zu vereinigen, fand zu Leipzig 1631 ein Convent der Brandenburger und Hessen-Kasseler Fürsten und Theologen mit den Sächsischen statt. Die Reformirten, sehr nachgiebig, wollten selbst die Confessio invariata anerkennen, Hoe von Hoenegg acceptirte das, protestirte aber gegen die Deutung des Artikels 10 als von geistlicher Nießung, und so ist man unbefriedigt aus einander gegangen. Die Jesuiten haben darauf einen Vers gemacht:

Die armen lutherischen Fürstlein
Halten zu Leipzig ein Conventlein.
Was wollen sie anfahn? Ein klein Kriegelein.
Wer soll's führen? Das schwedisch Königlein.
Wer wird's Geld geben? Das sächsisch Bierjörglein.
Wer wird sich dessen freun? Das pfälzisch Fritzlein.
Worum ist's zu thun? Um sein Heidelbergisch Nestlein.

Nach Gustav Adolfs Heldentod in der Lützener Schlacht [6. November 1632] führten die schwedischen Feldherrn, von Richelieu geheim unterstützt, den Krieg fort. Kursachsen verließ noch einmal die protestantische Sache und machte seinen Frieden mit dem Kaiser, der ihm seine Bisthümer und sein Lutherthum sicherte. So schloß es sich wenigstens an die deutsche Sache, denn bereits drohte Frankreich den Süden, Schweden den Norden Deutschlands an sich zu reißen.

Wir gehn rasch über den Jammer dieses dreißigjährigen Kriegs hinweg, durch den unser Vaterland verödet wurde. Die Kirchengeschichte ist keine Kriegsgeschichte oder doch nur des Kriegs, der im Reich der Geister geführt wird, eines tausendjährigen Kriegs um den rechten Gottesfrieden.

Die den Krieg begonnen hatten, waren darüber hingestorben, alle Reichsverhältnisse gelöst, die religiösen und politischen Fragen in einander gewirrt. Keine Partei hatte entschieden gesiegt, die Fürsten alle wollten im Frieden gewinnen, während der Verhandlungen dauerte der Krieg fort, und jedes Treffen brachte neue Ansprüche. Freilich forderten die Völker in drohender Verzweiflung den Frieden, der als Reichsgrundgesetz deutscher Nation unter französischer und schwedischer Gewähr im October 1648 zu Münster und Osnabrück abgeschlossen wurde. Schweden erhielt Pommern, Rügen, Wismar, die Herzogthümer Bremen und Verden, die Reichsstandschaft über 5 Millionen. Frankreich, das auch nichts umsonst thut, das Elsaß noch ohne die Reichsstadt Straßburg, das Besatzungsrecht von Philippsburg und den festen Besitz von Metz, Toul, Verdun. Für den Verlust Pommerns wurde Kurbrandenburg mit den Bisthümern Halberstadt, Minden, Schwerin, Ratzeburg entschädigt. Das Princip der Säcularisation wurde so von den katholischen Mächten selbst anerkannt. Wer dagegen protestirte, war der Papst. Baiern behielt die Oberpfalz nebst der Kur, für die wiederhergestellte Unterpfalz wurde eine achte Kur errichtet. Das Recht jedes Reichsstandes, mit dem Ausland Bündnisse abzuschließen, nur nicht gegen Kaiser und Reich, wurde anerkannt. Über den Streit der Kirchen verordnet der 5. Artikel des Osnabrücker Instruments unter Bürgschaft von Schweden — in der Münsterer

Urkunde ist das nur im allgemeinen anerkannt, nicht im einzelnen aufgenommen als gegen das Decorum des allerchristlichsten Königs — nach dem Grundsatz voller gegenseitiger Rechtsgleichheit einer zweifachen Reichsreligion und mit Zurückweisung jeder kirchlichen oder politischen Protestation: „Der Augsburger Religionsfriede soll unverbrüchlich gehalten werden, bei allen Reichsgerichten und Deputationen die Zahl der Beisitzer von beiden Religionstheilen gleich sein, auf dem Reichstag, wenn beide Religionstheile ungleicher Meinung sind, nichts durch Stimmenmehrheit, sondern nur durch gütlichen Vergleich entschieden werden. Über die Kirchengüter entscheidet der Besitzstand vom 1. Januar 1624. Auch wo in diesem Normaljahr freie Religionsübung war, soll sie bleiben; wo sie nicht war, Hausgottesdienst gestattet sein. Die Reformirten sind den Katholiken gegenüber Augsburgische Confessionsverwandte. Zwischen beiden protestantischen Theilen soll der Rechtszustand, wie er vertragsmäßig oder thatsächlich dermalen ist, erhalten werden. Ein Fürst, der von der einen protestantischen Partei zur andern übergeht, mag den neuen Glaubensgenossen Religionsfreiheit gewähren, soll aber die bestehende Kirche unverletzt lassen."

Die evangelischen Ungarn hatten durch Rakoczy aus Siebenbürgen unterstützt im Frieden von Linz [1645] die Wiederherstellung ihrer kirchlichen Gerechtsame erlangt, die schlesischen Fürstenthümer wurden in den westphälischen Frieden aufgenommen, nicht so die andern österreichischen Erblande. Graubünden hat unter Vermittlung von Venedig und Frankreich durch den Frieden von Mailand [1639] seine italienischen Landschaften zurückerhalten, aber mit vertragsmäßiger Ausschließung der Protestanten.

So war überall ein Friede ohne Versöhnung geschlossen, und das gleiche Recht zwischen der katholischen und protestantischen Kirche in der Reichsverfassung anerkannt, aber das Reich zerspalten und ausländischem Einfluß preisgegeben.

Achtes Capitel. Die morgenländische Kirche.

§ 249. Berührung mit den Protestanten.

Durch den gemeinschaftlichen Gegensatz wider die römische Kirche war der Gedanke nahegelegt, die alte Kirche des Morgenlandes und die wiedergeborne junge protestantische Kirche mit einander zu verbinden. Es ist dazu ein dreifacher Versuch gemacht worden.

Ein griechischer Priester Demetrios kam nach Wittenberg, als vom Patriarchen Joasaph II gesandt, die neue Secte kennen zu lernen. Melanchthon benutzte die Gelegenheit zu einem griechischen Schreiben an den Patriarchen [1559], in welchem er seine Freude bezeigt, daß Gott im Morgenland mitten unter Feinden die wahre Kirche erhalten habe. Er beruft sich auf Demetrios als Augenzeugen, daß die Evangelischen sich bloß an die H. Schrift hielten, auch den Vorschriften der ältesten Väter und der Synoden treu nicht den Gottesdienst annähmen, den ungelehrte Mönche den Lateinern ohne Gottes Gebot ersonnen hätten. Das Schreiben blieb ohne Antwort und ohne Erfolg.

Die Correspondenz zwischen der Tübinger theologischen Facultät und dem Patriarchen Jeremias II, veranlaßt durch einen Gesandtschaftsprediger in Constantinopel. Die Antwort des Patriarchen zeigt altväterliche Beschränktheit gegenüber der halben Aufklärung der Reformatoren: Das sei sehr zu tadeln, daß sie nicht nach dem nicänischen Concil die Ausgießung des H. Geistes vom Vater allein lehrten, und nicht dreimal zur Taufe eintauchten; auch geweihtes Öl und gesäuertes Brot sei nothwendig, die Kirche von Constantinopel allen Andern vorzuziehn, also auch ihre Liturgie anzunehmen. Der Schriftenwechsel wurde nach dem Wunsch des Patriarchen, nicht mehr über Dogmen, sondern, wenn's gefiele, nur freundschaftlich zu schreiben, 1581 abgebrochen.

Cyrillus Lucaris auf Candia, damals venetianischem Gebiet, geboren und so in die Bildung des Abendlandes hineingezogen, schloß in Litthauen mit reformirten Geistlichen Verbindungen, die er als Patriarch von Alexandrien und von Constantinopel [seit 1621] durch Vermittlung des holländischen und englischen Gesandten fortsetzte. Er dachte gegen das Vordringen der römischen Kirche dem bloßen Cultusleben der seinigen durch den Bund mit der jungen Kirche des Abendlandes einen frischen Geist einzuhauchen, eine religiöse Wiedergeburt und durch sie einstmalige Befreiung seines Volks. Er hat ein calvinistisches Glaubensbekenntniß nach Genf gesandt und in Constantinopel eine griechische Druckerei errichtet, durch die er sein Glaubensbekenntniß und einige Katechismen veröffentlichen wollte. Gegen ihn haben die Jesuiten als Missions- und Gesandtschaftsprediger überall Klage erhoben, indem sie dem Sultan einredeten, er bestreite und lästere den Koran. Das deßhalb geforderte Gutachten des Mufti durfte die Gegner beschämen. Aber es bedurfte nicht erst der Jesuiten, um auch die griechischen Bischöfe gegen ihn aufzuregen. Als endlich Murad zum Krieg gegen Persien rüstete und die Gegner ihm in den Ohren

lagen, der Patriarch werde hinter seinem Rücken die Kosaken in's Land rufen, ist er erdrosselt, die Leiche in's Meer geworfen worden [1638]. Die Patriarchen des Morgenlandes verdammten sein Andenken.

§ 250. Die russische Kirche.

Vornehmlich durch seine Kirche hat nach Abwerfung des mongolischen Joches das russische Reich sich zur Einheit zusammengefaßt und auf der Moskauer Synode von 1551 seine altväterlichen Gesetze und Sitten im Stoglaw [Buch der 100 Capitel] beurkundet. In Folge der politischen Entwicklung wurde die russische Kirche unabhängig von Constantinopel. Von dem Geldbedürfniß des Patriarchen Jeremias war die Genehmigung leicht zu erhalten, daß ein Patriarch in Moskau als dem dritten Rom eingesetzt wurde [1589]. Doch hatten die russischen Patriarchen bis um die Mitte des 17. Jahrhunderts ihre Bestätigung von Constantinopel einzuholen. Seit Gregor hat die römische Kirche eine Vereinigung mit den Russen im Auge gehabt. Der Czar Iwan Wassiljewitsch ließ sie hoffen, als er in einem unglücklichen Krieg gegen Polen die Hülfe des Kaisers und die Vermittlung des Papstes suchte [1581]. Aber die Hoffnung schwand mit dem Bedürfniß trotz der Gewandtheit des Jesuiten Possevino. Glücklicher war derselbe in den russischen Provinzen, die mit Litthauen an Polen gefallen waren. Um die Vortheile des katholischen Klerus zu theilen und die orthodoxe Kirche vor dem Abfall, der bei dem Adel begonnen hatte, zu retten, unterwarf sich der Metropolit von Kiew Michael Rahoza mit einem Theil des Klerus auf der Synode zu Brzesc [1596] dem Papst. Die Union wurde in Gemäßheit der Einigung von Florenz vollzogen, anfangs mit höchster Schonung der altväterlichen Bräuche. Allmählich wurde der Gottesdienst durch römische Mönche, welche in die unirten Klöster traten, latinisirt, während die nicht unirte Kirche der Verführung und Verfolgung erlag. Um das Selbstbewußtsein der orientalischen Kirche gegen das Eindringen des römischen wie des protestantischen Geistes festzustellen, wurde von Petrus Mogilas, dem Metropoliten von Kiew, ein Katechismus der Russen verfaßt [1642] und von sämmtlichen verbundnen Patriarchen als das Bekenntniß der katholischen Kirche des Morgenlandes bestätigt, darin das Dogma in althergebrachter Weise, doch in seiner letzten stillen Entwicklung einfach dargestellt und durch Einfassung in die drei theologischen Tugenden seine Bedeutung für das christliche Leben hervorgehoben ist.

Ein Versuch, Rußland hineinzuziehn in das katholische Abendland, war eine kühne Intrigue. Der Thronerbe des russischen Reichs Dimitrij war als zehnjähriger Knabe umgebracht worden durch seinen Schwager Boris, seit 1598 Czar. Ein junger Mönch, Jacob Otrepiew, der im Palast des Patriarchen Hiob abschrieb, hörte zufällig, wie zum Verwechseln ähnlich er dem Ermordeten sei. Er floh nach Litthauen, entdeckte einem Priester, er sei Dimitrij, der Gerettete, ein andrer Knabe dem Mord untergeschoben, so gewann er den polnischen Adel durch das Versprechen einer Union mit der römischen Kirche. Vom polnischen Reichstag wird er als Czar anerkannt, ein polnischer Fürst gibt ihm seine Tochter. Durch das polnische Heer wird Boris geschlagen und der falsche Dimitrij in Moskau unter großem Jubel gekrönt. Jesuiten und polnische Magnaten waren mitgekommen, der polnische Einfluß und die katholischen Bräuche kränkten die Russen, nun erst entsteht der Verdacht einer Täuschung. Es kommt zum Aufstand und Dimitrij fällt in die Hände der Aufständischen. Den echten Thronerben hätte doch das Volk gerettet, so soll die Kaiserin-Mutter entscheiden: sie hat ihn zuerst anerkannt, um sich an Boris zu rächen, im entscheidenden Moment nennt sie ihn einen Betrüger. Er ist getödtet und verbrannt worden. Seine Geschichte ist der Gegenstand der letzten Tragödie Schillers, die ein Torso bleiben sollte, tragisch, indem der falsche Thronerbe anfangs sich selbst für den echten hält.

Czar Iwan Wassiljewitsch hatte begonnen, was Peter d. Gr. fortgeführt hat, die Civilisation seines Reichs durch Fremde, besonders Deutsche und Protestanten. Das war nur möglich durch Freigebung ihrer Religion, die sie doch nur selten öffentlich ausüben durften.

§ 251. Abyssinier und Maroniten.

Die Versuche der römischen Kirche, den Verlust im Abendland durch eine Versöhnung mit dem Morgenland auszugleichen, fanden nur Anklang bei vorübergehenden selbstsüchtigen Absichten oder wurden zu Mystificationen benutzt. Doch Abyssinien, ein fast vergeßnes Christenland, dessen judaisirendes Christenthum zum bloßen Zauberwesen versunken war, schien durch einen aufrichtigen Bund mit der römischen Kirche sich zu erheben. Der Kaiser Seltam Segheb wurde durch sein Verhältniß zu den Portugiesen bewogen, der Verbindung mit dem koptischen Patriarchen in Alexandrien [1621] zu entsagen und von

Rom einen Jesuiten als Patriarchen anzunehmen. Aber die Verstimmung des Volks wuchs durch Einsiedler und Mönche zum Aufruhr, die Jesuiten wurden verbannt und alle Verbindung abgebrochen [1634]. Die Maroniten blieben mit Rom verbunden, nachdem ihnen ein eigner Patriarch, ihre heilige Sprache, Priesterehe, der Kelch und ihre andern heiligen Bräuche zugestanden waren. Ihr Collegium in Rom [s. 1584] ward ein Emporium syrischer und abendländischer Gelehrsamkeit.

Berichtigung.

S. 9 Z. 11 v. u. lies Döllinger statt Dillinger.
S. 115 ff. l. § 195 st. 194.
S. 126 l. § 196 st. 195.
S. 265 Überschrift l. Maria st. Marie.

Register.

○

Kirchengeschichte

auf der

Grundlage akademischer Vorlesungen

von

Karl von Hase.

Dritter Theil.

Zweite Abtheilung.

I.

Herausgegeben von Prof. Dr. G. Krüger.



Leipzig,

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel.

1892.

Vorwort.

Die Ausführlichkeit, mit der Hase die Geschichte des 19. Jahrhunderts im Colleg zu behandeln pflegte, hat eine Überschreitung des für den letzten Theil seiner Vorlesungen vorgesehnen Umfangs zur Folge gehabt. Aus einem Halbband sind drei geworden. Aber, wie Hase selbst einmal bemerkt hat, ohne solche Ausführlichkeit würde eine Geschichte der neuesten Zeit ihren Werth verlieren, zumal diese, deren Verfasser fast die ganze Zeit selbstthätig miterlebt hat, und der von sich sagen darf, daß er selbst einmal Quelle zu werden hofft für künftige Geschichtschreiber der Kirche. Freilich ließ sich nicht vermeiden, daß an einer Reihe von Stellen Ausführungen, die sich in schon veröffentlichten Schriften Hases zur neuesten Kirchengeschichte verstreut finden, in der Verkürzung, mit der er sie im Colleg vorgetragen hat, wiederholt wurden.

Man wird es verständlich finden, daß ich darauf verzichtet habe, in Form von Anmerkungen oder Zusätzen die Geschichte bis auf die allerneueste Zeit fortzuführen. Darüber muß man die Handbücher zu Rathe ziehen. Ich habe im Gegentheil geflissentlich die Spuren nicht verwischt, wo Hase aus einer Zeit herausredet, die schon jetzt für uns eine vergangne ist, wie die Kaiser Wilhelms I. Man wird ohnehin überrascht sein, mit welcher regen Theilnahme Hase den Ereignissen, auch denen der außerdeutschen Kirchen, bis an die Schwelle höchsten Greisenalters gefolgt ist.

Für den letzten Halbband, der die Geschichte der katholischen Kirche im 19. Jahrhundert enthält, lag mir das Heft des Herrn Pfarrers Henschel nicht mehr vor. Hase hat im Sommer 1882

diesen Theil, da er durch Unwohlsein eine Anzahl von Stunden verloren hatte, nicht mehr oder doch nur ganz andeutungsweise vortragen können. Ich war daher hier ganz auf seine Zettel angewiesen und mußte für die neueste Zeit das Lehrbuch stärker heranziehn als sonst geschehen ist.

Daß bei der Herausgabe dieser Vorlesungen eine Anzahl Versehen in Daten und sonstigen Angaben mit untergelaufen sind, entschuldigt vielleicht ein Hinweis auf 'den Umfang des behandelten Gebietes. Alle Citate nachzuschlagen war mir auch diesmal unmöglich, weil ich viele der von Hase benutzten Quellen, besonders manche ephemeren Broschüren, nicht aufzutreiben vermochte. Wichtigere Versehen und Druckfehler, die mir bei erneuter Durchsicht auch der frühern Bände aufgefallen oder durch Recensionen bekannt geworden sind, habe ich am Schluß des ganzen Werkes zusammengestellt.

Gießen, am 23. October 1892.

G. Krüger.

Inhalt.

Sechste Periode. Vom westphälischen Frieden bis zur Gegenwart.

Drittes Capitel. Die römisch-katholische Kirche bis 1814.

I. Die Vorrevolution.

II. Die französische Revolution.

III. Das Kaiserthum der Revolution.

Viertes Capitel. Die protestantisch-evangelische Kirche bis 1814.

Sechste Periode. Vom westphäl. Frieden bis zur Gegenwart.

§ 252. Übersicht.

Die Geschichte der Kirche unsrer Zeit fällt einigermaßen mit Dem zusammen, was seit Stäudlin und Schleiermacher kirchliche Geographie und Statistik genannt worden ist, als Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Kirche, womit die Kirche sich abschließe. Aber das ist nicht meine Absicht, die Zustände der einzelnen Landeskirchen darzustellen, so weit sie in Ruhe nur existiren, für heut oder morgen, sondern das Werden, die Geschichte unsrer Zeit in ihrer lebendigen Bewegung. Auch die Gegenwart wird nur verstanden, wie sie entstanden ist.

Wo beginnt die Kirchengeschichte unsrer Zeit? Sicher nicht mit einem bestimmten Jahrestage, aber als eine große Geschichtsperiode, die nicht durch unser individuelles Leben und Sterben begrenzt sein kann, da, wo das Princip, um das die Gegenwart noch kämpft, eine Macht geworden ist in der Geschichte. Als Schiller eine Professur der Geschichte an unsrer Universität 1789 antrat, sprach er von den Weltaltern, in die die Weltgeschichte sich gliedere. Vom gegenwärtigen sagt er: „Unser Zeitalter ist das Zeitalter der Vernunft, der gegenwärtige Moment ist das Resultat der ganzen Weltgeschichte." Nun es ist seitdem so gut wie vorher doch auch noch ziemlich unvernünftig in der Welt hergegangen und wird künftig deß auch keinen Mangel haben. Daher haben wir bestimmter das Princip in seinen beiden Polen so zu fassen: es ist ein Kampf der Vernunft oder was sich dafür ausgibt gegen das Herkommen, der frei und mündig werdenden Persönlichkeit gegen die altväterliche Überlieferung. Jeder, der ein Herz hat für seine Zeit, wird wollend oder unwillkürlich in diesen Kampf hineingezogen. Zwar auch in der Reformations-Periode und in jedem Zeitalter der Kirche hat es sich um

unsere Sache gehandelt. Aber die Aufgabe früherer Zeitalter ist wesentlich vollbracht. Z. B. die Aufgabe der Reformations-Periode war es, den Protestantismus als eigenthümliche Gestaltung des Christenthums an's Licht zu bringen und neben dem kräftig erneuten Katholicismus sicherzustellen. Diese Aufgabe ist vollzogen, wenigstens für die großen historischen Völker. Nur vorübergehend, in kleinen Kreisen, ist das Bestehen des Protestantismus durch den Katholicismus noch gefährdet. Der westphälische Friede, der diese Unbesiegbarkeit des Protestantismus nach 30jährigem, nach 100jährigem Kampfe gegen ihn bekannte, dieser Abschluß der Religionskriege ist der Markstein, an welchem die Zeitalter sich scheiden.

Von da beginnt die Geschichte unsrer Zeit, mindestens für die Kirche, denn seitdem hat sich das Neue hervorgedrängt, aber vom Alten noch überdeckt, meist nur in der Tiefe arbeitend, bis in der Mitte des 18. Jahrhunderts es mächtig hervorbricht, als in der protestantischen Kirche die altväterliche Orthodoxie von ihrem Thron gestoßen wurde, und in der katholischen Kirche der Sturz der Jesuiten eine neue Zeit verkündete. Denn beide Grundformen des Kirchenthums sind von diesem Kampf ergriffen worden. In der protestantischen Kirche ist es eine Entwicklung zur Kirche der individuellen Selbständigkeit. Ihre Nothwendigkeit liegt darin, daß die erste Form des Protestantismus seinem Geiste, seinem Wesen nicht entsprach. Die katholische Kirche aber wurde innerlich vom protestantischen Geist erfaßt, den sie im 16. Jahrhundert unberechtigt von sich gestoßen hatte. Der edle Canning sagt in einer seiner letzten Parlamentsreden: „Was wir wollen ist bürgerliche und religiöse Freiheit für die ganze Welt." So frohen und so fruchtbaren Anklang fand dies Wort, weil der erste Minister des seeherrschenden Reichs darin die Losung unsrer Zeit ausgesprochen hat. Denn die Kirche wie der Staat hat diesen Kampf, jedes in seiner besondern Weise durchzuführen, und der Staat steht im Vordergrunde der Ereignisse.

Man hat an diesem Bekenntniß Anstoß genommen. Nicht bloß Fanatiker der evangelischen Kirchenzeitung, der kühnste Forscher in kirchlichen Geschichten, Dr. Baur der Tübinger hat in seiner großartigen Schrift über die Epochen der kirchlichen Geschichtschreibung darin eine Herabwürdigung der Kirche gesehen: „Die Kirche," rief er aus, „die Kirche, sie einst die erste Macht der Welt, ist nun sogar ausdrücklich zur zweiten degradirt!" Als sei das meine Schuld! Uns Theologen als den zunächst Sachkundigen in Kirchensachen liegt allerdings der Wunsch nahe, noch immer die Vorhut dessen, was die Welt

bewegt zu führen, wie die Priester des Mittelalters und die Pastoren der Reformationszeit. Aber es ziemt sich, vor der unendlichen Macht sich zu beugen, die jedem Zeitalter seine eigenthümliche Aufgabe gestellt hat, und dem Historiker vor Allem ziemt die Resignation, welche die Dinge betrachtet, wie sie sind, nicht wie er wünscht, daß sie sein möchten.

Zwar auch in unsrer Zeit waren folgenreiche politische Ereignisse durch das Zusammenstoßen religiöser Überzeugungen bedingt, ein politischer Angriff auf den religiösen Glauben eines Volks würde auch jetzt noch immer einen unberechenbaren Gegenstoß auf die Staatsgewalt zur Folge haben; dennoch wie im Mittelalter und noch einmal in der Reformationszeit die Kirche den Ton angab für die Weltgeschichte, so jetzt der Staat. Die Zeit seiner Reformation ist gekommen, die man Revolution genannt hat und nennen mag, nur mit der Anerkennung, daß es auch eine stille fortschreitende Revolution gibt, die der Bluttaufe des Bürgerkriegs nicht bedarf: das Eindringen des protestantischen Geistes, der subjectiven Freiheit, der Achtung der Individualität, der Nationalität gegen das unbedingte, sei es monarchische, demokratische oder aristokratische Regiment. Weil diese Emancipation der Völker, diese freie Rechtsordnung, nicht Gleichheit, aber Freiheit und Gerechtigkeit für Alle, die Hauptaufgabe dieser Zeit ist, versammeln sich — wo nicht die edelsten und reinsten, doch die reichsten Lebenskräfte um den Staat, entwickeln und verzehren sich in diesen Kämpfen.

Wo das Gegentheil vorhanden scheint, indem politische Unzufriedenheit hinter kirchliche Interessen sich verbirgt oder mit denselben verstärkt ist, ist's doch nur ein Schein oder ein Kampf des Staates, aus der Umschlingung durch eine unfreie Priesterkirche seine Gerechtigkeit und Freiheit für Alle zu retten. Nur in diesem Sinn sprach es vor Jahren der eiserne Reichskanzler auf dem preußischen Landtag aus: „Die Erde zittert jetzt unter der religiösen Frage.“ Als 1853 der Streit begann zwischen Rußland und Frankreich um die Schlüssel des heiligen Grabes und Rußland einen heiligen Krieg für das Christenthum verkündete, zweifelte Niemand daran, daß dies nur eine Maske sei, und gerade dieser Krieg hat beurkundet, daß es nicht mehr kirchliche Interessen sind, die die Welt beherrschen: denn die Sympathie aller gebildeten Völker gehörte damals dem kranken Mann, dem alten Erbfeind der Christenheit, den wir nicht wollten sterben lassen in den Armen seines moskowitischen Erben, und noch stehn wir mit ähnlichen Interessen vor einer verhüllten Zukunft.

Als die Provinzen des Kirchenstaats sich losrissen von der Miß-

regierung ihres heiligen Vaters, riefen freilich die Bischöfe: Das Christenthum ist in Gefahr! und ließen Schulkinder Adressen unterschreiben dasselbe zu retten: doch ist nur offenbar geworden, daß auch jenseits der Alpen das nationale Gefühl mächtiger war als das kirchliche. Der Thron des Papst-Königs ruhte nur auf fremden Bajonetten, und bei der ersten politischen Begünstigung ist Italien eingezogen in seine Hauptstadt.

Die Kirche, obwohl nothwendig verwickelt in die politischen Kämpfe, und so gewiß die Lösung unsrer socialen Wirren undenkbar ist ohne die milde Hand des Christenthums, dennoch die Kirche ist nicht mehr die treibende, weltbeherrschende Macht. Abermals ist ihr gesagt: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt." Ihre Geschichte muß dem Kern nach immermehr zur Geschichte des religiösen Geistes werden, neben ihren Geisterschlachten zu einer Litteratur- und Herzensgeschichte, während im Mittelalter sie die Weltgeschichte war.

Das der Kirche gegenüber berechtigte weltliche Leben ist aber nicht bloß als Staat zu denken. Was die Humanisten im 15. Jahrhundert begonnen hatten, was durch die religiöse Aufregung der Reformation nur niedergehalten wurde, ist nun zur freien Entwicklung gelangt: die Kenntniß und Macht über die Natur, weltliche Kunst und Wissenschaft, der Mensch, nicht bloß als bestimmt zum Himmel oder zur Hölle, sondern zur Beherrschung der Erde in der individuellen Entwicklung aller seiner reichen Naturanlagen. Denken wir an einen Geisterfürsten wie Schiller: Welche vollberechtigte Herrlichkeit, auch nachdem er begraben ist, welcher Einfluß auf unser Volk durch die Hunderttausende von Exemplaren seiner Werke. Das Säcularfest seiner Geburt 1859 war ein großes deutsches Nationalfest. Wie bleich dagegen selbst die darauf folgende Säcularfeier Melanchthons! Und doch hat Schiller zur Kirche ganz äußerlich fremd gestanden! Für die Kirchengeschichte hat er nur die Bedeutung: an ihm zu zeigen, wie zu seiner Zeit eine hohe ideale Bildung möglich war, die sich fast nur ablehnend zum Christenthume verhielt. Dieses weltlichen Elements ist in der Kirche nur da und so weit zu gedenken, als es in Beziehung steht zu kirchlichen Ereignissen und Zuständen, durch Befreundung und Gegensatz.

Aber ein Einwand erhebt sich gegen unser ganzes Unternehmen: es sei unmöglich eine wahrhafte Geschichte der Gegenwart; denn 1. Sie sei noch nicht beschlossen. Dieser Einwand ist besonders treffend für die Geschichte der letzten Jahrzehnte. Allerdings diese Geschichte kann nur ein Fragment sein. Unser Schlußpunkt ist nur eine sehr zufällige

Grenze. Immer bleibt doch der Mühe werth, mitten im Strom der Ereignisse einmal still zu stehn, um in bedächtiger Erwägung den Strom, der uns Alle trägt, zu überschauen. 2. Es fehle noch die rechte Perspective, die Geschichte der Gegenwart werde nothwendig zur Parteirede. Allerdings bei dem, was uns so nah auf dem Halse liegt, entsteht die Gefahr der Parteilichkeit in Liebe oder Haß. Daneben steht doch die genaue so zu sagen persönliche Kenntniß dieses letzten Theils unsrer Geschichte. Ich habe über ein halbes Jahrhundert in voller und ich meine auch verständiger Theilnahme an den kirchlichen Ereignissen durchlebt, habe die Personen, welche ihre Träger waren, meist persönlich gekannt, auch, so weit einem bloßen Gelehrten vergönnt ist, einigemale an den Geisterkämpfen dieser Zeit persönlich theilgenommen, und es wird mir eine Freude sein, diese Erinnerungen des Alters der Jugend zu liefern. Ohne lebendige Theilnahme wird auch die Geschichte der Vorzeit nicht würdig dargestellt. Thucydides und Tacitus haben die Geschichte ihrer Zeit geschrieben. Wollen wir vergangene Geschichte kennen lernen, so fragen wir bei Denen an, die sie mit durchlebten. Insofern denke ich wohl selbst noch ein Quell zu werden für künftige Geschichtschreiber der Kirche. Als ich vor Jahrzehnten ein kleines Fragment der damals neusten Kirchengeschichte in Druck gab, die Geschichte des ersten preußischen Kirchenstreits, sagte ich in der Vorrede: „Ich habe diese Geschichte mit der ernsten Unparteilichkeit geschrieben, als wenn sie vor 100 oder 1000 Jahren geschehn wäre." Protestanten und Katholiken haben das gelten lassen.

Ich habe wenigstens den ernsten Willen, Ihnen diese ganze Geschichte so darzulegen, und Ihnen wird es gut sein, auch Denen, die mit redlichem Willen und ahnungsvollem Herzen eben erst eintreten in das Studium der Theologie, das Angesicht unsrer Zeit in allen ihren kirchlichen Beziehungen genau kennen zu lernen, dieser tiefbewegten, erwartungsvollen Zeit, deren Aufgabe mit ihren Freuden und ihren Schmerzen auch auf Ihre Häupter gelegt werden wird.

Diese Kirchengeschichte unsrer Zeit, in der Gesammtgeschichte der Kirche nur die letzte Periode, gliedert sich in drei Zeitabschnitte durch Momente des Kampfes, in denen sich das Princip zur Geltung bringt.

Der erste Abschnitt von der Mitte des 17. bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts enthält das allmähliche Heranwachsen des freien Gedankens. Im zweiten von der Mitte des 18. Jahrhunderts an, wird das altväterliche Herkommen über den Haufen geworfen, es ist die Zeit des Umsturzes. Die erste französische Revolution ist auch

kirchlich das Ereigniß, in welchem der Kampf des Geistes mit dem Herkommen zur Explosion kommt, daher alle Völker und Parteien als Freunde oder Gegner sich um dies Ereigniß scharten. Den Beschluß dieses zweiten Zeitabschnittes bildet der erste Abschluß der Revolutions-Kriege, das Jahr 1814, der Anfang einer neuen politischen Ordnung Europas. Aber jener Kampf des 18. Jahrhunderts war nicht gründlich durchgeführt, das Alte bloß negirt, umgestürzt, ohne Bewahrung seines wahrhaften berechtigten Inhalts. Daher erhebt sich dieses Alte mit erneuter Kraft, wie nach einer römischen Sage am Abend nach der großen Hunnenschlacht die Geister der Gefallenen mit verdoppelter Wuth den Kampf erneuten. So enthält dieser dritte Abschnitt seit 1814 die gesteigerte Wiederholung der früheren Kämpfe, Reaction und Revolution, aber auch die Anfänge eines gegenseitigen Sich-Durchdringens, einer Zusammenfassung der Gegensätze zu einer höhren Einheit des freien Denkens und der heiligen Überlieferung, der individuellen Freiheit und des kirchlichen Gemeinsinns.

Innerhalb jedes Zeitabschnittes findet die Geschichte der protestantischen und der katholischen Kirche eine nothwendige Abtheilung. Für die protestantische Entwicklung unter vornehmlich germanischen Völkern ist neben England und Nordamerika Deutschland der Herd, von dem die Feuerbrände ausgeflogen sind, aber auf dem auch das heilige Feuer bewahrt worden ist, für die katholischen, die romanischen Völker, vornehmlich Frankreich und Italien. Die Kirche des Orients hat diese Entwicklung nicht mit durchlebt, daher folgt ihre Geschichte in einer compacten Masse. Endlich ein Schlußcapitel über Ereignisse und Zustände, die zwar kirchlichen Ursprungs, doch nicht der protestantischen noch der katholischen Kirche eigenthümlich angehören, wie solch ein gemeinsam Christliches zum Charakter unsrer Zeit gehört.

Für die Geschichte dieser Zeit haben die Quellen nicht das gelehrte, stattliche Aussehen wie die Quellensammlungen früherer Zeiten, es sind guten Theils nur Broschüren, Journale, wiefern sie Acten und Urkunden enthalten. Eine Quellensammlung der Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts enthalten die Acta historico-ecclesiastica, von Weimarischen und Eisenachischen Geistlichen durch ein halbes Jahrhundert herausgegeben im Sinn der lutherischen Orthodoxie. Die Fortsetzung von Rheinwald setzte mit der damals neuesten Zeit [1835] ein; er wollte jedes Jahr einen Band liefern und so rückwärts gelangen bis an den Anfang des Jahrhunderts. Die weimarischen Acta enthalten historische Urkunden mit Tagesneuigkeiten gemischt, Rheinwald wollte nur öffentliche Urkunden aufnehmen. Er hat es

doch nur auf drei Bände gebracht, dann ist er in die Nacht des Wahnsinns versunken. Für die letzten Jahrzehnte sind Kirchenzeitungen nach dem Vorbild der politischen unsre Quellen.

Unter den Bearbeitern der Kirchengeschichte unsrer Zeit nenne ich zuerst v. Einem. Seine „Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts" geht doch aus von kleinlichen Gesichtspunkten.[a]) Hagenbach hat seine Geschichte der Reformation fortgesetzt als Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts, anschaulich schildernd, mild urtheilend, nach eigner Aussage „ein bescheidenes Haus- und Familienbuch".[b]) Baur in Tübingen hat seine Kirchengeschichte beschlossen mit einer Geschichte des 19. Jahrhunderts, er der Meister historischer Kritik, hier weniger eigenthümlich als in der Geschichte der drei ersten Jahrhunderte, doch enthält der Band das klare, oft scharfe Urtheil eines Zeitgenossen über seine Zeit, auch über sich selbst und seine Schule werthvolle Bekenntnisse.[c]) Nippold hat sein „Handbuch der neuesten Kirchengeschichte" erst begonnen vom Jahre 1814, sonach erst zum dritten Zeitabschnitt gehörig, und erst dort ist dieses Buches zu gedenken. Doch in der Vorbereitung einer dritten Ausgabe hat sich ihm das Bedürfniß eines Rückblicks in das 18. Jahrhundert aufgedrängt, wie fern in diesem doch sehr deutlich die Anlässe liegen Dessen, was im 19. Jahrhundert geschehn. Und er hat in dieser Absicht einen ersten Band als Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts vorausgeschickt.[d]) Nicht Kirchengeschichte, doch von gewichtiger Bedeutung für dieselbe ist Schlossers Geschichte des 18. Jahrhunderts. Sie enthält einfache, mitunter etwas einseitige, sittenrichterliche und mürrische Wahrheiten ohne alle Phrasen; neben dem politischen das literarische und geistige Leben der Völker.[e]) Dazu die ebenbürtige Fortsetzung vom Wiener Congreß anhebend durch Gervinus.[f])

An sich ist es gleichgültig, ob wir in jeder Abtheilung anheben mit der Geschichte der protestantischen oder katholischen Kirche. Praktischer möchte es sein, immer das voranzustellen, worin das neue Princip ursprünglich hervortritt. Dies geschieht im ersten Abschnitt innerhalb der protestantischen Kirche. Sie zeigt ein Janusgesicht nach der Ver-

---

a) J. A. C. v. Einem, K.-Gesch. d. 18. Jhh. Lpz. [1776 ff.] 1782 ff. 3. B.

b) K. R. Hagenbach, vgl. B. I S. 55. *c*) F. C. Baur, K.-Gesch. d. 19. Jhh. Tüb. 1862. Der 4. Band, 1863 ausgegeben, enthält die KG. v. d. Reformation b. z. Schluß d. 18. Jh. *d*) F. Nippold, HB. d. neuesten KGsch. s. 1814. [Elberf. 1867. 1868.] 3. Aufl. I.: Einleitung in d. KGesch. d. 19. Jhh. Elberf. 1880. *e*) F. C. Schlosser, Gesch. d. 18. Jhh. Hdlbg. 1836—44. 5 B. bis 1797. *f*) G. G. Gervinus, Gesch. d. 19. Jhh. Lpz. 1855 ff. 8. B.

gangenheit wie nach der Zukunft blickend. Aber die Vergangenheit stirbt ab, während frisches Leben hervorgrünt aus den Ruinen. Diese Geschichte gliedert sich in vier Gruppen, deren erste uns die Anfänge einer Umwandlung der kirchlichen Denkweise im Innern der Kirche zeigt.

Erstes Capitel. Die protest.-evang. Kirche seit 1750.

Wir müssen zuerst einen Blick werfen auf das Bestehende, das Überlieferte in der deutschen Kirche, gegen welches sich die Bewegung des Neuen richtet.

§ 253. Deutsche Orthodoxie.

In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts herrschte im deutschen Volk noch die orthodoxe Gläubigkeit, mit welcher Luther aus Eisleben an seine besorgliche Hausfrau geschrieben hat: „Laß mich in Frieden mit deiner Sorge, ich habe einen beßren Sorger denn du und alle Engel sind. Der liegt in einer Krippen und hängt an einer Jungfrau Zitzen, aber sitzet gleichwohl zur rechten Hand Gottes, des allmächtigen Vaters. Darum sei im Frieden!" Dieser Glaube an die persönlichste Weltregierung des dreifaltigen Gottes und an die gänzliche Ohnmacht des Menschen war doch mindestens in der Theologie nicht mehr der unmittelbare Ausdruck gläubigen Gemüthes, sondern starre Überlieferung geworden, mit maßlosem Zorn gegen jede Abweichung behauptet. Wiefern die damalige Erstarrung des religiösen Glaubens zur bloßen Rechtgläubigkeit auch von Glaubensverwandten jetzt anerkannt wird, ist nicht zu übersehn manch schönes Lebenszeichen mitten in dieser erstarrten Orthodoxie. So unter den Fürsten: Ernst der Fromme, der Stammvater des sächsisch-ernestinischen Hauses [1601 bis 1675], vom Volke genannt „Bet-Ernst", war ein Fürst nicht wie Ludwig der Fromme, eher wie Ludwig der Heilige. In einem Brief erbittet der Knabe sich von seiner Mutter zu Weihnachten nichts als eine Bibel. Unter seiner Mitwirkung ist das große weimarische Bibelwerk erschienen, durch Glassius, in Jena Professor, dann Generalsuperintendent zu Gotha, das alle damalige Weltkunde um die H. Schrift versammelt und durch sie beherrscht. Ernst präsidirte regelmäßig selbst seinem Consistorium, er hat mitten im 30jährigen Kriege für Schulen und Pfarreien seines Landes gesorgt, auch für die evan-

gelische Kirche in Rußland und Abyssinien. Damals hieß Gotha ein evangelisches Zion. In ihm hat sich der Gedanke des protestantisch-patriarchalischen Fürstenthums verwirklicht, eine christliche Regierung von Staat und Kirche in treuer Sorge für beide. In Weimar ließ man den achtjährigen Erbprinzen Wilhelm Ernst von einer aufgerichteten Kanzel aus eine förmliche Predigt halten, wie es im sofortigen Druck von 1670 heißt: vor vielen hohen fürstlichen und adligen Personen. Es ist eine Umschreibung des ersten Theils der Augsburgischen Confession in den hergebrachten Formeln. Der durchlauchtigste Prediger, wie der Prinz seitdem genannt wurde, ist wenigstens kein gottloser Regent geworden.

Aber die entgegengesetzte Wirkung dieser frommen Zucht ist an einem Sohn desselben Fürstenhauses, an einem ältren Bruder des „Bet-Ernst", an Johann Friedrich VI hervorgetreten. Der Knabe war durch die mechanischen Andachtsübungen verdrossen geworden: jeden Sonntag muß er zwei Predigten hören und sie womöglich nachschreiben, den großen Katechismus Lutheri muß er auswendig lernen. Es blieb die Richtung auf das Übernatürliche, aber gebraucht zu irdischen, kleinlichen, phantastischen Zwecken. Er versuchte es Gold zu machen, sich fest zu machen für den Krieg. Er gebrauchte als Zaubermittel Strick und Hirnschale eines Gehängten. Dann verfällt er auf religiöse Grübeleien. Er stellt das Dasein Gottes in Zweifel, nicht eben unberechtigt kommen aus dem Prediger Salomonis ihm Zweifel an der Unsterblichkeit, während er den Teufel anruft. Nach einiger Theilnahme am 30jährigen Krieg lebt er ganz vereinsamt auf seinen Gütern bei Reinhardsbrunn im Thüringer Wald, geflohen von Allen: denn man glaubte im Volk, er habe ein Bündniß mit dem Teufel geschlossen. Die Priester in Weimar drohten mit der Rache des Himmels über das Land, wenn man den Unseligen nicht um jeden Preis aus der Gewalt des Teufels rette. Nach einem Familienrath des Ernestinischen Hauses ist er überfallen und gefangen gehalten worden erst im Kloster Odisleben, dann hat man ihm ein besonderes Gefängniß zu Weimar erbaut. Hier ist er von sich ablösenden Geistlichen früh und spät belehrt worden nach einem von der theologischen Facultät Jenas ausgestellten Gutachten: wie der durchlauchtigste Fürst von den Freigeistern und zauberischen Grundsätzen zurückzuschrecken und zur reinen Augsburgischen Confession zurückzubringen sei. In den Berichten erkennt man sein gänzlich verdüstertes Gemüth, nahe dem Wahnsinn, doch daneben auch Einfälle scharfen Verstandes. Er spottet über die Geistlichen, wenn er nicht mit dem Gebetbuch, das allein man ihm

gelassen hat, nach dem Prediger wirft. Von ärztlicher Behandlung, von mildem Eingehen auf seine Vorstellungen ist nirgends die Rede, immer herrscht die Voraussetzung, daß er dem Teufel verfallen sei. So hat man endlich ein Geständniß von ihm erlangt, er habe sich dem Teufel mit seinem Blut verschrieben, am nächsten Tage ward er todt gefunden. Im Bericht ist nur gedacht einer mit Blut unterlaufenen Stelle in seiner Seite. So tief blieb das Geheimniß, daß es ungewiß ist, ob er durch sich selbst gestorben ist, was doch kaum möglich bei der strengen Haft, wenn man's nicht wollte. Das Volk, die Geistlichen waren überzeugt, der Teufel habe ihn getödtet, weil er das Bündniß mit ihm bekannt habe.

Er war der Urenkel Johann Friedrichs des Großmüthigen. Wäre er nicht regierender Fürst gewesen, er würde als Zauberer verbrannt worden sein. Denn im 17. Jahrhundert stand der Hexenproceß in feuriger Blüthe, in katholischen Landen diente er statt der Inquisition und in Deutschland sind damals mindestens ebenso viel Hexen verbrannt worden als in Spanien Ketzer hingerichtet. Die lutherische Kirche, wohl aufgereizt durch Luthers poetische Anschauung von der Macht des Teufels, ist darin dem katholischen Verfahren eifrig gefolgt. Das ist die oft vergeßne Kehrseite der damaligen Orthodoxie. Auch wahnsinnige Reden wurden als Gotteslästerung gestraft. So in Königsberg 1636 ein Mann, der sich für Gott-Vater hielt: die Engel hätten ihm gehuldigt, der Teufel und der Sohn Gottes hätten seine Gewalt anerkannt. Er ist verurtheilt worden: die Zunge wurde ihm ausgerissen, er selbst enthauptet und unter dem Galgen verbrannt. Bei der Verkündigung des Urtheils weinte er, nicht um sein Geschick, sondern daß die Welt so böse sei, Gott den Vater selbst umzubringen.

Wiefern doch auch in jener Zeit erstarrter Orthodoxie des 17. Jahrhunderts sich ein lebendiges Christenthum erhalten hat, findet dies weniger in den breitspurigen Briefen der Theologie als in den Werken eines Poeten und zweier Musikanten seinen Ausdruck. Paul Gerhardt [† 1676] aus Gräfenhainichen bildet in seinen Dichtungen den Abschluß der von Luther ausgehenden Liederschule, die das religiöse Gefühlsleben ausspricht als tief im Gemeindebewußtsein und in der heiligen Schrift begründet. Es sind echte Volkslieder, nur etwas breit. Sein Lied ist wie die Lerche, die da aufsteigt und hinfliegt über grüne Fluren. Die Empfindung versenkt sich in das Gefühl des Göttlichen, in die Wunder und Wundmale der Erlösung, um tiefen Ernst spielt kindliche Freudigkeit in anschaulichen, oft heitern Bildern. So das Morgenlied: „Wach auf mein Herz und singe, dem Schöpfer aller

Dinge;" das Abendlied: „Nun ruhen alle Wälder;" das Sommerlied: „Geh aus mein Herz und suche Freud in dieser lieben Sommerzeit an deines Gottes Gaben;" dann wieder der heitre Glaube an das Jenseits: „Kann ich mich hier so freun, wie schön wird's erst im Himmel sein." Oder die Zuversicht der Frömmigkeit: „Ist Gott für mich, wer schadet mir?" Daneben der tiefe Ernst in dem hochtragischen Passionslied: „O Haupt voll Blut und Wunden." Derselbe Gedanke auch idyllisch: „Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld der Welt und ihrer Kinder." Der Gedanke schwebt oft unklar zwischen Bild und Sinn. So in dem Liede, mit dem wohl manche Mutter ihr Kind in den Schlummer singt: „Breit aus die Flügel beide, o Jesu, meine Freude, und nimm dein Küchlein ein. Will Satan uns verschlingen, so laß die Englein singen: dies Kind soll unverletzet sein." Manches im Sinn jener Zeit klingt uns fremdartig naiv: „Herr ich will ja gerne bleiben, wie ich bin, dein armer Hund," eine Anspielung auf das Hündlein des kananäischen Weibes.

Es ist eine hergebrachte protestantische Erzählung: Paul Gerhardt als Diakon zu St. Nicolai in Berlin sei durch den großen Kurfürsten vertrieben worden, weil er sich weigerte einen Revers zu unterzeichnen, auf der Kanzel nicht schmähend zu reden gegen die reformirte Kirche, die Kirche des Landesherrn. Da sei er ausgezogen, unterwegs in einem Wirthshaus habe er sich getröstet und das Lied gedichtet: „Befiehl du deine Wege und was dein Herze kränkt, der allertreusten Pflege Des, der den Himmel lenkt." Da sei ein Bote des Herzogs Christian von Sachsen-Weißenfels gekommen und habe ihm die Zusicherung einer jährlichen Pension gebracht, dazu eine Auszahlung in barem Gelde. Das ist nur protestantische Legende. Jenes Lied des Gottvertrauens in aller Noth ist bereits 1659 gedruckt gewesen. Die Unterschrift jenes Reverses war von sämmtlichen Berliner Geistlichen verlangt worden, dem Paul Gerhardt aber erlassen aus besondrer Achtung, indem der Kurfürst ihm sagen ließ, man hoffe, er werde von selbst darnach handeln. 1666 hat er dennoch dem Diakonat entsagt und wurde von seiner Gemeinde erhalten, bis er als Archidiakonus nach Lübben berufen worden ist. Sein Testament ist ein Bild frommer Innigkeit und Beschränktheit auf dem Goldgrund lutherischer Orthodoxie: „Nachdem ich nunmehr das 70. Jahr meines Alters erreicht, auch dabei die fröhliche Hoffnung habe, daß mein lieber, frommer Gott mich bald erlösen und in ein besseres Leben führen werde, so danke ich ihm zuvörderst für all seine Güte und Treue. Daneben bitte ich von Grund meines Herzens, er wolle mir eine fröhliche Ab-

fahrt verleihen, meine Seele in seine väterliche Hände nehmen und dem Leibe eine sanfte Ruhe in der Erde bis zu dem lieben jüngsten Tage bescheeren. — Meinem Sohne überlasse ich von irdischen Gütern wenig, dabei aber einen ehrlichen Namen, dessen er sich sonderlich nicht wird zu schämen haben. Es weiß mein Sohn, daß ich ihn von seiner zarten Kindheit an dem Herrn meinem Gott zu eigen gegeben, daß er ein Diener und Prediger seines heiligen Wortes werden soll. Dabei soll es bleiben und soll sich nicht daran kehren, daß er wenig gute Tage dabei haben möchte. Die heilige Theologiam studire in reinen Schulen und auf unverfälschten Universitäten. Hüte dich ja vor Synkretisten. Folge nicht böser Gesellschaft. Insonderheit 1) thue nichts Böses in der Hoffnung es werde heimlich bleiben. 2) Außer deinem Amte und Berufe erzürne dich nicht. Merkst du, daß der Zorn dich erhitzet habe, so schweige stockstille und rede nicht eher, als bis du die zehn Gebote und den christlichen Glauben gebetet hast. 3) Schäme dich der fleischlichen Lüste. 4) Thue Leuten Gutes, ob sie dir es gleich nicht zu vergelten haben, denn was Menschen nicht vergelten können, das hat der Schöpfer Himmels und der Erden längst vergolten, da er dich erschaffen hat, da er dir seinen lieben Sohn geschenket hat und da er dich in der heiligen Taufe zu seinem Kinde und Erben auf- und angenommen hat. 5) Den Geiz fleuch als die Hölle. Bitte Gott, daß er dich vor dem leidigen Mißbrauch des zeitlichen Gutes bewahren wolle. Summa: bete fleißig, studire was Ehrliches, lebe friedlich, diene redlich und bleibe in deinem Glauben und Bekenntniß beständig, so wirst du einmal auch sterben und von dieser Welt scheiden willig, fröhlich und seliglich. Amen!" In seinen Todesstunden hat ihm das Lied vorgeschwebt: „Warum sollt' ich mich grämen, hab' ich doch Christum noch." Und er ist gestorben mit den Worten dieses Gedichtes: „Kann uns doch kein Tod nicht tödten."

Die beiden Musikanten, aus deren Harmonien der Schwung und Tiefsinn des Protestantismus ihrer Zeit ertönte, sind **Bach** [† 1750] aus Eisenach und **Händel** [† 1759] aus Halle. Jeder von Beiden hat ein Leben geführt ganz nach seinem Sinn. Als Bach vor seiner Orgel in Arnstadt saß mit 70 Thalern jährlich, waren seine Wünsche erfüllt. Mit seiner Kunst hat er immer ganz seinem Amte gelebt. Als Organist componirte er seine Orgelstücke, als Kirchencompositeur in Weimar geistliche Cantaten, als Cantor des großen Singchors der Thomasschule in Leipzig seine großen, mehrstimmigen Chöre. Früh verheirathet hatte er eine Schar von Kindern, er lebte in ehrenwerther Armuth, ist begraben in Leipzig auf dem Johanniskirchhofe, doch die Stätte vergessen.

Händel war ein unruhiger, leidenschaftlicher Geist. Alles will er wissen und erfahren im Leben und in der Kunst. Er blieb unvermählt, reich durch englisches Gold, und ruht in der Westminsterabtei unter prachtvollem Monument neben den Königen und Geisterkönigen Großbritanniens. Seine Musik ist populär im edelsten Sinn, alle Mittel aufbietend, Unerhörtes und doch das Rechte, Harmonische. Aus düstern Gewölben der Kirchlichkeit tönt schon heraus die sonnige Pracht der Welt. Er hat das Dramatische der Oper eingeführt in seine Oratorien, doch auf kirchlichem Grunde und bei biblischen Gegenständen. So vor Allem 1741 sein Messias, die Feier des für die Sünde der Menschheit getödteten Gottmenschen, noch vor Klopstocks Messias, gleichsam die Ouvertüre desselben. Den Text hat er sich aus Bibelstellen zusammengestellt, anhebend mit Stimmen der Propheten, der Schluß mit dem himmlischen Jerusalem der Offenbarung.

Bach ist immer kunstgerecht im Sinn seiner Zeit, er will nur was er fühlt von den unaussprechlichen Geheimnissen des Christenthums in Tönen ausdrücken, er kann sich nicht genug thun in Sorgsamkeit der Ausführung. Doch hat für uns diese Musik etwas Hartes, allen Sinnenreiz Verschmähendes. Ihr wahrer Inhalt ist die Buße der gefallenen Menschheit und Lobgesang der göttlichen Gnade in Christo. Seine Fugen sind wie deutsche Dome, vielverschlungen sich wölbend, freilich mit leichteren geistigen Mitteln. Seine Passionsoratorien galten für unförmlich Dem, der ihre geschichtliche Veranlassung nicht kannte. In sächsischen Kirchen war vordem üblich, am Charfreitag die Passionsgeschichte nach dem einen oder andern Evangelisten zu verlesen. In der großen Thomaskirche klagte der Superintendent Deyling, daß er mit seiner Stimme nicht durchdringe. Da sagte sein Cantor Bach: „Wir wollen's absingen“ und so componirte er die Matthäus-Passion. Die erzählenden Worte des Evangelisten sind als Recitativ gehalten, Jesus und Pilatus: Solo in Tenor und Baß; Jünger, Priester, Volk bilden den Chor. Dazu singt die Gemeinde einfache Passionschoräle. So nach der bisherigen Ansicht sind diese großen Musikwerke unmittelbar aus dem protestantischen Cultus hervorgegangen, von Bach erfunden. Es hat mich sehr überrascht, als ich einst am Charfreitagmorgen in der sixtinischen Capelle von den Sängern des Papstes die Passionsgeschichte des Johannes-Evangeliums vortragen hörte ganz in derselben Art, die Musik nur weicher, sentimentaler, ohne den Choralgesang. Die Composition war von Palästrina, weit über ein Jahrhundert vor Bach; und doch ist nicht die Wahrscheinlichkeit einer Entlehnung. Damals war zwischen Norddeutschland und

Mittelitalien nur eine seltene Verbindung, auch wurden die Musikstücke der päpstlichen Capelle als Geheimniß gehalten. So ist denn wahrscheinlich, daß Bach davon keine Kunde hatte. Zur Zeit der Aufklärung war seine Musik fast vergessen worden. Erst Zelter in einem Brief an Goethe hat wieder daran erinnert: der selige Cantor ist eine wunderbare Erscheinung Gottes. Seit den 50er Jahren ist in Berlin und Leipzig die Matthäuspassion regelmäßig am Charfreitag aufgeführt worden und große Gesellschaften geben sämmtliche Compositionen von Bach und Händel im Druck heraus: die tiefsten Gefühle des Lutherthums durch den Genius kunstgerecht in Musik gesetzt und dadurch ewig jung.

Was noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts die protestantischen Völker glaubten und was die Theologen eifrigst vertheidigten, war Luthers oder Calvins dogmatisches System, das Lutherthum nach der Niedertretung der Schule Melanchthons auf die Concordienformel gestellt, der Calvinismus unter Beseitigung Zwinglis vornehmlich auf die Dordrechter Beschlüsse. Kurz zusammengefaßt der Art: durch Adams Fall ist unendliche Schuld und gänzliche Unfähigkeit zum Guten über die Menschheit gekommen. Die Gerechtigkeit Gottes erfordert diese dem Satan verfallene Menschheit ihrer ewigen Verdammniß zu überlassen, aber die Barmherzigkeit Gottes will die Rettung mindestens eines Theiles. Dieser Widerstreit in der dreieinigen Gottheit ist geschlichtet worden durch Menschwerdung und Kreuzestod des Gottmenschen. Seine stellvertretende Genugthuung, sein Verdienst wird angeeignet durch den Glauben, dadurch unsre Sünde bedeckt und der Mensch von Gott als gerecht angesehn wird. Solch alleinseligmachender Glaube entsteht aber nur durch den heiligen Geist, durch die dritte Person der Gottheit. Zwischen Lutherthum und Calvinismus bildete den Hauptunterschied die Abendmahlslehre. Nach dem lutherischen Dogma ist Christus auch als Mensch durch Theilnahme an der Gottheit allgegenwärtig und ist so mit seinem Leib und Blut wirklich im Abendmahl vorhanden für Gläubige und Ungläubige. Nach Calvin ist er als verklärter Mensch zur Rechten seines göttlichen Vaters im Himmel sitzend nur geistig zugegen, doch wird er wunderbar übernatürlich genossen von den Gläubigen. Die calvinische unabänderliche göttliche Vorausbestimmung des einen Theils der Menschheit zur ewigen Seligkeit, des andern zum Elend der ewigen Qual, diese unbedingte Prädestination ist der reformirten Kirche in Deutschland meist fremd geblieben, wurde ihr jedoch von den Lutheranern fortwährend zugeschoben, um zu erhärten, daß der Gott der Cal-

vinisten wenig besser sei als der Teufel, daher man eher mit Papisten als Calvinisten Gemeinschaft halten könne, obwohl auch der Papst angesehn wurde als der Antichrist; und der gesammten protestantischen Orthodoxie erschien der Mensch gegenüber den Ansprüchen und Anfechtungen des Satan als unfreies Objekt in der Hand der einen oder andern Person der göttlichen Dreifaltigkeit. Der Protestantismus, einst mit der Losung der Gewissensfreiheit in die Welt getreten, achtete den Menschen für unfrei im Handeln gegenüber der Gottheit und behauptete ihn als unfrei im Denken gegenüber der kirchlichen Satzung. Die große geistige Lehre Luthers vom Glauben, daß er allein selig mache, nämlich im Gegensatz willkürlicher Werke die religiöse Gesinnung, das an Christus oder an alles Ideale, das sie Christus nannten, hingegebne Herz, diese Glaubenslehre war verkehrt zur Nothwendigkeit des Glaubens an alle kirchlichen Satzungen, verbunden mit dem härtesten Mechanismus kirchlicher Andachtsübungen. Vornehmlich das Lutherthum achtete sich für alleinseligmachend. Im Jenaer Visitationsdecret von 1682 heißt es: „Professoren und Studenten sollen festhalten an unsrer alleinseligmachenden evangelisch-lutherischen Religion, wie sie in Gottes Wort gepredigt und vornehmlich in der Concordienformel enthalten ist." Was einst der natürliche Ausdruck tief innerlicher Frömmigkeit gewesen, die, von Menschensatzungen sich losreißend, der Gottheit unbedingt sich hingab, vom Papst sich zu Christo wandte, das ward im 17. Jahrhundert ein erstarrtes Dogmensystem, das um jeden Preis festgehalten werden sollte. So war der Frühling, den die Wittenberger Nachtigall verkündet hatte, in frommer Engherzigkeit und kirchlicher Gewaltthätigkeit erstickt. Wer an einem Dogma irre wurde, hieß ein Atheist. Wer das Einäschern von Hexen nicht für Gottesdienst hielt, wurde des ewigen Höllenfeuers versichert.

Wittenberg war die Burg der lutherischen Orthodoxie, die Gottesstadt, das neue Jerusalem. Hier steht die unverfälschte cathedra Lutheri. Die dortigen Theologen hielten ihre Gutachten für inappellable Rechtssprüche, den Kurfürsten von Sachsen als director sociorum Conf. August. für den pflichtmäßigen Vollstrecker. Diese unverdrossenen Streiter des Herrn stärkten sich mit der Aussicht, nach vollbrachtem irdischen Kampfe Dr. Martinum oben zu begrüßen, wo er sitze sammt den Aposteln zu richten die zwölf Geschlechter Israels und zu verdammen das antichristliche Papstthum sammt allen sectirerischen Rotten. Tholuck hat die Persönlichkeiten, das collegiale und häusliche Leben dieser Häupter der Orthodoxie treu geschildert in verschiednen neben einander herlaufenden Schriften als eine Vorgeschichte

und stattlichen Unterbau seiner Geschichte des Rationalismus.[a]) Es ist ein dunkles Bild, voll Zerrüttung und Zänkerei. Einer der Gelehrtesten, Hochgeehrtesten, Calovius, der in Wittenberg von 1650 bis 1686 herrschte, zeigt nur gemüthlose Zähigkeit bei innerlich kochender Leidenschaft. In seiner Jugend war er Mathematiker, und so nimmt er die Menschen wie Zahlen, die dogmatischen Probleme wie Rechenexempel. Er hat 13 seiner Kinder mit stattlichen Leichenreden begraben. Er stand im 72. Jahre, als seine fünfte Frau ihm starb; nach vier Monaten führte er die jugendliche Tochter seines Collegen Quenstedt zum Altar, die sechste. Als Theolog war er ohne Originalität: er wie die andern Häupter dieser Richtung, König und Quenstedt, haben ihre Vorgänger und einander nur ausgeschrieben.

Das akademische Leben hatte noch ganz die theologische Färbung des Mittelalters, war aber roh und gewaltthätig. In Folge des Kriegs herrschten die Rohigkeiten der Soldatesca und des Junkerthums. Zu den Privilegien der akademischen Jugend gehörte der Pennalismus, d. h. die Beraubung und Mißhandlung der Jüngeren. An die Stelle von Ehre und Sitte war eine conventionelle Reputation getreten. Die Professoren, meist als Haus- und Speisewirthe voll Rücksichten, die nicht dem wahren Wohl der Einzelnen noch der Akademie galten. Gewöhnung an Trunk und Händelsucht, an Knechtssinn und Tyrannei wurden oft mit in's geistliche Amt genommen. Ohnehin war durch den Krieg der frische Lebensmuth des deutschen Volkes auf lange gebrochen. Es war erfüllt, was Erasmus einmal in übler Laune geweißagt: „Wo das Lutherthum herrscht, geht der Humanismus unter." Die Hauptsache war ein mehrjähriges Collegium einer polemischen Dogmatik, daneben hielt man Disputationen und Predigtübungen. In Leipzig, wo selten ein Exegeticum zu Stande kam, bestanden an 30 concionatoria. Immer noch protestantisch war das Vorwalten des Worts über den Cultus, aber die Predigten waren weitschweifig und polemisch. In manchen Handschriften hat man wohl einen leeren Raum gefunden mit der Bemerkung: „Hier wird gezankt." Neben Calvinisten und Papisten, Mameluken, d. h. Schülern Melanchthons, Secten alter und neuer Art hatte man besonderen Zorn auf die Leisetreter, Moderantisten, Ohrenkrauer und Suppenfresser, die wenigen friedlich Gesinnten. Milde und Achtung vor fremder Überzeugung

---

a) A. Tholuck, Geist d. luth. Theologen Witt. im 17. Jhh. Hamb. 1852. Vorgesch. d. Rationalism. I. Das akad. Leben d. 17. Jhh. Hal. 1853 f. 2. Abth. Das kirchl. Leben d. 17. Jhh. 1861 f. 2 Abth.

galt als Verrath an den Seelen. Wenn irgend eine Mahnung zum Frieden ertönte, war die beliebte Antwort: ob man dem H. Geist das Maul stopfen wolle. Besondre Leichenpredigten dauerten an drei Stunden, 90 eng gedruckte Seiten füllt eine solche. Die Leute haben wirklich noch unendliche Geduld der Andachtsübung, die als frommes Werk galt, gehabt. Indessen scheint doch der Kirchenschlaf nicht selten gewesen zu sein. Johann Gerhard wird in der Leichenrede nachgerühmt, nie habe man den großen Mann in der Kirche schlafen sehn. In mancher Kirche war ein Erwecker angestellt, der mit einem langen Stab umherging. So in der Altenburger Kirchenordnung von 1703. Manche Predigten sind voll gelehrten Gepränges, ausgestattet mit Stellen der H. Schrift, hebräisch und griechisch, wie der Kirchenväter. Dazu ganz scholastische Eintheilung mit Angabe der Theile auf lateinisch. Andre sind allerdings populär, so in Valerius Herbergers Herzpostille heißt es: der Teufel fährt auf seinem Karren die Kinder des Unglaubens in die höllische Schandgrube. Der sächsische Oberhofprediger Weller sprach über die unruhige Klaff- und Klappermühle des bösen Gewissens Besonders beliebt waren Predigten mit allegorischen Bildern aus dem gemeinen Leben. In Carpzovs Predigtjahr [1611] wird Christus dargestellt als der beste Tuchmacher, angeschlossen an das Wort: „Sorget nicht, was ihr anziehen werdet." Eine Predigt: „Die geistliche Papiermühle" schildert 1) Maria die Papiermühle, 2) Christus das beste Jungfernpapier. Ähnlich in Dietrichs geistlicher Ölkammer [1684] in 13 Auflagen verbreitet: Der Teufel als großer Kettenhund 1) wie er Adam und selbst den Sohn Gottes in's Bein beißt; 2) wie dennoch Jesus ihn zurückjagt in sein höllisches Hundeloch. Oder Jesus als Schornsteinfeger: 1) Der Schornsteinfeger selbst, 2) der Rauchfang, 3) der Besen damit er kehrt.

Während die Naturforschung bereits begann den Schein zu durchbrechen, der den sinnlichen Menschen umgibt, behauptete die Theologie noch die Hölle in der Tiefe, den Himmel droben als festes Gewölbe mit dem Thron Gottes. Es galt auch in der protestantischen Kirche als Ketzerei zu behaupten, daß die Erde sich bewege und nicht die Sonne, und man hörte wohl sagen: ob man denn Kopernicus mehr glauben solle als dem Wort Gottes. Jede Landplage galt als unmittelbare Strafnoth, stets sah man Gottes ausgestreckten Zornesarm, und die natürliche Erklärung ward übel vermerkt: als Réaumur vermeintlichen Blutregen für Excremente von Insecten erklärte, meinte man, er wolle die Zeichen des göttlichen Zorns verwischen.

§ 254. Georg Calixtus 1586—1656.

Jene bloße Orthodoxie und Gottesdienstlichkeit, die sich selbst um das sittliche Leben wenig kümmerte, konnte nicht das letzte Ziel der Reformation sein. Wir wenden uns zu den geistigen Mächten, die sich mitten aus der lutherischen Kirche heraus allmählich gegen dies orthodoxe und papierne Papstthum erhoben: im Anfang unsres Zeitalters und noch vor demselben anhebend der Synkretismus.

In Helmstedt hat sich durch persönliches Interesse des Herzogs Julius von Braunschweig immer etwas von dem Geist Melanchthons erhalten. Der Vater von Callisen [Calixtus], Pfarrer in Schleswig, war ein Schüler Melanchthons, voll Ehrfurcht vor dessen Andenken. Sein Sohn hat in Helmstedt studirt. Nach Reisen in Frankreich, England, Italien, bekannt mit katholischer und reformirter Theologie, Professor in Helmstedt, der er fast ein halbes Jahrhundert blieb, mit seinem gelehrten Herzog August von Wolfenbüttel, der mitten im Kriege eine Evangelien-Harmonie verfaßte, eng verbunden, wird er Titular-Abt von Königslutter, eine hochangesehne Persönlichkeit. Seine Bildung ist durchaus akademisch-gelehrt, er bleibt ungewohnt deutsch zu schreiben, nie ist er ein Volksredner geworden. Er war ein theologischer Forscher. Wie der spätere Melanchthon hat er zur Gnade Gottes doch das eigne Thun und Mühen des Menschen für nothwendig erachtet. Er hat die Sittenlehre getrennt von der Glaubenslehre, um die Nothwendigkeit der sittlich frommen That neben dem Glauben zu betonen. Seine Versicherung, daß im alten Testament die Dreieinigkeit nicht gelehrt sei, war nur eine gelehrte, unbefangne Anerkennung des Thatbestandes, doch wollte auch er ein lutherischer Theologe sein. Wie Melanchthon war ihm das Christenthum mehr Leben als Lehre. Dies rechtfertigt er sich wissenschaftlich, erkennt das Wechselnde der Lehrmeinungen, aber über diesen Wechsel auch ein Gemeinsames, historisch in der alten Kirche, in den Lehren der ersten fünf Jahrhunderte, in diesem consensus quinquesaecularis. Auf dem Religionsgespräch zu Thorn, wohin der König von Polen Abgeordnete der drei Kirchen gerufen hatte, zu dem vergeblichen Versuch einer Aussöhnung zwischen den Parteien[a]) machte Calixtus gemeinsame Sache mit den Reformirten gegen die Katholiken, die Lutheraner nahmen daran großen Anstoß und nannten's Synkretismus. Das stammt

---

a) Vgl. B. III, 1, S. 256.

her von συγκρητίζειν, zuerst bei Plutarch, hergenommen von den Kretern, die gemeinsam gegen die äußeren Feinde auftraten, also in gutem Sinn gebraucht. Doch schon Melanchthon braucht es als Zusammen mischen des nicht Zusammengehörigen. Im Munde der lutherischen Gegner des Calixt bedeutet es ein treuloses, um die Wahrheit unbekümmertes Mischlingswesen, mit Anspielung auf das Wort des Paulus: „Die Kretenser sind Lügner." Allerdings die Absicht des Calixt ging nicht bloß auf Versöhnung der Lutheraner und Calvinisten, sondern auch auf einen Friedensstand mit der katholischen Kirche. Die H. Schrift, das apostolische Symbol sei ja beiden Kirchen gemeinsam, und die Kirche der fünf ersten Jahrhunderte müsse im Besitz der zum Heil nothwendigen christlichen Wahrheit gewesen sein. Es war ihm zunächst zu thun um Errettung aus jener Leidenschaftlichkeit, die den 30jährigen Krieg herbeigeführt hat und aus demselben noch fortbrannte. Es war nicht seine Meinung ein Übergang beider Kirchen in einander, der katholischen und protestantischen, sondern jede Kirche möge ihrer Verschiedenheit bewußt bleiben, aber anerkennen, daß auch in der andern Christenthum und Seligkeit vorhanden sei, insofern ein ewiger Kirchenfriede.

Hieraus ging nothwendig hervor eine Beschränkung des zum Heil Nothwendigen im Kirchenglauben, eben auf den Glauben der fünf ersten Jahrhunderte. Darin lag eine Freiheit, die sich erhob über die kleinstädtischen Schranken der Sonderkirchen, eine Erhebung zur Anerkennung einer von Gott gewollten Mannigfaltigkeit, so daß jede der drei Kirchen nicht fehlerlos sei, vielmehr jede von der andern noch lernen könne. Hierdurch war die lutherische Orthodoxie in ihren Lieblingsdogmen verletzt. Sie rief: der Synkretismus führe zum Atheismus; sie warf Calixt vor: er wolle nicht nur Papisten und Calvinisten, sondern sogar Socinianer, ja Juden und Türken als Brüder annehmen. Nach der Weise damaliger Polemik stritt man nicht über Principien, sondern über Einzelheiten. Hülsemann in seinem „Calixtinischen Gewissenswurm" hat 120 Irrthümer des Calixt, überhaupt der „Schelmstädter" und „Hermaphroditen" aufgedeckt.

In Wittenberg wurde eine neue symbolische Schrift in Hoffnung aufgesetzt: consensus repetitus fidei vere Lutheranae [1655]. Zunächst auf einem Convent der sächsischen Geistlichen sollte diese Schrift als Glaubensgesetz anerkannt und zufolge derselben die Synkretisten als Ketzer ausgestoßen werden. Der Convent ist nicht zusammengetreten, wie die Wittenberger klagten „wegen der Jenenser, welche die Synkretisten favorisirt". Der gelehrte Musäus hielt den Calixt doch

auch für einen christlichen Lehrer. Damals hat Jena zuerst sich vom strengen Lutherthum abgewendet, ohne sich doch Calixt anzuschließen. Die schlimmste Meinung von diesem schien gerechtfertigt, wiefern sein Zugeständniß, daß man auch in der katholischen Kirche selig werden könne, zum Übertritt gemißbraucht wurde. In Königsberg entstand unter seinen Anhängern etwas, was an den dermaligen Puseyismus erinnert. Sie führten bestimmte Fasten ein und erklärten die Anrufung der Heiligen für berechtigt. Allerdings wenn man sich an den Glauben der ersten fünf Jahrhunderte ausschließlich hielt, konnte und mußte man das thun. Calixt hat auch die Reformation nur betrachtet als Rückkehr zur Kirche der ersten fünf Jahrhunderte, das schöpferisch Neue in ihr hat er verkannt. Die ganze protestantische Kirche war eine Zeit lang von diesem Streit bewegt. Noch 1678, lange nach Calixts Tode, als Deutschmann Rector wurde, haben die Studirenden ihm zu Ehren eine Comödie aufgeführt, gedruckt mit dem Titel: Triumphus consensus concordiae repetiti zugeeignet Gott und dem ehrwürdigen Deutschmann. Hier erschien Calixt auf dem Theater als Drache mit Hörnern und Klauen, Feuer speiend. Für was fromme lutherische Geistliche den Synkretismus ansahen, dafür spricht Paul Gerhardts Testament: „Hüte dich vor Synkretisten, denn die suchen das Weltliche, sind weder Gott noch den Menschen treu." Calixt selbst lebte ungekränkt, guten Muthes. Sein Wahlspruch: virescit vulnere virtus, sein Wappen ein durchstochnes Herz, dem Flügel wachsen. Heinrich Schmid,[a]) der Erlanger Kirchenhistoriker, der eine Geschichte der synkretistischen Streitigkeiten verfaßt hat, steht eben als Erlanger auf Seite der Wittenberger, doch gesteht er in der Vorrede, er habe gehofft, mehr zu ihrer Rechtfertigung zu finden. Nur das wirft er dem Calixt vor, er habe den scharfen Familiencharakter des Lutherthums verletzt. Ernst Henke[b]) ist der wirkliche Geschichtschreiber des Calixt geworden. Er hatte auch den rechten Beruf dazu: sein Vater war die letzte Verkörperung von Helmstedt, der Sohn ist früh auf die Quellen hingewiesen worden, und hat sie sinnig benutzt, er auf Seiten des Calixt und des einfachen Thatbestandes.

Calixt hat keine Umgestaltung der theologischen Schule herbeigeführt, doch hat er besonders in den Kreisen höhrer Bildung Einfluß gewonnen. Aus dieser Gesinnung ist der Spruch hervorgegangen:

---

a) H. Schmid, Gesch. d. syncret. Streitigk. Erl. 1846. *b)* E. Henke, die Univ. Helmst. im 16. Jhh. Hal. 1833. Calixt u. s. Z. Hal. 1853 ff. 2 B.

in necessariis unitas, in non necessariis libertas, in omnibus charitas. Erst später ist die übliche Form entstanden: **in dubiis libertas.** Aber diese Ermahnung zur Einheit im Nothwendigen, zur Freiheit im Nothwendigen, zur Liebe in Beiden, sie war eine Stimme in der Wüste.

Was Calixtus in der Vergangenheit der Kirche gesucht hat, fand Spener in der unmittelbaren Gegenwart des frommen Gemüths.

§ 255. Der Pietismus. Spener 1635—1705.

Spener ist keineswegs ohne Vorläufer gewesen, darin liegt keine Beschädigung der schöpferischen Gründung, wohl aber die Anerkennung des vorhandnen Bedürfnisses. Balthasar Schuppius, erst Professor zu Gießen, dann Hauptpastor in Hamburg, predigte gegen das Maulchristenthum der pharisäischen Muckenseiger und Kamelverschlucker, nicht gegen Ketzer, aber gegen Sünder, und achtete eine Hand voll Gewissen höher als einen Sack voll Wissen. Sein Volksroman Corinna oder die ehrbare Hure [1660] hat sich weit verbreitet. Er schildert die Wirkung der lutherischen Controverspredigt. Eine Mutter will ihre Tochter verkuppeln; die hält ihr das Wort des Predigers gegen Huren entgegen. Die Mutter erwidert: „Morgen wollen wir in eine andere Kirche gehn, da wirst du einen trostreichen Prediger hören. In Folge solcher Predigt ergibt sich die Tochter, sie bleibt doch eine fleißige Kirchengängerin. Einmal fragt die Mutter, was sie behalten habe von der Predigt: „Liebste Mutter habt Ihr nicht gehört, wie der Prediger auf die Socinianer schalt? Solche Teufelskinder finden sich häufig in Polen. Wenn ich diesen Ketzern das Messer im Leibe herumwenden könnte, ich wollt es thun." Darauf die Mutter: „Meine Seele freut sich, indem ich deinen großen Eifer höre wegen der Religion. Fahre fort, liebste Tochter und bleibe fromm: die Gottesfurcht hat die Verheißung dieses und des künftigen Lebens."

Scriver [† 1693], dem das Siechbett zum Siegesbette wurde, die Gräber, die sein Haus umgaben, zu Denkmalen ewigen Lebens, hat im „Seelenschatz" das Stillleben der gefallnen und erlösten Seele mit Gott, in Gottholds zufälligen Andachten das aus allen Begegnungen der Natur und Kunst herausklingende Gotteswort beschrieben, aus schlimmer Zeit zu einem unvergänglichen Schatz für die Andacht des deutschen Luther-Volkes.

Jean Labadie war von den Jesuiten erzogen, ein beliebter Prediger zu Amiens. Er hat mit den Jesuiten gebrochen in sittlicher Entrüstung und dadurch auch mit dem Katholicismus. In feierlicher

Selbstaufopferung weiht er sich dem Dienste Gottes bei der reformirten Kirche [1650]. Er sucht ein Volk, das Gott in Christus aufrichtig liebe. Als er in ein niederländisches Pfarrhaus nach Middelburg berufen worden, führt er fromme Besprechungen ein und veranstaltet Scheidung der Wiedergebornen von dem hoffnungslosen Babel. Als er deßhalb von der geistlichen Behörde entsetzt wurde, hielten jene Wiedergebornen an ihm fest als seine geistliche Familie. Sie führten unter sich Gemeinschaft der Güter ein, auch der Frauen, wie das Gerücht behauptete. Erwiesen ist doch nur, daß seine sinnliche Bußpredigt gewaltige Macht übte auf weibliche Herzen, zumal aus höheren Ständen.

Anna Maria Schürmann galt als Dichterin und Gelehrte ein Wunder ihrer Zeit. Sie hieß die zehnte Muse, doch war sie kein Blaustrumpf. Bräutlicher Liebe stets unzugänglich, stand sie im 60. Jahr, als sie an Labadie ihren Meister erkannte und die Eitelkeit weltlicher Wissenschaft aufgab. Sie wollte zu ihm halten wie Maria von Bethanien zum Heiland, daher ihre Schrift Eukleria, die das gute Theil erwählt hat. Labadie mit seiner heiligen Familie, etwa 200 Personen, wurde aus den Niederlanden, durch das Reichskammergericht auch aus Deutschland vertrieben. In Altona fand er eine Heimath, hier wo Dänemark für mancherlei Secten eine Freistatt bereitet hatte. Er hat durch Predigten und Schriften eine ähnliche Einwirkung auf die reformirte Kirche geübt, wie nachmals Spener auf die lutherische. Nur hier, wo die fromme Gefühlsrichtung nie ganz untergegangen war in der Orthodoxie, war solch eine Einwirkung weniger Bedürfniß. Spener hat ihn in Genf noch gehört. Er hat ihn hoch gehalten, und seine Hausversammlungen haben ein Vorbild in den Versammlungen der heiligen Familie Labadies gefunden.

Philipp Jacob Spener [1635—1705] war der Sohn eines Beamten zu Rappoldsweiler im Elsaß. Alle Verhältnisse führten zur ruhigen Entwicklung dieses bestimmten Lebenszwecks. Er war von den Eltern zum geistlichen Amt bestimmt, genährt mit der H. Schrift und mit Arndts Schriften. Auch das Freisinnigste, was die Theologie damals hervorbrachte, ist ihm nicht fremd geblieben. Sein Lehrer in Dogmatik war Dannhauer, der statt der üblichen scholastischen Form die Dogmatik darstellte als Geschichte eines Wanderers nach der Heimath. Er hat die H. Schrift kennen gelernt mit den Commentaren des Hugo Grotius. In Straßburg war er bereits Pfarrer und Docent, als er nach Frankfurt berufen wurde, ein junger Senior. Seine Pia desideria oder herzliches Verlangen nach gottgefälliger Besserung der wahren evangelischen Kirche [1675] wurden das Programm des Pietismus,

Aufforderung an die Geistlichkeit zur Reformation der Kirche: statt der scholastischen und Controvers-Theologie müsse eine biblische Raum gewinnen. Was jetzt die Studenten auf den Universitäten lernten, sei künftig für's Amt nutzlos, denn aus der H. Schrift müßten sie ihr Amt treiben. Wie Luther die Reformation der Lehre durchgeführt habe, gelte es jetzt eine Reformation des Lebens. Luther sei ein Riese, er ein Zwerg; aber wenn der Zwerg sich auf die Schultern des Riesen stelle, könne er wohl auch über denselben hinausgehn. Spener hat damals an eine wirklich große Reformation der Volkskirche gedacht. Als ein allgemeiner Gegensatz sich dagegen erhob, hat er sich in's Kleine zurückgezogen: man muß das verderbte corpus lassen Gott befohlen sein und sich an der Sammlung eines Kirchleins aus der Kirche begnügen, man muß die wahrhaft Bekehrten zusammenfassen zu einem Bündlein, daß sie sich selbst tragen und mächtig werden. So versammelte er die von ihm Erweckten zu traulicher Gemeinschaft in seinem Hause. Hier wurde gepredigt, meditirt, innere Erfahrungen wurden besprochen; Jeder hatte das Recht zu reden. Diese Collegia pietatis verbreiteten sich weit in der protestantischen Kirche. Aber Spener muß bemerken, daß die Eifrigsten sich von der Gemeinde absondern wegen ihres Verderbens, nicht mehr mit ihr zum heiligen Abendmahl gehn wollen. Während das ihn bekümmert, steigert sich der weltliche Gegensatz. Es verbreiten sich Gerüchte: in diesen Versammlungen predigten auch Mägde, man führe Gütergemeinschaft ein, die Theilnehmer erschienen nackend, um zu sehn, ob sie noch böse Gelüste hätten. Spener hat später in Dresden und Berlin diese Collegia pietatis nicht wieder eingeführt. Der Kurfürst Georg, der ihn in Frankfurt hatte predigen hören, berief ihn in die Stelle des Hofpredigers, die als die angesehenste von allen protestantischen Stellen galt. So erhielt die neue Richtung einen Sitz in Kursachsen. In Leipzig hatte Carpzov einst angefangen, den Jesaias auszulegen, aber noch über den ersten Capiteln hatten sich die Zuhörer verloren. Durch Speners Geist ergriffen hat August Hermann Francke eine praktische Gesellschaft gegründet zur Auslegung der H. Schrift, Collegium philobiblicum. Es sollte bestehn aus 8, nachmals 12 Magistern, zum Theil schon Privatdocenten. Sie theilten sich in eine hebräische und eine griechische Classe. Einer hatte für jede Sitzung eine bestimmte Stelle auszulegen, die Andern machten ihre Observationen, lateinisch gelehrt mit frommer Nutzanwendung. Studenten konnten als Gäste zugegen sein. Diese Gesellschaft trat bald in Verbindung mit Spener, der ihnen die deutsche Sprache empfahl. Doch ganz nach alter Leipziger Weise heißt es in

den Statuten: jedes Mitglied habe das Recht zu einem Abschieds-, Hochzeits- und Leichencarmen; wer mehr als eins wolle, der müsse die Kosten tragen. Von dieser Gesellschaft sind ausgegangen deutsche Vorlesungen über biblische Bücher, es verbreitete sich in der Universität ein exegetischer Enthusiasmus, und es war, als ob ein neuer Quell des Lebens gefunden sei. Die Theilnehmer, insbesondre die Studenten, die von diesem Geiste ergriffen waren, zeigten sich auch bald in allerlei Äußerlichkeiten: die gestickten Halstücher, die damals zum Anstand gehörten, und die Perücken wurden als weltförmig abgelegt. Die älteren Collegien verödeten, ja ältere Collegienhefte wurden verbrannt. Hierdurch entstand natürlich eine Erbitterung der theologischen Corporation. Sie machte ihr Innungsrecht geltend, jene seien nur bei der philosophischen Facultät habilitirt, die Auslegung der H. Schrift verboten. Dagegen behalfen sich diese mit der Behauptung, daß sie die Schrift nur philologisch, nicht theologisch auslegten. Aus diesen Kreisen ist der Name des Pie tismus hervorgegangen; gemeint ist eine übertriebene Bezeugung der Frömmigkeit im äußern Leben. Von Leipzig hat er sich weiter verbreitet. Carpzov hat sich in einer Leichenrede über einen Genossen dieser Richtung ausgesprochen: sie seien fromm genug, aber auch ungelehrt; und Feller, Professor der Poesie, meinte: „Es ist jetzt stadtbekannt der Name Pietisten. Wer ist ein Pietist? Der Gottes Wort studirt und nach demselben auch ein heilig Leben führt."

In Dresden hat Spener Katechismusunterricht der Jugend in der Kirche eingeführt. Man sagte: der Kurfürst wollte einen Hofprediger und hat einen Schulmeister bekommen. Bei Gelegenheit eines bevorstehenden Bußtages hat er einen Brief an den Kurfürsten geschrieben mit ernsten Vorstellungen über dessen Lebensweise. Dieser fand das wider den Respect und besuchte seitdem nicht mehr die Predigt. Es begannen Verhandlungen wegen Niederlegung seines Amtes mit lebenslänglichem Gehalt. Das hat er abgewiesen, doch folgte er gern einem Ruf nach Berlin, wo das Lutherthum schon durch die reformirte Dynastie ermäßigt war. Er ist dort Propst und Oberconsistorialrath geworden. In Sachsen galten jetzt die Pietisten als Secte, gegen welche Strafedicte erlassen wurden. Studenten, die angeklagt wurden und nicht einen Revers unterzeichneten sich zu bessern, verloren ihre Stipendien. Die Katholiken wollten sie als Ketzer ausschließen aus dem Recht des westphälischen Friedens. In manchen Landen sind die pietistischen Prediger vertrieben worden. In Rostock weigerte die Facultät einer Schrift das imprimatur, weil darin beatus Spenerus vorkomme.

Der Grund dieses Hasses der orthodoxen Theologie war die freisinnige, von der Knechtschaft des Buchstabens lösende Richtung. Im Pietismus jener Zeit lag kein Gegensatz wider den Kirchenglauben, vielmehr die Dogmen wurden wieder durchdrungen von dem frischen Lebensquell, aus dem sie einst hervorgegangen waren. Aber das vorherrschende Gefühl ist gleichgültig gegen subtile scholastische Bestimmungen. Im Gefühl christlicher Frömmigkeit ist auch enthalten die christliche Liebe und Freiheit, mit welcher Spener sprach: „Wer mir Christum, das Fundament des Glaubens, läßt, mit dem breche ich nicht alle geistliche Freundschaft ab;“ und ein andermal: „Unser Herr Christus wäre ein armer Mann, wenn nur die orthodoxen Lutheraner selig würden.“ Er ist daher gleichgültig gegen die sympolischen Bücher als Menschenwerk. Er hat kleine Versehen darin bemerkt. Er findet sie weder erschöpfend, noch unfehlbar. Gegen den Priesterstolz der Orthodoxie erneuert er die altreformatorische Lehre vom allgemeinen Priesterthum. Im Namen der Wittenberger Facultät hat Deutschmann ihm 283 Irrthümer wider die Augsburgische Confession nachgewiesen. Der eigentliche Vorwurf in den kleinlichen Rügen bleibt der des Indifferentismus. Einzelnes zeigt klar, wo das protestantische Recht steht: 1) Spener habe seine Freude an verdächtigen Büchern wie Arndt und Jacob Böhme, den er doch nur nicht verdammen wolle, weil er ihn nicht verstehe. 2) Er sehe die sympolischen Bücher für bloß menschliche Bücher an, deren Verfasser Gott zwar vor Glaubensirrthümern bewahrt habe, in denen aber doch Manches dem göttlichen Wort nicht gemäß sei. Er erkläre die Gläubigen frei von allem menschlichen Ansehn in Glaubenssachen. Er halte die H. Schrift, nicht die Kirche für die alleinige Bewahrerin des göttlichen Worts. Ja er sei der Meinung, man könne von Calvin, Katholiken und Wiedertäufern Manches lernen. 3) Er glaube, daß der H. Geist sich nach der Schreibart der heiligen Autoren gerichtet habe, also der Gegensatz gegen die Inspiration. Er halte auch die Sonntagsevangelien nicht für hinreichend, daraus die ganze christliche Lehre vorzutragen.

August Hermann Francke hat observationes biblicae herausgegeben. Darin zeigt er, daß Luthers Bibelübersetzung bei aller ihrer Herrlichkeit doch nicht immer den richtigen Sinn des Urtextes treffe. Es ist darüber ein Zetergeschrei entstanden: die Pietisten wollten Luther von seinem Catheder stoßen, der Satan suche unter dem Schirm der Andacht die arme lutherische Kirche zu verderben. Er habe angefangen, die symbolischen Bücher zu verdächtigen; jetzt nun werde das

Palladium der Kirche bedroht. Francke entgegnete, es sei vielmehr ganz im Geiste Luthers auf seinem Wege fortzuschreiten.

Unter diesen Händeln hat Spener große persönliche Wirksamkeit geübt. Seine Gutachten zeigen, wie alles im Gewissen Bedrängte seinen Rath sucht. Der Kaiser, mehrere Fürsten ertheilten ihm Postfreiheit. In diesen frommen Verbindungen zeigt sich etwas Pedantisches. Er theilt sich Deutschland geographisch ein in Kreise, jeden Tag thut er Fürbitte für eine bestimmte Liste von Freunden, die in diesen Kreisen wohnen. In ihm war nichts Verbittertes. Er gewann die reife Frucht des Pietismus, die religiöse Befriedigung und Heilsgewißheit. Auch in Berlin übte er eine ungehemmte Wirksamkeit. Die Universität Halle war gegründet worden [1694] nach seinem Ideal, dieser neue Salzquell. Die Orthodoxen sprachen freilich von Halloren, Hallunken. Als Spener von einem Freunde wegen seiner Leiden und Anfechtungen beklagt wurde, antwortete er: er wisse nichts von Anfechtungen, er stehe in guter Ruh, finde mehr Liebe als er werth sei. Was ihm Gegner in Schriften nachsagten, könne er nicht für ein besondres Kreuz achten. Doch in seinem Alter, als seine Ideale sich nicht verwirklichten, vernehmen wir zuweilen Worte des Schmerzes, daß so Viele widerständen: Gott, klagt er, ist wie ein Brunnen, der nicht mehr quillt.

Dieser Pietismus war doch nur ein gefühlsmäßiges, praktisches Lutherthum, von der Mystik des Mittelalters und der katholischen Kirche unterschieden durch die Richtung auf das natürliche Elend und auf die übernatürliche Erlösung, während die mittelalterliche Mystik unmittelbar das Herz zu Gott erhob.

Indem nun, was Spener veranlaßte, aber durch die edle Humanität seiner Persönlichkeit ermäßigte, sofort unter seinen Anhängern überspannt wurde, haben wir zu unterscheiden von dem ursprünglichen Pietismus Speners den schon seiner nächsten Epigonen, besonders die Pietisten, wie sie sich in Halle gespalten haben. Dieser Pietismus ist nicht sowohl eine Corruption als eine natürliche nur etwas beschränkte Entwicklung.

1) Die Hallischen Pietisten forderten für jeden Gläubigen einen Durchgangspunkt der Verzweiflung: die Seele müsse einmal verzagen wie ein Verbrecher, der zum Hochgericht geführt wird. Spener nannte dies nur den gewöhnlichen Weg, Manche würden doch auch mit sanften Liebesseilen zum Heiland gezogen. 2) Die Sacramente sollten nur durch wiedergeborne Geistliche gespendet werden. Spener hat allerdings einen Wunsch ausgesprochen der Art, doch meinte er eigent-

lich, daß die Macht des Geistlichen nicht durch den Schulbegriff seines Glaubens, sondern durch sein Gemüth, seine Frömmigkeit und Begeisterung, durch seine Wiedergeburt bedingt werde. 3) Hierdurch wurde der Pietismus immer mehr zum Separatismus. Man trennte sich von Geistlichen, die man nicht als wiedergeboren achtete. Es entstand ein Gegensatz zwischen Wiedergebornen, Kindern Gottes und Kindern der Welt, ein Hochmuth der Frömmigkeit, die sich ihrer selbst nur erfreute mit richterlichem Hinblick auf die Verlornen, während doch Spener zur Milde mahnte. 4) Es entstand unter den Hallensern Gleichgültigkeit gegen die Wissenschaft, gegen die Curiosität der Erudition, indem die Theologie bloß geachtet wurde, wiefern sie zur Erbauung diene, alle Bedeutung jenseits des unmittelbaren Herzensbedürfnisses wurde ihr aberkannt. Alles was dem nicht dient, ist unnütze Kritik und Geschichtsforschung, die doch manches Unerbauliche an den Tag bringt. Francke hat einmal in Jena gepredigt des Inhaltes: „Keine Menschen sind den Stricken des Satan mehr unterworfen als die Studirenden. Denn weil sie mit Wissenschaft das Heil zu erlangen suchen, findet der Satan um so mehr Raum bei ihnen.“ Spener hat freilich auch gesagt: „Wer am rechtschaffensten beten kann, ist der beste Student,“ doch meinte er das nur im Gegensatz zu unfruchtbarer Gelehrsamkeit. Er selbst war ein Gelehrter, auch auf dem untheologischen Gebiet der Wappenkunde und Genealogie. Diese Liebhaberei traf zusammen mit seinen Verbindungen unter den höhren Ständen, besonders den Frauen. 5) Es entstand endlich Scheu vor aller weltlichen Freude und Bildung. Die Pietisten in Halle vermieden nicht bloß Tanz, Schauspiel, Gastereien, Moden, Karten, Kegelspiel, Tabakrauchen, sondern auch Scherzreden, Spazierengehn, Lesen in Romanen und Zeitungen. Spener war gegen dies Alles nur bedenklich, er achtete es nur für relativ böse, wiefern es zum Bösen führe, denn nicht bloß die Sünde sei zu meiden, sondern auch was dazu reize. Doch wollte er nicht gegen die Sache streiten, sondern nur gegen die Gesinnung, die Freude finde an solchen Nichtigkeiten. Der Christ solle Alles nur thun zur Ehre Gottes und im Namen Jesu. Doch rühmt er an Gryphius' Comödien, sie seien ihm ein Sporn zum Guten gewesen.

Die Orthodoxie vertheidigte dagegen das Recht weltlichen Lebens und weltlicher Bildung. Im Pietismus, namentlich unter den Nachfolgern ist etwas Dualistisches hervorgetreten: jede Handlung sei entweder heilig oder sündhaft. Die Orthodoxen dagegen rühmten sich der Lehre von den Adiaphora, den Mittelbingen. Tanzen, Comödie sei

ein gutes Zeichen der Orthodoxie: David habe vor der Bundeslade getanzt, Johannes im Mutterleibe gehüpft. Ein Gebet für Spieler ist wenigstens zum Spott erlassen worden. Man erzählte sich, die wittenbergische Facultät sei einmal expreß auf eine Hochzeit gefahren, wo stark getanzt wurde.

Einige Überschwänglichkeiten sind wenigstens in kleinere Kreise des Pietismus schon damals ausgegangen. Spener war gegen den Beichtpfennig als einen Schandfleck der evangelischen Kirche. Er dachte an die Gefahr, die Beicht-Absolution könne als Ablaß angesehen werden, dadurch entstanden Bedenken gegen die Beichte mit ihrer Absolution. Schade, einer seiner Anhänger in Berlin und Hypochonder, ängstete sich über diese Sündenvergebung, die er auszusprechen habe auch über Nichtbußfertige. Er brachte die Nacht auf den Sonntag seufzend, jammernd zu. Endlich schrieb er einen Tractat gegen die Beichte: „Es lobe, wer da loben mag; ich sage: Beichtstuhl, Satansstuhl, Feuerpfuhl." Dagegen schrieb Deutschmann in Wittenberg einen christlutherischen Beichtstuhl, von dem großen Jehovah-Elohim den Sündern im Paradies gestiftet. Er betrachtet die Unterredung nach dem Sündenfall als Beichte: Beichtvater ist Jehovah-Elohim, Beichtkinder Adam und Eva.

Spener hatte anfangs große Erwartungen gehegt auf zwei Reformationen, die Bekehrung der Juden, Sturz des Papstthums, eine allgemeine Umwandlung. Er hat dies später ermäßigt zur Hoffnung künftiger beßrer Zeiten, doch hat er zuweilen von der Nähe des Reiches Christi gesprochen. Petersen, Superintendent in Lüneburg hat auf Offenbarungen seiner Frau und eines frommen Fräuleins hin die demnächstige Wiederkunft Christi zum tausendjährigen Reiche verkündet. 1692 ist er deßhalb seines Amtes entsetzt worden. Das Suchen nach dem Stein der Weisen, das Schatzgraben ging mit dieser Frömmigkeit Hand in Hand. Vornehmlich in den kleinen Fürsten- und Grafenhöfen fand der Pietismus seine Stütze: hier ist er zum kläglichen Werk- und Hofdienst Gottes entartet. Aus der Jugend Semlers haben wir ein Bild davon. In Saalfeld hat der Herzog Christian Ernst seine geistige Armuth mit dem Pietismus zusammengethan. Es wurden „Herzensstunden" gehalten, in denen doch Rangunterschiede genau beobachtet wurden, der Hof saß dabei auf Sophas, Honoratioren auf Bänken, Geringere mußten stehn. Auch die Schüler des Gymnasiums wurden in diesem Sinne behandelt, bisweilen stand einer auf mitten in der Stunde und seufzte nach dem Durchbruch. Zu Semler äußerte der Rector, es sei gar nicht gleichgültig, ob der Sohn des Archidiakonus

unbekehrt bleiben wolle und durch sein Beispiel auch Andre verhärte. Als er sich endlich Bekehrung einredete, wurde er mit andern Schülern auf das Schloß bestellt, da hatten sie der Reihe nach hinzuknieen und laut zu beten. Es war üblich zu kokettiren mit Sündhaftigkeit, Herzensdürre und Begnadigung. Semlers ältrer Bruder, der nicht zum Durchbruch kommen konnte, hielt eine schwere Sünde für die Ursache. Er durchwinselte halbe Nächte und starb verkümmert. Der Sohn des Buddeus hat sich darüber erhängt. Aber wo auch dies Äußerste nicht eintrat, entstand doch eine Verkümmerung der Jugend und Jugendpoesie, des Bürgersinns und Gemeinsinns, der Vaterlandsliebe, der Bestrebungen für Kunst und Wissenschaft. So war dieser Pietismus doch nur Sache Einzelner, überhaupt undenkbar ist ein pietistisches Volk, oder es würde als Volk zu Grunde gehn.

Indessen wenn man auf den Höfen des Waisenhauses zu Halle steht, bekommt man Respekt auch vor dem hallischen Pietismus.

August Hermann Francke, nun als Professor in Halle, hat eine Armenschule errichtet. An die Thür seiner Studirstube hat er eine Büchse befestigt, zur Anschaffung von Büchern für die Schule. Einst findet er darin 4 Thlr. 6 Sgr., da ruft er: „Das ist ein ehrlich Capital" und beginnt mit dem Bau des Waisenhauses. Man räth ihm, er solle es von Holz bauen, aber es ist in ihm eine Stimme: „Baue es von Stein, ich will es bezahlen." Zuweilen am Sonnabend fehlte das Geld für die Arbeiter, aber immer fand sich Hülfe. Was unter andren Umständen Leichtsinn genannt werden muß, bei Gründung eines neuen gemeinnützigen Unternehmens war es Gottvertrauen: durch Francke wurde es ein gemeinsames Unternehmen des Pietismus. In solcher Weise entstand allmählich die großartige Francke-Stiftung für Schüler- und Lehrer-Erziehung. Auch eine Apotheke wurde gegründet, die manche Geheimmittel verkaufte, ein Buchhandel eröffnet. Frh. v. Canstein gründete die Bibelanstalt, die Vorläuferin der Bibelgesellschaften. Hier wurden erstmalig Bibeln mit feststehenden Lettern gedruckt. 1712 erschien zuerst das neue Testament. Der Anfang des Buchhandels war sehr klein. 1698 zog der Begründer, Elers, auf die Leipziger Messe mit einigen Predigten. Viele wurden versendet. Nach wenigen Jahren war es doch ein ansehnliches Geschäft. Als König Friedrich Wilhelm I 1713 das Waisenhaus besuchte und unter diesen Bücherballen hinging, fragte er den Candidaten, was er davon habe? Der antwortete: „Ew. Majestät, ich habe davon Alles, was ich brauche, wie ich gehe und stehe. Gehalt nehme ich nicht." Da klopfte der König ihn auf die Schultern: „Nun begreife ich, wie

ihr so etwas zu Stande bringt. Solche Leute habe ich freilich nicht."

Francke ist der größte von Speners Nachfolgern. Es ist nicht ohne Kampf in ihm vorgegangen. Er hat uns sein Gebet vertraut und aufbewahrt: „Gibt es einen Gott, gibt es einen Heiland, mag er sich meiner erbarmen." In ihm war die Gefühlsinnigkeit so stark wie der kirchliche Gemeinsinn. „Der Christ ist wie eine Kerze; einzeln verlöscht sie." Dieser Pietismus war die Auffassung des ganzen Lebens als Religion, als religiöse Feier, während man doch äußerlich mitten im weltlichen Leben verblieb. Hierdurch ist das pietistische Leben verschieden vom Klosterleben und kommt deßhalb nicht leicht in der katholischen Kirche vor. In dieser führt das ausschließlich kirchliche Interesse in das Kloster oder doch in den Klerus und bei der äußeren Trennung von der Welt werden weltliche Gedanken, auch weltliche Heiterkeit nicht besonders gescheut, während der Pietismus sich gebunden fühlt, den Widerspruch seines Verharrens, in der Nichtigkeit der Welt zu verleugnen durch ernste Übung der Weltscheu. Dieser Pietismus war einerseits der neuen Zeit abgewendet, die dem weltlichen Leben seinen Theil gewähren will, seiner Freude wie seinem Ernste; anderntheils durch die Berechtigung der Subjectivität des eignen Gefühls und Erlebens war er der neuen Entwicklung angehörig: aus den Tiefen des frommen Gefühls gegen die Buchstäblichkeit der orthodoxen Überlieferung mit dem vollen Recht der eignen Erfahrung. Doch ruhte diese Erfahrung noch ganz auf göttlicher Gnade und der H. Schrift. Spener schreibt in einer Einleitung: „Mir gehört davon nichts, als was daran fehlt." Daraus vernehmen wir die große Demuth des Menschen der Offenbarung.

Nach dieser zweiten Beziehung konnte leicht an Stelle des subjectiven frommen Gefühls die subjective Vernunft mit ihrer Herrschaft treten. Insofern war dieser Pietismus der Vorläufer des Rationalismus. So hat ihn Tholuck gemeint. So lange er kämpft gegen die Orthodoxie, steht er in Deutschland an der Spitze der geistigen Bewegung. Zu einer Aussöhnung kam es gegenüber einem gemeinsamen Gegner in einer Neutralisirung, durch welche die Orthodoxie einfacher und inniger wurde. Der Pietismus verlor seine Eigenthümlichkeit und Energie. Doch hat er tief in das 18. Jahrhundert hinein fortbestanden als frommes deutsches Familienleben. Sein Nachklang in der deutschen Litteratur, sein säcularisirtes Nachbild war die Periode der Empfindsamkeit, wie sie sich darstellt in Millers Siegwart, die Verklärung dieser Periode in Goethes Werther.

Hätte der Pietismus gesiegt, bei aller Tüchtigkeit, wäre die Folge doch gewesen religiöse Bornirtheit und Bruch mit der Welt, statt sie zum Gottesreich zu gestalten. Seit neuerlich eine erneute lutherische Orthodoxie mit dem auch wieder aufgelebten Pietismus gebrochen hat, ist der Vorwurf gegen diesen erhoben worden, besonders durch Kliefoth: er sei reformirten Charakters. Mit Spener beginnt jener große Eroberungskrieg, der echte Frömmigkeit und die Union gegenüber der confessionellen Spaltung auf sein Panier geschrieben hat. Kliefoth nennt den Pietismus eine fremde Pflanze in der lutherischen Kirche. Ich achte ihn doch, wie er urkräftig sich in Spener darstellt, als ein praktisches Lutherthum, von der Grundanschauung Luthers ausgehend, als eine im Gefühl wurzelnde, das Leben beherrschende Macht, die Reformation der in bloßer Orthodoxie erstarrten lutherischen Kirche.

Neben dem religiösen Interesse erhebt sich das Interesse des denkenden Geistes, die Philosophie.

§ 256. Philosophische Einwirkung. Cartesius bis Wolf.

Bis in die ersten Jahrzehnte des 17. Jahrhunderts gab es in Deutschland nur überlieferte Philosophie und im Dienst der Kirche. Wo nicht gar Luthers Vernunfthaß waltete, sollte doch die Philosophie angesehn sein wie das Weib, das zu schweigen hat in der Gemeinde, wie Hagar der Sarah zu dienen hat. Die philosophische Facultät wurde vereidigt auf Aristoteles, in Helmstedt auf Melanchthon. Ihre Emancipation hatte ihren Anfang in dem Aufschwung der Naturforschung, die hinausschritt über Aristoteles und die Bibel, als der Menschheit durch Copernikus, Kepler und Galilei der Blick in's Universum geöffnet wurde.

Bacon von Verulam [† 1626], gering als Mensch, als Staatsmann schmählich endend, hat doch als unbefangner Forscher sein Volk hingeführt auf Kenntniß und Beherrschung der Naturmächte. Er war orthodox aus Indifferentismus. Isaak Newton hat das Gravitationssystem erkannt als das Gesetz der Anziehung, welche schwere Körper auf einander üben, als das Gesetz des sichtbaren Himmels, den er mit Verehrung anschaut, im Alter doch vertieft in die Geheimnisse der Apokalypse.

Die befreite Naturforschung und Vertiefung in das Universum brachte den Muth, den Anreiz zur Vertiefung des Menschengeistes in sich selbst. Der Thron Gottes in der Höhe, die Hölle in der Tiefe verschwand, die ganze kleinstädtische Anschauung wurde erschüttert, der

dieser kleine Planet als ausschließlicher Wirkungskreis des Vaters, Sohnes und H. Geistes erschien. So hat die Freimachung der Philosophie begonnen.

Ich kann nicht daran denken, die Geschichte der neuern Philosophie hier hereinzuziehn, nur ihre religiöse Seite, und ihr Verhältniß zur Kirche ist darzulegen; und wiefern dies in bestimmter Weise nicht möglich ist, ohne daß die Eigenthümlichkeit der philosophischen Schule berührt wird, darf es doch nur im allgemeinen geschehen mit Hinweisung auf die bekannten Geschichten der neuern Philosophie, von Erdmann, Zeller und Windelband, vor Allem meines Freundes Kuno Fischer, dieses Geschichtschreibers der Philosophie von Gottes besondren Gnaden.[a])

Die Emancipation der Philosophie ist geschehen durch einen Katholiken und einen Juden, aber sie hat eine Freistätte und ernste Theilnahme gefunden in protestantischen Ländern. Des Cartes [Cartesius † 1650] hebt an mit dem Zweifel: de omnibus est dubitandum. Nur eins ist gewiß durch sich selbst: cogito, ergo sum ich denke, darum bin ich. Er achtete das für einen Schluß, es ist doch nur ein identischer Satz = sum cogitans, aber er drückt die Gewißheit des Ich im Selbstbewußtsein und den Begriff des Geistes aus, dessen Sein das Denken ist. Hier ist ein fester, durch sich selbst gewisser Punkt, von dem aus er die Welt erkennt. Descartes stammte aus der Bretagne, hat gegen die Husiten am weißen Berge gefochten, gegen die Hugenotten vor La Rochelle. Er hat seinen Hut mit Heiligenbildern besteckt, aber als Philosoph vergaß er, daß er Katholik sei. Um frei studiren zu können, ist er nach den protestantischen Niederlanden gegangen. Seine Philosophie hat Gott und die Welt getrennt; nur als Schöpfer der Weltmaterie tritt die Gottheit ein, um ihr den ersten Anstoß zu geben, wie Pascal es nennt: chiquenaude, „einen Nasenstüber", so daß sie nun fortrollt und sich selbst gestaltet. Diese Philosophie ist angewandt worden von den niederländischen Theologen, doch eigentlich nur, um die Freiheit und Wesenheit des Geistes darzuthun und die dämonische Einwirkung des Teufels zu leugnen. Im allgemeinen hat sie das Selbstvertraun des denkenden Geistes gegen das Hängen an der Überlieferung gestärkt, daher der theologische Hauptgegner Voetius, Professor in Utrecht, bis zur Anklage auf Atheismus fort-

a) J. Erdmann, Gesch. d. Philos. Brl. 1866. 2 Bde. — E. Zeller, Gesch. d. deutsch. Philos. seit Leibniz. Münch. [1873] 1886. — W. Windelband, Gesch. d. Philos. 2 Bde. Lpz. 1878. 1880. In gedrängterer Fassung: Freibg. 1892. — K. Fischer, Gesch. d. neueren Philos. 6 Bde. Mannh. [854 ff.] 3. Aufl. Hdbg. 1889. ff.

ging, denn nach dieser Lehre müsse man wenigstens einmal im Leben an Allem zweifeln, also auch am Dasein Gottes. Dazu kamen Vorwürfe wegen der gebildeten Weltanschauung: daß sie die Erde zu den Planeten rechne, den Mond zu einer Art Erde mache, die Bewegung, die seit Jahrtausenden der Sonne zukam, auf die Erde übertrage, kurz das Unterste zu oberst kehre. Es sind in den Niederlanden politische Strafgesetze von der monarchischen, oranischen Partei erlassen worden, doch immer wirkungslos gegen den wahren Geist, der durch Spieß und Stangen schreitet.

Cartesius ist ausgegangen vom Ich, Spinoza, der gelehrte Jude, von Gott. Sein philosophischer Grundgedanke ist die feste, klare Anschauung des Absoluten, das da ist durch sich selbst. Kein Andres hat neben ihm Raum, Alles wird verschlungen im Abgrund der göttlichen Substanz, Gott allein ist. Denken und Ausdehnung sind seine Eigenschaften, er ist Geist und Materie. Aber er denkt und liebt sich selbst in uns. Der Herr des Weltalls ist zum Weltall geworden. Diese Anschauung hat Spinoza durchgeführt in mathematischer Gedankenfolge und mit ernstem, sittlichem Geist. Man kann seine Philosophie tragisch nennen, denn sie verkündet den Untergang alles Individuellen. Ihre Religion ist Resignation. Spinoza selbst hat ein stilles, ehrbares Leben geführt, er hat Geschenke ausgeschlagen, auch eine reiche Erbschaft und eine Professur in Heidelberg, und erhielt sich mit Brillenschleifen als Mechanikus. Er hat bestimmte Rücksicht genommen auf die Religion seines Volks und seiner Umgebung. Er behauptete die Verwandtschaft seiner Philosophie mit der Religion des alten Testaments und betonte die Alleinmacht Jehovas, wie die Nichtigkeit der Welt; auch mit dem sadducäischen Grundsatz, wenn er behauptete: beatitudo non virtutis praemium sed ipsa virtus. Gemeint ist sein Absehn von jeder individuellen Unsterblichkeit. Wunder sind ihm Unsinn, denn Alles ist ein nothwendiges Sein Gottes. Auch fordert die alt- und neutestamentliche Religion Glauben und Gehorsam, die Philosophie Vernunft und Liebe. Doch hat er einen Ausgleich gefunden: das Wesen der Frömmigkeit bestehe nicht in der Wahrheit des Wissens und Glaubens, sondern in dem Einfluß, den das subjectiv Geglaubte, abgesehn von der objectiven Wahrheit, auf das sittliche Handeln übe. Darin seien Philosophie, Judenthum und Christenthum einander gleich. Im Tractatus theologico-politicus von 1670 erweist er die Nothwendigkeit der Gewissensfreiheit, der Preßfreiheit im Staate, und die niederländische Republik hat gewagt, darauf einzugehn. Aber die Synagoge von Amsterdam hat den gelehrtesten Juden der neuern Zeit unter

furchtbaren Bannflüchen ausgestoßen. Seit der Zeit nennt er sich statt Baruch: Benedictus. 44 Jahre alt ist er gestorben, bereit heiter unterzugehn in Gott [1677]. Der religiöse Inhalt seiner Philosophie ist das alleinige Leben in Gott, das gar nichts für sich selber will, nicht einmal die ewige Seligkeit. Jacobi pries ihn: „Sei du mir gesegnet, großer, heiliger Benedictus! Wie du auch über die Natur des höchsten Wesens philosophiren und in Worten irren mochtest: seine Wahrheit war in deiner Seele und seine Liebe in deinem Leben."

Locke [† 1704] wurde der Philosoph der Engländer. Nichts galt ihm als wahr, was gegen die sinnliche Erfahrung spricht. Erst aus ihr geht der Weg in das Reich der Ideen: »nihil est in intellectu, quod non fuerit in sensu«. Im Besitz einer kirchlichen Pfründe hat er geleugnet, daß aus seiner Philosophie eine Gefahr für die Kirche komme, was Bischof Stillingfleet ihm vorwarf; aber er unterscheidet in der H. Schrift zwischen Lehre und Geschichte, zwischen Lehre Christi und der Apostel, zwischen Lehren ewiger Wahrheit und Lehren für den Augenblick, für ein Geschlecht, das den reinen Glanz der Wahrheit zu tragen noch nicht vermöge. Ihr Gold sei verborgen in jüdischer Schlacke. Er wollte den Beweis für die Göttlichkeit des Christenthums aus seiner Wahrheit und Wirkung entnehmen und machte geltend, daß ein Christ, Jude und Heide gleich stehn sollte in bürgerlichen Rechten. So zeigte die Philosophie auch in ihrer sinnlichsten Gestalt ihre geisterbefreiende Macht.

Wie Locke den englischen Weltverstand repräsentirt, so Leibniz [† 1716] die deutsche Idealität. Er erwies gegen Locke das Erstgeburtsrecht der Ideen, gegen Spinoza das Recht der Persönlichkeit, die Individuation. Spinoza, sagte er, hätte Recht, wenn es keine Monaden gäbe. Statt der allesverschlingenden Substanz behauptet er ein Reich geistiger Individuen, das sind seine Monaden: geistige Mächte verschiedner Art, jede ein selbständig bestimmtes Maß von Kraft entwickelnd, ihre Zusammensetzung durch die Ur-Monas, Gott uranfänglich geordnet: prästabilirte Harmonie. Die Sinnenwelt ist nur das verhüllte Geisterreich, die Welt der göttlichen Güte und Weisheit entsprechend, und insofern die beste Welt. Den Beweis gegen alle die Übel, die uns umgeben, hat Leibniz zu führen versucht in seiner Theodicee, indem er darthun will, daß jedes Übel nur die Rückseite und Bedingung eines Guten sei, das ohne diesen Schatten gar nicht sein könnte. Er ist ein Fürst der Gelehrsamkeit geworden, der die Gesetze des Weltalls erforschte, wie er die alten Denkmale unsres Volks aus dem Staub der Bibliotheken wieder an das Licht brachte.

Er bezeichnet einen Höhepunkt moderner deutscher Wissenschaft durch sein unermeßliches Wissen, durch sein Vertraun auf eine Welt von Begriffen, daß ihr die wirkliche Welt entsprechen müsse, auch durch das Bedürfniß, den altväterlichen Jugendglauben vor der Vernunft zu rechtfertigen. Doch wagt er nicht, zu seinem Volk in dessen Sprache zu reden. Er hat ein Französisch geschrieben voll Latinismen, ein Latein voll Gallicismen, und meinte doch: „Ewig Schade und Schande, wenn durch unsre Fahrlässigkeit unsre Haupt- und Heldensprache sollte zu Grunde gehn!" In Deutschland kann er nicht umhin, seine Philosophie in ein Verhältniß zur Religion, zum Christenthum zu setzen. Lessing urtheilte von diesem Bestreben: „Er hatte oft die Gefälligkeit, eine Meinung so lange zu wenden und zu drehen, bis ihm gelang, einen gewissen Sinn darin zu entdecken, den er in jeder voraussetzte." Er hat die Kraft seines Genius daran gesetzt, den großen Riß zwischen Vernunft und Glauben, noch bevor er in seiner ganzen Schärfe hervortrat, zu versöhnen. So vertheidigt er die Offenbarung, wiefern Gott zwar nicht die logische Wahrheit, die veritas aeterna, umändern kann, wohl aber die veritates contingentes, die Naturgesetze, und rechtfertigt die Wunder der H. Schrift, indem Gott kraft der prästabilirten Harmonie die Ursache der Abweichungen von Naturgesetzen zum Theil in die Natur gelegt, zum Theil seiner unmittelbaren Einwirkung vorbehalten hat. Die Dogmen der Offenbarung seien nicht g e g e n die Vernunft, sondern nur ü b e r die Vernunft. Er vertheidigt selbst die Ewigkeit der Höllenstrafen, die mit seiner besten Welt so schwer vereinbar schienen, doch nur wiefern die Verdammten eine Ewigkeit hindurch sündigen, aber sie können sich bekehren, als vernünftige Monaden. Obwohl Leibniz nur leise Erinnerungen gegen die Kirchenlehre vorbrachte, traute ihm der gemeine Mann nicht. Die hannöverschen Bauern haben aus seinem Namen gemacht: Glöbeniz. Er stand mehr als ein deutscher Gelehrter vor ihm im Verkehr mit den Großen der Welt. Er war Bibliothekar in Hannover und Reichshofrath. Zum hannöverschen Hofe stand er ähnlich wie Alexander von Humboldt zum preußischen. Die Königin von Preußen Sophie Charlotte, eine hannöversche Princeß, sagte auf ihrem Sterbebett: „Wie froh bin ich, daß ich nun bald zu dem Gott kommen werde, von dem mir mein Leibniz so viel Schönes gesagt hat." Er hat auch dem deutschen Volk viel Schönes gesagt über die Macht und Unverwüstlichkeit der in Gott zusammengefaßten Geister, doch erst durch Wolf in's Deutsche übersetzt ist seine Philosophie verständlich geworden.

W o l f aus Breslau [† 1754] kam nach Jena mit dem ernsten

Vorsatz, wozu seine Eltern ihn von Kind auf angehalten, Gott im Predigtamt zu dienen. Wie er nun die Theologen streiten hört, kommt ihm der Gedanke, ob es nicht möglich sei, die Wahrheit in der Theologie so deutlich zu zeigen, daß sie keinen Widerspruch zulasse. Da er erfährt, daß die Mathematik ihrer Sache so gewiß, hat er sich auf diese Wissenschaft geworfen, und ist 1707 als Professor der Mathematik und Physik nach Halle gegangen. Er hat zur leibnizischen Philosophie nur die populäre, geistlose Form hinzugebracht. Er meinte, Gott und die Unsterblichkeit ebenso sicher darthun zu können, wie daß $3 \times 3 = 9$ sei. Was von Glaubensartikeln nicht aus der Vernunft erwiesen werden kann, läßt er doch stehn, als über der Vernunft stehend. So will er die göttliche Dreieinigkeit betrachten wie ein fremdes Wild, von dem man einen Jäger hat sprechen hören. Er war doch persönlich fromm in den Formen seiner Zeit. In der Geschichte der Hallischen Universität hat sich ein Votum von ihm erhalten: als der Senat bei einer Festlichkeit erscheinen sollte, hat Wolf auf das Circular, das dazu aufforderte, geschrieben: „Vidi, consentio. Jedoch da ich mir vorgenommen, desselben Tags des Nachtmahls zu gebrauchen, so weiß ich vor meine Person nicht, ob ich werde zugegen sein können, doch will es mit meinem Herrn Beichtvater überlegen." Aber jede wahrhafte Philosophie sucht den Prüfstein der Wahrheit am menschlichen Geiste. Es liegt dasselbe in den versuchten Beweisen für die kirchlichen Dogmen. Wolf hat 1721 eine Prorectoratsrede gehalten: de sapientia Sinesium, eine Lobrede auf die mehr moralische als dogmatische Weisheit des Confucius, gemeint gegen die dogmatische Weisheit der christlichen Theologie. Darin sprach er den Grundsatz aus: „Alles muß geprüft werden an der Vernunft, wie am Stein der Weisen, und die Kräfte der Gnade unterscheiden sich von den Kräften der Natur nur graduell." Am nächsten Morgen schrieb Joachim Lange an seinen Collegen Francke: „Keine gute Nacht gehabt, causa Wolfiana mit mir zu Bett gegangen und wieder aufgestanden, durch selbige dem Atheismus Thür und Thor geöffnet." Francke antwortet: er habe in seinem Kämmerlein Gott auf den Knieen gebeten, der hereinbrechenden Finsterniß des Atheismus zu steuern. Es war damals eine beliebte Redensart: „Der philosophische Wolf ist eingebrochen, um die christliche Heerde zu zerreißen." Zunächst war's pietistische Scheu vor dem klaren Gedanken, auch vor der philosophischen Hoffahrt, statt der pietistischen Gepflogenheit. Freilich die leibnizische Lehre von der besten Welt, wie wenig paßte sie zu dem Jammerthal des Pietismus! Pietistische Militärs haben Einfluß gewonnen auf König Friedrich Wilhelm, der bei

seiner sonstigen Tüchtigkeit doch nur Sinn hatte für das Hausbackene, Nützliche, und für sein Soldatenspielwerk. Alle Wissenschaft, die nicht unmittelbar Nutzen bringt, ist ihm Windmacherei. Für die Berliner Bibliothek hat er jährlich fünf Thaler ausgesetzt. Leibniz, den Vorsitzenden der Akademie der Wissenschaften nennt er einen närrischen Kerl, der nicht einmal zum Schildwachstehn nütze wäre. Dem König stellte man vor, Wolfs Philosophie führe dahin, daß z. B. ein Deserteur sich damit entschuldigen könne, er habe kraft der prästabilirten Harmonie davongehn müssen. So erschien denn das königliche Rescript an Wolf, binnen 24 Stunden bei Strafe des Stranges den preußischen Staat zu verlassen. Am 23. November 1723 Abends zwischen Acht und Neun ist Wolf unter heißen Dankgebeten der Pietisten davongegangen. Gottsched in Leipzig versichert, am nächsten Sonntag habe August Hermann Francke in der Predigt über den Text von der Zerstörung Jerusalems bei den Worten: „Wehe der Schwangeren!" schadenfroh angespielt auf die gegenwärtige schwangre Frau des vertriebenen Wolf. Das ist von Knapp und Tholuck in Abrede gestellt worden, weil die Predigt unter den im Waisenhause niedergelegten nicht aufgefunden worden ist. Möglicherweise ist sie weggenommen worden zu einer Zeit, als ganz andre Mächte in Halle regierten und die Pietisten doch noch im Besitz des Waisenhauses waren. Sicher ist ein Zettel von Francke, daß er in Wolfs Vertreibung die Erfahrung gemacht habe, daß Gott Gebete erhöre, auch wo nach Menschengedanken Erhörung nicht zu hoffen wäre.

Wolfs natürliche Theologie enthält die religiösen Ideen des Christenthums ohne historische und persönliche Form. Auch von orthodoxen Theologen in ihrer Abneigung gegen die Pietisten empfohlen als eine Art Vorhof der Heiden, durch den man in das Allerheiligste der Kirche eingeweiht werde. Selbst für die Jesuiten in Ingolstadt war solch ein theologischer Formalismus ganz recht. Doch war dadurch der Gedanke nahe gelegt: wenn eine natürliche Theologie ausreicht zur religiösen Befriedigung, wozu dann das Christenthum mit seinem Übernatürlichen, die Kirchenlehre mit ihrem Vernunftwidrigen. Es bleibt doch das Verdienst Wolfs aus der Gefühlsseligkeit zum klaren Denken aufgerufen zu haben.

Ein besondres Ärgerniß sowohl der Frömmigkeit als einem bessern Geschmack gab das Wertheimer Bibelwerk. Lorenz Schmidt, Erzieher des Grafen Löwenstein zu Wertheim in Baden, ist auf diesen Gedanken gekommen durch eine Äußerung Wolfs, daß an eine rechte Vertheidigung der Bibel nicht gedacht werden könne, so lange man nicht

eine ganz verständliche deutsche Übersetzung mit erklärenden Noten besitze. Schon der Titel dieser Schrift zeigt die Manier, hebräische Namen wunderlich nachzubilden: die göttlichen Schriften vor den Zeiten des Messies Jesus. 1. Theil: die Geschichte der Jisreelen. Die Wolfische Klarheit sollte durch oft höchst flache Definitionen erreicht werden. So ist 3 Mose 18, 7 dem Gesetz gegen die Blutschande mit der Mutter die Definition angefügt: eine Mutter ist eine Frau, welche in Gesellschaft ihres Mannes Kinder erzeugt! Das Wesen der Wertheimer Bibel war Übertragung des Sinnes der alterthümlichen Urkunden in die Sprache und Denkweise einer beginnenden Aufklärung. So hebt die Genesis an Vers 1: „Alle Weltkörper und unsere Erde selbst sind anfangs von Gott geschaffen.“ Vers 2: „Was insonderheit die Erde betrifft, so war dieselbe anfänglich ganz öde: sie war mit einem finstern Nebel umgeben und rings herum mit Wasser umflossen, über welchem heftige Winde zu wehen anfingen.“ Vers 3: „Es wurde aber bald auf derselben etwas helle, wie es die göttliche Absicht forderte.“ So ward hier erhabne Poesie in den Staub gezogen. Wolf und viele hausbackene Spießbürger hatten ihre Freude daran, aber das Reichskammergericht sprach die Confiscation aus und ließ den Verfasser in Bamberg bis zu Ausgang des Processes einschließen. Er ist entkommen und hat in Wolfenbüttel unter dem Namen Schröder als Mathematiker und Pagenhofmeister gelebt [† 1749]. Dort liegt auch die Handschrift der Übersetzung des neuen Testaments.

Synkretismus, Pietismus, Philosophie sind nicht entstanden in Feindschaft gegen die Kirche, doch wurden sie von den orthodoxen Theologen meist als drohende Mächte gefürchtet. Sie haben in der That begonnen, die Theologie selbst vom Zwange des kirchlichen Buchstabens zu lösen. Es beginnt in der Theologie selbst, während orthodoxe Dogmatik und Polemik noch herrschen auf Katheder und Kanzel, ein stilles Regen und Herandrängen freiern Geistes an verschiednen Orten ohne feste Gestaltung.

§ 257. Stille Bewegung in der Theologie.

Die theologische Schule von Saumur ist für die französische Reformation gewesen, was Helmstedt für das deutsche Lutherthum war. Hier geschah ein vorsichtiges Beschränken der orthodoxen Überlieferung und eine wenn auch inconsequente Milderung der Prädestinationslehre und der schärfsten Spitzen des Glaubens an die Inspiration der H. Schrift. Zuerst der unzureichende Versuch Amyralds [Amyrault

† 1664] die Calvinische Lehre zu durchbrechen: kraft der allgemeinen Gnade können alle Menschen glauben, wenn sie wollen; aber das Wollen giebt Gott durch besondre Gnade nur den Auserwählten. Pajon [† 1685] nahm Anstoß an der Gewaltsamkeit der göttlichen Gnade: die gratia irresistibilis erscheint ihm als irrationalis et bruta. Diesen Schein der physischen Allmachtswirkung zu entfernen, legt er den Ursprung der Sünde in die Erkenntniß, diese erst wirkt auf den Willen. Durch die H. Schrift und durch Lebenserfahrungen, unter welchen wir zu ihr kommen, erleuchtet uns die Erkenntniß zum Guten. Immer erscheint's als unabänderlicher Rathschluß Gottes, ob der Eine erleuchtet wird, der Andre nicht, doch wird eine geistige Vermittlung anerkannt. Seine Lehre ist als Pajonismus verworfen worden. Placeus [Laplace † 1665] hob den Begriff der Erbsünde ganz auf: sie ist ein Verderben, das erst durch die eigne Sünde zur Schuld wird. Ludwig Capellus [Chapelle † 1658] hatte gegen Buxtorf in Basel zu erweisen, daß die hebräischen Vocalzeichen nicht von Gott unmittelbar eingegeben seien, denn Buxtorf war fest überzeugt, Gott habe wie die Consonanten auch die Vocale inspirirt. Angeklagt auf der Synode von Alençon hat sein gelehrtes Ansehn seine Freisprechung bewirkt. Die Schweizer haben gegen ihn zunächst ihre formula consensus ecclesiae Helveticae erlassen, ihre letzte Symbolschrift. Man wollte flüchtige Hugenotten nicht aufnehmen, wenn sie die formula nicht unterschrieben.

In den Niederlanden hat Coccejus [Koch aus Bremen † 1669] als Professor in Leyden es unternommen, an Stelle der scholastischen kirchlichen Dogmatik eine biblische zu setzen, als Bund Gottes mit den Menschen in dreifacher Gradation mit Adam, Mose, Christus. Darin lag doch der Gedanke einer Sonderung, einer Entwicklung der biblischen Religion selbst. Neben diesem Fortschritt hat Coccejus die Meinung aufgebracht, die Worte des H. Geistes könnten ganz Verschiedenes bedeuten. Gallus cantat heißt: der Hahn kräht; es kann aber auch heißen: der Gallier singt; es kann aber auch hineingelegt werden: Napoleon III schreit nach dem linken Rheinufer. So legt auch Coccejus Gedanken seiner Zeit in die H. Schrift, und fand durch solche willkürliche Mehrdeutigkeit im alten Testament. Alles voll Weißagungen und Vorbildern, auch die ganze Kirchengeschichte in der Bibel, so daß Vieles darin noch unverständlich, weil die Weißagung noch nicht erfüllt sei. Im Hohen Lied 6, 9: Kampf der Ghibellinen und Welfen; 8, 10 der Passauer Vertrag; 7, 8 das Concil von Trient; 7, 11 Gefangennehmung Johann Friedrichs.

Kühner hat Pierre Bayle [† 1706] aus Carlat in Südfrankreich das Herkommen durchbrochen. Durch Jesuiten zu Toulouse bewogen katholisch zu werden, studirte er in ihrem Colleg, nahm aber Anstoß an Transsubstantiation und Verehrung der Creatur, und ist zurückgetreten zur Kirche seiner Väter. Durch die Verfolgung der Hugenotten kam er in die Niederlande, wird Professor der Philosophie in Rotterdam und hat hier eine Schrift verfaßt wider die abergläubische Bedeutung der Kometen mit manchem Wort gegen den Wunderglauben überhaupt. Auch einen philosophischen Commentar zu Luc. 14, 23 über die Worte: „Nöthige sie herein zu kommen." Das sei im Munde des Herrn nur eine gastfreundliche Rede, in der Kirche gemißbraucht zur Gewaltthat. Er hat das Recht der Glaubensfreiheit gegen das Edict von Nantes dargethan. Die beiden genannten Schriften waren auch seinen Glaubensgenossen mißfällig. 1693 seiner Professur entsetzt, freut er sich seiner vollkommenen Unabhängigkeit, und lebt fortan mit seinem reichen Wissen als Literator. Sein großes Dictionnaire ist eine Art Encyklopädie, ein Conversationslexikon, dazu hat er eine periodische Schrift herausgegeben: Nouvelles de la république des lettres. Er hat zuerst die Macht des Journals erkannt als der erste Journalist im großen Styl. In diesen Schriften herrscht ein gelehrter Protestantismus, der Alles gelten läßt und Alles in Zweifel stellt, der in geschichtlichen Dingen oft mehr das Interessante als das Sichere sieht, aber voll Sinn ist für individuelle Charaktere. Das Wörterbuch ist eine Fundgrube für die Spötter des 18. Jahrhunderts geworden. Zweifel, Einwürfe umflattern oft wie kleine Tagesvögel die Eule der Orthodoxie. Mit der Anhänglichkeit eines Refugié an seine Kirche, für die sein älterer Bruder als Märtyrer starb, hat er den Widerspruch des Kirchenglaubens und der Vernunft tief empfunden und in Bezug auf einzelne Dogmen als unversöhnbar ausgesprochen, ohne sich für das Eine oder Andere zu entscheiden, auch innerlich nicht, oder nur in wechselnden Stimmungen. Es ist, als ob zwei Menschen in ihm stecken, dessen Feder der Vertheidigung der protestantischen Kirche geweiht ist und der zugleich die Satzungen der Kirche mit bitterer Ironie angreift. Er hat auch den kecken Satz ausgesprochen: der atheistische Staat sei dem abergläubischen vorzuziehn. Der paradoxen Wendung entkleidet hat er dadurch doch nur den Begriff des modernen Staats ausgesprochen, der über den confessionellen Gegensätzen steht: jedes Gesetz, das die Aufklärung, die Fortschritte der Erkenntniß in menschlichen und göttlichen Dingen ausschließt, ist despotisch.

Man hat hingewiesen auf die Minderung der Arminianer in

den Niederlanden,[a]) die jetzt fast ganz verschwunden sind. Aber diese Minderung ist oft mißverstanden worden als Mangel an Energie, als Untergang des Geistes, der von Zwingli ausgegangen ist, in Wahrheit ist die niederländische Kirche arminianisch geworden, daher hat der Arminianismus als Secte aufgehört. Auch in England, vornämlich im Sprengel von Cambridge, verbreitete sich diese gelehrte, den orthodoxen Pfründnern verhaßte Gesinnung als Latitudinarismus, im Gegensatz zur orthodoxen Abgeschlossenheit eine weite und breite Fassung der Kirchenlehre, vertreten durch den gelehrten Middleton, Bibliothekar zu Cambridge, zur Vertheidigung des Christenthums wider Gegner inmitten der Kirche. Er leugnete, daß der H. Geist die H. Schrift in Bausch und Bogen dictirt habe, unterschied unwesentliche von den wesentlichen Glaubenslehren, denen der natürlichen Religion und des apostolischen Symbols, also der Anschauung des Calixt sich nähernd.

In Deutschland stand neben den Pietisten in Leipzig und in Halle Christian Thomasius, kein schöpferischer Geist, aber der geschickteste Advocat des gesunden Menschenverstands. Er hat einen Proceß gewonnen gegen Tortur, Ketzerverfolgung und Hexenprocesse. Andre hatten schon vor ihm diesen Teufelsspuk angegriffen, er fand die Zeit reif, ihm ein Ende zu machen. Mit den Hexenprocessen verschwinden sogleich auch die Hexen. Noch 1748 ist in Apolda Diakonus Rinder in einer Predigt, die in Jena gedruckt wurde, für Hexerei und Hinrichtung der Hexen eingetreten.[b]) Thomasius hat im Sinn des Pietismus die deutsche Sprache, die er nichts weniger als rein schreibt, in den akademischen Unterricht eingeführt. Uns ist das Latein werthvoll als das Pfand humanistischer Studien, als die gemeinsame Sprache der Gelehrten aller gebildeten Völker und weil solch eine Mumiensprache zugleich das sichre Mittel ist, zur Nachwelt zu reden. Aber damals war die Einführung der vaterländischen Sprache eine Wohlthat für die Universität, der Unsinn verbirgt sich leicht in die hergebrachten lateinischen Phrasen, das Lateinische ist am wenigsten in Gefahr, am gesunden Menschenverstand des Volks zu scheitern. Thomasius hat in Leipzig als juristischer Docent das Recht der pietistischen Docenten vertheidigt, das Lebenskräftige ihres Pietismus zu offenbaren. Mit ihnen hat er vor Allem die Universität Halle gegründet. Doch hier, etwa seit

---

a) S. Band III, 1, S. 245 f.

b) J. Rinder: Eine Hexe nach ihrer greßlichen Gestalt und gerechten Strafe. Jena 1748. Nachdrückl. Abfertigung an d. Würzb. Pater Gaar, Lojoliten. Eb. 1750.

1701, trat sein Zwiespalt mit jener Richtung mehr und mehr hervor. Die pietistischen Professoren sandten Späher in seine Vorlesungen, die dafür Essen erhielten. Sie klagten, er commovire seine Zuhörer zum Lachen über die heiligsten Glaubenswahrheiten, werfe viele Sachen, so circa res fidei versiren, mit gefährlichen Redensarten nur auf, epicrisin der rohen unwissenden Jugend überlassend; er habe scortatio unter die adiaphora gerechnet als nicht verboten von Christo und den Aposteln. Er hat den Concubinat doch nur für bürgerlich nicht strafbar erklärt. Endlich 1713 bringen sie ihre Anklagen beim König an und versuchen, was ihnen später gegen Wolf gelungen ist. Er als der Begründer der Universität stand ihnen doch zu fest. Sie mußten von ihm hören, daß sie unter dem Schein des Eifers für Gottes Ehre sich in weltliche Dinge mischten, Diejenigen, die es blindlings mit ihnen hielten, als fromme Seelen priesen, die der heilige Geist regiere, andere wohl intentionirte Leute aber, die zumal in Dingen der gesunden Vernunft zuwider ihnen nicht gehorchten, beschuldigten durch Gebrauch ihrer verderbten Vernunft den heiligen Geist von sich zu stoßen; auch daß sie ihre Zuhörer zu Rossen und Mäulern machten. Überhaupt ein Zuchthaus sei viel mehr werth als 100 Waisenhäuser, wo die Leute, nach bestimmten Regeln fromm gemacht, nur Heuchler würden.

Wolf hatte nach seiner Vertreibung aus dem Preußischen in Marburg eine Stellung gefunden. Das war eine Lichtseite der Spaltung Deutschlands, daß Übles nicht überall gleichzeitig vollbracht werden konnte. Sobald Friedrich der Große den Thron bestieg [1740], schrieb er an Propst Reinbeck: „Ich bitte ihn, sich um den Wolf Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht, muß unter aller menschlicher Gesellschaft werth gehalten werden, er wird eine conquête im Lande der Wahrheit machen, wenn er den Wolf nach Halle persuadirt." Später allerdings hat der König manches spöttische Wort über Wolfs Langweiligkeit fallen lassen, aber er ehrte in ihm Geistesfreiheit und Philosophie. An ihn selbst hat er geschrieben: »C'est aux philosophes à être les précepteurs de l'univers et les maitres des princes.« So ist Wolf als Kanzler der Universität unter glänzenden Bedingungen nach Halle zurückgekehrt, damit endet dort die Herrschaft des Pietismus.

Ein edles Resultat grade der pietistischen Bewegung war die neue Lust an der H. Schrift und an der freien, ernsten Schriftforschung. Diese stellt sich zuerst an Buddeus [† 1729] dar, der mit der Philosophie doch historisch bekannt, die Theologie zugleich einfacher und wissenschaftlicher gestaltete. Die Richtung gipfelt in zwei Theologen von sehr verschiedner Art: Johann Albrecht Bengel, zuletzt

Consistorialrath und Prälat in Stuttgart [† 1752], ist mit seinen pietistischen Neigungen doch eine Individualität für sich, wie er selbst sagt: „Ich bin wie ein Reichsstädtlein immer für mich gewesen." Er hat doch auch gesagt: „Der sensus aeternitatis benimmt mir das Gefühl von dem, was menschlicherweise wohl oder wehe thun kann." Er nennt die lutherische Kirche eine Interimskirche zwischen der verborgnen Kirche unter dem Papstthum und der herrlichen Kirche im tausendjährigen Reich. Dies millenarium bei der nahen Wiederkehr Christi war Gegenstand seiner besondren Berechnung. Er hat aus der Apokalypse die Wiederkunft Christi auf 1836 berechnet, allerdings vorsichtig hinzugefügt: „Sollte das Jahr 1836 vorbeistreichen, so wäre freilich ein Hauptfehler in meinem System, und man müßte eine Überlegung anstellen, wo der Fehler stecke." In Württemberg waren viele Gläubige überzeugt, je näher dieser Zeitpunkt rückte, ich habe das selbst noch kennen gelernt. Bengel hielt dafür: in allen Büchern Menschliches, in der H. Schrift allein weht der reine, göttliche Geist: „Ihre Worte sind ebenso gezählt wie die Haare auf meinem Haupte." Das neue Testament las man damals nach dem sogenannten textus receptus, der sich fast zufällig gebildet hatte durch die französischen und venetianischen Drucke. Da erhielt Bengel ein Exemplar aus Oxford, wo unter dem gewöhnlichen Text die Varianten aus verschiedenen Handschriften bemerkt waren. Bengel erschrickt vor dieser Menge möglicher Lesarten, deren er an 30 000 zählt. Der Schrecken ergreift ihn, daß so das Wort Gottes selbst ungewiß werde. Er hofft, durch gelehrte Forschung aus dieser Unsicherheit die Christenheit sicher zu retten. So ist er ein Meister neutestamentlicher Kritik geworden, bei all seiner Ängstlichkeit durch seine christliche Gewissenhaftigkeit doch freisinnig, weil es ihm ernst ist um die Wahrheit, wenn er auch kleine Hülfen für seine Wünsche, man möchte sagen unschuldige Hülfen, annahm. Über 1 Joh. 5, 7, das als Beweisstelle galt für die Trinität, urtheilt er: nach dermaligem Stand der Codices sei allerdings diese Stelle für unecht zu halten, doch werde der gnädige Gott hoffentlich noch Handschriften auffinden lassen, aus denen ihre Echtheit sich erweise. Sein Gnomon des neuen Testaments hat noch immer für uns eine wissenschaftliche Bedeutung. Wenn Bengel sich geirrt hat in seiner Berechnung der Weltgeschichte, so ist ihm doch eine Weißagung in Bezug auf ihn selbst eingetroffen. Kurz vor seinem Tod hat er es ausgesprochen: „Eine Weile werde ich vergessen werden, dann aber wieder in das Gedächtniß kommen." Und er ist der Vater der neuern wenigstens halbgläubigen Theologie von Württemberg geworden.

Neben ihm Wettstein [† 1754], aus einer alten reichsstädtischen Familie in Basel, dort Helfer, hat zu seiner Ausgabe des neuen Testaments Parallelen aus den Klassikern herbeigezogen, manches nur scheinbar Verwandte, manches gar weltlich Klingende. So zum Wort des Herrn: „Sorget nicht für den andren Morgen" das horazische: »carpe diem quam minime credulus postero«, anbahnend die Betrachtung der urchristlichen Denkmale wie andrer Denkmale des Alterthums. So hat er der Himmelfahrt Christi die Aufnahme des Romulus unter die Götter zur Seite gesetzt. Als er sein Werk vorbereitete, kam es unter die Leute, daß er eine Hauptbeweisstelle der Gottheit Christi für unecht halte. Nämlich 1 Tim. 3, 16 lesen die gewöhnlichen Texte in Bezug auf Christus: »θεὸς ἐφανερώθη ἐν σαρκί«, als Gott ist er erschienen im Fleische. Diese Lesart θεός hatte für sich nur einen Codex, den Alexandrinus, sonst nur neuere unwichtigere Handschriften. Wettstein nun hat bemerkt, daß das Wort θεός in jener alten Handschrift mit der üblichen Abkürzung ΘΣ stand, daß das Zeichen ⁃ im O nur von der andern Seite durchgeschlagen und zu lesen sei Ὅς (hos) = welcher. Darüber entstand in Basel großes Geschrei: Barbiere und Mägde waren bald eingeweiht in das Geheimniß von Theos und Hos. Wettstein wurde durch den Rath vor einen theologischen Convent gestellt, ein förmlicher Proceß gegen ihn eröffnet. Seine Handschriften hatte er in Sicherheit gebracht. Zur Untersuchung dienten seine Predigten, Berichte über seine Tischgespräche und Hefte, niedergeschrieben von einigen Candidaten, denen er Vorlesungen gehalten. Das Ergebniß der Untersuchung waren die aufgestellten Klagepunkte: 1) Gott werde einmal nicht fragen, ob Einer zu Rom, zu Wittenberg, Genf oder Basel getauft sei. 2) Die Dämonischen im neuen Testament seien Gemüthskranke. 3) Das Verhältniß des Sohnes zum Vater sei ungefähr wie das eines Helfers zum Hauptpastor. Das haben die Hauptpastoren in Basel vornehmlich übel empfunden, weil sie sich mehr dünkten als ein Helfer, d. i. Diakon. 4) Wo in der Basler Liturgie das Wort „Genugthuung" vorkomme, gebrauche Wettstein dafür „Erlösung". Er hat sich ironisch gegen diesen Vorwurf vertheidigt: es werde ihm zu schwer, das Wort auszusprechen. Im Bericht der untersuchenden Geistlichen an den Rath heißt es: sie hätten in seinen Heften so viele Ketzereien gefunden, daß ihnen die Haare zu Berge stünden. Der Rath stimmte für Entsetzung, die Candidaten, die bei ihm gehört, sollten stille gestellt, d. h. suspendirt werden, bis sie sich vom Verdacht gereinigt hätten. Er bekannte seine Anhänglichkeit an die H. Schrift und an die helvetische Confession. Die Basler waren überzeugt, er wolle das Reich Gottes

umstürzen. Wettstein war kein Glaubensheld, aber die neue Aufklärung hatte nur Einzelnes von altväterischer Orthodoxie in ihm angegriffen. Die Arminianer in Amsterdam haben ihn zum Professor der Philosophie, dann der Kirchengeschichte an ihrem Collegium gemacht, nachdem er sich vom Verdachte des Socinianismus gereinigt hatte.

So schließt die Geschichte der deutschen Theologie dieses Abschnittes ohne einen Abschluß, nur vorbereitend, hinweisend auf eine stürmische Zukunft.

§ 258. Recht und Rechtsansicht der deutschen Kirche.

Der Rechtszustand der deutschen Kirche bestand noch unverändert, wie er in der Reformation entstanden war. Als etwas Neues erscheint das Corpus Evangelicorum als gemeinsame Behörde der evangelischen Landeskirchen Deutschlands. Es ist nicht eingesetzt worden als solches, es hat sich von selbst gebildet auf den Reichstagen durch gemeinsame Interessen, als der Reichstag zu Regensburg nicht mehr eine periodisch wiederkehrende Fürstenversammlung war, sondern permanent wie später der Bundestag und ebenso machtlos. Dieses Corpus Evangelicorum war nicht eine Vertretung der Kirche, sondern es waren die Gesandten der protestantischen Reichsstände, nur in der Form eines ständigen Collegiums. Sie übten keine Macht über innere Angelegenheiten und konnten überhaupt nur Beschlüsse fassen durch Stimmeneinheit. So haben sie sich geeinigt über den Gregorianischen Kalender. Nach außen hatten sie nur Bitten, höchstens Drohungen. Der Gesandte von Kursachsen führte den Vorsitz, auch nachdem die sächsische Dynastie katholisch geworden war. Auch darin mag ein Grund der Kraftlosigkeit jener Behörde gelegen haben. Die Abhängigkeit der Kirche vom Staat, bezüglich von den Fürsten, wurde jetzt recht fühlbar, als die protestantischen Kirchen nicht mehr jene Schwungkraft in sich trugen, die auch die Fürsten mit fortgerissen hatte. Die Verwaltung geschah durch Consistorien, zusammengesetzt aus Juristen und Theologen, oft vom Landesherrn selbst geleitet. So wurde die große deutsche Kirche in Landeskirchen gespaltet, berührt oft nicht einmal von den Interessen des Staates, sondern des Hofes. Daneben blieb der Kirche einige Macht in der Glaubensinnigkeit des Volkes und selbst im Ansehn und im Eifer des Pastorats und der theologischen Facultäten. Zur Erklärung des vorliegenden Zustandes, die Kirche in der Hand der Fürsten, diente das Episcopal- oder Devolutions-System:*) von den

*) S. Band III, 1, S. 319.

katholischen Bischöfen sei die Macht der Kirche an die evangelischen Fürsten, als den summi episcopi übergegangen. Aber nach katholischem Kirchenrecht ist jede Übertragung kirchlicher Gewalt auf Laien ein Unrecht, und nach dem protestantischen der Reformation ist diese Gewalt ausgegangen vom Volke. Wie sollte ein Fürst der oberste Bischof sein, der doch nicht predigt, Sacramente verwaltet und möglicherweise ein ungeistliches Leben führt? Diese Widersprüche wurden im 17. Jahrhundert anerkannt, und zwei neue Rechtsansichten traten an die Stelle des Devolutionssystems: zunächst das Territorialsystem nach dem Grundsatze: cuius regio, eius religio. Dieses Recht hatte eine gewisse Begründung in deutschen Rechtsverhältnissen. Es waren Reichstage gewesen, die den protestantischen Fürsten die Macht übergaben, die Reformation einzuführen und insofern die Macht über die Kirche. Dazu kam die neue wissenschaftliche Ausbildung des Staatsrechts vornehmlich durch Pufendorf. Nach dem canonischen Recht, dem Recht des Mittelalters, hat der Staat nur Macht über die Leiber, die Kirche über die Seelen. Das neue Staatsrecht erkennt, daß auch der Staat nicht bestehn kann ohne eine gewisse Macht über die Geister. So kam man zu der Theorie einer gänzlichen Einheit von Staat und Kirche, und das ist das Wesentliche des Territorialsystems. Thomasius hat es benutzt, gegen die hierarchische Anmaßung der Geistlichen, Böhmer es beschränkt, inwiefern der Staat, auch der Fürst als summus episcopus, kirchlich regieren soll nach dem Zweck der Kirche, da sonst eine Cäsareopapie, ein kirchlicher Despotismus zu fürchten.

Aber gegen dieses ganze Territorialsystem erhob sich nicht nur ein alter Grundgedanke des canonischen Rechts, sondern vielmehr das Gefühl, daß die Kirche etwas für sich selbst sei, wie man sagte „durch den Sohn Gottes gestiftet", mit der Erinnerung an die Reformation, geschehn durch das Volk, durch das allgemeine Priesterthum jedes gläubigen Christen. So erneute sich ein altprotestantischer Gedanke von der Souveränität der Gemeinden, des christlichen Volks. Dies bezeichnete man als Collegialsystem, ein unbequemer Name. Es ist nicht gemeint, daß die Kirche durch collegiale Behörden verwaltet werden soll, sondern daß die Kirche ein collegium sei, eine selbständige Corporation, welche in sich selbst die Quelle ihrer Macht, ihres Rechts habe. Wenn doch thatsächlich jetzt diese Macht bei den Fürsten ist, so konnte dies rechtlich nur erklärt werden durch Übertragung vom christlichen Volke auf die Fürsten in einem Vertrag, der freilich in der Wirklichkeit nie geschehn ist, aber doch in seiner nothwendigen Voraussetzung angenommen wird, daß nur Dasjenige dem Fürsten übertragen sein

kann, was dem protestantischen Gemeinwillen nicht widerspricht. So nicht dies, daß auch einem katholischen Fürsten oder katholisch gewordenen Fürsten die Macht über die protestantische Kirche zukomme. Ferner was die symbolischen Bücher in Bezug auf katholische Bischöfe gesagt haben: wenn die Macht unchristlich gebraucht wird, fällt sie an das Volk zurück. Neben dem wirklichen Zustand einer Regierung der Kirche durch fürstliche Consistorien dachten die Theologen wenigstens immer an die Mitwirkung eines Concils, und dieses zusammengesetzt aus drei Ständen, einem status ecclesiasticus, politicus und oeconomicus, d. h. aus der Geistlichkeit, der Staatsgewalt und Abgeordneten des Volks, der kirchlichen Gemeinde. Doch ist dies immer nur ein Ideal der lutherischen Kirche gewesen. Die reformirte Kirche in der Schweiz, in den Niederlanden und Frankreich hat sich verwaltet durch ein System von Presbyterien und Synoden. Diese Presbyterien sind anfangs aus der Gemeinde gewählt worden, später haben sie meist die Macht erlangt, fortzubestehn durch Cooptation, indem das Presbyter-Collegium seine Nachfolger selbst erwählte. Daneben hat aber auch die republikanische Staatsgewalt im Sinne Calvins auf die Verwaltung der reformirten Kirche einen bedeutenden Einfluß geübt. In den meisten reformirten Kirchen ist eine ehrbare bürgerliche Aristokratie zur Verwaltung der Kirche entstanden.

§ 259. Rechtsverhältniß zur katholischen Kirche.]

Hier vernehmen wir am meisten die Nachklänge der Reformationszeit und ihrer Kämpfe. Zuerst in Deutschland: Der westphälische Friede war nicht ein Friede der Herzen, nicht eine Erhebung über die Ursachen des Kriegs, sondern nur ein Friede der Politik, das Ende der Religionskriege. Der Gedanke, daß Menschen verschiedner Religionen einander dulden müssen, wie Gott sie duldet, lag Katholiken wie Protestanten noch fern. Die protestantische Kirche in ihrer dogmatischen Erstarrung und Entzweiung war nicht mehr eine fortschreitende Macht, die katholische Kirche hatte sich selbst reformirt und an den Jesuiten ein furchtbares Heer gewonnen. So hat sie schon gegen Ende des 16. Jahrhunderts die Hoffnung gefaßt, alles Verlorene wieder zu erobern, noch einmal die Welt zu beherrschen. Das war ein großes Unternehmen, bei nothwendiger Vergeblichkeit in vielen kleinen, mehr oder minder glücklichen Intriguen. Der protestantische Besitz war geschützt durch das Normaljahr des Friedensschlusses 1629: jede Kirche

sollte alle Rechte und Güter, welche sie in diesem Jahre besessen, unverletzt behalten.*) Doch immer war möglich Beschädigung durch übelwollende Obrigkeit, durch Ausschließung von Staatsämtern, Verführung der Jugend, besonders durch Gewinnen der Kinder aus gemischten Ehen. Deutsche Fürstensöhne, auf üblich gewordnen Reisen nach Paris und Italien, wurden, durch den Glanz der katholischen Kirche und die Künste der Jesuiten bestochen, ihrer vaterländischen Kirche abtrünnig. Schillers Geisterseher enthält nur eine poetische Zusammenfassung meist wirklicher Ereignisse. An 40 Prinzen sind in unsrem Zeitraum übergetreten, aber sie sind nicht zur Regierung gelangt oder doch ohne eine katholische Dynastie zu begründen. Die Kirchengeschichte ist nicht eine Geschichte fürstlicher Thorheiten, nur in zwei Ländern hat solch ein Übertritt schmerzliche Folgen für die protestantische Kirche gezeugt.

Die Pfalz stand unter Ludwig XIV neun Jahre lang unter der Herrschaft Frankreichs. Damals haben die Franzosen den Mitgebrauch der protestantischen Kirchen und die Hälfte des Kirchenguts überall durchgesetzt, wo nur irgend ein paar Katholiken sich fanden. Man nannte dies das Simultaneum. Als der Friede zu Ryswyk zwischen Frankreich und dem deutschen Reich geschlossen und Alles erledigt schien, setzten bei der Copirung der Urkunde in der Nacht die Franzosen hinter Artikel 4 von der Rückgabe der occupirten Länder den Zusatz: „Doch soll die römisch-katholische Religion in den also restituirten Orten im dermaligen Zustande bleiben." Die protestantischen Reichsstände erhoben sofort Klage, aber Österreich traf darin mit den Feinden Deutschlands zusammen.

Diese Ryswyker Clausel ward drohend durch die katholisch gewordene Pfälzer Dynastie, sie zerriß den Schutz des Normaljahrs. Die Protestanten in der Kurpfalz erlitten freilich nicht Kerker und Schafott, aber die wenigen Katholiken erhielten reiche Kirchen und Staatsämter, die Jesuiten beförderten absichtlich den Verfall der Universität Heidelberg und die schlechte Besetzung protestantischer Pfarreien. Der Heidelberger Katechismus wurde verboten, weil die Messe darin ein Götzendienst genannt wird. So ist der Protestantismus in der Pfalz nicht ausgerottet worden, aber es wurde ein Zustand, wie er dermalen in Baden sich zeigt. Dies Land, das vorher ganz protestantisch war, ist nun ein gemischtes Land.

---

*) S. Band III, 1, S. 430.

Durch Kursachsen, durch das ganze protestantische Deutschland ging ein ungeheurer Schrecken, als die Stammfürsten der Reformation abtrünnig wurden. Man erzählte sich, das Bild Johann Friedrichs in der Schloßkirche zu Wittenberg habe unter der Predigt plötzlich erdröhnt und mitten durch sei ein Riß gegangen. Dies sei geschehn in der Stunde, wo August der Starke den reformatorischen Glauben abschwur. Es war der Preis für die Königskrone von Polen. Das war doch eine unnatürliche Erwerbung für Sachsen, aber der Abschluß jener Politik, die Kurfürst Moritz begonnen, Kurfürst Georg im 30jährigen Kriege fortgesetzt hat, untreu an der gemeinsamen protestantischen Sache, im Schlepptau von Österreich. Auch dem Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich III, nachmaligem ersten König von Preußen war die polnische Krone unter der Bedingung katholisch zu werden, angetragen worden. Er antwortete: „Da sei Gott vor, daß ich meinen Heiland verleugnen, das fromme Wort Gottes aufgeben und mein Haupt unter des Papstes Tyrannei beuge sollte.“ Man kennt die Folgen: August dem Starken ist nachgesagt worden, er habe seine Religion nicht gewechselt, er habe nie eine gehabt. Aber er hat Sachsen auf lange hin zu Grunde gerichtet, um die Heerde schöner Frauen zu ernähren, die er verführt hat. Er hat eine schlechte Politik getrieben, um Familienvortheils willen dem ererbten Vorrecht entsagt, das natürliche Haupt des Protestantismus in Deutschland zu sein. Sachsen war einst in deutschen Angelegenheiten viel bedeutender als Brandenburg und Preußen. Noch hoffte man, daß dieser Abfall nur persönlich sei. Der willenlose Kurprinz ist doch durch die Lehrer, die sein Vater ihm gab, 1717 bewogen worden, in Wien „der verfluchten evangelischen, ketzerischen Religion“ abzuschwören. Wie das die Gemüther ergriff, ist zu ersehn aus einem Briefe, den seine Mutter Eleonore von Baireuth an ihn geschrieben: „Mein Sohn, wenn du den Jammer sehen solltest, welchen ich über die erbärmliche Nachricht deines unglückseligen Abfalls von der wahren, seligmachenden Erkenntniß Gottes empfinde, so zweifle ich nicht, wofern du mit deinem wahren Gott nicht auch deine stets treue Mutter verleugnet hast, dein kindliches Herz werde über meine häufigen Thränen brechen. O du Schmerzenssohn! meine Thränen sind wohl meine Speise Tag und Nacht, indem ich arme Mutter nicht zeitliche Güter, sondern den Verlust deiner Seligkeit beseufzen muß. Ist nicht alle kindliche Liebe gegen deine Mutter in dir erloschen, so höre mich doch durch diesen Thränenbrief mit dir reden. Mein Sohn! Du Sohn meines Leibes, höre mich, damit dich dein Gott auch höre. Ich bin deine

Mutter. Von mir hast du alle mütterliche Treue, die dir gewiß versprochen, daß ich dein Bestes suchen und verlangen werde. Erbarme dich über deine Seele, über deine arme Mutter! Kehre zurück zur evangelischen Religion!"

Von der nachmaligen Regierung dieses Kurfürsten hat die Geschichte geurtheilt: „Er war seinem Beichtvater unterthan ohne Religion und seiner Frau ohne Liebe." Der Papst hat für den Übertritt der sächsischen Dynastie ein Tedeum singen lassen, und die Kanonen der Engelsburg wurden gelöst. Die erwarteten großen Erfolge des Übertritts sind durch die Standhaftigkeit des Volksstamms und der Landstände nicht eingetreten. Als der sächsischen Kirche ein Dankfest verordnet wurde für Erwerbung der polnischen Königskrone, sangen die Gemeinden am Anfang des Gottesdienstes: „Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ, weil es nun Abend worden ist. Dein göttlich Wort, das helle Licht, laß ja bei uns erlöschen nicht!" und am Schluß: „Ein' feste Burg." Die Landstände behaupteten das Recht des westphälischen Friedens. August der Starke und nach ihm seine Nachfolger haben beim Regierungsantritt einen Revers unterschrieben, die evangelische Landeskirche unverletzt zu erhalten und das Kirchenregiment durch einen protestantischen Geheimen Rath führen zu lassen. Auch die Hofkirche in Dresden blieb und ist noch protestantisch. Als August sich eine katholische Kirche baute, blieben die Glocken lange am Boden liegen, weil die Stände einen öffentlichen Cultus des Katholicismus nicht zugestehn wollten. Nach dem westphälischen Frieden mußten die Katholiken auch vom Staatsdienst ausgeschlossen bleiben. So konnte die katholische Dynastie nur den Hofdienst und eine kleine Proselytenmacherei betreiben. Als ein späteres Geschlecht mit Ernst aus einer katholischen Erziehung hervorging, hat dem entgegen im sächsischen Volksstamm die wachsamste Sorge und Empfindlichkeit geherrscht, und lange blieb eine Entfremdung zwischen dem katholischen Fürstenthum und dem protestantischen Volke.

Der Cardinal von Sachsen, der die Bekehrung der sächsischen Dynastie vermittelt hatte, unternahm das gleiche Werk in Braunschweig. Ein armes, verwaistes Mädchen, die Prinzessin Elisabeth, sollte Karl III von Spanien vermählt werden, dem künftigen Kaiser. 15 Jahre alt widerstand sie heftig, weil sie erst vor einem Jahr bei ihrer Confirmation der lutherischen Confession geschworen hatte. Um ihr Gewissen zu beschwichtigen, wurde der gelehrte Professor Fabricius zu Helmstedt gewonnen, der das Princip des Calixt zu einem leichtsinnigen Handel mißbrauchte und ein Gutachten ausstellte über die

Frage: ob eine evangelische Prinzessin sich wegen Vermählung mit unverletztem Gewissen zur römisch-katholischen Religion bequemen könne. Er wies nach, daß zwischen der Augsburgischen Confession und der katholischen Religion kein sonderlicher Unterschied sei, daher man auch in dieser selig werden könne. Der Übertritt dürfe mit unbeschwertem Gewissen stattfinden, sofern dabei beachtet werde: 1) daß die Prinzessin solcher mariage sich nicht angeboten, sondern daß sie ihr ohne Zweifel nach göttlicher Providenz angetragen worden; 2) daß solche Vermählung nicht allein dem Herzogthum, sondern auch der protestantischen Religion könne ersprießlich sein. Dazu kam der Gehorsam gegen ihren Großvater, den Herzog Anton Ulrich, dem sie doch nach endlich erfolgtem Übertritt schrieb: „Gestern ist nun die Profession geschehen, ich bin so erschrocken und alteriert gewesen, daß ich kaum habe aus der Stelle gekunnt." Der 77jährige Großvater ist ihrem Beispiel 1710 gefolgt, in einem Alter, wo nur Speculation auf das Jenseits wahrscheinlich war. Doch blieb er compromittirt vor seinem protestantischen Volk und seine zahlreiche Familie evangelisch. Damals nahm man's mit dem religiösen Gewissen einer Prinzessin der Heirath halber noch nicht so leicht, die Braunschweiger Hofprediger sprachen dagegen und fanden nach ihrer Suspension auswärts ehenvolle Aufnahme. Gegen Fabricius entbrannte der Zorn des evangelischen Volks, er sah sich genöthigt seine Entlassung zu nehmen. Noch 1724, um seine Wiedereinsetzung zu erlangen, hat er sich entschuldigt: daß er der damaligen raison d'état sich unterworfen, in Betracht, daß ein Unterthan schuldig sei, sich seinem Herrn zu sacrificiren.

In Salzburg war eine evangelische Richtung eingedrungen durch Waldenser, Husiten und sächsische Bergknappen. Einige der von dieser Richtung Ergriffenen ließen sich doch die katholischen Gebräuche gefallen, Andere wurden Separatisten. Die Bauern predigten unter einander, zuweilen ist wohl auch einem katholischen Priester zugerufen worden: Du lügst! Der Erzbischof Firmian von Salzburg hat wohl daran gedacht, sein dissolutes Leben durch den Ruhm religiösen Eifers zu sühnen. Er hat sich österreichische Dragoner ausgebeten, um durch Einquartierung den Widerstand gegen die katholische Kirche zu brechen. Aber die Salzburger unterrichteten ihrerseits die Dragoner im evangelischen Glauben. In solcher Zeit der Noth traten die Ältesten der Familien einmal zusammen in Schwarzach. In der Mitte stand ein großes Salzfaß, darein Jeder die Finger tauchte und dann die Zunge berührte. Diese Versammlung war nicht eine Verschwörung zum

Widerstand, sondern galt nur der Bewährung im evangelischen Glauben. Der Erzbischof aber gab darauf [31. October 1731] Befehl: die nicht zur Kirche der Väter zurückkehrten hätten das Land zu meiden. Aus besondrer Gnade wird ihnen eine Frist von drei Monaten gelassen, um ihren Besitz zu verkaufen. Die evangelischen Reichsstände haben sich für sie verwendet, sie erhielten die Antwort: das seien nicht Calvinisten noch Lutheraner, sondern schädliche Sectirer. Ein großer Theil des Bergvolks riß sich los von der Heimath und brachte einer unvollkommnen Einsicht dieses Opfer. An 30000 sind ausgewandert. In manchen Ortschaften unsrer Gegend hat sich noch eine Erinnerung erhalten an die Züge dieser Bekenner. Hier und da aus den Städten zogen ihnen die Schulen und Zünfte entgegen. Ihre Habe, ihre Greise hatten sie auf kleine Wagen gepackt. Auch einige Lieder, die unter ihnen entstanden, haben sich im Gedächtniß der Nachwelt erhalten. So der Vers:

I bin a armer Exulant,
A so thu i mi schreiba,
Man thut mi aus em Vaterland
Um Gottes Wort vertreiba.
Des weiß i wohl, Herr Jesus Christ,
Es ist di au so ganga:
Jetzt will i dein Nachfolger sein
Herr, mach's nach dein Verlanga.

König Friedrich Wilhelm von Preußen hat eine große Summe daran gewandt, den größten Theil der Auswanderer in seinem Lande einzubürgern. Dort haben sie durch den Krieg verödete Stätten bebaut. Goethe hat sein schönes Idyll „Hermann und Dorothea" auf die Erinnerung dieser Auswanderer gestellt, doch so, daß er sie in eine andre Zeit versetzt hat, in die Zeit der ersten französischen Revolution als eine Auswanderung aus Furcht vor französischen Raubscharen, die über die deutschen Grenzen drängten. Er hat es gethan, weil der Gedanke der Gegenwart näher lag, noch mehr weil der heitren Gestalt seines Idylls religiöser Ernst fremd war.

In Ungarn sind die kirchlichen Absichten der Jesuiten zusammengetroffen mit den politischen der österreichischen Regierung. Die kaiserliche Regierung im Kraftgefühl ruhmvollen Siegs über die Türken dachte damals daran, die ungarische Nationalität zu brechen, die Reichsverfassung umzuwerfen, die den Ständen förmlich zugestanden war: wenn der König die Verfassung verletze ihm zu widerstehn **sine nota alicuius infidelitatis**. Der protestantische Adel war vornehmlich

interessirt für die Erhaltung des hergebrachten Rechts gegen die katholische Regierung. Als die Jesuiten 1586 nach Ungarn kamen, gab es unter den Magnaten nur noch drei Katholiken. Der neapolitanische Graf Caraffa, General der Cavallerie, wurde nach Ungarn gesandt. Der sprach es aus: „Die Verfassung von Ungarn ist mir so viel werth wie ein faules Ei." Er wollte durch ein Schreckenssystem den protestantischen Adel einschüchtern. Zu Eperies in Oberungarn wurde das Blutgericht gehalten [1687]. Die Richter waren Katholiken, zum Theil solche, die erst übergetreten waren. Man hatte ein Märchen ersonnen von verrätherischen Verhandlungen mit den Türken. Viel edles Blut von Ungarn ist damals auf dem Schafott geflossen. Im Gedächtniß der Nation hat sich dies Ereigniß erhalten als laniena Esperiensis. Die Einzelheiten sind quälend, herzzerreißend. Ein Beispiel: Siegmund von Zimmermann, Senator von Eperies, einer der kühnsten Sprecher für religiöse und politische Freiheit, war, vier Stunden lang gefoltert, dazu gebracht worden, jene erdichtete Verschwörung zu bekennen. Um nun auch seine Seele zu retten oder doch seinen Nachruhm zu vernichten, hat der Jesuit Preißhof unter Versprechen der Begnadigung ihn bewogen sich zum Katholicismus zu bekennen. Er wurde mit den andern Verurtheilten auf das Schafott gebracht: dort sollte er das Wort der Gnade vernehmen. Als der Henker an ihn herantritt, erinnert der Unglückliche seinen Beichtvater an sein Wort. Der streichelt ihm das Haupt: „Empfange gelassen den Todesstreich, du wirst Gnade finden, aber bei Gott allein." Die Verfassung von Ungarn ist damals dem Wesen nach gerettet worden, indem auch der katholische Adel daran festhielt. Aber die Verlockung zeigte sich zu mächtig, wenige Magnaten widerstanden auf die Länge dem Preis des Abfalls, Bischofstühlen, Hof- und Staatsämtern. Als endlich der Reichstag 1715 beschloß, Beschwerden der Evangelischen nicht mehr anzunehmen, verloren sie jeden Schutz des Gesetzes. Evangelische Prediger wurden im Kerker begraben oder auf die Galeren gesetzt, diese schwimmenden Zuchthäuser.

Die österreichische Regierung war auch sonst dem Protestantismus durchaus feindselig. Ferdinand III hat es offen ausgesprochen, daß er sich durch die Bestimmungen des westphälischen Friedens für seine Erblande nicht binden lasse. Schlesien war am Schlusse des 30jährigen Kriegs fast ganz protestantisch. Hier sind an 1300 Kirchen den Evangelischen allmählich mit Gewalt genommen worden. Denen, die nicht zur katholischen Kirche zurücktreten wollten, blieb nur die Auswandrung übrig. In allen österreichischen Erblanden gewährte

der protestantische Glaube nur den Vortheil, daß ein protestantischer Verbrecher durch seinen Übertritt zum Katholicismus Straflosigkeit erhielt: favor religionis. Die evangelischen Geistlichen wurden ausgewiesen, die Gemeinden waren ohne geistlichen Zuspruch. Wenn das Corpus Evangelicorum darüber Klage erhob, war die Antwort: nicht wegen ihrer Religion sondern wegen ihres Ungehorsams würden Einzelne bestraft, auch wegen Lästerung der katholischen Religion. Es geschah besonders, daß man irgendwie Eifrigen das Abendmahl aufnöthigen wollte, hie und da mit Gewalt es ihnen in den Mund stieß. Wenn nun ein solcher in seiner Angst ein rohes Wort ausstieß, so galt dies als Gotteslästerung.

In Polen ist die Mißhandlung der Dissidenten eine der Verschuldungen geworden, die Polens Schicksal, das durch so erhabene Kämpfe und Opfer noch nicht gesühnte, herbeigeführt haben. Als die Dissidenten dem Reichstage von 1718 gegen fortwährende Rechtsverletzungen eine gedruckte Sammlung der ihnen verliehnen Rechte und Freiheiten übergaben, hat Ancuta, bischöflicher Official, dann Weihbischof von Wilna, eine Schrift verfaßt: Jus plenum religionis catholicae in regno Poloniae: die Ketzer seien nur aus Gnaden und weil sie damals übermächtig waren, von den Königen geduldet worden, wie man ein Hurenhaus dulde, damit ehrbare Frauen nicht geschändet würden. Aber wie nie ein Gesetz zu Recht bestehen könne, das solch ein Schandhaus auf ewig bestätigen wolle, ebenso wenig die Ketzer. Die Worte des Königs in seinem Schwur: „Ich will nicht zulassen, daß Jemandem der Religion wegen Leid oder Bedrückung zugefügt werde," besagen nur: „Ich will die Ketzer nicht tödten," schließen aber Landesverweisung, Einziehung der Güter und andre Strafen nicht aus. Eigentlich sei aber das Versprechen die Ketzer dulden zu wollen gegen die alten Gesetze des Reichs und deßhalb nicht verpflichtend. Darnach hat man denn auch in Polen gehandelt. In Thorn war gegen den Muthwillen der Jesuitenschüler ein Tumult entstanden, in welchem allerdings das Jesuitencollegium verbrannt und Heiligenbilder zerschlagen worden sind. Dagegen wurde ordnungsgemäß ein Gericht eingesetzt, aber dies Gericht bestand nur aus Katholiken, es behandelte die Sache als Proceß Gottes, der Bürgermeister und neun Bürger wurden zum Tode verurtheilt. Jener, ein ehrwürdiger Greis, rief vergeblich auf dem Schafott: „Begnügt euch mit meinem grauen Haupte!" Ein katholischer Magistrat wurde der protestantischen Stadt vorgesetzt [1724]. Rußland hat die polnischen Dissidenten benutzt, indem es für ihr Recht eintrat. Da kam zum Ketzerhaß auch der

Verrath am Vaterland. Unrecht ist fruchtbar am Unrecht. Als Rußland, Österreich und Preußen das polnische Volk unter sich vertheilten in unseliger Politik, da endlich erhielten die Dissidenten theuer erkaufte Rechte.

In Frankreich hatte Richelieu die politische Macht der Hugenotten gebrochen, ihre religiösen Rechte hatte er geachtet. Sein Edict von Nîmes ist nur eine Bestätigung dessen von Nantes, des Grundgesetzes kirchlicher und politischer Rechte, das Heinrich IV als Siegespreis den Hugenotten verliehen hatte. Ebenso hat der Nachfolger Richelieus, der Cardinal Mazarin, die Evangelisten als fleißige Bürger geachtet. Bei Bewilligung ihrer letzten Synode, die sie 1659 auf Kosten des Königs gehalten, sagte er der Deputation, die ihn begrüßte: sein rothes Käppchen werde ihn nicht abhalten, ihre Verdienste anzuerkennen. Ludwig XIV selbst, als er selbständig die Regierung antrat, hat feierlich das Edict von Nîmes anerkannt. Aber schon war ein Theil des Adels den Verlockungen des Hofes gefolgt, während in den Händen der Evangelischen der größte Theil der Industrie, namentlich auch die Geschäfte mit England und mit Holland lagen. Nachdem Richelieu die Einheit des Reiches, Ludwig die schrankenlose Macht des Erbkönigthums begründet hatte, richtete er seine Gedanken auf die Einheit des Glaubens. Was ihm anfangs eine Sache des Ruhms und der Politik war, ist ihm im höhren Alter Sache des religiösen Eifers geworden, als Frau von Maintenon, die Erzieherin seiner Kinder, nachmals seine Frau, seine religiösen Interessen geweckt hatte und sein Beichtvater, der Jesuit La Chaise sie fanatisirte. Auch mochte er daran denken, daß die Sünden seiner Jugend durch den Eifer für Alleinherrschaft des Katholicismus sehr bequem gesühnt werden könnten. Eine Commission wurde eingesetzt zur Sicherung des Edictes von Nîmes. Das lautet wie eine Satire: denn sie ließ viele evangelische Kirchen niederreißen, die ihre Existenz zur Zeit des Edicts nicht durch Urkunden nachweisen konnten. Der König bestimmte ein Drittel seiner Sparkasse zur Bekehrung der Ketzer. Wer am Hofe in Ungnade stand, oder steigen wollte, reichte Bekehrungslisten ein. Die Civilisation stand doch schon zu hoch für eine zweite Bluthochzeit. Da erbot sich Louvois, der Kriegsminister, die Bekehrung der Hugenotten zu vollziehen, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen. Er belegte friedliche Bürgerhäuser mit Soldaten, die wußten, daß ihnen Alles erlaubt sei. Wo eine evangelische Familie erklärte katholisch zu werden, wurden die erledigten Soldaten den noch Hartnäckigen hinzugethan. Man nannte diese Dragonaden in

Frankreich mit bittrem Scherz die gestiefelte Mission und fügte hinzu: ihre Beredtsamkeit sei zwar nicht so gelehrt und weise wie die Bossuets, aber viel überzeugender. Einzelne sind durch die Soldaten zu Tode gequält worden. Man hat ein Kind von der Brust der Mutter genommen und in das nächste Zimmer gelegt, daß sie das Gewimmer des verschmachtenden hören mußte. Dagegen nahm man auch vorlieb mit Erklärungen der Art: der katholisch apostolischen Kirche, wie sie war zur Zeit der Apostel, anzugehören. Wenn eine ganze Stadt mehr oder weniger aufrichtig ihre Bekehrung erklärte, wurde ein feierliches Tedeum gesungen, und solche Erklärungen ganzer Ortschaften sind vorgekommen. Vielfach mußten es nur Scheinbekehrungen sein. Die Hugenotten entlehnten von den Jesuiten die Maxime: „Erzwungenes Gelübde ist ungültig.“ Aber gegen die Rückkehr zum evangelischen Glauben wurde nun Galeren- und Todesstrafe verordnet. Wenn ein rückfälliger Ketzer in eine evangelische Kirche getreten sei, sollte diese eingerissen werden. Die Erklärung eines siebenjährigen Kindes wurde für hinreichend erkannt, um es auf Kosten der Eltern katholisch erziehen zu lassen. Kein Geistlicher durfte länger als drei Jahre bei derselben Gemeinde wirken, dann wurde er auf wenigstens 30 Meilen entfernt. Die Erfolge waren so groß, daß daran sich der Muth erhob zur Aufhebung des Edicts: der Grund sei weggefallen, weßhalb das Edict einst gegeben, die Befürchtung des Bürgerkriegs, mit dem Grund falle auch die Folge. Das neue Gesetz von 1685 ließ noch immer den Glauben, auch das Bekenntniß frei, es verbot nur unbedingt allen reformirten Gottesdienst, auch den häuslichen. Alle evangelische Kirchen sollen zerstört werden, alle Prediger, wenn sie nicht übertreten, sollen binnen 14 Tagen Frankreich verlassen. All dies bei Strafe lebenslänglicher Galeren. Die Evangelischen in Frankreich waren nicht mehr die alten Hugenotten, es waren friedliche Bürger ohne Heerführer, und der Heroismus des Glaubens zeigte sich nicht im Widerstand, sondern in der Flucht. Tausende verließen die Heimath, oft mit großen Opfern und mit vielen Gefahren. Denn als der König plötzlich den Verlust so vieler Wohlhabender bemerkte, wurde die Auswanderung bei Galerenstrafe verboten und die Grenze besetzt. Doch sind Viele auch mit Hülfe ihrer nicht fanatischen katholischen Mitbürger glücklich davongekommen, über eine halbe Million aus dem tüchtigsten Bürgerstande. Diese Zähigkeit des protestantischen Geistes hatte der König doch nicht bedacht. In England, Holland, Deutschland, besonders in Preußen wurden die Flüchtigen gastfreundlich aufgenommen. Der Kurfürst von Brandenburg schrieb

an Ludwig XIV: er müsse sich der Unglücklichen annehmen, deren einziges Verbrechen in der Religion bestehe, zu der er sich selbst bekenne. Diese Refugiés haben besonders in Berlin, Erlangen, Leipzig, Dresden Kirchen gegründet. Unter ihnen hat sich die französische reformirte Individualität meist bewahrt. Nur in den Gebirgen von Languedoc ist es zum Aufstand gegen die königlichen katholischen Behörden gekommen. In den Cevennen war ein Kloster Hauptsitz der Mission zur Bekehrung der Waldenser. An der Spitze stand ein Missionär, der vormals in Siam das Christenthum verkündet hatte. Dahin wurden Waldenser geschleppt, um durch Lehre und Zwang bekehrt zu werden, so auch die Braut eines Landmanns Perier. Da haben bei nächtlichem Gottesdienste Waldenser den Beschluß gefaßt, das Kloster zu überfallen. Als sie versammelt waren, haben sie es mit Reisigbündeln umgeben und angebrannt. Jener Missionär flüchtete auf den Thurm, von Flammen umgeben, stürzt er sich herab, brach den Schädel und wurde erschlagen. An die Spitze des Aufstandes trat ein Bäckerbursche Cavalier, der sich bald als Heerführer gegen überlegene Truppen bewährte. Sein stehendes Heer, die Camisarden, „Blousenmänner" oder „Wegelagerer", gegen 3000 Mann, hatten ein festes Lager im Gebirge. Von der umwohnenden Bevölkerung wurden sie zu einzelnen Zügen unterstützt. Unter ihnen war eine großartige religiöse Aufregung, bei Vielen begleitet von eigenthümlichen körperlichen Zuständen. Es begann mit Schwäche und Schauern am ganzen Leibe, wiederholtem Gähnen, Zuckungen an Armen und Füßen, Niederstürzen, Anschwellen von Kehle und Leib, Schäumen des Mundes. Dann stoßen sie in Verzuckung religiöse Mahnungen und Weißagungen aus mit sehr verschiedner Begabung. Doch ward es angesehn als Werk des H. Geistes. Der Zustand hat sich verbreitet wie eine ansteckende Krankheit. Auch Solche, die dagegen sprachen, wurden plötzlich ergriffen. Cavalier war auch der begabteste Prophet. Sie erlagen doch schließlich der Übermacht königlicher Heere, doch waren sie furchtbar selbst in der Niederlage, und England drohte sich des Aufstandes zu bemächtigen. Daher begannen Verhandlungen mit dem Führer, der die gemeinsame Sache, an ihr verzweifelnd, verließ und mit einem Regiment von 1000 Mann in königliche Dienste trat mit dem Zugeständniß der Glaubensfreiheit [1704]. Doch ward es ihm unheimlich in Frankreich, er ging nach England und ist dort als Generalmajor gestorben. Die Andern kämpften fort und endeten auf dem Schlachtfelde oder dem Schafott. Ludwig Tieck hat in einer Novelle „Aufstand in den Cevennen" ein Bild des abenteuerlichen fanatischen Kampfes

gegeben, und diese romantische Schilderung steht der geschichtlichen Wahrheit sehr nahe. Nach England haben sich nur Einige gerettet, sie hießen dort die kleinen Propheten im Gegensatz zu den großen des alten Testaments. Nachdem sie manches Seltsame vollbracht, haben sie sich vermessen, den Leib eines halbverwesten Arztes zu erwecken, der ihr Anhänger war. Gegen solches Unternehmen hat jedoch das ewige Naturgesetz seine Rechte behauptet. In Frankreich blieben die Reformirten mit ihrem Glauben fast ohne Cultus, ihre Ehen galten als Concubinate. Ihre Versammlungen in Wäldern und Einöden wurden zuweilen von der Polizei überfallen, was nicht niedergehauen wurde, kam auf die Galeren. Nachdem die Geistlichkeit vernichtet war, die Gemeinden aufgelöst, ist Antoine Court aus Nimes der Wiederhersteller der reformirten Kirche geworden. 1716 hielt er in Südfrankreich drei Synoden, deren Verhandlungen unter freiem Himmel aufgezeichnet worden sind. Er selbst war noch nicht ordinirt, so sandte er seine Gehilfen nach Zürich, um dort die Ordination zu erhalten, die sie dann ihm ertheilten. 1730 hat er in Lausanne ein Seminar gegründet zur Bildung französischer Geistlicher. Aber noch 1724 unter der liederlichen Regentschaft des Herzogs von Orleans sind Gesetze erlassen worden: wer bei der Versammlung der sogenannten Reformirten getroffen wird, kommt lebenslänglich auf die Galeren, seine Güter werden eingezogen, ein Geistlicher, der eine kirchliche Handlung ausübt, wird gehängt. Apotheker und Ärzte sollen der geistlichen Behörde anzeigen, wo ein Ketzer erkrankt. Wofern er sich weigert, das katholische Abendmahl zu empfangen, ist er nach seiner Wiederherstellung auszupeitschen und seine Güter sind einzuziehn. Stirbt er, so werden die Güter auch eingezogen und er unehrlich in das Grab geschleift. Coquerel, der beredte Pfarrer der großen reformirten Kirche zu Paris, hat die Geschichte dieses Heldenmuths und Märtyrerthums geschrieben, durch das sich der Protestantismus in Frankreich, obwohl sehr vermindert, auf bessere Zeiten erhalten hat.*)

In der Schweiz führte der Schutz, den Zürich übergetretenen Schwyzern gewährte, zum Bürgerkrieg. Die Evangelischen wurden bei Vilmergen [1656] geschlagen in Folge von Uneinigkeit und schlechter Führung, doch ohne bleibende Machtänderung beider Theile. Noch einmal kam es im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts zu dem der Zeit fremdartig gewordenen Schauspiel des Religionskriegs, entstanden

*) Ch. Coquerel, Hist. des églises du désert. Par. 1841. 2 Tom.

aus einer Prügelei, tiefer doch aus altem Groll und Anreizung durch Priester. Dazu kamen Bedrückungen der reformirten Toggenburger durch den Abt von St. Gallen. In Luzern ward die Regierung durch Volksaufstand zum Kriege genöthigt, Capuciner saßen im Kriegsrath, der Nuntius erbot sich zu einem Theil der Kriegskosten, dem katholischen Heer ward ein Bild des heiligen Nicolaus v. d. Flüe vorangetragen. Ein zweites blutigeres Treffen zu Vilmergen [1712] entschied nach der wirklichen Machtstellung gegen die Katholischen, der Glaube ward in Toggenburg frei, und in die Besitzungen des nach Augsburg geflüchteten Fürst-Abts theilten sich Zürich und Bern. Haß und gegenseitige Ausschließung blieb bestehn.

Wenn eine Familie oder ein Volk durch den religiösen Glauben zerspalten wird, so werden sich immer Einige finden, die solche Zerspaltung für unnatürlich achten. So vernehmen wir im Epigramm Logaus: „Luthrisch, Päpstisch und Calvinisch, diese Glauben alle drei sind vorhanden: doch ist Zweifel, wo das Christenthum denn sei.“ Es hat sich gegenüber der Glaubenszerspaltung doch immer im Einzelnen der Gedanke gebildet: „Wir glauben all' an einen Gott und einen Christus.“

Aus diesem Gefühl sind die Unionsbestrebungen hervorgegangen.

§ 260. Unionsversuche.

Vorerst zwischen der katholischen und protestantischen Kirche, dabei freilich der Hintergedanke der katholischen Kirche die Protestanten zu sich herüberzuziehn, wenn auch vereinzelt dazwischen ein friedliches Nebeneinanderbestehn der verschiedenen Kirchen im gemeinsamen Vaterlande geplant wird. Für die Union mit der katholischen Kirche fand sich als theologische Grundlage der Synkretismus, wiefern das wesentlich zur Seligkeit Nothwendige in der alten Kirche der ersten Jahrhunderte vorhanden sei.

Spinola, ein Spanier, als Beichtvater der Gemahlin Kaiser Leopolds nach Wien gekommen und Bischof von Tina in Croatien, ist unter mancherlei Namen und Gestalt in deutschen Landen umhergezogen [seit 1675]; daher die Meinung verschiedener solcher Friedensvermittler. Er war mit einer Vollmacht Leopolds und des Papstes Innocenz XI versehen. Geschmeidig eingehend in protestantische Vorstellungen, bot er den Protestanten das Abendmahl mit dem Kelch, Aufhebung des Cölibats dazu, sie möchten die Beschlüsse von Trient

anerkennen als provisorisch mit Berufung auf ein künftiges Concil. Eifrige sahen in diesen Versöhnungsversuchen nur ein Mittel, die Protestanten unter sich zu zerspalten. Nur in Hannover, wo Herzog Ernst August sich um die Freundschaft des Kaisers bewarb, um als Kurfürst anerkannt zu werden, hat Molanus als Hofprediger wie es scheint den Glanz des katholischen Kirchenwesens für sich in das Auge gefaßt, und Leibniz, durch seine Philosophie über dem Streit der Kirche, mochte Vaterland und Wissenschaft aus theologischem Gezänk und Zerspaltung erretten. Er dachte an eine Universalreligion, eine allgemeine, versöhnende Kirche. Nach Spinolas Tode 1695 hat zwischen ihm und Bossuet eine Verhandlung stattgefunden. Bossuet glaubte, durch besondre göttliche Fügung enthalte die Augsburgische Confession noch viele katholische Wahrheiten. Das müsse man benutzen, nicht um einen Widerruf von den Protestanten zu fordern, sondern Erläuterung, dadurch diese Confession mit der katholischen Lehre in Übereinstimmung zu bringen sei. Leibniz hat auch den Versuch einer katholischen Dogmatik gemacht, das Systema theologicum Leibnizii. Er hat es nicht selbst veröffentlicht, aber in der Zeit der französischen Herrschaft in Westphalen ist es aufgefunden worden und der Cardinal Fesch hat es mit nach Rom genommen, nach seinem Tode wurde es dem hannöverschen Geschäftsträger ausgeliefert. Man triumphirte nach der Herausgabe [1819] darüber als über einen Beweis, Leibniz sei im Herzen katholisch gewesen. Allerdings hat er sich in die katholischen Dogmen hineingedacht, so weit diese einer protestantischen Einsicht nahe gebracht werden können. Es scheint die Schrift bestimmt gewesen zu sein, als im Namen eines katholischen Geistlichen dem beabsichtigten Concil übergeben zu werden. Leibniz selbst hat in vertrauten Briefen ausgesprochen: „Wenn ich in der römischen Kirche geboren wäre, ich würde nicht ausgetreten sein, wenn man mich nicht ausgestoßen hätte." Er hielt eine Aussöhnung für möglich, wenn die katholische Kirche gewisse Decrete theils ermäßige, theils beseitige, in der Praxis ihre Mißbräuche abstelle, doch müsse das Zugeständniß aufrichtig sein und mit allgemeiner Schonung des katholischen wie evangelischen Gewissens. Sein Glaube an die Union war politisch bedingt durch die Stellung Hannovers. Als dem Kurfürst die englische Thronfolge eröffnet wurde, dachte er nicht mehr an die katholische Religion. Der tiefe innere Gegensatz zwischen Katholiken und Protestanten ist doch durch diese Unionsversuche nur mehr zum Bewußtsein gekommen.

Ganz anders die versuchte Einigung zwischen den beiden evangeli-

schen Kirchen, obwohl auch diese damals gescheitert ist am orthodoxen Eifer. Die reformirte Theologie ist meist für eine Union gewesen, nicht nur in Zwinglis Geist, auch die Generalsynode der Reformirten 1631 zu Charenton entschied, daß Lutheraner, die in reformirten Kirchen als Taufzeugen erscheinen oder mit Reformirten Ehen eingehn und sich einsegnen lassen wollen, ohne Abschwörung ihrer Unterscheidungslehren zuzulassen seien, da die Kirche Augsburgischer Confession in den Fundamentallehren mit den übrigen evangelischen Kirchen einig sei. Richelieu nannte das eine gottlose und hochverrätherische Union. Er scheute die Annäherung der französischen Reformirten an die deutschen Lutheraner, die er doch selbst gegen Österreich unterstützt hat. Die lutherische Theologie in ihrer Erstarrung fühlte mehr Sympathie mit den Katholiken. Leyser, der sächsische Hofprediger, hat eine Abhandlung verfaßt über die Fragen: ob, wie und warum man lieber mit den Papisten Gemeinschaft haben und gleichsam mehr Vertrauen zu ihnen tragen soll, und der Leipziger Carpzov meinte: „Die Ehe eines Lutherischen mit einer Katholikin ist zwar nicht mit der Schmach behaftet, welche der Ehe mit einer Calvinistin anklebt, doch immer sehr bedauerlich und unrecht."

Von lutherischen Theologen ist nur Pfaff, der Tübinger Kanzler, für einen praktischen, politischen Kirchenfrieden, eine unio conservativa aufgetreten, auch ohne volle Ausgleichung theologischer Differenzen, indem jede von beiden ihre Eigenthümlichkeit als den Weg zur Seligkeit nicht verschließend bewahre. Sein Alloquium irenicum ad protestantes wurde vom Corpus Evangelicorum gebilligt. Neumeister, Hauptpastor in Hamburg, ein Liederdichter, hat dagegen den „Kurzen Beweis" herausgegeben, daß das jetzige Vereinswesen mit den sogenannten Reformationen allen zehn Geboten, allen Artikeln des apostolischen Glaubensbekenntnisses, allen Bitten des Vaterunsers schnurstracks entgegenlaufe. Seine Polemik gipfelt in dieser Poesie:

Was für ein Wunderding will allererst entstehn?
Des Teufels Mutter soll anjetzo schwanger gehn.
Man sagt, daß sie ihr Wochenbett
In Regensburg längst aufgeschlagen hätt
Und wäre schon im Kreißen.
Gebiert sie einen jungen Sohn,
So soll er Synkretismus heißen.
Wird's aber eine Tochter sein,
So heißt sie Union.
Jedoch geräth das Werk nicht eben noch in's Stecken
So schwör ich Stein und Bein:
Es wird die Mutter sammt der Brut verrecken!

Die Unternehmung von Pfaff war dennoch im Sinn der Gebildeten, dagegen Cyprian, Generalsuperintendent von Gotha [† 1745] schrieb: „Ich will lieber ein einfältiger Mann, der wenig nach dem Genius des Jahrhunderts beschaffen ist, genannt werden, als aus der Gnade Christi fallen.“

In die Union ist auch die anglikanische Kirche gezogen worden durch Duraeus [† 1680], einen Schotten, Prediger einer kleinen Gemeinde in Elbing: er hatte sich's zur Lebensaufgabe gemacht, eine Einigung in Christo und der heiligen Schrift zu erzielen. Er ist auch Märtyrer geworden, wiefern er sein ganzes Leben an etwas damals Vergebliches gesetzt hat.

Die Beschlüsse eines Religionsgesprächs zu Cassel [1661] durch den reformirten Landgrafen Wilhelm veranstaltet im Sinne der Einigung, wurden von der theologischen Facultät zu Rinteln angenommen. Aber da die Lutheraner nichts davon wissen wollten, ist ein Theologe aus Gram gestorben, die beiden Andern zogen fort und die Facultät ward mit reformirten Theologen besetzt. Seitdem betrachteten die Lutheraner kirchliche Toleranz als eine Falle.

Nach dem Ryswyker Frieden erschien die Verbrüderung der protestantischen Völker gegen die drohende Erhebung der katholischen Gewalten noch dringender, insbesondre dem preußischen Fürstenhause lag die Aufgabe vor, den Zwiespalt mit dem großentheils lutherischen Volke durch die Einigung beider protestantischen Kirchen zu schlichten. Diese Versöhnungspolitik ist eine Familientradition der Hohenzollern geworden, schon wiefern die protestantische Macht in Preußen durch den Zwiespalt der reformirten Dynastie mit dem lutherischen Volke niedergehalten wurde. Es wurden zu Anfang des 18. Jahrhunderts Verhandlungen gepflogen zwischen Friedrich, dem ersten König von Preußen und zwischen dem Erzbischof Sharp von York über eine Einführung der anglikanischen Kirchenverfassung und Liturgie in den preußischen Kirchen. Der König ernannte damals zwei Bischöfe, Sander und Ursinus, zum Gepränge seiner Krönung. Sein Hofprediger Jablonski erhielt durch Vermittelung der Königin Anna das theologische Doctorat in Oxford. Damals ist in Charlottenburg 1708 die Unionskirche errichtet worden. Auf dem Abendmahlstisch lagen neben einander der lutherische und der Heidelberger Katechismus. Der König erklärte 1718: „Daß ich mich sollte nennen lassen Papstisch, Lutherisch oder Calvinisch trage ich billig Bedenken, doch weil man aus bloßer Gewohnheit und opinion der Welt mit dem bloßen Namen eines Christen nicht fortkommen kann, und da die reine unverfälschte reformirte religio

am meisten mit meiner Religion übereinkommt: so kann ich mich wohl per mundi errorem nennen lassen reformirt." Aber ein damals unüberwindbarer Widerstand ist ausgegangen vom lutherischen Volksgefühl, allerdings wohl gereizt durch die Geistlichen, und Leibniz schrieb 1708: Jetzt erwarte ich nichts mehr, ipsa res se aliquando conficiet, die Sache wird sich einmal von selbst machen.

§ 261. Die englische Revolution.

Nächst Deutschland ist England das Hauptland des Protestantismus, wo seine Geschicke sich vollziehn, wenn in Deutschland vornehmlich durch den Gedanken als Theologie, so in England vornehmlich durch Thaten. Hier war der Proceß der protestantischen Kirchengründung als Reformation und Revolution zusammengefallen, sie brauchten anderthalb Jahrhunderte um sich zu vollenden. Durch königliche Privatinteressen, veränderlich wie alles bloß Persönliche, war in England die Reformation eingeführt und unvollständig durchgeführt mit katholischen Prälaten und Cultusformen. Dennoch neben dieser Reformation von oben her, aus weltlichen Beweggründen ist auch von unten eine sittlich-religiöse Umwandlung geschehn, durch die allmählich der Protestantismus im Volk gewurzelt und mit der bürgerlichen Freiheit eins geworden ist.

Dahlmanns Geschichte der englischen Revolution ist ein getreues Abbild aus einem scharfen Guß von einer der gewaltigsten Begebenheiten der Weltgeschichte, doch überboten durch Macaulay, dessen Geschichte Englands fast dichterische Schönheit im lebendigsten Detail erreicht. Ihm hat sich Ranke würdig zur Seite gestellt,*) manche Parteilichkeit des englischen Historikers beseitigend.

Am Eingang unsrer Periode steht das Schaffot, auf welchem König Karl I als gottergebener Christ und tapferer Gentleman gestorben ist. Die gesetzliche Macht war bei dem Hause der Gemeinen, das mit Psalmengesang seine Sitzungen eröffnete nnd am liebsten in Bibelsprüchen redete. Wenn in der französischen Revolution Einzelne sich nannten Egalité, Brutus, so nahmen die Puritaner am liebsten alttestamentliche Namen an, auch ganze Bibelsprüche wie Barebone sich nennen wollte: „Wäre Christus nicht für uns gestorben, so wären wir

*) F. C. Dahlmann, Gesch. d. engl. Revol. Lpz. 1843. 7. Aufl. 1886. — Th. B. Macaulay, the history of England from the accession of James II. London, 1848 ss. 5 T. Lpz. 1849 10 T. und seitdem sehr oft aufgelegt. Deutsche Übersetzung von Bülau. — L. Ranke, Englische Geschichte vornehmlich im 16. u. 17. Jhh. 9 Bde. Lpz. 1859 ff. 3. Aufl. 1877 ff.

ewig verdammt." Man nannte ihn insgemein nur Damned Barebone, im Unterschied von seinem Bruder: Praise God Barebone.

Durch das Heer kam die höchste Gewalt an Oliver Cromwell. Früher haben wir seiner gedacht, bis er sprach: „Wir werden ihm den Kopf sammt der Krone abschlagen." Ein gewaltiger Mensch dieser Cromwell, der, aus dem Volk hervorgegangen, im Namen Gottes als Protector über die Republik der drei vereinigten Königreiche herrschte. Als das Parlament, das Haus der Gemeinen, durch innere Streitigkeiten machtlos geworden war, ließ er die Mitglieder aus einander treiben und steckte den Schlüssel in seine Tasche. Wie oft er auch versicherte: ein Schäferstab sei ihm lieber als alle weltliche Herrlichkeit, er wollte dennoch herrschen um hohen Preis. Auf seinem Sterbebett hat er seinen Caplan gefragt: „Ist es möglich aus der Gnade zu fallen?" Der nach der Calvinischen Prädestinationslehre versicherte: „Nein!" Da sprach Cromwell: „So bin ich des Heils sicher, denn einmal bin ich sicher in der Gnade Gottes gewesen." Man hat lange darüber gestritten und geschwankt, ob er ein religiöser Fanatiker oder ein phantastischer Heuchler gewesen sei, sicher war er ein geistesmächtiger Herrscher. Seine Regierung streng geordnet, siegreich nach außen, an seinem Hof herrschte einfache, edle Sitte. Er fühlte sich als Protector des Protestantismus, für den er sich auch in Frankreich und Italien verwandt hat. Seitdem Carlyle eine Sammlung seiner Staatsreden und Briefe 1845 herausgegeben hat, darunter auch sehr vertraute Briefe, hat sich das Urtheil zu Cromwells Gunsten geneigt, daß es ihm ernst gewesen ist mit seiner strengen Sitte und Frömmigkeit, daß er in wahrer Überzeugung sich geachtet hat für einen Herrscher von Gottes Gnaden.*)

Nach seinem Tode, wieder an die Herrschaft eines Einzigen gewöhnt, scheu vor drohender Soldatenherrschaft, vor einer Republik unter den Officieren Cromwells, hat sich das englische Volk zurückgewendet zum legitimen Königthum der Söhne Karls I, dieser Stuarts, an denen vergebens das blutige Schicksal ihres Vaters vorübergegangen war. An die Stelle des religiösen und sittlichen Rigorismus in der Republik trat Ausgelassenheit am Hofe. Karl II versammelte Männer um sich ohne Ehre und Weiber ohne Scham. Er ist geistreich gewesen; er hat es verstanden, Menschen zu gewinnen. Man hat von ihm gesagt: er sprach nie etwas Unvernünftiges und that nie etwas Vernünftiges.

---

*) Th. Carlyle, O. Cromwells Letters and Speeches, with elucidations. Lond. 1845. 2 T. Lpz. [Tauchnitz] 5 T.

Seine Regierung war eine gewaltsame Reaction: die Königsmörder wurden hingerichtet. Am Jahrestag der Hinrichtung Karls I wurde Cromwells halbverfaulter Leichnam an den Galgen gehängt. Die Torys, die königliche Partei, lieferten ihre Privatfeinde der Rache des Königs aus, bis dieser sagte: „Ich bin des Hängens müde." Mit dem Thron wurden auch die Bischofsstühle wieder aufgerichtet. An 2000 presbyterianische Geistliche verloren an einem Tage ihre Stellen. Das verkaufte Kirchengut des bischöflichen Klerus wurde den Käufern entrissen. Karl II hatte den Protestantismus im Verdacht, die Hinrichtung seines Vaters verschuldet zu haben. Die Testacte [1673] forderte von jedem Beamten den Testeid, d. h. den Prüfungseid, daß er die Kirchenhoheit des Königs anerkenne und das Abendmahl in einer bischöflichen Kirche genossen habe. Der König bestätigte diese Testacte aus Haß gegen die puritanischen Presbyterianer. Das Parlament hat sie erlassen gerade gegen eine verdächtige katholische Neigung des Königs. Dieser hat auf seinem Sterbebett das Sacrament durch einen katholischen Priester empfangen.

In dieser stürmischen Zeit der Republik und der Reaction sind drei Individualitäten herangewachsen, deren einer eine stille, persönliche Wirksamkeit übte, die jetzt nur von Wenigen noch gekannt ist. Der zweite lebt noch in unsern Tagen fort durch ein religiöses Volksbuch, der dritte wird durch ein unsterbliches Werk fortleben für alle Zeiten. Der erste: Robert Leigthoun [† 1684], war ein Schotte. Als puritanischer Pfarrer im Kampf gegen Karl I nahm er nicht Theil an kirchenpolitischem Gezänk. Als Collegen ihn fragten, warum er nicht predige von den Zeitumständen, vom heiligen Nationalbund, antwortete er freundlich: „Wer predigt denn davon?" „Alle deine Brüder!" Mit sanfter Ironie antwortete er: „Nun, wenn ihr alle davon predigt, wird mir wohl vergönnt sein, Christum allein zu predigen." Als Karl II Bischöfe auch in Schottland einsetzte, wurde Leightoun zum ersten Bischof von Glasgow ernannt. Er hat die Stelle angenommen in der Hoffnung einer versöhnlichen Wirksamkeit. Als aber die Presbyterianer durch Geldstrafen und militärische Executionen zur Kirche gebracht wurden, hat er nach einem Jahr sein Amt niedergelegt, lebte bei seinem Neffen und predigte den Hirten im Gebirge.

Der zweite John Bunyan [† 1688], armer Leute Kind, war Kesselflicker. Als er ein Weib nahm, hatten sie nicht Schüssel noch Löffel. Er wurde Soldat im Parlamentsheer, nach wüstem Leben durch einen Baptisten bekehrt und getauft. Ein mächtiger Volksprediger, unter Karl II hat er 12 Jahre im Gefängniß gelebt. Hier

hat er seine „Pilgerreise“ [the pilgrims progress] geschrieben über die Hindernisse, die den Christen aufhalten auf dem Weg zum ewigen Leben. Die Langweiligkeit einer solchen Allegorie ist überwunden durch individuelle Beziehungen auf wirkliche Personen. Das Buch ist hart und incorrect geschrieben, doch ist's ein Volksbuch in England geworden, das noch heute nicht leicht in einer Kinderstube fehlt, so verbreitet wie bei uns Grimms Märchenbuch.

Der dritte John Milton, ein gelehrter Humanist, von den Presbyterianern, welche die Trennung seiner unglücklichen Ehe weigerten, zu den Independenten übergetreten, wurde unter Cromwell Secretair der auswärtigen Angelegenheiten, er ein strenger puritanischer Republikaner, sein Charakter religiöser Ernst und starrer Freiheitssinn. Er will frei sein auch inmitten einer Republik, darum ermahnt er Cromwell, die so blutig erkaufte Freiheit zu wahren. In beredter Schrift hat er nicht den Königsmord, aber die gesetzliche Hinrichtung des Königs vertheidigt: defensio pro populo anglicano. Die Schrift ist unter Karl II durch Henkershand verbrannt worden. Milton hätte das Wappen der Republik wohl als persönliches Wappen nehmen können: die Harfe und das Kreuz. Unter Karl II zurückgesetzt, vereinsamt, erblindet, hat er das „Verlorene Paradies“ gedichtet. Dieses christliche Epos, vollendet 1665, ist die reife Frucht einer reichen, religiös aufgeregten Zeit. Sein Gegenstand der Sündenfall, der Verlust des Paradieses, die Erbsünde. Dieselbe unerbittliche Gerechtigkeit, die den König auf das Schafott geführt, sein Geschlecht vom Thron ausgeschlossen hat, waltet nach diesem Gedicht über dem Menschengeschlechte. Satan erscheint als eigentlicher Held, als Kämpfer wider Gott, manches Groteske kommt vor: Satan erfindet das Schießpulver. Zwischen Himmel und Hölle steht das reizende Bild der Unschuld und der Schwäche, die Geschichte des ersten Liebespaars, Adam und Eva. Nur aus Liebe zur Eva hat Adam vom Apfel gegessen. Am Schluß der Erzengel Michael mit seiner Weißagung auf den Erlöser. Die Anerkennung und Wirkung dieses religiösen Epos gehört erst einer spätren Zeit an.

Karl II ist kinderlos gestorben, sein Bruder Jacob II war noch als Herzog von York zur katholischen Kirche übergetreten. Der Papst hat ihm vergönnt äußerlich als Mitglied der englischen Staatskirche zu leben. Im Parlament ist über seine Ausschließung von der Thronfolge verhandelt, doch als er die Verfassung des Staats und der Landeskirche beschwor, ist er allgemein als König anerkannt worden. Unter ihm erließ die Universität Oxford ein Decret, welches zu Ehren der ungetheilten Dreifaltigkeit ewige Verdammniß ausspricht über die

Lehren der Revolution: daß die königliche Gewalt vom Volk ausgehe; daß ein Vertrag im Staat obwalte, durch dessen Verletzung von der einen Seite auch die Verbindlichkeit des andern Theils erlösche; daß der Fürst, der nicht gemäß göttlichem und menschlichem Recht regiere, sein Recht auf die Regierung verwirke. Zugleich ward die Verbrennung der Schriften, in denen diese revolutionären Sätze enthalten sind, derer von Knox, Hobbes und Milton, als ketzerisch und gotteslästerlich befohlen. So ist die erste wissenschaftliche Corporation für das göttliche Recht der Könige, wie man es nannte, für die Pflicht des Nichtwiderstandes eingetreten und ein großer Theil der Bischöfe ist dem beigetreten. Es wurde fast einmüthige Lehre dieser Geistlichen: der König ist Gottes Stellvertreter auf Erden, sein Thron ist der Thron Gottes, auch gegen schlechte Könige ziemt dem Volk nur Weinen und Seufzen. Jacob II hat die Rede laut werden lassen: „Mein Vater hat dem Volk Concessionen gemacht und ist auf dem Schafott gestorben, ich werde keine Schwäche und Nachgiebigkeit zeigen." Bald warf er alle Verstellung von sich und ging öffentlich zur Messe. Er meinte, die Verschiedenheit beider Kirchen sei so gering, daß er das englische Volk friedlich zum Papst zurückführen könne: „Sie sind schon katholisch, ohne es zu wissen." Staatsämter waren der Preis für den Besuch der Messe. Der König ertheilte Erlaß vom Testeid. Auch Geistliche traten über, indem sie ihr Kirchenamt behielten. Endlich und ohne Parlament erließ der König die Aufhebung der Testacte zugleich mit der Verkündigung der Gewissensfreiheit für Alle. Das echt Protestantische war damals drohend unter einem katholischen König. Er befahl diese Verkündigung auf allen Kanzeln und kraft seiner kirchlichen Suprematie verbot er alle Controverse auf der Kanzel. Sieben englische Bischöfe haben dagegen eine Beschwerde eingereicht, sie wurden auf Befehl des Königs suspendirt und verhaftet als wegen Veröffentlichung eines boshaften aufrührerischen Libells. Als sie eingeführt wurden in den Tower, beugte die Besatzung die Kniee und bat um ihren Segen. Die Macht des Königs reichte doch nicht so weit, um ohne einen Ausspruch des Geschwornengerichts diese Bischöfe niederzutreten. So begann eine große Gerichtsverhandlung: es handelte sich zugleich um das Petitionsrecht der Unterthanen und um das Recht des Königs, ein bestehendes Gesetz aufzuheben. Durch das englische Volk ging ein Gefühl, daß es sich um die Freiheit des Staats und der Kirche handle. Die ganze Nacht hindurch saßen die Geschwornen, jede Einwirkung der Regierung auf sie hat stattgefunden. Aber es zeigte sich auch die Unabhängigkeit eines Volks-

gerichts oder vielmehr seine Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung. London, ganz England war in banger Erwartung. Als am Morgen der Obmann der Geschwornen den Wahrspruch verkündete: „nicht schuldig“, ging ein Jubelgeschrei durch das Land, alle Glocken in London wurden geläutet, die Kirchen füllten sich, zahlreiche Freudenfeuer wurden in den Straßen angebrannt. Man schleppte Puppen heran, die den Papst und den Teufel darstellten, um sie darin zu verbrennen. Macaulay berichtet von diesem Zustand: „Die Freudenrufe waren weniger merkwürdig als das Weinen. Denn die Gefühle der Leute waren so hoch gespannt gewesen, daß selbst die ernste, so wenig an äußere Zeichen gewöhnte englische Natur nachgab und Tausende laut vor Freude schluchzten.“ Als König Jacob sich rings von diesem Freudenrausch umgeben sah, sagte er mürrisch: „Um so schlimmer für sie!“ Er hatte durch eine Gesandtschaft Großbritannien feierlich dem Papst unterworfen, hatte einen Nuntius empfangen, Jesuiten saßen in seinem geheimen Rath. Wie schon sein Bruder bezog er eine jährliche Pension von Ludwig XIV, um unabhängig zu sein von der Geldbewilligung des widerstrebenden Parlaments. Das Volk ertrug das in Hoffnung auf die Zukunft. Der König hatte nur zwei Töchter: Die Thronerbin, Prinzessin Maria, war vermählt mit dem Erbstatthalter der Niederlande, Wilhelm von Oranien, einem ebenso großen Fürsten als entschiednen Protestanten, dessen Grundgedanke der politische und religiöse Gegensatz wider die katholische erstrebte Universalmonarchie Ludwigs XIV war. Er hat dem Parlament die Erklärung eingesandt: nicht er noch seine Gemahlin würden je in die Aufhebung der Testacte willigen. Zwar sein Grundsatz sei, keinen religiösen Glauben zu strafen, aber den eignen zu schützen unter einem katholischen König. Als dem König aus zweiter Ehe ein Sohn geboren wurde, den der Haß für untergeschoben erklärte, als ein nicht mehr absehbares Elend unter dem Druck des verhaßten Papstthums in diesem Kind sich vor Augen stellte, das der Nuntius aus der Taufe hob, rief die Stimme des Volks Wilhelm von Oranien nach England. Als der am 5. November 1688 mit der niederländischen Flotte an der Küste von England landete, trug sein Hauptmast die Inschrift: „Die protestantische Religion und die Freiheiten von England“, darunter der Wahlspruch der Oranier: »Je maintiendray.« Das englische Volk hatte gelernt, sich des Erfolgs zu versichern ohne blutige Gewaltthat. König Jacob wurde nun von Allen verlassen, auch die Torys, die Conservativen, meinten die Anhänglichkeit an den König müsse höhern Rücksichten weichen. So war der König ein einzelner

Mann, und als er hörte, daß auch seine Tochter Anna in das Lager des Oraniers übergegangen sei, rief er weinend: „Gott stehe mir bei! Meine eignen Kinder haben mich verlassen!“ Man ließ ihn nach Frankreich entfliehn, wo Ludwig XIV das katholische Königthum in ihm ehrte. Die französischen Hofleute staunten den seltsamen Sterblichen an, der drei Königreiche für eine Messe hingegeben. Denn das Parlament erklärte den Thron für erledigt, da Jacob II den Urvertrag zwischen König und Volk gebrochen durch den Versuch, die Verfassung des Reichs und der Kirche umzustürzen nach dem Rath der Jesuiten und andrer gottloser Menschen.

Wilhelm III mit seiner Gemahlin wurde als König anerkannt durch das Parlament als Repräsentation des Volkswillens, indem er die Bill of rights unterzeichnete. Dieses „Gesetz der Rechte“ enthält die Feststellung der in drei Behörden vertheilten Staatsgewalt, zugleich die Sicherung des einzelnen Bürgers gegen willkürliche Verhaftung. Es ist die Vollendung jener Magna charta, die im Streit mit Innocenz III entstanden war. So hat England in der kirchlichen Bewegung die Grundlage seiner bürgerlichen Freiheit gelegt, und Wilhelm III, der die Herrschaft liebte wie je ein Herrschergeist, aber groß dachte von den Beherrschten, konnte am letzten Tag des 17. Jahrhunderts zum Parlament sprechen: „Wenn ihr euch nicht selbst verlaßt, wenn ihr die alte Kraft des englischen Volks in Thätigkeit setzt, so werdet ihr dem lebenden Geschlecht und der Nachwelt Religion und Freiheit sichern.“

An die Stelle der Legitimität trat die Legalität, ein Königthum durch den gesetzlichen Volkswillen. Damals ist der Rechtszustand festgestellt worden, auf dem wesentlich noch jetzt in friedlicher Entwicklung Staat und Kirche von England ruhn. Von großer Bedeutung für den Protestantismus in seinen damaligen Gefahren war die Befreundung der Niederlande und Großbritanniens, ihre Macht vereinigt in der Hand Wilhelms III. Dort die damals seeherrschende Republik, hier ein volksthümliches Königthum, beide auf den Protestantismus gegründet, das Bollwerk gegen den katholischen Eifer von Frankreich, Spanien und Österreich. Es ist doch dem König Wilhelm gelungen, als dem Feldherrn des Protestantismus, auch Österreich und Spanien gegen die Eroberungssucht Ludwigs XIV zu gewinnen. In England, kraft der Bill of rights, muß der König nicht nur nothwendig Mitglied der bischöflichen Kirche sein, sondern das Thronfolgerecht geht schon verloren durch Vermählung mit einer Papistin. Für die Dissenters, welche nicht zur bischöflichen Kirche

gehören, wurde das Toleranzgesetz erlassen, von dem Macaulay urtheilt, an ihm sei der Vorzug und der Mangel eines englischen Gesetzes recht zu erkennen. Diese Bill enthält nichts Principielles, ist nicht ohne Widersprüche, war aber durchaus praktisch für die damaligen Zeitzustände. Sie hat das Princip der Gewissensfreiheit nicht ausgesprochen, aber die alten Strafgesetze gegen die der Staatskirche Fremden größtentheils aufgehoben. Auch die Unterzeichnung der 39 Artikel der bischöflichen Staatskirche wird gefordert, aber für die verschiednen Secten mit Ausnahme bestimmter Artikel. Bei freier Gottesverehrung bleiben sie doch vom vollen Staatsbürgerrecht, von Ämtern und Parlament ausgeschlossen und sind verpflichtet zu Abgaben an die Staatskirche. Ihre Trauungen wurden erst gültig durch Einschreibung in deren Register. Ausgenommen von der Freiheit des Gottesdienstes waren die Papisten. Wenn das Gesetz nicht solche Beschränkungen festgehalten hätte, so würde alle Sonntage auf 10 000 Kanzeln dagegen gepredigt worden sein als Gotteslästerung, es würde vom Pöbel auf 1000 Marktplätzen verbrannt worden sein. Macaulay urtheilt: „In ihrer beschränkten Fassung beseitigte die Bill eine große Masse von Übeln, ohne eine große Masse von Vorurtheilen zu verletzen."

Vollberechtigt galt also für England nur die bischöfliche Kirche. Dagegen für Schottland erließ Wilhelm 1689 die Erklärung, welche O'Connel 1835 im Parlament citirte als ein Muster für die Gegenwart: „Da die Stände des Königreichs mit Berufung auf ihr Recht erklärt haben, daß der Episcopat der schottischen Nation eine unerträgliche Beschwerde ist und gewesen ist, so erklären des Königs und der Königin Majestät, daß sie in diesem Reich diejenige Kirchenverfassung einführen wollen, welche der Neigung des Volks am meisten zusagt." So ist denn in Schottland eine wahrhaft protestantische Kirchenverfassung eingeführt worden, durch Presbyter, erwählt aus den Gemeinden, ein Repräsentativsystem auf Synoden, nur beschränkt durch das Patronatsrecht der Grundherren.

In Irland blieb die katholische Religion des Volks unterdrückt, eine Messe lesen brachte Verbannung, bei Wiederholung den Galgen. Der König Wilhelm konnte dies Gesetz nicht abschaffen, aber seine Vollziehung einstellen: mit seinem Willen solle keinem Katholiken ein Haar gekrümmt werden. Irland hat noch viel Blut vergossen, Frankreich und der Papst viel Geld geopfert für die Wiedereinsetzung der Stuarts. Nachdem Gott gegen sie entschieden hatte in der Geschichte, ist der letzte Stuart als Cardinal gegen Ende des 18. Jahrhunderts in Rom gestorben. Ihm ist ein Denkmal in der Peterskirche errichtet

worden als dem letzten Sprossen eines Geschlechts, das, reich begabt, doch ohne sittlichen Ernst für Katholicismus und unbedingtes Königthum sich geopfert hat, wie seine schöne, unglückselige Ahnfrau Maria Stuart.

Aus dieser Zeit stammt noch ein theologisches Buch, eine Vermittelung zwischen den Parteien von Richard Baxter [† 1691], einem presbyterianischen Geistlichen: „Die Ruhe der Heiligen" genannt. Es bewegt sich um den Gedanken: Wir Alle denken viel zu wenig an die Ewigkeit, wir sehn so nebenbei ein wenig darauf hin, aber wir machen nicht aus der Vorbereitung darauf das große Geschäft unsres Lebens. Doch hat Gott für uns ein großes Mittel der Erziehung gestiftet in der Trübsal. Baxters Buch hat sich als ein Trost in der Trübsal und als eine Mahnung inmitten irdischer Interessen tief im Gemüth des Volks begründet.

§ 262. Freidenker oder Deisten.

Der dunkle, weitverbreitete Drang nach Befreiung aus dogmatischem Zwang ist gerade in England zum Ausbruch gekommen, wo man das Unglück der Religionskämpfe tief gefühlt hatte. Auf die puritanische Strenge, den bibelschwärmenden Unsinn in der Zeit der Republik folgte das Gespött über die Religion am fröhlichen Hof Karls II, die Benutzung der Kirche zur Versorgung der Parteimenschen wie zur Rache an der Gegenpartei. Doch war zufolge der Republik eine gewisse Freiheit der Äußerung gegeben. So ist eine der Kirche feindselige Literatur unter dem Schutz bürgerlicher Freiheit entstanden. Zur Zeit der Republik war der Gedanke der Preßfreiheit von Milton in beredter Schrift gefordert worden, berechtigt in der Überzeugung des Volks, wenn schon gesetzlich erst 1694 Abschaffung der Censur durch Wilhelm III ausgesprochen worden ist. Weil aber Vergehen, Verbrechen durch die Presse möglich, scheinen Strafgesetze doch nöthig, ja noch jetzt besteht in England das Gesetz, wonach jede Schrift, die darauf ausgeht, die Beweise für den christlichen Glauben zu bestreiten oder das Christenthum als ein Ganzes anzugreifen, als gotteslästerliches Libell vor Gericht gezogen werden kann. Den Verfasser trifft Geld- und Gefängnißstrafe, ja Züchtigung. Aber immer seltner fanden sich Ankläger, noch seltener waren die Geschwornen geneigt, ein Schuldig auszusprechen, weil das englische Volk fürchtete, dadurch sein großes Recht der Preßfreiheit zu verletzen.

Es sind auch früher Gegner aufgetreten, die dem Christenthum nicht angehörten. Jetzt wurde die Kirche von den eignen Kindern, und die es bleiben wollten, in Schriften angegriffen. Die Kirche hat immer ein Christenthum verkündet als ein unmittelbares Wort Gottes, als göttliche Offenbarung, dagegen die neue Opposition behauptete das Recht einer natürlichen Religion aus der Vernunft und Naturbetrachtung. Sie konnte sich zum Christenthum freundlich stellen, wiefern sie auch darin natürliche Religion anerkannte, oder gleichgültig, oder feindselig. In dieser englischen Literatur ist fast Alles schon angedeutet, was nachmals durch die deutsche Theologie entwickelt worden ist. Ich habe nur der hervorragenden zu gedenken unter diesen Schriftstellern und die Art des Gegensatzes an ihnen zu zeigen.

Als Vorläufer gilt Herbert von Cherbury [† 1648], hochangesehn unter den beiden ersten Stuarts als ein Spiegel aller Ritterlichkeit. Früh hat ihn die Frage gequält nach dem Woher alles Seins. Als Kind will er wissen, wie er zur Welt gekommen. In seinem 60. Jahr konnte er versichern, nie mit Wissen eine Unwahrheit gesagt zu haben. Abgeneigt jeder particularistischen Religion, bekannte er die natürliche Religion in fünf Glaubensartikeln: 1) Gott ist; und ist 2) zu verehren; 3) der rechte Gottesdienst ist fromme Rechtschaffenheit; 4) Reue versöhnt; 5) Vergeltung in diesem und in jenem Leben. Als er diese seine Glaubensartikel in einer Schrift erläutert und, wie er meinte, erwiesen hatte, war er doch zweifelhaft gewesen, ob er sie veröffentlichen solle. Er bittet um ein Zeichen vom Himmel, er kniet am offnen Fenster, bei hellem Sonnenschein, kein Lüftchen regt sich. Da vernimmt er ein lautes und zugleich sanftes Getös vom Himmel, keinem Schall auf Erden gleich. So hat er selbst in hinterlaßnen Papieren seines Lebens diesen Moment geschildert. Und er, der alle übernatürliche Offenbarung bestritten hat, meint mit naiver Inconsequenz einer selbsterlebten Offenbarung gewiß und dadurch zur Veröffentlichung seines Buchs bestimmt zu sein.

Hobbes [† 1679] war der Lehrer Karls II in der mathematischen Wissenschaft. Der Staat, das mächtigste und kunstreichste Wesen, ist ihm der Leviathan, dem er sein Hauptbuch gewidmet hat. Der naturgemäße Zustand sei der Krieg Aller gegen Alle. Er hat noch die stürmischen Zeiten der Republik erlebt. Als Rettung daraus betrachtet er das unbedingte Erbkönigthum. Sein höchstes Ziel Friede gegen die dunkeln Naturgewalten, deren Macht er in der Revolution erfahren. Seine Empfehlung des Christenthums ist doch nur eine Herabwürdigung: in der Hand des Königs mit seiner unbeschränkten Macht über

die Religion soll es als Polizeianstalt dienen. Die kirchlichen Dogmen hat er mit Pillen verglichen: wenn man sie zerbeiße, schmecken sie bitter, man muß sie ganz hinunterschlucken. Er hielt doch allein für wahr, was die Sinne bezeugen, der Geist galt ihm nichts, aber Der bei Tage den Geist leugnete, hat in der Nacht sich vor Gespenstern gefürchtet.

Der Graf Shaftesbury [† 1713], ein Schüler Lockes, hat seine „Charakteristik der Menschen, Sitten und Zeiten" zu einem Lieblingsbuch der vornehmen Gesellschaft gemacht. Es ist oft nicht klar, ob er das Christenthum oder seine Verunstaltung, Glauben oder Aberglauben angreift. So rühmt er eine Moral, die der Religion nicht bedarf und die Liebenswürdigkeit einer Tugend, die nichts nach Unsterblichkeit fragt. Er zeigt die Gefahr der Moral durch die Religion: „Wenn ein Mensch, in andächtiger Übung seiner Religion nach und nach dahin fortschreitet, daß er sein natürliches Gefühl immer mehr abstumpft und sich daran gewöhnt, seinen Gott für rachsüchtig, willkürlich gebietend, parteiisch zu halten; zu glauben, daß er nur Denen gewogen sei, die ihm Lob und Ehre bringen: so wird er sich ebenfalls alles Das erlauben, was sich sein Gott erlaubt und die ungerechtesten Handlungen werden ihm nicht allein als recht, sondern als göttlich und der Nachahmung würdig erscheinen. Wenn der bloße Wille Gottes unbedingt festsetzt, was Recht und Unrecht ist, so könnte ja diese höchste Regentenmacht festsetzen, daß Das, was sich widerspricht, wahr sei, z. B. daß ein Urtheil gerecht und billig sei, vermöge dessen eine Person für die andre Strafe leiden soll, oder daß willkürlich einige Menschen ohne alles vorhergehende Verdienst bestimmt seien, Gutes zu genießen, andre Übles zu leiden." Gemeint ist der alttestamentliche Gott, das Dogma der stellvertretenden Genugthuung und der calvinistischen Prädestination. Shaftesbury hat mit seiner Satyre die Illusionen, den Egoismus der Andächtigen lächerlich gemacht, und das hielt er für die Probe der Wahrheit: denn das wahrhaft Hohe könne nie lächerlich werden.

Toland [† 1722], ein vom Katholicismus übergetretner Gelehrter, gab einer Schrift den Titel: „Das Christenthum ohne Geheimniß". Er will eine Offenbarung anerkennen, doch nur zur Entwicklung der Vernunft. Im Evangelium sei nichts wider die Vernunft, wenn auch über die Vernunft. Gegen den Einwand: unsre Vernunft ist verkehrt, krank geworden, behauptet er: als Kraft sei die Vernunft in jedem gesunden Menschen ganz und gesund, ihr Gebrauch nur durch eigne Schuld verdorben. Er wurde gereizt durch den Gegensatz: das Parlament von Dublin ließ sein Buch verbrennen, es wurde ein Antrag gestellt, ihn selbst nachfolgen zu lassen. Nun erst ist er fortgeschritten zu

der Behauptung, das Christenthum sei eine jüdische Secte, die Prodigia, die Livius erzählt, stünden gleich den Wundern des Herrn, die Unsterblichkeit sei eine ägyptische Erfindung. Und er, wohl er allein unter diesen Männern, hat sich gesteigert zum Pantheismus. Sein Pantheisticon ist gegen die Liturgie der bischöflichen Kirche gerichtet: sein Buch eine Liturgie des sich selbst in der Gemeinde anbetenden Gottes, in einer Gemeinde, die den wahren Gütern nachtrachte: der Gesundheit, Wahrheit und Freiheit.

Mandeville [† 1733] war geboren in Holland, aber eingebürgert in England. Seine Fabel von den Bienen ist ein kleines Gedicht mit späterer ausführlicher Beweisführung und enthält eine Apologie der gesellschaftlichen Laster: eine Gesellschaft aus lauter tugendhaften, enthaltsamen Leuten würde sehr langweilig sein, ohne den Luxus müßten eine Menge Gewerbe untergehn. Seine Behauptung ist vornehmlich gegründet auf die Thatsache des verdorbnen Zustandes der damaligen Gesellschaft in London, während doch die politische Macht des Landes immer steige und bürgerliches Behagen vorhanden sei. Dem gegenüber erschien freilich die kirchliche Lehre vom Stand der Unschuld, die Moral der Entsagung und die kirchliche Beschreibung der ewigen Seligkeit als wenig lockend für die moderne Bildung.

Collins [† 1729], Schatzmeister der Grafschaft Essex, behauptete gegen alle Autorität die Freiheit des Forschers. Durch ihn vornehmlich ist der Name „Freidenker" üblich geworden gegen die unfreien Halbdenker. Was gelehrte Kunde über Beschaffenheit der alttestamentlichen Weißagung, Kenntniß des Geistes und des Weltalls darbietet gegen die theologische Vorstellung von Auferstehung, Himmel und Hölle, das hat er zusammengestellt. Wie er die Freidenker wahrhaft frei will, voll aufrichtiger Liebe zur Wahrheit, ohne Voraussetzung, ohne Besorgniß über die Folgen, so schlug er vor: die zelotischen Orthodoxen von England als Missionäre unter die Heiden zu senden. Bentley, der Philolog, hat dem entgegnet, „um dem Narren mit seiner Narrheit zu antworten": vielleicht wäre dienlicher für England, wenn die ostindische Compagnie diese ganze Secte der Freidenker an Bord nähme und ihnen in Madagascar einen Aufenthalt anwiese unter Affen und Pavianen als ihren nächsten Verwandten, da sie ja aus sich selbst nur eine höhere Art von Bestien machten.

Woolston [† 1733] war Fellow, Repetent in Cambridge, nicht ein Gegner der Kirche, sondern wie Philo und Origenes sah er in der allegorischen Auslegung die Hülfe gegen das, was in der H. Schrift dem einfachen Menschenverstand widerspricht; z. B. das Evangelium von der

großen Volksspeisung sei nur geistlich zu fassen von dem Brote, das Christus der ganzen Menschheit biete, die Erweckung des Lazarus nur eine Allegorie für die Erweckung der Menschheit durch das Evangelium aus dem Sündenschlaf. Weil er gerichtlich verurtheilt, die Geldstrafe nicht zahlen, noch Bürgschaft stellen kann, muß er in den Kerker wandern, und ist nach wenigen Jahren dort gestorben [1733].

Tindal [† 1733], Jurist, unter Jacob II Katholik, unter Wilhelm III wieder Protestant, hat seine erste Schrift scheinbar nur gegen die katholische Kirche geschrieben, in der That gegen jede Kirche, die äußere Gewalt übt und äußerer Güter bedarf. Sein berühmtes späteres Werk: „Die Christenheit so alt wie die Schöpfung", ist eine Paradoxie des Sinnes: was wahr und wesentlich ist im Christenthum, das ist immer, wenigstens der Anlage nach, in der Menschheit gewesen. Augustinus hat dasselbe behauptet, nur in andrer Absicht. Tindal verstand unter wahrem Christenthum die von den Zusätzen und Schlacken des Judenthums gereinigte Religion der Urwelt.

Morgan [† 1743], presbyterianischer Prediger, nach dem Verlust seines Amtes Arzt unter den Quäkern, hat ein Gespräch zwischen einem christlichen Juden und einem christlichen Deisten verfaßt: der erstere als Repräsentant des Kirchenglaubens, der Deist behauptet die reine Natur-Religion und Moral als göttlichen Ursprungs. Er rühmt den Paulus als Haupt der Freidenker, die andern Apostel seien Häupter einer politischen jüdischen Partei gewesen. Der Gegensatz, der durch die apostolische Kirche ging, ist von ihm so schroff aufgefaßt wie zu unsrer Zeit durch die Tübinger Schule, aber in seinem Gespräch steht nicht viel, was nicht auch früher schon behauptet worden wäre.

Chubb [† 1747], Lichtzieher, Autodidact aus religiösem Interesse, behauptete einen Unterschied der Lehre Jesu und der Apostel. Er hat versucht zu zeigen, wie Jesus von Paulus und Johannes mißverstanden sei, aber auch die Lehre Jesu selbst zum Theil Anbequemung an menschliche Schwachheit enthalte. Sein Grundgedanke ist doch, das Christenthum seinem Wesen nach sei nicht Lehre, sondern eine neue Gestalt des religiösen Lebens, eine Offenbarung des natürlichen Sittengesetzes, dessen Verletzung durch Reue versöhnt, durch ein künftiges Gericht gestraft werde.

Lord Bolingbroke [† 1751], Minister unter Königin Anna, warf sich, unter der Regierung des Hauses Hannover verdrängt von den Staatsgeschäften, auf die Literatur. Wie die Schriften Shaftesburys sind seine Briefe ein Lieblingsbuch der vornehmen Welt geworden. Gelegentlich redet er darin die Geistlichen an: „Ihr vertheidigt nicht

die Wahrheit, sondern euer Gewerbe." Was man von der heidnischen Religion sage, daß es unbegreiflich sei, wie solche abgeschmackte Dinge so lange geglaubt werden konnten, das sei vollkommen anwendbar auf die Glaubenslehre der Concilien. Er ist mitunter voll bitterer Ausfälle: „Wir würden, wenn das nicht unanständig lautete, es eine lächerliche Farce nennen, daß Leute die Hände Einer auf des Andern Haupt legen und meinen, daß Einer den Andern heiße den H. Geist empfangen." Bolingbroke hat sich nicht zu den gewöhnlichen Freidenkern gerechnet, er betrachtet das freie Denken als ein Privileg der höhern Bildung für seines Gleichen. „Die ehrlichen Freidenker nehmen das Gebiß aus den Mäulern von Thiermenschen, denen besser wäre, ihnen ein stärkeres einzulegen." In seinen Briefen hat er auch gezeigt, wie man Geschichte schreiben muß als eine Geschichte der Lebendigen, nicht der Todten. Einer solchen Geschichtschreibung mochte dann wohl die alttestamentliche Geschichtschreibung als Priester- und als Volksmärchen erscheinen. Damals hat man in England die Geschichte der Könige aus dem Hause Stuart im alttestamentlichen Ton geschrieben: „Was aber mehr von König Jacob zu sagen ist, von seiner Weisheit, von allen seinen Wissenschaften und allen Büchern, die er geschrieben hat, siehe die sind zu finden bei den Gewürzkrämern und auf dem Buttermarkt bis auf den heutigen Tag," und das Hohe Lied mußte Stoff hergeben zur Schilderung des Hofes Karls II.

Henry Dodwell, der Sohn eines hyperorthodoxen Bischofs, ist auch ein Freidenker besondrer Art. Er schien den unbedingten Glauben gegen das freie Denken vielmehr zu vertheidigen: wolle man Alles prüfen, so werde man nichts behalten, denn der Glaube soll sein 1) allgemein und unabänderlich, gestern und heute derselbe, aber das durch das Denken Gefundene wechselt nach Bildung und Individualität. 2) Der Glaube wird verkündet als eine Pflicht: aber will ich einmal frei untersuchen, so kann Niemand dafür stehn, ob das Ergebniß meiner Untersuchung Glaube oder Unglaube sein wird. 3) Ein auf Gründe oder Schlüsse gebauter Glaube thut nicht die Wirkungen des rechten Glaubens, hat nicht das unbedingt Vertrauensvolle, Heroische, das da Berge versetzt, daher Christus nicht Beweisgründe vorlegt. Auch die Apostel haben nicht die Freiheit gegeben zu zweifeln. Die Ironie dieser Darstellung ist so fein, daß es wie Ernst klingt, und wenn die Feindschaft zwischen Glauben und Wissen das letzte Wort ist, so ist auch die Einsicht vorhanden in die Beschaffenheit des religiösen Lebens als begründet im Gemüth und in frommer Lebensführung. Insofern trifft dieser Gelehrte zusammen mit dem Lichtzieher Chubb.

Die Religion der Freidenker in England war insgemein **Deismus**, Verehrung eines höchsten Wesens ohne die positiven Formen des Christenthums. Mitunter wird diese Anschauungsweise auch schon Rationalismus genannt, als Religion allein aus Vernunft, damals als ein Vorwurf. Die Auflehnung des gesunden Menschenverstandes gegen die starre Orthodoxie der Staatsreligion war nicht durchaus ohne Frömmigkeit, aber ohne Einsicht in die geschichtliche Bedeutung einer Religion, ohne Poesie und von der Philosophie nur leicht berührt. Nicht das englische Volk hat sich damals vom Christenthum abgewandt, nur ein Zweig der Literatur, ein Theil der Gebildeten, die durch die zwar gelehrten aber nicht überzeugenden Gegenschriften der Geistlichkeit der Gleichgültigkeit immer mehr in die Arme getrieben wurden. Die Blüthe dieser Literatur fällt eben in das Jahrhundert unsres Zeitabschnitts. Schon jenseits desselben liegt der „höllische Feuerclub" in London, eine Gesellschaft des Hohns über alle Gottesverehrung, endend in lächerlichem Spott über sich selbst. Ein Vorsteher hatte eine Rede angekündigt, daß auch der Schutzheilige des Clubs, der Teufel, nicht existire. Als er inmitten seiner Declamation rief: „Wie Gott nicht ist, so bist auch du nicht, Satan! Und wenn doch, so komme mich zu holen!" entstand ein nicht geringer Schrecken, als aus einem Wandschrank ein wirklicher, mittelalterlicher Teufel vorstürzte. Es war ein vorbereiteter Scherz.

Der literarische Ausgang zeigt sich in Humes Skepticismus. **David Hume** [† 1776] vertritt eine noch weit verbreitete weltliche Gesinnung. Der scharfsinnige Historiker hielt nichts für gewiß, als das durch gute Urkunden Verbürgte. Wie er in der Sinnenwelt selbst den Causalnexus für ungewiß ansah, so auch das Dasein Gottes. Es ist ein Zweifel, nicht ein Leugnen, noch weniger Feindschaft. Im praktischen Leben müsse man Handeln nach hergebrachten Voraussetzungen: das nennt er belief, Glauben. Er ist doch heiter geblieben im Angesicht des Todes trotz langwieriger Krankheit.

Wodurch jene Literatur überwunden worden ist, ist noch heute nicht völlig klar. Kein Aufschwung der kirchlichen Theologie ist erfolgt. Es sind zwar Widerlegungen erschienen wie die von **Lardner** für die Glaubwürdigkeit der H. Schrift. Aber an diesen Widerlegungen ist jene Literatur nicht gestorben. Es scheint mehr die zähe Kraft der ernsten christlichen Gesinnung des englischen Volks gewesen zu sein, jene Gesinnung, die sich noch gesteigert hat in der Macht der Dissenters, der Secten. Daneben die Einsicht der englischen Staatsmänner in die Gefahr gerade für einen freien Staat durch einen Bruch mit dem

historischen Christenthum. Jedenfalls hat hier der Protestantismus zum erstenmal die Elasticität bewiesen, eine Opposition in seiner Mitte ertragen zu können ohne irgend eine gewaltsame Gegenwirkung.

In Deutschland sind die Freidenker bekannt geworden durch literarische Widerlegungen. Hier waren es nur wenige Einzelne, die kühn hinausschritten über alle positiven Formen der Kirche und des Staats. Vornehmlich drei abenteuerliche gährende Gestalten, wie sie zuweilen an der Grenze eines Zeitalters entstehn, ohne weitgreifende Wirksamkeit, aber Vorläufer, wenn man will Propheten, ob des Antichrist?

Im September 1674 kam nach Jena ein alter Student, im grauen umgürteten Rock, mit hagerm sonnenverbrannten Gesicht, und wurde von den Studenten gastfreundlich aufgenommen. Er brachte in seinem Ranzen drei kleine, nur geschriebene Tractätchen, das Evangelium einer neuen Religion: das eine, ein lateinischer Brief von ihm selbst als aus Rom geschrieben in nicht unelegantem Latein; das zweite ein höchst populäres Gespräch zwischen einem Gastwirth zu Altona und drei ungleichen Religionsverwandten. Der Gastwirth erscheint darin als Apostel der neuen Lehre und als Possenreißer: er habe auch studirt oder stofbiert, nun sei er stud. juris oder Suppenstudent. Am Sonntag früh fand ein Professor dies Tractätchen im Kirchenstuhl. Während des Gottesdienstes wurde das Gespräch zu Altona in das Haus des Buchhändlers Neuenhaus geworfen mit dem Zettel: „Hochgeehrter Herr! Thun ihm hiermit zu wissen, daß allhier zu Jena gewisse Leute und zwar an der Zahl 700, theils Bürger, theils auch Studiosi sich aufhalten, welche dieser Lehre, wovon das eingelegte Colloquium handelt, zugethan seien. Gebieten ihm darnach, solches mit ehestem in die Avisen [Wochenblatt] zu setzen oder wir werden ihn, nach eurer Schrift zu reden, maßen der Tod ein Schlaf ist, durch eine Windbüchsen auf öffentlicher Straße schlafen legen. Gehabt euch wohl und bleibet günstig dem, der euch mahnet. Hans Friedrich von Vernunft.“ Der akademische Senat und der Hof von Weimar geriethen in Allarm. Man fahndete nach dem Verfasser. Er hatte sich acht Tage aufgehalten und war weiter gezogen. Man hat seine Spur verfolgt bis Altdorf. Hie und da hat er seine Tractätchen ausgestreut. Nach einigen Monaten ist er wieder durch Jena gekommen, die Polizei war damals nicht stark im Guten noch Bösen. Man erfuhr es nachher, daß ihm mit einem viaticum weitergeholfen worden sei. Aus den persönlichen Andeutungen der Tractätchen und nach Erkundigungen ergab sich, daß der Attentäter Matthias Knutzen hieß, aus Oldenworth in Holstein, sein Vater

Organist. Sein Schulmeister schreibt: er sei ein schönes ingenium mit seltsamen Grillen, gleich fähig lumen mundi in der Kirche Gottes oder pestiferum instrumentum Satanae zu werden. Nach seiner Rückkehr von Königsberg und Kopenhagen war er über die angemaßte Magisterwürde und seine Predigt mit dem Generalsuperintendenten in Händel gerathen. Er hat hie und da gepredigt, um ein Amt sich bewerbend. Wegen seiner Stachelreden ist er überall zurückgewiesen worden. Dann hat er ein unstätes Landstreicherleben geführt, verbittert gegen alle bürgerliche und kirchliche Obrigkeit. Die Schrift von Cherbury hat Einfluß über ihn gehabt, doch ist er weit über ihn hinausgegangen: eine selbständige antichristliche Erscheinung. Musäus sagt darüber: „Er hat seine Lehre unmittelbar vom Satan aus der Hölle." Sie ist in ihrer geistlosen Rohigkeit eher eine Kehrseite der damaligen Orthodoxie. Ihr Grundgedanke: mit Verwerfung jeder andern Macht und Religion soll herrschen das moralische Gesetz, das Gewissen. Daher die Bezeichnung der Partei als die Gewissener [Conscientiarii]. Das Gewissen wird mit uns geboren und stirbt mit uns. Doch strebte Knutzen hinaus über das bloß subjective Gewissen des Einzelnen, der irren kann, zum objectiven nicht des Einen, sondern Vieler und Verständiger. Es liegt darin eine unbeholfene Ahnung des Fichteschen Ich: „Denn eine Stadt wird nicht von einem Soldaten, sondern von vielen zugleich eingenommen." In der Anwendung ist es freilich nur die individuelle Meinung von Matthias Knutzen: „Mag das halten und glauben wer will, non ego Matthias Knutzen." Gegen die Sicherheit der biblischen Geschichte wandte er ein: „Dergleichen wie die Geburt Jesu in Bethlehem, wenn jetzt erzählt, als in unsrer Nähe geschehn, würde dennoch unglaublich sein; wie kann sie sicher verbürgt sein aus so ferner Zeit und Örtlichkeit." Luther wollte uns zu wilden Thieren machen, die die Vernunft gefangen nehmen sollen. Sacra Scriptura bedeute „verfluchte Schrift", der Name Christen die Geschmierten.

Er hatte seine Lust daran, Widersprüche in der Bibel und in der christlichen Anschauung nachzuweisen, in roher Form findet sich fast alles Revolutionäre der neusten Zeit. So in dem Gespräch mit dem Gastwirth: drei Gäste sitzen beim Abendessen, den verschiednen Confessionen angehörend: Pater Ursinus katholisch, Brummer lutherisch, Bär reformirt. Doch tritt in ihren Reden die kirchliche Individualität nirgends hervor, sie reden nur gemeinsam. Auf ihre Frage: „So saget uns, welcher Religion ihr zugethan seid," antwortet der Wirth: „Einer neuen." Die Gäste: „Vielleicht werdet ihr ein Atheist und kein Christ sein." Wirth: „Das ist wahr. Ich glaube an keinen Gott, halte auch

nichts von eurer Bibel, es sei denn euch zu widerlegen; sage auch, man solle Priester und Obrigkeiten aus der Welt jagen, weil man ohne dieselben doch wohl leben kann!“ Gäste: „Darum war es kein Wunder, daß ihr das Beten unterließt, allein uns wundert, daß euch der König hier zu Altona leidet, da ihr die Obrigkeit verachtet.“ Wirth: „Ich bin eben so gut wie der König in Dänemark, weil in eurer Bibel sowohl zu ihm als zu mir und andern Menschen euer sogenannter Gott gesagt hat: Herrschet über die Fische. Er saget nicht: Herrschet über die Menschen, wie der König in Dänemark thut; sind auch Menschen schon vor Adam gewesen, von welchen Cain eine zum Weibe gehabt und vor welchen sich Cain gefürchtet. Es sehe aber die christliche Obrigkeit wohl zu, ob sie diesen Worten ihres Gottes gemäß lebe, da sie ihren Unterthanen nicht vergönnt das Jagen und Hetzen; aber es scheint, daß sich die christliche sogenannte Obrigkeit ebenso wenig wie ich an die Bibel kehre.“ Gäste: „Gehn sonst noch Christenleut mich euch umb?“ Wirth: „Gemach, ihr Herren, ich bin nicht von Bärmark, fürchtet euch nur nicht, ich werde euch nicht fressen. Denn ob ich gleich an keinen Gott glaube, so lebe ich doch selbst wie ein Gott, als euer Enoch 1 Mos. 5, 24 und euer Noah 1 Mos. 6, 9 nicht nach der Bibel, welche dazumal noch nicht war, sondern nach ihrem Wissen und Gewissen, wie ich und meine Glaubensbrüder.“ Er erzählt dann von Knutzen, als dessen Apostel er auftritt: „Derselbe sei nach Rom und an andre Örter gereist, habe Briefe über Briefe an alle Universitäten der Welt geschrieben und schreiben lassen, worin er weitläufig beweist, daß die Bibel mit ihr selber streitet, weil er auch gesehn, daß die redlichen, armen Handwerksleute und Bauern aller Orten der Obrigkeit als den geldsüchtigen Felix-Brüdern, Apost.-Gesch. 24, 26, ingleichen den Pfaffen ihren sauren Schweiß und Blut hingeben müssen, nämlich Geld in die heilige Zollbude, in den Beichtstuhl vor die Absolvirung, Geld vor das Auftreten, Geld vor das Leichefolgen, Geld zur Besoldung, da doch solches wider ihre eigne Bibel Micha 3, 11, Apost.-Gesch. 20, 33. Item hat er der Welt eine andre, beßre Bibel gezeigt, welche alle Menschen mit, bei, ja in sich führen, nämlich die Vernunft oder das Gewissen, welches unsrer Prediger und Obrigkeit ist und lehret ohne einige Unkosten: ehrlich leben, Niemand beleidigen und einem Jeden das Seine geben. Wer wohl lebet, dem ist's der Himmel, Sprüche 15, 15, wer Übles thut, mehr als 1000 Peiniger, ja die Hölle selbst, und ist keine andre zu erwarten. Wer diese Bibel verachtet, verachtet sich selbst.“ Gäste: „Was hält er denn von den Schulen und dero Bedienten?“ Wirth: „Dieselben hält er viel höher als die Christen selbst,

und will, daß man dero Arbeit wohl besorgen soll, absonderlich weil sie sittenhaft und hochgelahrt sind. Es nimmt ihn auch Wunder, daß die Christen noch Schulen leiden, weil ihr Gott solches in der Bibel nirgends befohlen." Gäste: „Was hält er denn vom Ehestand?" Wirth: „Er sagt, daß zwischen Ehestand und Hurerei nach der Bibel kein Unterschied sei, denn 1 Cor. 7, 2 wird ein Eheweib einer Huren verglichen. Überdas so muß sowohl ein Ehe- als Hurenkind aus dem 51. Psalm mit David beten: Meine Mutter hat mich in Sünden empfangen! was hat da die priesterliche Copulation gefrommet! Zwischen Hurerei und Ehestand ist nach der Bibel kein Unterschied als das Ringgeben, Aufbieten und Copuliren, welches Menschensatzungen sind, womit Gott vergeblich gedient wird Matth. 15, 9. Kurz, wie Bluteſſen heutzutage keine Sünde ist, also auch Hurerei treiben." Gäste: „Das ist eine freie Religion, welcher gewißlich Arme und Reiche, Gelehrte und Ungelehrte, Beifall geben müssen und wir mit ihnen." Wirth: „Ich meine wohl. Nun Frau oder Hure, wie du nach der Christen Bibel heißest, nimm [deck] ab." Von Knutzen stammt auch das Wortspiel, aus „Seelsorger" „großer Esel" zu machen.

Knutzens Wirksamkeit ist von der Geschichte ignorirt worden, außer das eine Mal, wo er in den Gesichtskreis der Gelehrten gerieth. Vielleicht hat er seinen Namen nochmals geändert. Musäus,*) der das Mitgetheilte überliefert hat, nennt das Unternehmen einen jener listigen Anläufe, mit denen der Teufel seit je die Universität behellige, da er sehn müsse, daß selbige durch Frequenz der Studenten und unverdroßnen Fleiß der Professoren vor andern sich auszeichne. Die Schrift ist sehr selten und wichtig wegen des Abdrucks „gotteslästerlicher und aufrührerischer Chartequven". Deutschland hatte damals für ein solches Unternehmen durchaus keinen Sinn.

Wir sahn im Pietismus eine freisinnige Opposition verborgen. Ihr Extrem ist durch Dippel aus Darmstadt ausgesprochen worden. Er hat in Gießen und Straßburg Theologie studirt. Als er mit der herrschenden Kirche zerfiel, hat er von Neuem studirt und zwar Medicin. Er wurde ein angesehner Arzt und hielt sich für ein Universalgenie. Er ist der ärztliche Begleiter Peters des Großen auf seinen Reisen in Deutschland gewesen. Durch seine Vorstellungen gegen die barbarische Behandlung des russischen Volks ist er in Ungnade gefallen. Als

*) J. Musäus, Ableinung der Verleumbdung, ob wäre in Jena e. neue Secte d. Gewissener entstanden. Jena [1674]. 1675. 4⁰. Mit Knutzens „Chartequven". Vgl. H. Rossel, Stud. u. Krit. 1844, H. 4. Lipsius in Hal. Encycl. B. LXVI.

Chemiker hat er das animalische Öl [oleum Dippeli] erfunden, Gold suchend, fand er das Berliner Blau. Er hielt dafür, Christus habe eine Universalmedicin präparirt, wodurch der Same Gottes in uns erweckt werde, wie aus Metall Gold erzeugt wird, das verstehe auch er. Hierdurch kam er in ein Verhältniß mit dem dänischen Hof. Er ward Kanzleirath in Altona. Es ging ihm wie andern Goldmachern: da er die Hoffnung des Königs nicht erfüllte, wurde er auf eine Festung gebracht, seine Schriften durch den Scharfrichter verbrannt. Auch orthodoxe Geistliche haben die Hände im Spiel gehabt. Manche Nacht hat er in Thränen über seine Sünden zugebracht. „O Jesu, sieh darein und hilf mir Armem siegen" hat er damals gedichtet. Er ist aber zerfallen mit der damaligen Kirche: „Der Geist läßt sich nicht in Buchstaben fassen." Er hat in seinem Alter in seinen Schriften die lutherische Kirche angegriffen und Wein und Öl in die Wunden des protestantischen Papstthums gießen wollen. Das katholische Crucifix sei ein hölzerner Gott, die Lutheraner hätten einen papiernen in Bibel und Symbol. Er will Christi Leben und Tod nur vorbildlich verstehn, nicht stellvertretend, nicht versöhnend; dadurch werde ein Kranker nicht gesund, daß ein Andrer die bittere Arznei verschlucke. Gott bedarf nur unsrer Liebe, nicht aber einer Versöhnung mit der Menschheit. Die Sacramente entbehrliche Menschensatzungen, Beichte und Absolution ein betrügerisches Gaukelspiel. Heiden, Juden, Türken können durch Erweckung des innern Lichtes auch Glieder der wahren Kirche werden.

Beim dänischen Thronwechsel frei geworden, verlebt er seit 1726 in Berleburg unterm Schutz des Grafen Wittgenstein in einem Verein Gleichstrebender den ruhigen Abend seines abenteuerlichen Lebens als ein stiller Forscher Gottes. Er hat auch ein Manifest an das Publikum erlassen, um es von seinem künftigen, von den Orthodoxen so sehnlich erwarteten Tode zu informiren und gegen allzu früh ersonnene Gerüchte zu warnen. Er habe aus der andern Welt gewisse Versicherung: nicht eher solle er den zeitlichen Tod schmecken, bis alle Secten des sogenannten Christenthums nicht nur ihre sectirerische Thorheit und orthodoxe Raserei, sondern auch die vor Gott allein geltende Religion eingesehn, jene detestirt haben, diese zu amplectiren auf dem Wege begriffen seien. Er hat dieses Ziel auf 1808 hinausgesetzt, in jenem Manifest von 1733. Am 25. April 1734 wurde er früh im Bett todt gefunden. In ihm war eine seltsame Mischung von Pietismus, Rationalismus und Frivolität.

Der dritte ist Edelmann [† 1767]. Sein Andenken ist durch eine Vergleichung mit Strauß erneuert worden, und Strauß hat

diese Vergleichung gelten lassen. In der That, was Edelmann von den tausend wundergläubigen Mäulern sagte, durch welche der Inhalt der H. Schrift hindurchgegangen, bevor er aufgezeichnet wurde, das ist nur der rohe handgreifliche Ausdruck für den Begriff des Mythus. Edelmann war 1698 in Weißenfels geboren und hat in Jena Theologie studirt. Als Candidat und Hauslehrer ist er umhergezogen, hat sich an Zinzendorf angeschlossen: „War da ein Närrlein und ließ sich mit andern Närrlein von Bruder Ludwig herumleiten.“ Er ist dann mit jenem zerfallen, lebte in Berleburg mit Inspirirten als Einsiedler und trug Kutte, langes Haar und Bart. Aus äußerm und innerm Zwiespalt sei ihm die Wahrheit aufgegangen im rechten Verständniß jenes großen Anfangs des Johannes-Evangeliums: θεὸς ἦν ὁ λόγος, das heiße: uranfänglich war Gott die Vernunft. Seinen Bruch mit der Kirche nennt er seine Wiedergeburt, die Welt nur einer Erlösung bedürftig, nämlich vom Christenthum der Kirche. Er hat eine Reihe von Schriften meist unter falscher Ortsangabe, auch unter falschem Namen herausgegeben. Sein Ton maßlosen Zornes deutet auf geringe gesellschaftliche Bildung, nicht auf Gemeinheit der Gesinnung. Seine Versicherung, daß der zerstörende Zweck seiner Schriften nur das zuerst Nothwendige, aber der Neubau der Religion ihm die Hauptsache sei, ist durch die Beschaffenheit dieser Schriften nicht widerlegt, wenn er sich auch zunächst beim Zerstören aufgehalten hat. Er will ein Freigeist sein, d. h. nach seiner Definition: eine Person, die sich nach aller von Gott ihr verliehnen Möglichkeit bestrebt, sich von allen Vorurtheilen ihres Verstandes und von allen ihre gegenwärtige Glückseligkeit störenden Ausschweifungen ihres Willens frei zu machen, mithin der Wahrheit und Tugend nachzujagen und der menschlichen Gesellschaft nützlich zu werden. „Zur Regel meines Lebens ist mir nichts als meine Vernunft gegeben, nach dieser muß ich Alles, also auch die Bibel beurtheilen. Sonst bin ich übler daran als ein Thier, das durch nichts in der Welt genöthigt werden kann zu glauben, daß es Hafer fresse, wenn's Häckerling kriegt.“ In ihm war ein bitterer Groll gegen die Geistlichkeit: „Ihr seid Diener Gottes, aber nicht anders als Taschenspieler, Gaukler und Comödianten Diener der Obrigkeit sind, die mit Erlaubniß derselben dem Volk eine Kurzweil vormachen, damit es nichts Schlimmeres vornimmt.“ Mit Jesus fühlte er sich befreundet, der auch nur den Zweck gehabt habe, die Absurdität jeder äußerlichen sogenannten Religion zu zeigen, den thörichten Haß wegen Verschiedenheit der Meinungen aufzuheben und die allgemeine Liebe herzustellen. „Aber was vor ein entsetzlicher

Lärm würde in der Christenheit entstehn, wenn Einer nur das Wahrscheinlichste von Jesu Leben und Lehre aus den Evangelien zusammenziehn und einer undisputirlichen Geschichte ähnlich machen wollte." Es ist da in der That auf Das weißagend hingedeutet, was Strauß unternommen hat. Für Edelmann erschien Christus als Sohn Josephs und der Maria mit außerordentlichen Gaben ausgerüstet, ein rechter Magus. Edelmann wollte die von Knutzen geweißagte Kirche der Gewissener gründen über den Trümmern aller positiven Religionen als den Vorstellungen, die sich die Menschen der Vorzeit von ihrem Verhältniß zu Gott gemacht, nachmals durch theologische Ignoranz und Priesterbetrug verdunkelt. Seine Religion war ein schwankender, ermäßigter Pantheismus. Die Jahre der Welt sind die Jahre Gottes. Gott besteht zwar aus Millionen von Individuen, doch der Allgeist ist auch unterschieden von den individuellen Geistern, die darnach erst streben, was jener ist. Gott ist in Jedem unter uns wesentlich, in Keinem ganz. Was der johanneische Logos von Jesus sagt, das gilt für jeden Menschen als Ziel. In einem Sonett hat Edelmann diese seine Religion zusammengefaßt:

„Vernunft, du Strahl aus Gott in unser aller Geistern,
Du Glanz der Ewigkeit, du unerschaffnes Licht,
Du eingefleischter Sohn trotz allen blinden Meistern,
Du unbekannter Gott! Wer sieht — und liebt dich nicht!
Wer läßt sich doch bei dir die Augen noch verkleistern,
Daß er nicht öffentlich von deiner Gottheit spricht,
Und wer läßt sich alldann die Schatten noch bemeistern,
Wenn er gesehn wie stark dein Glanz durch's Dunkle bricht!
Ach rechne mir nicht zu, was ich vordem verbrochen,
Da ich der Dummheit noch geneigt Gehöre gab,
Ich bitte dir allhier in Demuth wieder ab,
Wenn ich aus Unverstand was wider dich gesprochen.
Dagegen soll mich nun kein Schicksal von dir trennen,
Ich werde Dich als Gott vor aller Welt bekennen!"

Er war sehr eifrig in der Verbreitung seiner kleinen Schriften. 1737 ist er auf die Frankfurter Messe mit Karren gefahren, schwer beladen „mit Gottes Wort". Vom Reichsfiscal bedroht, hat er sich eine Weile versteckt, endlich 1749 fand er Schutz in Berlin. Als der Propst Süßmilch dem König seine Verwunderung über die Aufnahme aussprach, antwortete Friedrich: da sei nichts zu verwundern, er sehe sich genöthigt, sehr viele andre Narren in seinen Staaten zu dulden. Doch hat er das Versprechen gefordert, nichts mehr drucken zu lassen. Edelmann hat nicht ohne persönlichen Einfluß in Berlin gelebt. Er hat

damals auch seine Einsiedlertracht abgelegt und eine Perücke aufgesetzt. In seinem Selbstgefühl hat er ausgesprochen, was wir vorläufig noch bestätigt haben: „So lange noch ein Blatt aus der neuen Kirchengeschichte vorhanden ist, wird meiner bis an's Ende gedacht werden."

Der zweite Theil dieses Capitels enthält die Opposition der Secten, der kleinen losgetrennten protestantischen Parteien, die durch eigenthümliche Individualität sich neben der herrschenden Kirche aufbaun. Sie gehn aus von pietistischer Frömmigkeit, doch nicht ohne Mischung mit den freisinnigen Elementen.

§ 263. Die Quäker. Fox 1624—1691.

Die Quäker bilden eine Parallele zu den Freidenkern, sie sind auf demselben Boden, unter denselben religiös-politischen Verhältnissen erwachsen, nur geht ihre Opposition gegen die herrschende Kirche aus vom frommen Gemüth, und die Vernunft erscheint in dem ungelehrten feurigen Schuster George Fox als inneres Licht, eine phantastische, auf höhre Eingebung lauschende Vernunft. Durch Fox geschah der volksthümliche Anfang des Quäkerthums, durch Barclay erhielt es ein bestimmtes Bewußtsein seiner Methode, durch William Penn seine welthistorische Bedeutung.

Das Wesen des Quäkerthums ist 1) die Betrachtung der Religion als göttliche Eingebung, wenigstens ihr höchster zu religiöser Mittheilung erhebender Zustand, und insofern die Religion der heilige Geist Gottes; 2) die Betrachtung des Christenthums nur als Geist. Wir haben Ähnliches schon früher gefunden bei den Montanisten im zweiten Jahrhundert, bei den Anabaptisten im 16. Jahrhundert. Es zeigt sich hier der volle protestantische Gegensatz und doch die Gleichartigkeit mit dem Katholicismus. Dieser behauptet eine göttliche Inspiration für die Kirche, für Papst und Concilien: das Quäkerthum die Inspiration des einzelnen Frommen. Dabei legt es doch großen Werth auf die H. Schrift. Im reformatorischen Protestantismus zeigte sich eine große Lücke. Allein der H. Schrift soll volle, unbedingte, göttliche Autorität zukommen, nun aber ist doch die Auslegung der H. Schrift eine menschlich fehlbare. Diese Lücke füllte das Quäkerthum aus durch das innere Licht, wie etwa die Tradition neben der Schrift steht. Als in der Kirche zu Nottingham der Prediger die H.

Schrift rühmte als das feste prophetische Wort, rief Fox dazwischen: „O nein, es ist nicht die Schrift, es ist der Geist!" Ein andermal: „Du sprichst wohl: also sagt Christus und die Apostel: aber was hast du denn von dir selbst zu reden!" Hier wird das rationalistische Bestreben offenbar, aber immer in dieser supernaturalen Form, in der Fox seine Volksreden anzufangen pflegte: „Christus, die ewige Kraft Gottes, redet durch mich zu euch."

Das Christenthum hat seine Herrlichkeit in mancherlei Formen dargethan. Hier von den Quäkern ward es aufgefaßt nur als etwas Innerliches, Geistiges. Das erinnert an die Paulicianer, an mittelalterliche Mystik und an die reformatorische Lehre vom alleinseligmachenden Glauben und im Quäkerthum hat diese Richtung nur ihr äußerstes Ziel erlangt. Alles Äußere ist unnütz, der Geist allein macht lebendig, allein selig. Daher die Wassertaufe und das leibliche Abendmahl nur der Kinderzeit, der fleischlichen Zeit des Christenthums angehört, Beides ist wie die Fußwaschung von der fortgeschrittnen Kirche zu beseitigen. Das Geistige, die Geistestaufe, die Wiedergeburt, das Abendmahl nach Joh. 6 darin zu genießen, daß das Herz täglich genährt werde durch den innewohnenden Christus, durch seine fortwährende Fleischwerdung im Gläubigen.

Unter einander nannten sie sich Freunde, auch Kinder des Lichts, das Volk hat sie als Quaker bezeichnet, d. h. Zitterer, weil in der aufgeregten Gründungszeit die schwärmerische Bewegung in Convulsionen mannigfach hervortrat. Fox sagte einmal vor dem Richter: er solle zittern vor dem Gericht des Herrn, und der Richter rief dazu: „Seht da den Zitterer!" Sie selbst haben das bezogen auf Philipper 2,12, als die ihre Seligkeit schaffen mit Furcht und Zittern. In der Entstehungszeit sind sie auch in Schauspielen mannigfach verhöhnt worden: ihre Dummdreistigkeit, ihre affectirte Demuth, ihre Convulsionen. Nach ihrem Princip haben sie keinen Cultus, da nur das Innere Werth hat. Doch ergab sich das Bedürfniß des Unterrichts und Ausdrucks der religiösen Gemeinschaft. Sie haben principiell keinen geistlichen Stand, da alle religiöse Belehrung unmittelbar aus dem innern Licht quillt. So sitzen sie still beisammen, bis der Geist in Einen fährt. Sobald die Erregung einer verfolgten Secte vorüber war, bekamen diese Versammlungen einen langweiligen Charakter. Man hat ihnen nachgesagt, daß Viele den H. Geist schlafend erwarteten. Allmählich mußte ein Diener angestellt werden, der vorzugsweise dazu angethan war ihnen zu predigen, doch blieb Jeder dazu berechtigt. Sie weigerten den Zehnten wegen ihres Gegensatzes gegen den geistlichen

Stand, nach der Bergpredigt und in altkirchlicher Gewissenhaftigkeit auch Eid, Kriegsdienst als Gewaltthätigkeit; sie wollten den Hut nicht abnehmen, keinen Titel anerkennen, nannten Jeden Du, denn es sei Schmeichelei und Falschheit, in der zweiten oder dritten Person Pluralis zu einem Menschen zu sprechen, und gegen die Gleichheit der Kinder Gottes. Fox behielt vor Gericht seine Ledermütze auf, als der Gerichtsdiener sie ihm herunterschlug, reichte er ihm den andern Backen. An den Pranger gestellt, pries er Gott und predigte den Gerichtsdienern und Verhöhnenden. Als er ausgezogen war, Buße und seinen Glauben zu predigen, hat er Unsägliches gelitten, mehr noch durch Volkshohn als durch die Polizei.

William Penn [† 1718], der Sohn des Admirals, war als zwölfjähriger Knabe durch die Predigt eines Quäkers ergriffen worden, zur Kränkung seines berühmten Vaters, der ihn eine Zeit lang in den Tower schließen ließ. Da hat er erlebt, was seine Schrift darlegt: ohne Kreuz kein Thron [no cross no crown]. Durch den Tod seines Vaters im Besitz eines ungeheuren Vermögens wurde er der Liebling Jacobs II. Er hat an dessen Hof große Weltklugheit gezeigt. Unter Wilhelm III hat er wahrscheinlich Theil genommen an einer Verschwörung zur Wiedereinsetzung der Stuarts, durch seine Klugheit blieb dies unerweisbar. Damals hat man über ihn gesagt: „Des Galgens wie der Krone werth!" Noch unter den Stuarts hat er eine Provinz in Nordamerika erkauft von der englischen Regierung, und das Land auch rechtlich erworben von den Eingebornen. Er verwaltete es wie die Ostindische Compagnie unter englischer Hoheit — er als Gesetzgeber und Regent: so ist Pennsylvanien entstanden unter dem Grundgesetz bürgerlicher und religiöser Freiheit. William Penn hat einen großen Namen in zwei Welttheilen hinterlassen. In der Generalversammlung von Pennsylvanien 1758 wurde Abschaffung der Sclaverei beschlossen, und von hier ist der Kampf für die Freiheit der Völker ausgegangen.

Jacob II hatte durch Aufhebung der Testacte, Wilhelm III durch das Toleranzedict den Quäkern Duldung verschafft. Statt des Eides sollten sie ein feierliches Ja sagen. Jetzt sitzen auch Quäker im Parlament. Den Zehnten zahlen sie, indem sie den Betrag sich gerichtlich wegnehmen lassen. Innerlich bedrängt, äußerlich verhaßt wurden sie, als im amerikanischen Freiheitskrieg ihre Satzung ihnen das Führen der Waffen verbot. Durch Diejenigen, die damals dem Ruf des Vaterlands nicht widerstehen konnten, entstand eine Spaltung, die aber wieder ausgeglichen wurde durch ihre Duldung als fechtende, freie, laue oder nasse Freunde.

Der Enthusiasmus alleinigen Vertrauens auf unmittelbare Eingebung ist durch eine Erziehung zur Unbeweglichkeit [immoveableness] wie durch den angelsächsischen Volkscharakter ermäßigt, aber der geheime Zug zur Losreißung von allem historischen Christenthum ist doch im 19. Jahrhundert unter den amerikanischen Gemeinden wieder offenbar geworden in der von Elias Hicks ausgehenden Spaltung. Ihm ist alles Äußerliche nichts, auch der äußerliche Christus ist nur in uns gekreuzigt, in uns auferstehend, die christliche Urgeschichte nur eine Allegorie innerer Zustände. So entstand hier schwärmerischer Rationalismus. Die Hicksiten sind 1828 ausgestoßen worden; nachdem sie ein eignes Kirchenwesen begründet, haben die Andern 1851 ihnen freiwillig einen billigen Theil des gemeinsamen Kirchenguts herausgegeben.

Neuen Ruhm erhielten die Quäker durch Elisabeth Fry [† 1845]. Aus reicher Familie in Norwich hat sie eine glänzende weltliche Jugend durchlebt, als Tänzerin und Reiterin angesehn. Sie wurde bekehrt durch einen Quäker, hat sich vermählt mit einem Londoner Kaufmann, auch einem Quäker, und ihm elf Kinder geboren. Aber in der Sorge um alles Verwahrloste drang sie 1812 in das große Staatsgefängniß Newgate. Hier fand sie Elend und Gotteslästerung. Höhnisch wurde sie von den gefangnen Weibern zurückgewiesen. Indem sie das bitterste Elend abstellt, sich mit ihnen einschließen läßt, gewinnt sie die Herzen sich und Gott. Allmählich wurden alle Kerker von Großbritannien ihrem Einfluß aufgethan. Sie redet auch jenseits des Canals den Königen der Erde in's Gewissen, die Gefängnisse nicht werden zu lassen zu Schulen immer tiefren Verderbens. Als die Kunde ihres Todes kam, sind in London die Kaufläden geschlossen, die Flaggen der Schiffe gesenkt worden, als sei die Königin gestorben.

Die Zahl der Quäker in Amerika beträgt etwa 70 000, in England 16 000, vorzugsweise wohlhabende oder reiche Leute.

§ 264. Die Brüder-Unität. Zinzendorf 1700—1760.

Quellen und Schriften zur Kenntniß der Brüder-Unität von Herrnhut fließen reichlich genug. Von Zinzendorf selbst ist die Schrift: περὶ ἑαυτοῦ, auch „naturelle Reflexiones über sich selbst" genannt. Varnhagen hat Zinzendorf dargestellt in Goethes Sinn und Styl als eigenthümliche Erscheinung: „Ich war unbefangen bemüht, ihm

seine Voraussetzungen zu lassen.“ Mitteninne steht ein altes Buch, das erst spät zu voller Kunde gekommen ist. Schrautenbach, in naher persönlicher Verbindung mit Zinzendorf, Herrnhuter, aber auf seinem Gut bei Darmstadt lebend, hat 1782 der herrnhutischen Ältesten-Conferenz Erinnerungen an Zinzendorf übergeben, um im Archiv niedergelegt oder doch erst nach 50 Jahren veröffentlicht zu werden. 1851 ist diese Schrift herausgegeben worden. Der Aufsatz soll keine Brüderschrift sein, er ist nicht in „Gemeinsprache“ geschrieben, aber er gibt eine klare anschauliche Darstellung jenes seltsamen Charakters, mit allen Spuren der Treue und Wahrhaftigkeit.*)

Die Brüder-Unität des Herrnhuterthums besteht aus drei Elementen. Zuerst Zinzendorfs enthusiastische, liebevolle, kluge, bizarre Persönlichkeit und der Pietismus, in welchem er erzogen, gleichsam geboren wurde. Spener und die Kurfürstin von Sachsen waren seine Pathen. Als Kind hat er Briefe erlassen an den Heiland. Er ist erzogen worden im Hallischen Waisenhaus, wo Francke ihn „das naseweise Gräfchen“ zu nennen pflegte. Hier hat er mit elf Jahren einen Orden unter seinen Genossen gegründet: „vom Senfkorn zur Heidenbekehrung“. Jeder Theilnehmer trug einen Ring: „Unser keiner lebt ihm selber“ und mit dem spätern Wahlspruch Zinzendorfs: »Aeternitati«. Er selbst hat davon gesagt: „Wir sind in christlichen Anstalten erzogen und haben solchen Anstalten-Sinn bekommen.“ Später hat man doch in Halle über ihn geurtheilt, er habe das Christenthum zu leicht genommen, nicht den Durchbruch der Wiedergeburt gefordert, sei gleichgültig gegen Mitteldinge gewesen, selber noch kein Kind Gottes. Francke sagte einmal von ihm: „Wenn Graf Zinzendorf in die Luft fliegt und Einer zieht ihn an den Beinen herunter, der thut ihm einen großen Dienst.“ Er aber hat auf das Waisenhaus den Vers gemacht:

„Ein einzig Volk auf Erden
Will mir anstößig werden,
Die miserabeln Christen,
Die kein Mensch Pietisten
Betitelt als sie selber sich.“

---

*) v. Schrautenbach, d. Graf v. Z., herausgeg. v. F. L. Kölbing, 2. Aufl. Gnadau 1871. — Varnhagen v. Ense, Leb. d. Graf. L. v. Z. [Biogr. Denkm. V] Brl. 1830. 2. Aufl. 1846. — Man vgl. jetzt B. Becker, Z. im Verh. zu Philos. u. Christenth. s. Z. Lpz. 1886, und A. Ritschl, Gesch. d. Pietismus. III. Bd. 2. Abthlg. Bonn 1886.

Das dritte Element ist das mährische. In Mähren haben sich als ein Petrefact des Husitenthums die mährischen Brüder erhalten. Fast zufällig geschah Zinzendorfs Verbindung mit ihnen. Durch einen Zimmermann David, einen geisteskräftigen Menschen, ward die Verbindung angeknüpft. Zinzendorf nahm die in Österreich Bedrückten in seinem Gut Berthelsdorf auf, hier am Hutberg in der Oberlausitz gründen sie eine Niederlassung. Als David die Axt einschlug in einen Baum zum Bau des ersten Hauses, sprach er: „Hier hat der Vogel sein Haus gefunden und die Schwalbe ihr Nest, nämlich deine Altäre, Herr Zebaoth.“ Die Stätte wurde Herrnhut genannt: „Der Ort soll nicht nur unter der Hut des Herrn stehn, sondern auch wir sollen täglich auf des Herrn Hut stehn.“ So ist am Hutberg das Senfkorn aus Zinzendorfs Kindheit aufgegangen. Der mährische Grundstock gab einen festen Halt, „ein Ruheplätzchen der unsichtbaren Gemeinde, die Alles durchsäuern soll“. Von daher stammt das abgeschloßne trauliche Gemeindeleben mit Bischöfen und Kirchenzucht: „Wären die mährischen Brüder nicht dazu gekommen, wir würden viel mehr Ehre gehabt haben; aber ich glaube, wir wären jetzt schon vorbei.“

Die Umgegend nahm bald Theil am neuen Gnadenhaushalt, und in der damaligen Abgeschlossenheit der Stände machte es großes Aufsehn, als der Sohn eines sächsischen Ministers sich mit einer Separations-Gemeinde einließ. Er war damals noch Regierungsrath in Dresden, gab aber diese Stelle auf, um allein der Sache Christi zu leben, wie es heißt in einem seiner Lieder: „Ich hab' nur ein' Passion und die ist Er, ist Er!“ Es ist wohl der Mühe werth, das Herrnhuter Heim in seiner Eigenthümlichkeit etwas genauer anzusehn. Der Grundton von Zinzendorfs Frömmigkeit ist Hingabe an Christus, Friede unter dem Kreuz, dies aber verbunden mit aller weltlichen Art und Bildung. Schon von seiner Jugend erzählt Zinzendorf: „Wenn ich eine schwere Lection auf der Reitbahn oder auf dem Tanzboden hatte, habe ich den Heiland um Hülfe angegangen.“ Jesus war ihm wie ein persönlicher Freund, mit dem er stets conversirt in lieber Nähe. Sein Tod wurde der Mittelpunkt doch erst in späterer Entwicklung, als 1734 bei dem Verbrennen von Papieren die Losung unverbrannt blieb: „Laß uns in der Nägel Mal erblicken deine Gnadenwahl.“ Auch ist es nicht das Dogma des stellvertretenden Todes, sondern der Tod des Herrn wird als Liebe weckende Macht angesehn, als Bewunderung seiner Noblesse, daß der Sohn Gottes zu uns herabgestiegen ist, um an's Kreuz hinanzusteigen, ein sentimentales Mitgefühl mit diesem Tod, das dem heitern Charakter nicht Eintrag that: „Wie macht's ein Kreuzluftvögelein? Es

guckt vergnügt und fröhlich drein.“ In der Gleichgültigkeit solcher Gefühlsreligion gegen die dogmatischen Begriffe, im Sichhalten allein an Christus lag eine große, freie Milde gegen alles Andre. Zinzendorf hat manches freie kühne Wort über die Schrift gesprochen, so im Anfang seiner Übersetzung des neuen Testaments: „Was den Stylum der Schrift betrifft, so ist der zuweilen, wie wenn ein Zimmermann redet, ein Fischer, wie ein Mann redet, der von der Zollbude herkommt, bald wie ein Gelehrter, der kabbalistisch studirt hat, oder ein Mensch, der bei Hofe erzogen worden, und dergleichen menschliche Unterschiede findet man mehr. Mir geht von der Apostel Hoheit und Respect nichts ab, wenn ich gleich denke, daß sie sehr schlecht griechisch geschrieben haben. Ich glaube, unser Heiland selbst mag sehr platt geredet und vielleicht manche Bauernphrasen gebraucht haben, dahinter wir mehr suchen. Er gab manchmal den Leuten Antworten, die man so genau in der Logik nicht examiniren muß.“ Zinzendorf wollte gerade aus den Mängeln der H. Schrift beweisen, was die Orthodoxie aus ihrer Vollkommenheit bewies. Man hat ihm vorgeworfen, statt zu sagen, wie dem Theologen zieme: „Es steht geschrieben,“ sage er oft nur: „Es ist mir so.“ Das ist die Folge seiner unklaren Gefühlsstimmung. Durch das Sicheinsfühlen in Christo ward er über den Gegensatz in der Kirche erhoben: „Das ist gleich, ob eine Seele reformirt, lutherisch oder katholisch sei, wenn sie nur dem Heiland zu Füßen fällt.“ Daher er in der Brüder-Unität 3 τρόποι παιδείας eingeführt hat, drei Klassen je nach der religiösen Heimath: eine mährische, lutherische und eine reformirte. Zur Augsburgischen Confession hat er sich nur bekannt, wiefern sie den Verstand am Evangelium am deutlichsten ausdrücke. Hätte er nicht das Ärgerniß gescheut, er würde sicher auch einen katholischen Kreis hinzugethan haben, wenigstens stand er oft mit Katholiken in nahem Verkehr und hat ein Gesangbuch für Katholiken gesammelt. Selbst mit Socinianern hat er Verbindung nicht gescheut. Auch ein örtliches Hinzutreten zu Herrnhut achtete er nicht als Änderung der Religion: „Bei uns braucht kein Mensch die Religion zu ändern, er werde nur ein Kind Gottes unter der Pflege der mährischen Brüder. Was Einer bei uns gewinnt? Eine gewisse Fähigkeit auf kindlich leichte Art mit dem Heiland umzugehn, ein gewisses Vertrauen zum Lamm: es wird mich nicht mehr verlassen.“ Grade an dieser Erhebung über die kirchlichen Verschiedenheiten nahmen insbesondere die Kirchenbehörden Ärgerniß. So schrieb das hannoversche Consistorium 1740: „Die Herrnhuter confundiren alle Religion und möchten allen Unterschied aufheben mit dem Irrsatz: man dürfe glauben, was man wolle, es sei so absurd als es wolle, wenn nur die innerste

Seele vollkommen in Christo ruhe.“ Ein Grundgefühl herrnhutischer Religion war zwar die Sündhaftigkeit, insofern auch die Erlösungsbedürftigkeit. Zinzendorf nennt seine Gemeinde ein Siechhaus, in welchem Einer den Andern pflegt, eine Sünder-Gemeinde: „Wir wollen Sünder bleiben!“ Doch bei der sündentilgenden Liebe des Heilands erscheint das Christenthum als leichte Herzenssache: „So geht das ganze Werk der Bekehrung hinter einander weg; man wird absolvirt vom Nicht-Glauben, vom Nicht-Gutes-Thun; man gelangt zum Glauben der Gnade, des Gutes-Thuns, so viel Gutes zu thun, als einem vom Heilande zugemessen wird von Zeit zu Zeit; da hat man auch zu Allem Lust, und wozu man keine Lust hat, das soll man auch nicht thun.“ Alle Seelen erscheinen ihm als weibliche, animae, nicht animi, Bräute des Lammes, Candidatinnen der Ruhe in seinen Armen: „Ach! wären es lauter eingerichtete Herzel!“ Dieses weibliche Princip, wiefern es doch dem männlichen Geschlecht nicht unmittelbar angeeignet werden konnte, wurde ihm wenigstens für's Jenseits zugewiesen, da soll Christus der einzige Mann sein. Hier trat hervor, was der Orthodoxie vornehmlich Ärgerniß gab und den Weltkindern ein Gespött war: die unmittelbare Mischung der Geschlechtsverhältnisse und der religiösen Liebe zu Christo in dreifacher Weise: 1) Im Cultus spielt der Liebes- und Friedenskuß eine wichtige Rolle, und noch mehr als das: die ledigen Brüder sollen den ledigen Schwestern die Füße bis an die Kniee waschen, fein sanft abdrucken, hernach die Füße andächtig küssen. 2) Die Ehe, selbst in sinnlicher Beziehung, wurde aufgefaßt als ein Gottesdienst: „Eigentlich ist jede Ehe des Weibes eine Ehe mit Christo; der Gatte ist nur Procurator, Vicechrist.“ Nach solcher Ansicht wurden die Brautnächte gefeiert in besonders eingerichtetem blauen Cabinet, und Zinzendorf hat sich geschmacklos, unverschämt eingemischt. Daher, was alle gebildeten Völker in's Geheimniß der Nacht verhüllen, diese ehrlichen Herrnhuter zum Gegenstand erbaulicher Betrachtung machten. Zinzendorf hat sich einmal die Frage vorgelegt: „Wie kannst du dies mit dem Gebot der Keuschheit vereinigen? Antwort: a) dadurch, daß ich die geschlechtlichen Unterscheidungsglieder für die ehrwürdigsten am ganzen Leibe halte, weil sie mein Herr und Gott theils bewohnt, theils selbst getragen hat; b) daß ich von keiner andern Vereinigung menschlicher Hüllen etwas verstehe, als in sensu ministeriali amtshalber aus Gottes Gebot, als Liturgie einer eigens dazu bestimmten Sacristei, die man das Ehebett nennt, wo zwei Personen täglich einen Gottesdienst halten, der Eine den Mann der Seelen, die Andre die ganze Seelengemeinde repräsentirend.“ Hiernach finden sich von Zinzendorf Lieder vor, die man

gradezu priapisch nennen möchte. Ich bin nicht prüd, wo es sich handelt, geschichtliche Thatsachen vor gebildeter männlicher Jugend darzustellen, doch dies ist kaum zu wiederholen. Nicht zu dem Schlimmsten gehört dieses Lied:

Wird eine Gnaden-Esther und nach dem Leibe Schwester
Das Bundesglied gewahr:
So schließen sich die Sinnen und sie wird heilig innen,
Daß Gottes Sohn ein Knabe war.

Ihr heilige Matronen, die ihr in Ehethronen
Und Vicechristen seid:
Ihr ehrt das theure Zeichen, daran sie Christo gleichen
Mit inniger Gebogenheit.

Zinzendorf lebte in treuer glücklicher Ehe mit einer Gräfin Reuß. Sie ganz in seinem Sinn, dazu eine gute Wirthin seiner Güter: sie sei die Einzige in der Welt, die sich für ihn schicke, und jeder Ehemann, der darauf achten wolle, werde es so finden. Sonach jenes Gebahren war Geschmacklosigkeit, wohl auch etwas Lüsternheit, die sich unter Gottseligkeit versteckt, dadurch vor sich selbst gerechtfertigt, daß die Scham erst entstanden sei durch die Sünde. Auch die Offenheit, mit der das alte Testament über geschlechtliche Verhältnisse spreche, hat Zinzendorf zur Entschuldigung herangezogen.

3) Das Verhältniß zu Christo selbst wurde unter sinnlichen Bildern aufgefaßt. In Stuttgart hat Zinzendorf gepredigt von der Verliebtheit in den Heiland. Er hat Lieder gedichtet, welche diese christlichen Herrnhuter auf Christus sangen, der Art:

„Was er im Cabinet oder im Ehebett
Will mit seinem Bräutlein machen,
Das sind gar geheime Sachen,
Die unter vier Äugelein müssen bleiben ganz allein.“

„Ach welche Blicke ich dir jetzt schicke!
Ich bin ein Geist mit dir, und du ein Leib mit mir und eine Seele!
Du Seitenkringel, du tolles Dingel,
Ich freß und sauf mich voll und bin vor Liebe toll und außer mir.“

Das „Seitenkringel“ ist die Seitenwunde: der ungeheure Ernst eines sterbenden Gott-Menschen wird zum Liebesspiel in seinen Wunden. Zahlreiche Lieder der Art finden sich bei ihm:

Wenn ich in meinem Winkelein
Umarm und küß mein Lämmelein,
Sind die fünf Wunden meine.

Ich leg mich in die Höhl vom Speer,
Bald in die Läng, bald in die Quer,
Als wär' sie mein alleine.
Denn mein Bettlein ist die Lende
Und die Hände
Und die Füßen
Brauche ich zu meinen Küssen.

Oder dies andre:

Mein allerliebstes Lämmelein,
Ein zart verbundnes Herzelein
Beriecht und küßt dein Leichelein;
Doch über's Seitrevier
Da zappelt's Herze mir.
Ich sah's noch, wie der Kriegsknecht stach
Das allerliebste Seitensach,
Das Seitenhöhlchen.
Gottlob für diesen Seitenstich,
Du Kriegsknecht, ich bedanke mich.
Ich hab es um und um beleckt,
Wie Steinsalz hat es mir geschmeckt,
In dem Punkt ist mein Seelchen
Verrückt in's Seitenhöhlchen.

Es bildeten sich auch Lieblingsausdrücke wie Wundenwürmlein, Kreuzluftvögelein, Kreuzluftbienelein, Kluftmädelein. Einst um eine Definition gebeten, sagte Zinzendorf: die Seele gleichsam angezogen von der Ausdünstung des Leichnams am Kreuze. Aber diese Kreuz- und Blut-Theologie war doch nur manirirter Ausdruck für die orthodoxe Lehre von der Seligkeit durch den Glauben an den Gekreuzigten. In Frankfurt gab Zinzendorf einmal besondres Ärgerniß durch die Behauptung: der ehrlichste, frommste Bürger Frankfurts werde nicht anders selig als der Straßenräuber, der auf dem Rad liegt.

Die von ihm gedichteten Gemeindelieder haben sich meist nur in einzelnen Blättern und Bogen verbreitet. Man hat eine Sammlung derselben veranstaltet, nicht das Charakteristischste ist ausgewählt worden, sondern nur das Erbauliche. Strophe für Strophe wurden improvisirt, Zinzendorf sagte sie der Gemeinde vor, und die Gemeinde, meist doch Handwerker, sang sie andächtig nach, zuweilen lateinisch dazwischen und französisch, auch hebräisch.

Du Räthsel der Vernunft, du Thohuvehabohu,
Von der gesammten Zunft der blutlichtscheuen Uhu;
Du Wunder aller Welt, mixtura inconfusa,
Du bist's, der mir gefällt, dein Gnadenstuhl fraß Usa. *)

*) Vgl. 2 Kön. 6, 3.

Oder vom Gekreuzigten:

Pendens cum latronibus
Als ein Galgenschwengel,
His de nebulonibus
Einer ward ein Engel.

Zuweilen sinnig und innig, so zum Thomastag:

Ach einem Thomasglücke auf ein paar Augenblicke,
Dem wollt' ich zu Gefallen gern tausend Meilen wallen,
Mich zum Gerippe sehnen und einen Bach voll Thränen
Aus meinen Augen schütten, wenn er sich ließ erbitten!
Doch, lieber Gott, was wähl' ich? Mach mich im Glauben selig!
Willst du die Augen binden, das Herz kann blindlings finden.

Man hat wohl Zinzendorf als den größten Dichter seiner Zeit rühmen wollen, das läßt sich doch nicht sagen, aber große Gewandtheit des Reims, große Leichtigkeit des Ausdrucks sind ihm eigen gewesen.

In Herrnhut mußte sich nach alledem eine eigenthümliche Sprechweise bilden. Bei Christus wird gewöhnlich die Niedrigkeit und Höhe im Gegensatz hervorgehoben: Gott, der Zimmermannsgeselle, das Lämmlein; der Gottesdienst als Anbetung des Lammes. Zinzendorf pflegte seine Gebote gern in der Form auszusprechen: „Der Heiland gebietet", „Das Lamm gebietet". Seine Tante hat ihm nachgesagt: er strebe im Reich der Demuth nach der obersten Stelle. Er hat die schwärmerischen Elemente, die sich anfangs ihm anschlossen, durch die Macht seiner Persönlichkeit und seines Standes niedergehalten. Mitunter drohte er, mit dem Heiland zu reden. Er selbst erzählt einige Geschichten von Strafexempeln, von Lähmung und Tod für Solche, die ihm widerstanden haben. Man nannte ihn bald Bruder Ludwig, bald Papa, seine Frau Mama. Nachdem er zu Stuttgart 1734 in den geistlichen Stand getreten war durch Examen und Ordination, und nach seiner Weihe durch einen mährischen Bischof wird er genannt Bischof oder Ordinarius.

Er ward leicht heftig, doch faßt er sich bald und ist geneigt, seinen Fehler offen zu bekennen. So hat er einmal einen armen Menschen hart angelassen, einer der Seinen fällt ihm bei. Nun besinnt er sich: „Macht mich doch nicht ridiculer, als ich schon bin." Es ist seine eigne Rede: „Ich habe ein Genie, das zu Extravaganzen so aufgelegt ist wie irgend eines."

Was ihm insbesondre als Ketzerei vorgerückt worden ist, war nur barocker Einfall und vertrauliche Ausdrucksweise: Gott, der Vater sei

quiescirt, das Lamm im Regiment, dem Zimmermannsgesellen gebührt alles Gebet: „Unser eigentlicher Vater ist der Herr Jesus, und wird es genau genommen, so gehört das Vaterunser für ihn. Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, ist nicht unser directer Vater, sondern was man in der Welt einen Groß- oder Schwiegervater nennt." Dann, daß er den H. Geist als Mutter dargestellt habe, als Weib. Er konnte sich auf das hebräische Ruach berufen. Doch hat er es so nicht gemeint: „Was sollen wir uns nach einer andern Charakterisirung der göttlichen Personen umsehn, als die uns nach Anleitung der H. Schrift das menschliche Familienwesen gibt. Gott ist eben unser lieber Mann, sein Vater ist unser lieber Schwiegervater, der H. Geist ist unsre liebe Mutter, und damit sind wir fertig; damit ist die Familienidee, die älteste, simpelste, attachanteste in der Application auf uns etablirt, denn es ist Einem doch Niemand näher als Vater, Mutter und Mann." Er wollte auch die Muttertreue des H. Geistes empfunden haben. Das Mutterthum wurde von einer Synode förmlich angenommen. Man sang:

„Ich liebe mein Papachen,
Ich liebe mein Mamachen,
Und Bruder Lämmelein."

Das war hinreichender Stoff zum Ärgerniß für ernste orthodoxe Theologen, die Zinzendorf mit dem geistlichen Hochmuth des Wiedergebornen und Eifrigen „Professoren des Satans" zu nennen liebte. In seinem „Jeremias" theilt er den Haufen der Geistlichen in zwei Klassen: der eine Theil ist froh, daß er's schlecht machen darf impune; dem andern ist's leid, daß er's nicht besser machen kann. Beide sind determinirt sich so zu bezeigen, daß sie bei ihrem Amt bleiben: „Ihr armen Menschen! die ihr in unzählbarer Menge und in eurem Amt zur Hölle fahrt; ich bin gewiß, daß ihr es meistentheils selbst glaubt. Ihr wißt, daß euer Sinn nicht ist Seelen zu bekehren, und daß ihr neue Pfarreien bloß darum sucht, daß ihr habt heirathen und euch auf honorable Art durch die Welt bringen können. Seid doch wenigstens so mitleidig, und da ihr euch ohnedem jetzt auf Philosophie piquirt, seid so raisonnabel, daß ihr euern Zuhörern erlaubt sich zu bekehren."

Dennoch trotz aller orthodoxen Verwarnung gegen Herrnhut als eine Seelenpest ist das damals Unerhörte geschehn: die Brüder-Unität ist förmlich anerkannt worden in zwei Landeskirchen, in Sachsen und in England, und überall hat sie Duldung gefunden in protestantischen Ländern. Das ist vornehmlich geschehn durch Zinzendorfs aristokratische Verbindungen und große politische Klugheit. So hat er Friedrich

Wilhelm I, der gegen ihn eingenommen war, in der ersten Unterredung so gewonnen, daß er ihn in Schutz nahm als einen ehrlichen und vernünftigen Mann, „dessen Absichten bloß dahin gehn, rechtschaffenes Christenthum zu befördern". Zinzendorf hat gelegentlich seinen Stand einen chimärischen genannt, weil von Gott nicht eingesetzt. Später hat er den Danebrog an den König von Dänemark zurückgeschickt, aber den Grafen hat er gern gehabt und oft hervorgekehrt: in Stuttgart als eben examinirter Candidat bestieg er die Kanzel als Cavalier und Ordensritter, ein Heiducke trug ihm die Bibel nach. Er hat eine unermeßliche Thätigkeit geübt: zuweilen von früh bis Abends hielt er Reden und sagte dazwischen seine Verse vor. Seine Zuhörer nahmen oft Proviant mit. Er hatte eine prächtige Stimme zum Reden und Singen. Auch wo er nicht in den Jahren seiner Verbannung aus Sachsen dazu genöthigt war, zu wandern, hat er noch selten lange Ruhe in Herrnhut gehabt. Er sagte, er müsse Botschaften für den Heiland ausrichten, und wurde heimisch in England und Holland. Zweimal war er in Nordamerika und Westindien, denn wie bei den Jesuiten begann rasch nach der Entstehung die Richtung zur Mission über das Meer. Denen, die er aussandte, sagte er: Führt einen göttlichen Wandel vor den Augen der Heiden, bis daß sie gereizt werden zu fragen, was solche Leute mache. Grönland ist Colonie der Herrnhuter geworden, in Westindien St. Thomas mit seinen Negern. Auf seinen Reisen ging meist eine Pilgergemeinde mit, die von seiner Frau verpflegt wurde, und sie hat oft Schmuck und Silber verkauft, um sie zu erhalten. Er will nicht Alles zu Herrnhutern machen, nicht Alle sollen der Mähren Rock anziehn: „Es ist genug, daß der Herr in der Seele dieses oder jenes armen Menschen zur Herrschaft komme." Nicht wer überhaupt selig werden wolle, sondern wer zu diesem besondern Weg Beruf habe, sei aufzunehmen. Anfangs hat er Inspirirte und Schwärmer aller Art aufgenommen, später fand sorgsame Auswahl statt. In Pennsylvanien hat er den Plan gefaßt, alle Secten zu einer großen Gemeinde Gottes im Geist zu vereinigen. In Philadelphia ist er eine Zeit lang Pfarrer der lutherischen Gemeinde geworden, weil ein solcher eben fehlte. Auf seinen Wanderungen schloß er sich an zerstreute Elemente des Pietismus. So hat er auch in Jena einige Wochen gewaltet, und an 100 Studenten haben sich ihm angeschlossen; unter ihnen Spangenberg, der nach ihm Ordnung und Halt in die Gemeinde brachte. Seine Thätigkeit war meist ohne Plan, hervorgehend aus Einfällen und Begeisterung. Er hat seine Lust am Mannigfaltigen im Einen.

Er war eine bizarre Gestalt, doch hat er ein bedeutendes, glückliches Leben geführt, das höchste Glück einer gesegneten Wirksamkeit für eine Idee hat er genießen dürfen. Die Sache, der er diente, bei seinem Scheiden war sie äußerlich noch im Steigen, innerlich vervollkommt. Als in Herrnhut seine letzte Stunde kam, sagte er zu Nitschmann: „Welche formidable Menge steht schon um das Lamm herum aus unsrer Öconomie!“ Zu seiner Tochter: „Ich bin mit meinem Herrn ganz einverstanden. Er ist mit mir zufrieden, ich bin fertig zu ihm zu gehn.“

Die Losung an seinem Begräbnißtag lautete: „Er wird seine Ernte fröhlich heimbringen mit Lob und mit Dank.“ An 2000 Gemeindeglieder folgten dem Sarg unter dem Gesang: „Ei, wie so selig schläfst du und träumest süßen Traum.“

Es sind für die Brüder-Unität Niederlassungen an 20 Ortschaften gegründet: nächst Herrnhut und Berthelsdorf, Niesky, Gnadau, Ebersdorf, Neudietendorf und manche andre, in Rußland Sarepta, in Nordamerika Bethlehem und andre. Daneben leben Zerstreute, Angeschlossene, in der Diaspora. Jede Niederlassung zerfällt in Chöre nach Alter, Geschlecht und ehelichem Stand. Das communistische Princip ist vor der eignen Wirthschaft in der Familie zurückgetreten und das Gemeindeband umfaßt zugleich alle bürgerliche und viele gewerbliche Verhältnisse. Die Gemeinde soll nur aus Erweckten bestehn, daher schon Laue der Kirchenzucht verfielen, welche durch Ermahnung, Ausschließung vom Liebesmahl, aus der Gemeinschaft, endlich aus der Gemeinde geübt wird.

Jede Niederlassung wird verwaltet durch die Conferenz ihrer Beamten, an deren Spitze Geistliche stehn, die auch Vorsteher der Chöre sind. Bischöfe hatten nur das Privileg, die Geistlichen des mährischen Tropus zu ordiniren. Diese sind gegliedert in Presbyter, Helfer und Diakonissen, über das Ganze waltet die allgemeine Ältestenconferenz: sie besteht aus neun Mitgliedern, seit Anfang unsres Jahrhunderts in Berthelsdorf. Die Gesetzgebung geschieht durch die Synode, sie wird etwa alle zehn Jahre berufen. Jede Gemeinde hat hierzu zwei Deputirte zu senden: einer von der Gemeinde gewählt, einer aus ihrer Conferenz. Am Schluß der Synode findet eine Neuwahl der allgemeinen Ältestenconferenz statt. Die Feier der Fußwaschung ist abgekommen. Beim Abendmahl vertheilen die Diakonen das Brot, bis Alle es gleichzeitig genießen. Der Kelch geht in die Runde. Das Liebesmahl wird meist gegen Abend gehalten in der Form einer erbaulichen Theegesellschaft mit Gesang und Kuchen. Unter den Gedenktagen wird auch der Todestag von Hus gefeiert. Das Los galt als christliches Orakel,

besonders bei Eheschließung, doch nur zur Bestätigung oder Verwerfung bereits vorgeschlagener Paare. Die Orthodoxen nannten das eine Vergötterung des Zufalls, doch ist auch in Herrnhut anerkannt: „Gefühl geht über's Los.“ 1836 wurde das Los durch Synodalbeschluß beschränkt auf die Verehelichung der Missionäre. In der Entstehungszeit geschahen große Entscheidungen durch's Los: ob die mährische Kirchenverfassung einzuführen sei, ob Zinzendorf in den geistlichen Stand treten solle. In dieser Gründungszeit herrschte hohe religiöse Innigkeit und Spannung. Dreijährige Kinder riefen nach Jesus und schrieen über ihre Sünden. Zinzendorf hat einen eignen Gottesdienst für Kinder eingerichtet, auch für solche, die auf den Armen hinzugetragen werden mußten. Derzeit führen Viele nur ein ruhiges, bequemes Dasein als Handwerker und Fabrikanten, weniger Eingetretene als in diesem Kreis Geborne.*) Lebens-Schönheit und -Freiheit ist in diesen Kreisen nicht zu suchen. In Herrnhut leben die Menschen wie die Bäume unter der Scheere. Der Glaube ist weit und unbestimmt, das Leben eng, die Kirchenzucht oft ein zudringliches Sich-um-einander-Bekümmern und Beklatschen.

Als Zinzendorf den Grundstein des Versammlungshauses in Herrnhut legte, sprach er das kühne Wort: Gott möge dieses Haus nicht länger stehn lassen, als es zum Preise des Heilands eine Wohnung der Liebe und des Friedens sein werde. Auch im Liede:

„Herrnhut soll nicht länger stehen, als die Werke deiner Hand
Ungehindert drinnen gehen, und die Liebe sei das Band;
Bis wir fertig und gewärtig,
Als ein gutes Salz der Erden nützlich ausgestreut zu werden.“

Es ist seine Meinung: seine Stiftung werde sich einst auflösen in einer höhern Öconomie, als ein Salz die Erde durchdringen. Das ist nur in beschränkter Weise erfüllt worden, wiefern in einer Zeit herrschender Verstandeskälte die Treue zu Christus und die kirchliche Innigkeit einigermaßen durch Herrnhut bewahrt worden ist. Schleiermacher ist daher gekommen. Aber zu einer wirklichen Auflösung kann es nur kommen durch Erschlaffung, und diese wäre Untergang der Eigenthümlichkeit. Denn das scheint die bleibende Bedeutung von Herrnhut: einen Ersatz zu geben des Klosterlebens für besondre Gemüther und Geschicke; dazu gehört das Abgeschloßne, das Trauliche solcher Gemeinden.

---

*) Nach der Statistik in der protest. Realencyklopädie Bd. XVII, S. 546 [Artikel Zinzendorf von Becker] zählte die Unität 1886 in 147 Gemeinen 31 715, in ihren [17] Missionsprovinzen 81 258 eingeborne Mitglieder.

§ 265. Der Methodismus. Wesley 1703—1791. Whitefield 1714—1770.

Eine viel weiter greifende Bedeutung hat für England und Nordamerika der Methodismus gewonnen. John Wesley war Repetent am Lincoln-College in Oxford. 1729 haben sich vier Studenten mit ihm zusammengethan, um die Classiker, auch das neue Testament griechisch zu lesen. Mit dem Besuch eines Missethäters im Gefängniß trat ihre religiöse Richtung hervor: sie lesen von jetzt an nur die H. Schrift und Werke mittelalterlicher Mystik, besuchen Kranke, Gefangene. Alle Sonntage nehmen sie das H. Abendmahl, Mittwoch und Freitag fasten sie bis 3 Uhr. Von Seiten der Commilitonen wurden sie als fromme Pedanten angesehn, die eine neue Methode zur Seligkeit gefunden hätten. Bald traten sie auch als Bußprediger auf, Wesley selbst suchte in Nordamerika eine Wirksamkeit; da er keine Erfolge hat, geht er nach England zurück. Auf dem Schiff wird er mit einem Herrnhuter bekannt, und er hat Manches aus der Verfassung von Herrnhut aufgenommen in die Gemeinschaft, die sich nun um ihn bildete. Aber die herrnhutische Weise ist sanft und süß, der Methodismus streng und kraftvoll. Die Herrnhuter verkündeten die Liebesseligkeit in Jesu Armen, jene die Schauder der Hölle. Wesley hat dann auch A. H. Francke in Halle besucht, und mit diesem Pietismus war ihm die Forderung des Durchbruchs gemeinsam. Wo ihm die Kirche verschlossen war oder die Menge der Hörer zu groß, predigte er auf der Straße, oder auf freiem Felde. Da hörte man oft lautes Stöhnen und Sündenbekenntnisse, Krämpfe kamen vor und Ohnmachten. Einst wurde Alles von einer unwiderstehlichen Lachwuth, gemischt mit Fluchen, ergriffen. Nur Wesley hielt sich gegen diesen Anfall, der als Angriff der Dämonen angesehn wurde, wohl nur eine nervöse Überreizung.

Der Methodismus forderte einen Durchbruch d. h. eine im Bewußtsein bestimmt anerkannte Epoche der Losreißung von egoistischen weltlichen Interessen als Sieg des religiösen Geistes. Wesley bemerkt: „Bei Einigen kommt er innerhalb einer Woche zu Stande, bei Andern in zwei Tagen, ja Einige brechen innerhalb zwei Stunden durch. Wir haben sogar ein Beispiel, daß eine Frauensperson ihre Brüder während des Gebetes sehr gleichgültig verließ und zu Bette ging, aber bald nachher ganz jämmerlich schrie, sie habe ihre Gleichgültigkeit verloren, und es dauerte nicht 15 Minuten, daß sie schon im Herrn froh wurde." So zeigt sich hier christliche Frömmigkeit in der leidenschaftlichsten Form

des Gegensatzes. Es ist ein Wiederaufleben des alten puritanischen Enthusiasmus. So auch das unmittelbare Hineinziehn der Religion in's Weltliche, ja in's beschränkt Bürgerliche. Man sah in London eine Firma: „John Tutey tödtet durch Gottes Gnade und Barmherzigkeit Mäuse, Ratten, Wanzen und Flöhe." Doch hat dieser Methodismus bei aller Übertreibung sich wahre Verdienste erworben, bedingt durch die Erstarrung und Unzulänglichkeit der Staatskirche. Die Geistlichen waren meist Pfründner, die den Zehnten einnahmen und sich etwa durch gemiethete Vicare, oft wirkliche Miethlinge vertreten ließen. In den Fabrikbezirken von England hat sich die Bevölkerung oft verzehnfacht ohne Mehrung der kirchlichen Anstalten. In der anglikanischen Kirche ist es Sitte, die Predigten zu verlesen, und dies wurde festgehalten bei einem Volk, in dem sich eine mächtige politische Beredtsamkeit schon ausgebildet hatte. Die Methodisten sprachen ein begeistertes Wort unmittelbar aus dem Herzen, so erschienen sie wie die Bettelmönche in ihrer Jugendzeit. Sie wandten sich meist an rohes, verwahrlostes Volk, an Frauen, die nur der Eitelkeit oder ihren Begierden gelebt hatten. Hier war dann auch das Plötzliche der Bekehrung natürlich.

Wesley wollte keine neue Kirche, seine Anhänger sollten nicht eine neue Secte bilden, und trotzdem sie von der bischöflichen Kirche ausgestoßen wurden, haben sie immer sich als ihr zugehörig angesehn und keinen Anstoß genommen, das Abendmahl in ihr zu empfangen. Wesley hatte noch durch einen Bischof die Priesterweihe erhalten. „Aber die Welt ist meine Parochie." Er hat bis in das letzte Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts eine christliche Bibliothek herausgegeben, die es bis zu 50 Bändchen gebracht hat. In seinem 88. Jahre stand er noch in voller Lebenskraft. Als Mittel, wodurch er dies erreicht hat, hat er angegeben: „daß ich seit ungefähr 50 Jahren beständig um 4 Uhr aufgestanden bin; daß ich gewöhnlich um 5 Uhr Morgens eine Predigt gehalten habe, was ganz vorzüglich zur Gesundheit dient; daß ich jährlich nie weniger als 4500 [englische] Meilen zu Land und zu Wasser gemacht habe".

Durch eine zweite geistesmächtige Individualität wurde der Methodismus verbreitet, doch auch zerspalten. Whitefields Vater war Gastwirth, er Kellner. Man hat ihn den Fürsten unter den Predigern genannt. In 34 Jahren seiner Amtsführung hat er an 18 000 Predigten gehalten, zehn auf die Woche. Im Augenblick, wo er die Fessel der Staatskirche, nur in geweihten Mauern zu predigen, von sich warf, schien sein Geist sich zu vervielfachen: „Ich brauche mehr Zungen, mehr Körper, mehr Seele für den Herrn Jesus. Hätt' ich 1000 Zungen, ihm

sollten sie alle gehören. O hätte ich doch die Kräfte, die meinem Willen gleich kämen. Ich möchte von Pol zu Pol fliegen, das ewige Evangelium des Sohnes Gottes zu verkündigen." Seine Predigten waren volksthümlich individuell, für jeden Stand berechnet. In New York vor Matrosen hat er gepredigt: „Nun, meine Kinder, wir haben heitre Luft und eilen in raschem Lauf über die ruhige See, bald werden wir das Land aus dem Gesicht verlieren. Aber was bedeutet das plötzliche Dunkel des Himmels und jene Wolke? Hört ihr den fernen Donner? Seht ihr die flammenden Blitze? Der Sturm kommt heran! Jeder an seinen Platz! Wie die Wasser schwellen und an das Schiff schlagen! Der Himmel ist finster, das Unwetter tobt! Ha! Da schmettert's in die Masten! Unsre Masten sind verloren, das Schiff legt sich auf die Seite. Was nun! Was nun!" Da riefen einige Matrosen, die kein Arg hatten, in ihrer Phantasie fortgerissen: „Nach dem großen Boot!" Whitefield ergriff's und forderte sie auf, sich zu dem großen Boot, zu Christus zu retten.

Zu Moorfield bei London, einem Sammelplatz der Hefe des Volks, will Whitefield den Satan in seiner Festung angreifen. Die Besitzer der Buden, die ihr Einkommen geschmälert fanden, gewinnen einen Hanswurst, der auf die Schulter eines Mannes sprang und nach dem Prediger mit einer langen Peitsche schlug. Er selbst erzählt: „Einige kleine Knaben und Mädchen setzten sich oft zu mir, wenn ich predigte um die Kanzel herum, obwohl sie zuweilen von Koth und faulen Eiern getroffen wurden, womit man nach mir warf." Als ihm gemeldet wurde, einer seiner Anhänger sei in's Irrenhaus gebracht worden, sprach er: „Lieber 1000 in's Tollhaus als einer in die Hölle."

Wesley dachte in der Gnadenlehre arminianisch, Gott und Mensch betheiligt, Whitefield in der calvinischen Prädestinationslehre Gott allein als wirksam. Darüber ist es zur Spaltung gekommen [1741]. Bei der Spaltung der Parteien hielt doch persönliche Freundschaft die beiden Männer fest. Nach der Gesammtentwicklung des 19. Jahrhunderts ist die Partei Wesleys weit die obsiegende gewesen. Ihre Gemeinden sind in Klassen getheilt von 10 bis 20 Parteien, mit Laienvorstand, der sich wöchentlich versammelt, um über Sünde und Seelenzustand zu berathen. Jeder hat wöchentlich einen Penny in die Kasse zu zahlen. Die Prediger sind zum Theil auf Akademien gebildet, deren eine Wesley selbst in Kingswood eingerichtet hatte. Nur zum Theil sind sie ordinirt, theils Laienprediger. Die oberste Behörde ist die Predigerconferenz, bestehend aus Abgeordneten der gesammten Prediger. Seit 1744 ertheilt diese die Ordination.

In Wales sind die Methodisten überwiegend, wo die bischöfliche Kirche nur englisch predigt, während die Volkssprache keltisch ist. Sie haben sich auch in Nordamerika weit verbreitet, hier großentheils nur auf die H. Schrift und das apostolische Glaubensbekenntniß gestellt. Wenn von diesen Methodisten auch nicht eine Reform der bischöflichen Kirche ausgegangen ist, so doch eine mächtige religiöse Anregung, und von hier aus erklärt sich wohl auch das Zurückdrängen des Deismus.

§ 266. Die Kirche des neuen Jerusalems. Swedenborg 1688—1772.

Zum Charakter dieser gährenden Zeit gehört auch der religiöse Sonderling mit seiner Mischung von freiem Denken und phantastischer Überschwänglichkeit. Swedenborg war der Sohn des protestantischen Bischofs von West-Gothland. Schon im Kinde walteten religiöse Interessen vor. Sein Vater sagte einmal von ihm: „Es ist, als sprächen Engel durch seinen Mund.“ Als Student zu Upsala hat er eine Sammlung von lateinischen Gedichten veröffentlicht, im 26. Jahre seinen Daedalus hyperboraeus, eine Sammlung von mathematischen und physikalischen Abhandlungen. Als Mitglied des Adels und der Akademie der Wissenschaften ist er mehrmals Abgeordneter auf dem Reichstag gewesen. Er wurde dem schwedischen Bergwesen vorgesetzt und hat kunstreiche Bauten geleitet, 1747 bat er um Entlassung mit der Hälfte des Gehalts. Man hat aus Achtung ihm das ganze gelassen. Unverheirathet, bei bescheidner Sitte, hat er seine Einkünfte großentheils auf den Druck seiner Schriften verwandt. Sein nachmaliges Leben hat er zugebracht auf Reisen in Deutschland, Holland, Frankreich und England. Er starb 84 Jahre alt in London.

Er war ein Gelehrter in irdisch begrenzter Wissenschaft, die klares Auge und scharfen Verstand fordert, aber doch ihre letzten Gründe auch in Geheimniß hüllt, und nach diesen Geheimnissen, den letzten Gründen alles Seins, die über den Erdball hinausreichen, hat Swedenborg geforscht. Den Zeitgenossen ist er zunächst bekannt geworden durch seinen Verkehr mit der Geisterwelt. Etwa wie Dante gibt er die Darstellung eines sinnigen und phantastisch belebten Jenseits, nur daß Dante es als Poesie hinstellt, er als Wirklichkeit, als selbst erlebt, gehört und gesehn. Auch ist, was die Phantasie anspricht, doch meist formlos, was die Gedanken, sinnlich barock. Zum Theil, wie Dante, trifft er im Jenseits historisch bekannte Menschen. Er hat mit den Aposteln ver-

kehrt, mit Luther: dem habe er seine falsche Bestreitung des freien Willens vorgehalten, sein Pochen auf die Erlösung durch bloßen Glauben. Luther habe sich entschuldigt, daß er seinen Zweck damals nur in solcher Einseitigkeit habe erreichen können. Kant urtheilte von den Arcana coelestia, es seien sieben Bände voll Unsinns, und die Zeitgenossen haben darüber gestritten, ob Swedenborg ein Wahnsinniger, ein Schwärmer gewesen sei oder ein Betrüger. Er hat mit der höchsten Unbefangenheit und Sicherheit erzählt, leicht zugänglich und offen mit der Antwort auf jede Frage. In seinen Erzählungen kommt doch auch manches Sinnige vor. So schildert er die Ehe der Urmenschen: Der Mann war bekleidet mit einem Obermantel von Hyacinth-Farbe und einem Leibgewand von feinglänzender Wolle, seine Frau angethan mit purpurnem Faltenkleid, darunter mit einem über die Brust laufenden Leibkleid von gesticktem Byssus. Weil meine Gedanken die Sehnsucht erfüllte, von den Urmenschen zu wissen, heftete ich meine Blicke abwechselnd auf den Gatten und die Gattin und bemerkte fast die Einheit der Seele in Beider Angesicht und sagte: „Ihr Beide seid eins." Darauf erwiderte der Mann: „Wir sind auch eins. Ihr Leben ist in mir und meines in ihr, wir sind zwei Leiber, aber eine Seele, es ist Einung zwischen uns, wie die zwei Gebilde in der Brust, welche Herz und Lunge heißen: sie ist der Grundstoff meines Herzens und ich die Lunge. Weil wir aber unter Herz hier verstehen Liebe und unter Lunge Wahrheit: so ist sie die Liebe meiner Weisheit, ich die Weisheit ihrer Liebe. Dadurch kommt, wie du bemerkt, ein Anschein von Einheit der Seelen in unsre Gesichter, und darum ist hier zu Lande ebenso unmöglich auf das Weib seines Genossen zu blicken in Begierde, als auf das Licht unsres Himmels zu blicken aus den Schatten des Tartarus." Er benimmt sich ganz verständig gegenüber den Geistern. „Von bösen Geistern ließ in nächster Tiefe aus dem Hades sich wie ein Tosen des Meeres vernehmen. Es war dies ein Streit, unter ihnen darüber entstanden, weil sie oberhalb den Satz hatten erörtern hören, daß der allmächtige Gott sich an eine Ordnung gebunden habe. Einige der Geister kamen herauf und ließen mich heftig an: Gott, sagten sie, ist als der Allmächtige an keine Ordnung gebunden. Auf die Frage, was ich unter der Ordnung verstünde, antwortete ich: Gott ist die Ordnung selbst." Dergleichen ist mit etwas Verstand und Phantasie leicht zu sagen und zu dichten. Ob er selbst überzeugt davon war? Er hat jedenfalls mit allen Zeichen der Redlichkeit ohne Ostentation daran festgehalten, daß er mitten in gesellschaftlichen Cirkeln von jenseitigen Geistern umgeben sei. Als Professor Porthan

ihn einmal besuchte, mußte er im Vorzimmer warten, weil Besuch da sei. Er hörte lebhaft sprechen, lateinisch über die Verfassung zur Zeit des Augustus. Doch hörte er nur die Stimme Swedenborgs und keine Gegenrede. Bald erschien Swedenborg, wie Jemand an die Thür begleitend, und erzählte seinem Freund: eben habe ihn der Geist Virgils besucht, ein ebenso anspruchsloser als geistreicher und höchst unterhaltender Mann. Der Anfang dieses Geisterverkehrs ist sehr prosaisch. 1743 in London im Gasthof hat er stark gegessen, ist allein in seinem Zimmer. Da umgibt es ihn wie Nebel, der Boden des Zimmers füllt sich mit Schlangen, Kröten und Raupen. Die verschwinden wieder und in der Ecke steht ein Mann inmitten strahlenden Lichts. Der ruft ihm zu: „Iß nicht so viel!" Und Swedenborg ist wieder allein. In der folgenden Nacht erscheint ihm derselbe Lichtstrahlende: „Ich bin Gott, der Herr, Schöpfer und Erlöser, ich habe dich erwählt den Menschen den innern und geistigen Sinn der H. Schrift auszulegen, ich werde dir dictiren, was du schreiben sollst." Bei Tage war Swedenborg von der Erscheinung betroffen gewesen, jetzt nicht. Seitdem sind die Augen seines innern Menschen geöffnet, um in den Himmel, die Geisterwelt und Hölle zu sehn. Drei Tage darauf entsagt er aller weltlichen Beschäftigung. Einige Zeit vor seinem Ableben sind die Geister ihm wieder entschwunden. Er seufzt: „O mein Gott, hast du denn zuletzt noch deinen Diener verlassen?" Kurz vor dem Tod wurde sein Blick wieder aufgethan. Er betrachtete diesen Blick als ein geistiges Organ des innern Menschen, in Jedermann entbunden durch den Tod, in Einigen durch besondre Fügung schon hier, doch warnt er es zu suchen.

Wer in solcher Gemeinschaft stünde, von dem wäre besondre Kunde zu erwarten als Bewährung, daß es nicht bloß Phantasie ist. Ganz Unbedeutendes und Unsicheres abgerechnet sind es drei Ereignisse, auf die die Anhänger Swedenborgs sich noch jetzt berufen, drei Zeugnisse eines wunderbaren Wissens. Immanuel Tafel, Bibliothekar in Tübingen, hat sie zusammengestellt, doch so, daß die beiden letzten verschieden in den Nebenumständen erzählt werden:

1) Ende September 1756 kam Swedenborg aus England und landete in Gothenburg. Sonnabend Abend ist er bei einem Kaufmann Cassel in Gesellschaft mit 15 Personen. Als er um 6 Uhr hinausgegangen ist, kommt er entfärbt zurück: es sei in Stockholm [50 Meilen entfernt] ein Brand ausgebrochen. Er nennt die Gegend, eines Freundes Haus stehe in Flammen, sein eignes Haus sei in Gefahr. Öfter geht er unruhig hinaus. Um 8 Uhr erklärt er: „Gott Lob, der Brand ist

gelöscht, drei Thüren von meinem Hause." Dies wird in der ganzen Stadt bekannt, der Gouverneur läßt ihn rufen. Am Montag kommt die Nachricht, daß es sich wirklich so verhielt. Kant erzählt im August 1758: „Der Freund, der mir dies schreibt, hat alles Das nicht allein in Stockholm, sondern vor ungefähr zwei Monaten in Gothenburg selbst untersucht, wo er die ansehnlichsten Häuser sehr wohl kennt und wo er sich von einer ganzen Stadt, in der seit der kurzen Zeit doch die meisten Augenzeugen noch leben, hat vollständig belehren können."

2) Frau von Marteville, Wittwe des holländischen Gesandten in Stockholm, wurde durch einen Goldschmied um das Geld für ein silbernes Service gemahnt, von dessen Bezahlung durch ihren verstorbnen Gemahl sie überzugt war. Doch die Quittung ist nicht zu finden. Sie wendet sich an Swedenborg. Nach drei Tagen kommt er: er habe mit ihrem Gemahl gesprochen, die Quittung sei vorhanden und finde sich in einem Schrank. Sie antwortet, dieser Schrank sei vollständig ausgeräumt. Swedenborg bleibt dabei, es sei darin noch eine geheime Schublade. Mit der ganzen Gesellschaft geht sie dahin, die Schublade findet sich, mit andern Schriften die Quittung. So hat es Kant erfahren, auch 1758 als durch einen sichern Freund; dieser habe es ihm geschrieben als etwas in Stockholm allgemein Bekanntes. Dagegen Kant selbst in seinen „Träumen eines Geistersehers" 1766 darüber urtheilt: „Es liegt doch keine andre Gewährleistung vor als die gemeine Sage, deren Beweis sehr mißlich ist." Andrerseits der Berliner Akademiker Thiébault hat aus dem Mund des Bruders der Frau von Hartville gehört: die Quittung habe eine Tuchlieferung betroffen. Swedenborg habe berichtet, daß ihr Gemahl sie empfangen habe, als er eben in Bayles Dictionnaire las und habe sie da hinein gelegt. Man fand sie im angegebenen Band des Wörterbuchs. Die Königin-Wittwe Ulrike, die Schwester Friedrichs des Großen, in deren Abendcirkel Thiébault das erzählte, fügte bei, man habe ihr damals diese vielbesprochne Anecdote erzählt, doch habe sie nie versucht, sie aufzuklären. Hier also ist schon Sage, denn wir haben einen doppelten Bericht.

3) Das dritte Ereigniß beruft sich auf die Königin Ulrike selbst. Nach Thiébault hat sie es in Berlin so erzählt: Obgleich sie nicht geneigt gewesen, an dergleichen Wunderdinge zu glauben, habe sie doch Herrn von Swedenborg auf die Probe stellen wollen. Als er eines Abends gekommen sei, habe sie ihn gebeten, ihren verstorbnen Herrn Bruder, den Prinzen von Preußen, zu fragen, was er im letzten Augenblick, da sie ihn vor ihrer Abreise nach Stockholm gesehen, noch gesagt habe. Das, was sie wissen wollte, habe eine Sache betroffen, welche er nicht habe weiter

sagen können und auch sie nicht. Einige Tage darauf sei Swedenborg wiedergekommen und habe sie um besondre Audienz gebeten, worauf sie geantwortet: er könne vor aller Welt mit ihr sprechen. Er: Was er zu sagen habe, könne er nicht vor Zeugen sagen. Sie sei mit ihm in ein andres Zimmer gegangen und habe den Herrn von Schwerin an die Thür gestellt. Swedenborg sagte ihr sodann: sie habe ihrem erlauchten Herrn Bruder das letzte Lebewohl gesagt in Charlottenburg an dem und dem Tag und in der und der Stunde: „Er nahm Sie bei der Hand und führte Sie an die Fensteröffnung, wo er von Niemand gehört werden konnte und sagte Ihnen folgende Worte.“ Die Königin bezeichnet die Worte nicht, versichert aber, es seien dieselben gewesen, die ihr Bruder zu ihr gesprochen. Sie setzte hinzu: es wäre ihr in jenem Augenblick beinahe übel geworden, und endigte damit, daß sie den Herrn von Schwerin aufforderte die Wahrheit zu bezeugen. Der antwortete: „Das ist Alles Wahrheit, wenigstens so mich betrifft.“ Die Königin aber glaubte doch nicht, daß Swedenborg eine Unterredung mit dem Verstorbenen gehabt habe. Von andern auch nahe stehenden Zeitgenossen wird diese Erzählung anders berichtet. Danach war was die Königin wissen wollte, der Inhalt eines Briefes, den sie an den Prinzen geschrieben habe.

Allerdings die vorliegenden drei Fälle scheinen die Gabe eines Fernsehers und einzelnen Wissens Dessen, was nur Todte wissen können, zu bezeugen, wobei doch bei den schwankenden Berichten die Möglichkeit eines Zufalls zugegeben werden muß. In allen dreien liegt kein Beweis wahrhaftigen jenseitigen Wissens. So finden wir in den Erzählungen Swedenborgs nicht einmal eine Kunde von der Beschaffenheit des Weltalls, wie es sich jetzt der Wissenschaft aufgethan hat. Es ist die beschränkte phantastische Ansicht des Jahrhunderts von dem, was unter ihm oder über ihm sei.

Um Swedenborg zu verstehn, da er sicher weder gemeiner Schwärmer noch weniger Betrüger war, müssen wir gedenken einer Art Schwärmerei, deren Gesetz der neuern Naturforschung nicht unbekannt ist. Alle unsre sinnlichen Eindrücke entstehn uns mittels Affection der Sinnesorgane durch äußere Gegenstände, so durch die Augen die Anschauung, durch das Ohr das Gehör. Die Sinneneindrücke werden dann auf der geheimnißvollen Brücke der Nerven in's Bewußtsein gebracht. Es kann aber auch geschehn, daß der Nerv innerlich afficirt wird durch eine Macht, die wir unbewußte Phantasie nennen könnten, etwa im Traum Dann erscheinen dieselben Bilder und Wahrnehmungen im Bewußtsein, in der Meinung, daß sie äußerlich sich darstellen, während sie nur

innerlich sind. Es sind zunächst vermeinte Anschauungen von Gegenständen um uns her. So entsteht das, was wir Hallucination nennen. Ein höchst prosaischer Mensch, der Buchhändler Nicolai, sah Geister, ohne Geist zu haben. Nach dem Tod seines Sohnes erschien ihm der, dann auch andre Gestalten. Da er dabei aber immer das Bewußtsein eines krankhaften Zustandes hatte, so ließ er sich Blutegel setzen, was Goethen Anlaß zu einer Xenie gegeben hat. Es ist geschehn, daß krankhaft Aufgeregte sich von Geistern umgeben sahn. Sie wußten noch mit halbem Bewußtsein, daß dies nicht wirkliche Gestalten seien; aber sie fühlten sich durch sie bedrängt, sie fühlten sich dem Wahnsinn nah, dem sie schließlich verfielen. Andre haben mit solchen Erscheinungen bedeutende Thaten vollbracht: so Katharina von Siena, vor Allem die Jungfrau von Orleans, die immer überzeugt war, daß Heilige ihr zuflüsterten und ihr Rathschläge gäben, die das von außen zu erhalten glaubte, was aus ihrem eignen kühnen und edlen Innern hervorkam. Auch an Apollonius von Tyana wird ein einzelner Fall jenes Fernblicks bezeugt, den Swedenborg besessen haben soll. In Ephesus sah er vor seinen Augen die Ermordung des Domitian geschehn und sprach die gefährliche Kunde aus, die nach einigen Wochen aus Rom anlangte. Solch ein Phantasieleben ist dem somnambulen Zustand verwandt. Nun wird allerdings von Swedenborg seine kräftige Gesundheit versichert. Indeß eine Fähigkeit über die sinnliche Wirklichkeit hinauszugreifen, bemerken wir schon in jenen Worten des Vaters über das Kind: „Es ist, als redeten Engel durch seinen Mund.“ Und auch seine Freunde haben erzählt von seinen Versuchungen und Kämpfen. Es sind doch Spuren eines krankhaften Zustandes.

Dies Alles hat eigentlich mit der Religion nichts zu schaffen, dennoch ist dieser Geisterspuk Ausgang geworden der Kirche des neuen Jerusalems. Die Anhänger Swedenborgs betrachten den Umgang mit Geistern nur als bestätigende Erfahrungen, nicht als Beweise. Swedenborg selbst schreibt darüber in de providentia: „Ich hatte schon viele Jahre durch Unterredungen mit Geistern und Engeln, aber kein Geist wagte und kein Engel wünschte mir etwas zu sagen von der Religion, sondern es lehrte mich allein der Herr, der mich erleuchtete.“ Er betrachtete die Offenbarungen, die er empfing, als Wiederkunft Christi im Geiste. Bis dahin sei die Verheißung seiner Wiederkunft als unerfüllt gerade ein Zweifel gegen das Christenthum gewesen Das Neue, was sie bringt, verhält sich wesentlich negativ gegen die Kirchenlehre, gegen die Dogmen der Erbsünde und der Trinität. Beide Dogmen betrachtet Swedenborg als Grundirrthümer, das Trinitäts-

dogma als Pantheismus. Er hat auch eine Trinität, aber sabellianisch: Gott der Vater menschlich in Christo und erst als Mensch uns faßlich. Die Erlösung durch ihn sei Sicherung gegen den Andrang böser Geister, die das Reich Gottes bedrohn. Gegen die Lehre vom alleinseligmachenden Glauben hat er die Nothwendigkeit guter Werke betont. Ferner hat diese Offenbarung ihm den geheimen Schriftsinn eröffnet durch Correspondenzen: dem buchstäblichen Sinn von Schriftstellen correspondirt d. i. entspricht ein tieferer, geheimer Sinn. Jener ist nur die Grundlage, nur der Träger eines unendlichen Inhalts. Das ist dieselbe allegorische Auslegung, wie bei Origenes, die jeder Willkür Thür und Thor öffnet.

Swedenborg hat für seine neue Offenbarung nie eifrig geworben. Er stellt uns die seltsame Erscheinung eines schriftlichen Religionsgründers dar. Er hat erklärt, nur etwa 50 treue Anhänger in dieser irdischen Welt zu haben und ebenso viel in der Geisterwelt. Erst nach seinem Tod hat sich 1783 ein kleiner Verein von Gläubigen an seine Offenbarung in London gegründet. In Deutschland wurde Immanuel Tafel [† 1863], mit dem ich noch in Tübingen studirt habe, sein Apostel, schon damals der „fromme" Tafel genannt. Er ist Bibliothekar von Tübingen geworden und hat sein Leben daran gesetzt, Swedenborgs Lehre zu begründen, durch Übersetzung und Verbreitung seiner Schriften. Eine Gemeindeverfassung und ein Glaubensbekenntniß der Swedenborgianer ist in England und Amerika eingeführt worden. Jetzt bestehn über 100 kleine Gemeinden, nicht ohne äußere Mittel.

Es ist noch eine Reihe einzelner schnell vorübergegangner Secten zu erwähnen. Zwar stellt sich keine bedeutende Seite des religiösen Lebens in ihnen dar, doch in ihrer Gesammtheit gehören sie zum vollen Bilde dieses Zeitalters und sind zum Theil lehrreich um zu zeigen, wozu doch die Religion gebraucht werden kann.

§ 267. Kleine schwärmerische Parteien.

Quirinus Kuhlmann aus Breslau hat in Jena Jura studirt, doch mehr in den Schriften Jacob Böhmes als in den Pandekten gelesen. Durch schwere Krankheit mag dies Interesse alleinherrschend geworden sein, aber auch sein Verstand gelitten haben. 1684 hat er eine Sammlung „Kuhlpsalter" herausgegeben, nicht ohne poetische Kraft und wo überhaupt ein Sinn vorhanden nicht ohne Tiefsinn. So:

„Sie [die Seele] entschränket ihrer Schranken
Reißet sich von sich und Ichts,
Zu dem ersten All und Nichts,
Zu dem Urgrund ohne Wanken,
Voll von Liebe, voll von Danken,
Voll des ew'gen Lichtes Lichts.
Gottes Lieb ist zu erfahren
Durch ein ew'ges Offenbaren,
Durch ein ew'ges Unverstehn
Und ungründliches Erhöhn."

Bald ist er sich selbst zum Gedicht geworden. Er achtete sich für den Prinzen Gottes, er werde Rom, das neue Babel stürzen, Jesu messianisches Reich gründen, Könige und Kaiser ihm unterthan sein. In Moskau hat er ein Buch mit seinen Phantasmen dem Patriarchen übergeben und hat dafür den Feuertod erlitten [1689].

Gichtel [† 1710], Procurator beim Reichskammergericht zu Speyer, von der Welt ehrenvoll gehalten, hat in dem Gewühl zu Amsterdam die Einsamkeit einer Wüste gefunden. Zur Abbüßung fremder Sünden hat er sich einer strengen Askese unterworfen. Er meinte durch die Stufen der Erhebung bis zur Einheit mit Gott zu gelangen, nicht eine Secte wollte er gründen, sondern die allgemeine unsichtbare Kirche: Das Hebräische sei jungen Theologen sehr zu empfehlen als Sprache des Himmels. Dem lag doch auch genaue Bibelkunde zu Grunde, der Gegensatz eines biblischen Christenthums wider die damalige philosophische Richtung der niederländischen Theologie durch Cartesius. In Niederdeutschland gab es Gichtelianer noch in unserm Jahrhundert.

Daniel Müller nahm die heilige Geschichte als Allegorie, Adam und Christus für die menschliche Gestalt derselben einigen, allerfüllenden Gottheit, die heiligen Schriften aller Völker für gleich göttlich. Als Elias berufen die Welt vom Joche des Buchstabens zu erlösen, durchzog er Norddeutschland und verkündete den Untergang der äußern Kirche. Obwohl er [1782] starb im Gefühl, daß Gott ihn betrogen habe, erhielten sich Anhänger, welche den historischen Christus verwerfen, die Ungläubigen als Brüder ansehn, und Müllers Wiederkunft zur Aufrichtung des allgemeinen Reichs erwarten.

Die Hebräer, gegründet von einem Candidat Verschooren, erscheinen um 1720 in Leyden als stille Separatisten, welche das Lesen der H. Schrift in der Grundsprache für allgemeine Christenpflicht und das Verdienst Christi für so ausreichend hielten, daß von den Erwählten auch alle Schuld genommen sei.

Die Lehre Janssens, des Bauern, war eine bequeme Folgerung aus der calvinischen Prädestination: wenn der Mensch unfrei nach Gottes ewigem Rathschluß das Gute wie das Böse vollbringt, so geschieht Alles allein durch Gott: also auch die Sünde und die Schuld des Menschen besteht nur in der Einbildung.

Der Pietismus auch in seiner Separation von jeder Kirche fand einen politischen Schutz in der Grafschaft Wittgenstein, zwischen Main und Fulda, von der Lahn und der Wetter durchflossen, mit den Städtchen Berleburg und Büdingen, das Land war durch den Krieg verödet. 1712 erließ Graf Casimir eine Declaration, welche Allen, die sich in Büdingen niederlassen, unbeschränkte Gewissensfreiheit verspricht: „also, daß wo Jemand aus Gewissensscrupel sich zu gar keiner der drei dominanten Religionen bekenne, dieserhalb gleichwohl nicht die geringste Verdrießlichkeit gemacht, sondern sie gleich Andern solaciret werden sollen, wenn sie nur in bürgerlichem Wandel gegen Obrigkeit und Unterthanen sowohl als in ihren Häusern ehrbar und christlich sich aufführen und praestanda praestiren." Es war dies das erste Beispiel solcher Freiheit in Deutschland, neben dem dänischen Altona. Das Kammergericht zu Wetzlar verurtheilte den Grafen zu zehn Mark Goldes und zum Widerruf. Doch blieb Wittgenstein das Paradies der Separatisten. Finanzielle Rücksichten spielten eine Rolle wie in Altona: es handelte sich um Bevölkerung und Schutzgeld. In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts begann hier eine seltsame Wirthschaft: Inspirirte, Nachfolger der kleinen Propheten aus den Sevennen, Separirte, Pietisten, die alltäglich nach dem Kommen des tausendjährigen Reichs aufsahn, Socinianer mit ihrer Verstandstheologie, Edelmann, Dippel fanden hier zum Theil als Einsiedler in Höhlen und Hütten eine Freistätte. Die Schwestern des Grafen beteten mit den Pietisten und heiratheten sie. Von hier ist die geistliche Fama des Dr. Carl ausgegangen, die erste evangelische Kirchenzeitung, in Verbindung mit allen mystischen und pietistischen Persönlichkeiten in Europa, Amerika und Ostindien. Sie enthält fromme Anecdoten, Ahnungen, Geistererscheinungen, die Phantasien wie die frommen Thaten des Christenthums, für das pietistische Reich Gottes, dasselbe was Schlözers Staatsanzeiger für's deutsche Reich. Auch eine Übersetzung der H. Schrift in acht Folianten erschien, die Berleburger Bibel, mit erbaulichem Commentar, denn die bisherigen, als von Schulgelehrten, enthielten nichts für's Herz und Leben. Diese Ausgabe enthält eine Sammlung fast alles Dessen, was katholische Mystik und protestantische Schwärmerei an die Bibel geknüpft hat. Der aus Straßburg wegen seiner Erwartung des tausend-

jährigen Reichs vertriebene Magister Haug hat 20 Jahre lang an dieser Bibel mit gleichgesinnten Genossen gearbeitet. Hier fand Hochmann [† 1721] zuletzt eine Freistätte, er ein mächtiger Volksprediger. Sohn eines lauenburgischen Zollbeamten, hat er in Halle Jura studirt, wegen einer religiösen Behauptung relegirt, hat er große Wirksamkeit am Niederrhein geübt, wegen unberufner Predigt, wie wegen ketzerischer Meinungen oft gefangen. Diese Meinungen sind Einfälle eines begabten Geistes, der ohne theologische Studien ausschließlich religiösen Interessen sich hingegeben hat: so der Gegensatz gegen die Kindertaufe als nicht in der H. Schrift begründet; die Behauptung der Möglichkeit gänzlicher Sündlosigkeit schon hier auf Erden; Christus allein könne Prediger einsetzen; das Abendmahl nur bestimmt für die auserwählten Jünger Christi mit Ausschluß der andern; die Erwartung der nahen Wiederkunft Christi zur Wiederherstellung aller Dinge. In diesem Sinn hatte er schon aus Halle einen Brief an die Juden erlassen, daß sie sich rüsten sollten, den Messias zu empfangen. Die drei Personen der Gottheit nur drei Namen, wie Gott sei ein Gott Abrahams, Isaaks und Jacobs. Dazu eine absonderliche Ansicht von der Ehe. Er unterschied fünf Arten: 1) Die bestialische, 2) die ehrbare, doch unreine, 3) die christliche nach Ephes. 5, 25. Die erste Art sei die gewöhnliche Art, obwohl unter priesterlichem Segen, nur eine privilegirte Unzucht; zur zweiten und dritten Art sei die Trauung nicht nöthig, da kein göttlicher Befehl dazu vorliege. 4) Die jungfräuliche Ehe, wo zwei Gott und dem Lamm ganz geweihte Personen in jungfräulicher Liebe Christi nur verbunden sind, um ihm ohne Unterlaß zu dienen. 5) Die Ehe mit Christo selbst als dem keuschen Lamm allein — der Cölibat. Hochmanns Predigt war so ergreifend, daß die Zuhörer oft meinten, sie würden von der Erde emporgehoben, und ihnen war zu Muthe, als sei der Morgen der Ewigkeit schon angebrochen.

Tersteegen, der verwandte Geist, machte ihm die Grabschrift:

> Wie hoch ist nun der Mann, der hier ein Kindlein gar
> Herzinnig voller Lieb, doch auch voll Glauben war,
> Für seines Königs Reich er kämpfte und drum litte,
> Sein Geist flog endlich hin und hier zerfiel die Hütte.

Gegenüber den verdächtigen Phantasien der „Werkzeuge des H. Geistes" that sich eine Inspirations-Gemeinde unter fester Zucht zusammen [1715], deren Haupt der Sattler Rock wurde, den die Geistlichkeit aus Württemberg vertrieben hatte [† 1749]. Er selbst hatte freilich Offenbarungen unter mannigfacher Verzückung und Verdrehung des Kopfes,

doch war er erfahren, verständig in Gemeindesachen und Seelenheilung. Zinzendorf, der eine Zeit lang in der Wetterau sich aufhielt, bat ihn zum Pathen seiner Tochter, obwohl er Gegner der Wassertaufe war.

Wo sie unverfolgt war, erhielt sich so die Inspiration, getragen durch begabte Individualitäten, und verliert sich mit denselben. Nachgeborne fanden ihre Stätte in Amerika. Die philadelphische Societät ist aus Böhmes und Speners Bestrebungen hervorgegangen durch Jane Leade mit ihrem theosophischen Freund Pordage, als die Erfüllung ihres in religiösen Visionen hingebrachten Lebens 1696 in London gestiftet, um mit der Losung des apostolischen Symbols und der allgemeinen Bruderliebe eine jungfräuliche Gemeinde von Wiedergebornen aus allen Secten und Kirchen zu bilden, bereit zum Empfang des wiederkehrenden und alles Verlorne wiederbringenden Heilands. Früh zerfallen, mehrmals wieder aufgetaucht, hat sie durch D. Carl in Berleburg eine letzte Stätte gefunden [1721—1737], dann als Gesinnung Einzelner und in Herrnhut fortlebend.

Das freie, religiöse Leben in Wittgenstein hatte warnende, schmähliche Vorläufer in der sogenannten Buttlerischen Rotte zu Anfang des 18. Jahrhunderts. Eva v. Buttler, aus einem hessischen Geschlecht, war eine galante Hofdame in Eisenach, vermählt mit dem Pagenhofmeister Jean de Vesias. Verführt und beherrscht durch einen Candidaten Winter, Cabinetsecretair des Grafen Wittgenstein, lockt sie an sich einen Jenaer Studenten der Medicin Appenfelder, einen etwas zerhaunen und zerstochnen Renommisten. Diese drei bildeten unter pietistischen Formen eine Seelengemeinde in Eisenach, die Frau erlangte die Scheidung, wurde aber von der Geistlichkeit mit Excommunication bedroht. So zogen sie auf ein gepachtetes Grundstück im Wittgensteinischen. Die drei mit wechselnder Doctrin erschienen bald als Incarnation der Trinität, bald als Revenants: Joseph, Maria und Jesus, um das tausendjährige Reich zu gründen. Eva pries die geschlechtliche Gemeinschaft mit ihr als Reinigung im Teich Bethesda, als ein Brechen des Eigenwillens, daß man sich Andern gönnt. Sie ließ ihre Freunde einschreiben in ein Buch als ihre geistlichen Söhne, und dieses Buch bildete allmählich einen Katalog, wie Leporello im Don Juan ihn verkündet. Mitverbundne Frauen wurden durch eine unnatürliche, schamlose Operation zur natürlichsten Bestimmung des Weibes unfähig gemacht, ihre „Verschneidung", nach biblischer Begründung durch eine allegorische, unverschämte Auslegung von Hohelied 5, 4. Diese Verschneidung sei ein großes Geheimniß, das Denen offenbart werde, die ihre Vernunft ganz verleugnen und recht einfältig

werden unter dem Kreuze Christi. In dem Kreis, der sich hier sammelte, galt Gemeinschaft der Güter wie der Frauen. Ganze Familien mit erwachsenen Töchtern wurden hier zu Grunde gerichtet an Leib und Seele. Eva wurde verehrt als lebendige Bibel. Man wechselte Briefe voll süßlichen, pietistischen Redensarten und Unterzeichnungen wie: „Dein Würmigen, Dein armes Erdenwürmchen.“

Es bleibt unklar, wie weit hier Selbsttäuschung stattgefunden hat. Sie führten den Schein eines erbaulichen Wandels. Als der pietistische Pfarrer Dilthey Verdacht gegen sie faßte und sie überraschen wollte, sangen sie aus dem Hallischen Gesangbuch das Lied: „Zerfließ mein Geist in Jesu Blut und Wunden.“ Auf Diltheys Anklage als gegen die apokalyptische Isabel erfolgte Evas Verhaftung und die ihrer Anhänger. Aber es scheint die gräfliche Justiz es nur auf das nicht geringe Besitzthum abgesehn zu haben, denn nach sieben Wochen ließ man eins nach dem andern entfliehn. Sie flohn in's Paderbornische. Hier wurde Leander als Himmelskönig mit einem Hofstaat voll lächerlicher Grandezza umgeben. 1706 wurde die kleine Genossenschaft von dem bischöflichen Gericht verhaftet, die Acten an Thomasius gesandt, der in seinen „vernünftigen und christlichen aber nicht scheinheiligen Gedanken“ mit derber Offenheit den ganzen bisherigen Verlauf beschrieben hat. Mit Berufung auf die Transsubstantiation behaupteten sie die Verwandlung der Menschen in Gott. Durch Leugnen und Beschönigen frei geworden, verschwinden sie aus der Geschichte. Sie sind ihr Gegenstand geblieben nur als Zeugniß, zu welchen Gräueln der Pietismus, von der Sinnlichkeit verführt, umschlagen kann.

Auch die Ronsdorfer Secte ist eine sittliche Mißgeburt des Pietismus. Elias Eller war Werkmeister der Bandfabrik einer reichen Wittwe zu Elberfeld, die er heirathete, sie 45, er 25 Jahre alt. Das Haus wurde Mittelpunkt eines pietistischen Kreises. Das Volk nannte sie die „Schwelgfeinen“ im Gegensatz Derer, welche die Sinnlichkeit abtödten wollen, als die „Schmachtfeinen“. Im Kreis der Schwelgfeinen erging man sich in Bildern der Johanneischen Offenbarung. Eller bekehrt ein hübsches Bäckermädchen, diese wird verzückt und verkündet den Anbruch des tausendjährigen Reichs auf 1730. Die alte Frau Eller wird eifersüchtig. Da wird der Anna offenbart, die Alte werde zum Teufel fahren, sie sei nie vor Gott Ellers Weib gewesen, ihm nur zur Kreuzigung seines Fleisches gegeben. Die Frau wurde eingesperrt, mißhandelt und ist gestorben in Wahnsinn oder Verzweiflung. Nun verkündete Eller: die babylonische Hure ist gerichtet, und heirathete die Esther, die bereits vor Gott seine Frau

sei. Ihr wurde offenbart, sie werde den Messias von Neuem in die Welt gebären. Zahlreiche Anhänger sammelten sich, sie kam mit einem Mädchen nieder, das bald nach der Geburt starb. Es fand sich leicht eine Entschuldigung: der Herr habe das Vertrauen der Zionsmutter wankend gefunden und darum den Anbruch des Reichs verschoben. 1733 genaß sie eines Knaben, den sie Benjamin nannten, der als Sohn Gottes angesehn wurde, doch nach einem Jahre starb. Die Zionsmutter verkündete nach Apokal. 12, 5: hier sei erfüllt die Weißagung: „Ihr Kind ward entrückt zu Gott und seinem Thron." Als die öffentliche Meinung sich doch gegen dieses Treiben richtete, das Consistorium drohte, nannte Eller Elberfeld Babylonien und zog nach seinem Heimathsort Ronsdorf, damals nur einzelne Gehöfte. Ihm war's der Berg Zion, er hat Fabriken erbaut und ein großes organisirendes Talent gezeigt. Durch den Kurfürsten von der Pfalz erhielt er für seine Colonie Stadtgerechtigkeit, er selbst als Bürgermeister die Erlaubniß, eine Kirche zu bauen und Prediger zu berufen [1741]. Er berief Daniel Schleiermacher, einen geachteten Pfarrer in Elberfeld, der nach Jahren erst die sittliche Haltlosigkeit Ellers erkannte. Es entstand zwischen Pfarrer und Bürgermeister ein Widerstreit. Jener hat diesem von der Kanzel zugerufen: „Du bist gewogen und zu leicht erfunden." Eller hat den Pfarrer als Zauberer dargestellt und versucht, einen Proceß anzustrengen. Dem hat sich jener entzogen. Dieser Schleiermacher ist der Großvater unsers Schleiermacher, und dessen Vater ist noch innerhalb jener Secte erzogen worden. Eller galt als Begründer einer industriellen Stadt. Die Mutter Anna, als Zionsmutter hoch verehrt mit solchem Einfluß, daß sie jedem im Städtchen gebornen Kinde den Namen gab, ist 1743 gestorben. Nach ihrem und Ellers Tode sind die apokalyptischen Erwartungen allmählich erloschen.

Ähnliche Vorstellungen und Gelüste führten zu schlimmerem Ausgang in der Brüggler Rotte. Es handelt sich hier um gemeinen Betrug, doch hervorgegangen aus schwärmerischer Wahrheit. Zu Brügglen im Canton Bern entstand eine Erweckung der Kinder mit Weißagungen und Gesichten. Zwei junge Menschen Namens Kohler, als Kinder von den Eltern mißbraucht um zu wahrsagen, wo Verlornes oder Gestohlnes verborgen sei, bemeisterten herangewachsen sich dieser religiösen Bewegung. Ihre Lehre: Was das Fleisch thut, ist keine Sünde. Wer einmal im Himmel angeschrieben ist, dem schadet nichts, er thue was er thue. Die auserwählten Kinder Gottes brauchen nicht zu arbeiten, das kommt den Babyloniern zu. Sie behaupteten, Macht zu haben über den Leib ihrer Anhängerinnen. Sie könnten thun, was

sie freue, wer es wehre, sei verflucht; nur aus ihrer Umarmung würden Heilandskinder geboren werden. Sie verkündeten das Weltgericht, auf 1748. Als der Tag kam, versammelten sich die Anhänger in Brügglen. Es erschien am Himmel eine ungewohnte Röthe, die galt als Zeichen des Menschensohns. Als die Leute heulten und lamentirten, haben die beiden Kohler sich hingeworfen zum Gebet: weil es den Leuten so bange sei, so möge Gott noch verziehn. Als Antwort verkünden sie: zwar sei es beschloßne Sache gewesen, doch weil Gott zwei so treuen Männern nichts abschlagen wolle, sei der Aufschub eingetreten. Nachdem sie geächtet waren, haben sie noch lange flüchtig gewirkt, oft in Weiberkleidern. Endlich wurde Hieronymus Kohler in's Gefängniß geworfen, Viele bieten sich für ihn als Bürgen, Anschläge zu seiner Rettung wurden gemacht. Von den Geistlichen bearbeitet, ward er mürbe und gestand, aus böser Lust gehandelt zu haben. Durch Ehebruch und Kindstödtung gewann die Sache einen criminellen Charakter. Er ging standhaft zum Tode, meinte nur, es gehe etwas in seinem Herzen vor. Seine Anhänger waren überzeugt, das Feuer könne ihn nicht berühren, er werde am dritten Tage auferstehn. Das Verbrennen zur Asche scheint eine sichre Widerlegung der Auferstehung. Aber seine Anhänger haben versichert: „Wir haben ihn doch verspürt. Er hat sich geistig zu empfinden gegeben."

§ 268. Ausbreitung des Christenthums.

Die Mission zeigt kleine Anfänge einer großen Zukunft. Im herrnhutischen Wesen liegt die Beschränktheit seiner Missionsweise. Zinzendorf hat es ausgesprochen: „Das steht nicht in unsrer Instruction, daß wir Nationen und Länder bekehren sollen, sondern wie wir stets eine ekloge sind, so haben wir auch nur eine aparche aus den Heiden hier und da, sonderlich aus den unverderbten Heiden, aus den mit den sogenannten Christinnen am allerwenigsten vermischten, zu hoffen.

Große Erfolge der Christenbekehrung jenseits des Meers setzten den Besitz überseeischer Colonien voraus. Damals waren noch Spanien, Portugal, Frankreich die seeherrschenden Mächte, England hat erst die Grundlagen seiner Weltherrschaft in Nordamerika gelegt, das man damals Neu-England nannte.

John Eliot sah hier im Geist ein entstehendes Reich Christi. Er war aus England eingewandert, Pfarrer in der Nähe von Boston. Von hier hat er sich zu den benachbarten Indianerstämmen gewendet. Sie

verehrten Naturgötter, einen großen Gott, und ihre Priester waren zugleich Zauberer. Eine besondre Schwierigkeit lag in der Sprache und in den mannigfachen Dialecten. Eliot hat Stücke der H. Schrift für sie in ihre Sprache übersetzt. Es war nicht schwer ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Er lehrte sie beten: „Großer Gott, laß mich Jesum Christum erkennen, den ich nicht kenne." Sie wandten ein: Jesus Christus werde nicht verstehn, was die Indianer beten. Eliot erregte ein sittliches Gefühl ihres sündhaften Lebens und daß sie Jesum Christum als ein großes unbekanntes Gut verehrten. Sie haben doch eingewandt: „Wir haben bisher glücklich gelebt unter den väterlichen Göttern; was wir bei euch sehn, macht uns keine Lust, eure Götter anzunehmen. Und was erlangt ihr durch eure Gebete! Unsre Saat wächst so gut wie die eure; wir erlegen die Thiere des Waldes so glücklich wie ihr." Doch hat ihnen europäische Bildung und Macht imponirt. Eine Reihe Niederlassungen wurden gegründet, denn das Christenthum brachte meist zugleich bürgerliche Sitten. Die Insassen wurden betende Indianer genannt. So sind 14 Gebetstädte [prayer towns] entstanden. Nach 60jähriger Amtsführung sprach Eliot: „Ich bin auf dem Heimwege. Ich habe Alles verloren, auch die Gedanken, das Gedächtniß, nur die Liebe hält aus und ist im Wachsen." Er ist gestorben 1690, der protestantische Apostel der Indianer. Seine Erfolge waren doch sehr beschränkt. Nicht viele dieser Natursöhne hatten Lust, das Leben der Wildniß aufzugeben. Ein neues höhres Leben blieb ihnen unbekannt. Sie hielten gern das Gebot des Sabbaths: „den sollst du heiligen"; aber von dem andern Theil des Gebots: „sechs Tage sollst du arbeiten", wollten sie nichts wissen, denn außer Krieg und Jagd hielten sie nichts des Mannes werth. Es ist das tragische Geschick des amerikanischen Stammes, vor europäischer Cultur allmählich zu Grunde zu gehn. Die Zukunft und Bedeutung von Amerika ist erfüllt worden durch europäische Einwanderer.

Unter dem Druck der Stuarts hat sich eine puritanische Gemeinde nach den Niederlanden gezogen. Es waren Independenten, die festhielten an einem festen calvinischen Protestantismus im Gegensatz alles päpstlichen Wesens, jede Gemeinde unabhängig. Sie lebten in Leyden ungekränkt mit ihrem Pfarrer Robinson. Nur diese Sorge liegt auf ihnen, allmählich aufgelöst zu werden in die niederländische Kirche und Nationalität. Deßhalb beschlossen sie die Auswandrung nach Neu-England. Am 2. Juli 1620 hielten sie einen feierlichen Fast- und Bettag, um den göttlichen Segen für ihr Unternehmen zu erflehn. Sie haben zwei Schiffe gekauft; nur das eine, die „Maiblume" hielt See. Deßhalb blieb Robinson

mit einem Theil der Gemeinde noch zurück und ist gestorben, bevor er das Land der Verheißung gesehn. Die „Maiblume" wurde durch Stürme verschlagen, sie landete am 9. November an der Küste des nördlichen Virginien. Sie haben Alles mit ernster, religiöser Weihe vollzogen, das Land von den Indianern gekauft, trotz des Freibriefs der englischen Regierung für unbeschränkten Religionscult und für ihre bürgerliche Verwaltung unter englischer Hoheit. Sie haben unsägliches Elend erduldet. Im ersten Winter ist fast die Hälfte der Angekommenen gestorben durch Hunger, Kälte und ansteckende Krankheit. Sie erbauten New-Plymouth. Erst 1629 erhielten sie einen Geistlichen. Es kamen dann Zuzüge bedrückter Glaubensgenossen aus England. 1630 entstanden die ersten Hütten von Boston, dieser nun so reichen Stadt mit Hunderttausenden von Einwohnern. Sie haben zwei Grundgesetze festgestellt: 1) Jede Gemeinde ist eine unabhängige Congregation, daher ihre Benennung als Congregationalisten. Solche Gemeinden mögen in nachbarliche Verbindung treten durch Synoden, aber die Beschlüsse dieser Synoden haben nur moralische, nicht gesetzliche Autorität. 2) Die Gemeinde verlangt Nachweisung der Erforderniß, durch welche ihre Mitglieder zur Theilnahme berechtigt sind, nämlich das bestimmte Glaubensbekenntniß und sittliche Bewährung. Sie gründeten so einen theokratischen Staat nach dem Vorbild des alten Testaments, der Staat eine Gemeinschaft der Gläubigen, eine demokratische Theokratie. Die sich der Kirchenzucht nicht fügten, wurden verbannt als Ketzer; wenn sie versuchten, Andre zu verführen, wurden sie selbst mit dem Tode bestraft. Von diesen durch dankbare Nachkommen sogenannten Pilgervätern, deren höchstes Ziel war: freie Ausübung des Gottesdienstes im Genuß der göttlichen Gnadenmittel, ist noch mehr als von den Quäkern der Grundton nordamerikanisch-religiösen Lebens ausgegangen.

Dänemark hat für seine ostindischen Besitzungen unter Mitwirkung des hallischen Waisenhauses eine Mission zu Trankebar [seit 1706] erhalten, von wo die ersten Glaubensboten nach dem englischen Ostindien und nach den westindischen Inseln ausgingen. In Ostindien mit beschränktem Erfolg, in Westindien waren die Negersclaven meist stolz, den Glauben ihrer Herren zu theilen. Das Christenthum kann doch selten seinen Ursprung verleugnen als Evangelium der Freiheit und Gleichheit. Die Herren aber begannen im Christenrecht das Menschenrecht der Sclaven zu fürchten und dadurch ist die Mission behindert worden. Lappland bedurfte fortwährend Missionen aus Dänemark und Schweden, um das Christenthum gegen die strengen Forderungen

der Natur durchzusetzen. Grönland, diese Halbinsel Nordamerikas, die in unsre Hemisphäre herüberragt, war einst bewohnt durch ein germanisches und christliches Volk. Die letzte Nachricht davon haben wir in einem Bericht eines Bischofs von Island im vaticanischen Archiv [1448] des Inhalts: vor 30 Jahren sei Grönland durch eine fremde Flotte überfallen, die Kirchen und viele Ortschaften seien zerstört worden. Am Anfang des 18. Jahrhunderts war dieses grüne Land zu einer Sage geworden. Seltsam ist die Sehnsucht danach im Herzen eines norwegischen Pfarrers Hans Egede wach geworden. Er legte sein Pfarramt nieder und setzte Alles daran, um die dänische Regierung zu gewinnen für ein Schiff zur Neuentdeckung von Grönland. Man fand die Ostküste unzugänglich. Jedenfalls ist dort eine große Naturveränderung geschehn durch das Vorrücken des Nordpoleises. An der Westküste fand man Menschen, aber nicht Nachkommen der christlichen Normannen, sondern Eskimos mit dicken Köpfen und dünnen Beinen, ein gutmüthiges Volk, aber alles geistige Leben erstickt in Schmutz und erstarrt im Eis. Egede erlernte ihre Sprache. Er hielt aus unter unsäglichen Entbehrungen, da Dänemark das Land wieder aufgeben wollte. Er hat ungefähr die Hälfte der damaligen Bewohner bekehrt, bald unterstützt durch Herrnhuter. Sie sind jetzt wohl Alle Christen und die europäische Verbindung durch den Pelzhandel gesichert.

Callenberg, Professor in Halle, gründete 1728 ein Institut zur Bekehrung von Juden und Mohammedanern: es sollten Schriften verbreitet, Missionäre gebildet werden. Das durch fromme Gaben fundirte Werk ist nach 80 Jahren wieder aufgehoben worden, die Arbeit erfolglos.

So haben wir die Geschicke der protestantischen Kirche betrachtet von Mitte des 17. bis Mitte des 18. Jahrhunderts. Die lutherische und calvinische Orthodoxie steht noch in voller äußerer Herrschaft, aber untergraben durch Gedanken: Geschichtsforschung, Philosophie, der einseitige Verstand, ja die Frömmigkeit selbst in mancherlei Trübung haben sich als drohende Mächte erhoben. Es geht ein innres Regen und Drängen durch die protestantische Kirche, je nachdem man's ansieht, wie vor dem Frühling oder wie vor einem Erdbeben.

Zweites Capitel. Die römisch-katholische Kirche bis 1750.

Durch das Concil von Trient war theils eine Reformation der Sitte und kirchlichen Ordnung vollzogen, theils eine dogmatische Ausscheidung des protestantischen Elements durchgeführt worden. Seitdem hatte durch die Jesuiten eine Restauration des Katholicismus begonnen, zugleich ein Versuch, die Uhr der Weltgeschichte zurückzustellen, die Welt wieder zu erobern für den Statthalter Gottes. Es war theilweis geglückt in wesentlich katholisch gebliebenen Völkern die protestantische Kirche niederzuwerfen, anderwärts wenigstens Stillstand zu gebieten. Nothwendig hat dies auch eine Wirkung hervorgebracht als Siegesgefühl und Siegeshoffnung, während doch allmählich wieder innere Gegensätze und Gefahren heranzogen.

Nach der monarchischen Verfassung des Katholicismus lassen wir vorerst die Päpste folgen.

§ 269. Das Papstthum.

Das Papstthum dieser Zeit war eine Art Protestantismus geworden, nämlich gegen den Gang der Weltgeschichte, zunächst gegen die Friedensschlüsse, aus denen die Neugestaltung von Europa hervorgegangen war: gegen den westphälischen Frieden wegen Säcularisirung der Kirchengüter und Freigebung eines ketzerischen Cults, gegen den Frieden von Utrecht [1713], der über ein altes Lehnsverhältniß des römischen Stuhls entschied, ohne daß ein römischer Gesandter auch nur zugezogen worden wäre. Dieses Protestiren war nichts als ein Nichtanerkennenwollen des Unleugbaren, um dem mittelalterlichen Princip treu zu bleiben.

Die Stadt Rom selbst ist in dieser Zeit wenn auch nicht Vorbild der Sittenreinheit gewesen, doch auch nicht mehr das neue Babylon. Es herrschte frommer Anstand, die Frömmigkeit, die wir Devotion nannten [vgl. III, 1, S. 386]. Die Päpste meist alte, schwache, anständige, zum Theil fromme Männer. Durch das Veto von vier katholischen Mächten war jede kraftvolle Individualität vom päpstlichen Thron ausgeschlossen. Dieses Veto ist allmählich entstanden aus politischen Wahleinflüssen, in dieser Zeit ist es zu einer bestimmten Form und Anerkennung gelangt. Es wurde geübt von Österreich noch nach dem

Recht des römisch-deutschen Kaiserthums, von Frankreich aus der Zeit des französischen Papstthums, von Spanien durch die Folge seiner Hegemonie im 16. Jahrhundert über Italien, besonders den Besitz Neapels durch Karl V, durch Portugal wegen reicher Einkünfte, die der Papst daher bezog. In jedem Conclave ist ein Cardinal geheim betraut mit der Liste derjenigen Cardinäle, welche die ihm befreundete Regierung als ihr mißfällig von der Wahl ausgeschlossen wissen will. Steht eine solche Wahl bevor, so legt der betreffende Cardinal sein Veto ein und man hat nicht gewagt, gegen dieses Veto eine Wahl durchzusetzen. Das Herkommen bringt mit sich, daß nur einmal in jedem Conclave durch jede der vier Regierungen das Veto geübt wird und zwar ist es geltend zu machen, bevor die Wahl vollendet ist, bevor also zwei Drittel der Stimmen für dieselbe Person aus der Wahlurne verlesen sind. Es ist kaum denkbar, daß ein Cardinal von bedeutender Fähigkeit und entschiedner Richtung nicht einer dieser vier Regierungen mit ihren verschiedenen Interessen bedenklich erscheinen sollte. Die Folge war, daß in dieser Zeit keine große Persönlichkeit auf den Stuhl Petri gelangen konnte, die als solche auf die Geschicke der Kirche bedeutend eingewirkt hätte. Die Emporgekommnen haben nur durch ihre hohe Stellung geschichtliche Bedeutung.

Innocenz X [Pamfili 1644—1655] hat nach den spitzen Reden seiner Hofleute in seiner Jugend ritterliche Übungen und verliebten Zeitvertreib den Studien vorgezogen. Als Nuntius in Frankreich hieß er: „Monsignor es geht nicht!" von seiner Weise zu antworten, in Spanien ist er durch Wortkargheit in den Ruf eines weisen Mannes gekommen. Olympia, die Wittwe seines Bruders, gab Anlaß zur Erinnerung an die sagenhafte mittelalterliche Johanna. Sie soll seinen Bruder geheirathet haben, während sie den Priester liebte, nun war sie sein Nepot, verkaufte Staats- und Kirchenämter, nahm von Verbrechern Lösegeld. Sie hat ein Gesetz erlassen, daß alles Getreide diesseits des Apennin über den eignen Bedarf des Besitzers an die apostolische Kammer zu festem Preis abgegeben werden müsse. Diese verkaufte es dann zu ihrem Preise an die Bäcker. Hierdurch wurde für die Großgrundbesitzer vortheilhafter, Weideland zu besitzen, und das Gesetz diente so der Zerstörung des Ackerbaus. Dadurch ist die römische Campagna zu einer melancholisch-schönen Einöde geworden. Man sagte damals, die Kirche stehe unter dem Pantoffel. Als ein Nuntius aus Frankreich über Genf zurückkam, fragte ihn Innocenz, was er dort Neues gehört habe. Jener antwortete: „Eine calvinische Predigt über den Text: Einem Weibe gestatte ich nicht, daß sie lehre, auch nicht,

daß sie des Mannes Herr sei." Als der Papst gestorben war, weigerte sich Olympia, ihn begraben zu lassen: sie sei eine arme Wittwe, das gehe über ihre Kräfte.

Die Regierung Alexanders VII [Chigi 1655—1667] ist verherrlicht worden durch den Übertritt der Königin Christina von Schweden. Es ging ein Schrecken durch alle protestantischen Völker, als die Tochter des protestantischen Heldenkönigs zu den Füßen des Papstes niedersank. Es ist der Mühe werth zu betrachten, wodurch diese reichbegabte Jungfrau mit dem Protestantismus und den hohen Berechtigungen zerfiel, zu denen Gott sie berufen hatte. Sie hat vom Vater den Heroismus, von der Mutter die Launenhaftigkeit geerbt. Gustav Adolf hatte noch die Freude, in seiner Tochter ein echtes Soldatenkind zu besitzen. Als er sich einschiffte zum deutschen Krieg, trug er das Kind auf dem Arm, beim Abfeuern der Kanonen klatschte sie in die Händchen, sie war sechs Jahre alt, als der Vater auf dem Felde von Lützen fiel, im 16. übernahm sie die Regierung. Sie hatte nie eine weibliche Arbeit begriffen, aber sie ist gern zu Pferde und auf der Jagd. Dazu leidenschaftlich in ihren Studien, vornehmlich der griechischen Klassiker und der Kirchenväter. Sie correspondirt mit auswärtigen Gelehrten und zieht sie an sich. An Salmasius, den Leydener Polyhistor schreibt sie: käme er nicht zu ihr, so würde sie genöthigt sein, zu ihm zu kommen. Aber auch selbstherrschende Königin will sie sein, fürstliches Selbstgefühl trieb sie in die Geschäfte. Sie hat die Aristokratie niedergehalten und entschieden Antheil genommen am Abschluß des westphälischen Friedens. Aber sie hat keine Liebe zum Land, sie wurzelt nicht in schwedischer Nationalität, die Staatsräthe mit ihren langen Reden sind ihr ein Gräuel. Sie will eher sterben als sich vermählen und ließ einen Vetter zum Thronerben erklären. Unter ihren gelehrten Freunden waren Katholiken und Deisten. Ihr specieller Lehrer Matthiä war für eine Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche: in diesem Sinne hat er eine Schrift verfaßt. Die Lutheraner erhoben im Reichsrath Vorstellungen dagegen, daß ihr Thränen des Unmuths in die Augen traten. Man langweilte sie mit langen Predigten, denen sie nach der Reichsordnung sich nicht entziehn konnte. Sie fand im Protestantismus kein falsches Dogma, aber es entsteht in ihr eine Sympathie für die katholische Kirche. Sie war neun Jahr gewesen, als man ihr zuerst eine Vorstellung beibrachte vom Gegensatz der katholischen Kirche. Als sie hört, daß dort der ehelose Stand ein Verdienst sei, rief sie: „Ach wie schön, diese Religion will ich annehmen." Man hat ihr das ernstlich verwiesen, desto hartnäckiger

blieb sie dabei. Jetzt wuchs im jungen Mädchen diese Sympathie. Es ist nur das Alter, der religiöse Glanz des Katholicismus, was sie anzieht: „Wenn man katholisch ist, hat man den Trost zu glauben, was so viele edle Geister 16 Jahrhunderte lang geglaubt haben, einer Religion anzugehören, die durch so viele Wunder und Märtyrer bestätigt ist und die so viele wunderbare Jungfrauen hervorgebracht hat, welche die Schwachheiten ihres Geschlechts überwunden und sich Gott geopfert haben.“ Das Bedürfniß weiblicher Hingebung, sonst von ihr verleugnet, suchte Befriedigung in der unbekannten Person des Papstes. Sie spann gleichsam eine Intrigue an, um katholisch zu werden und ließ sich heimlich ein paar Jesuiten kommen. Aber diese fanden an ihr keine gewöhnliche Proselytin, sie ängstete sie mit Fragen, die weit über den Unterschied zwischen Katholicismus und Protestantismus hinaus liegen: ob die Seele unsterblich, ob ein wahrhafter Unterschied zwischen gut und böse. Sie haben später davon gesagt: es seien ihnen Gedanken gekommen, an die sie vorher nie gedacht und die sie nachmals wieder vergessen hätten.

Eine katholische Königin von Schweden war unmöglich. Aber es ist ihr kein Opfer, die Krone dran zu geben. Sie hat zu früh das Höchste erreicht: „Ich brauche die Krone nicht, und sie ist mir nicht genug!“ Das ist doch einzig in der Geschichte. Wenn das Volk auch kein rechtes Herz zu ihr hatte, es war doch ein ruhiges, treues Volk, voll Bewunderung ihres Geistes, voll Anhänglichkeit an die Tochter Gustav Adolfs. Alles war gegen ihre Abdankung. Als diese am Johannistag 1654 in feierlicher Cärimonie vollzogen wurde, weigerte der alte Graf Brahe, der ihr einst die Krone aufgesetzt hatte, sich sie abzunehmen, das Band sei unauflöslich, sie nahm sie sich selbst vom Haupte. In Innsbruck trat sie dann öffentlich zum Katholicismus über und legte ihr Scepter als Weihgeschenk in der Santa Casa zu Loreto nieder. Alexander VII empfing sie in Rom mit jubelndem Gepränge. Doch ohne Krone wollte sie volle Selbstherrlichkeit festhalten. Sie hat noch als Privatperson ihren Stallmeister als Hochverräther hinrichten lassen: „Niemand über sich erkennen, ist mehr werth, als die ganze Erde beherrschen.“ Ihr Palast in Rom [Corsini] war der Sammelplatz aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung. Hier war nichts zu sehn von einer gewöhnlichen Convertitin, nur Haß gegen alle Bigotterie und Devotion der Beichtväter. Aber sie liebte Rom, nur in römischer Luft fühlt sie sich glücklich, es war ihr der Mittelpunkt europäischer Bildung. Ihr Übertritt war doch nur der einer Einzelnen. In Schweden wurde vielmehr ein Gesetz erlassen, welches Landesverweisung aussprach wider jeden Katholiken.

Alexander VII hatte seine Kasse erschöpft für die Feste ihres Empfangs. Wurde sein Selbstgefühl durch diese Proselytin befriedigt, so ist es dem allerchristlichsten König gegenüber um so tiefer verletzt worden. In Frankreich besetzte der König die Bisthümer. Als Ludwig XIV Lothringen und Theile vom Elsaß sich aneignete, führte er auch hier das französische Recht ein gegen den Widerspruch des Papstes, der nach dem deutschen Concordat mehr Einfluß hatte. Seine corsische Leibwache bekam Händel mit dem Gefolge des französischen Gesandten, und der Papst mußte die Wache entlassen. Der endliche Vergleich auch über Gebietstheile von Parma und Modena war eine Demüthigung des Papstes. Alexander VII war gewählt von der devoten Partei. Neben seinem Bett stand immer sein Sarg. In seiner Jugend hatte er kleine lateinische Gedichte herausgegeben, wie er denn Kleinigkeiten mit höchstem Ernst zu treiben pflegte. In dem Wappen seiner Familie sind sechs Berge angedeutet, und Christina rief, man müsse das Motto darunter schreiben: parturiunt montes, nascetur ridiculus mus.

Clemens IX [Rospigliosi 1667—1669] besaß alle Tugenden, die auf der Abwesenheit von bestimmten Fehlern beruhn. Er erinnerte Ludwig XIV daran, daß seiner Frömmigkeit wie seinem Ruhme zieme, seinen Eroberungen Grenzen zu setzen. Er hat doch den schönsten Beruf eines Papstes erfüllt, den eines europäischen Friedensvermittlers, in einem kirchlichen Streit und im Krieg zwischen Frankreich und den Niederlanden, der mit dem Frieden zu Aachen endigte.

Clemens X [Altieri 1670—1676] war erst im 79. Jahr Cardinal geworden. Thatsächlich regierte sein Nepot, der Cardinal Pauluzzi Altieri. Pasquino, diese alte Statue, an welcher die Scherze des unsterblichen Schuhflickers fortlebten, meldete eines Tages: »Sumus sub pontificatu Alterius«. Auf seinem Sterbebett hat der Papst den Muth des eignen Wollens gefaßt. Altieri forderte die Ernennung einiger Cardinäle seines Anhangs. Der Papst: „Laßt mich noch sechs Stunden Papst sein, Ihr seid es sechs Jahr gewesen."

Schon im Conclave, nach Alexanders Tod, sagte der Cardinal Sforza zu einem Collegen: „Wenn die Franzosen den Papst machen, so wird es Farnese, wenn die Spanier: Rospigliosi, wenn das Volk: Barberini, der Heil. Geist: Odescalchi, macht ihn der Teufel, so wird es Eure Eminenz oder ich." Jetzt wurde der Papst des Heil. Geistes d. h. der devoten Partei gewählt: Innocenz XI [1676—1689]. Mönchisch verbot er den Frauen Putz und Musik. Für sein Mittagessen setzte er einen römischen Thaler aus. Ein Papst im Sinn der alten Hierarchie offenbarte er nur ihre Schwäche, weil das Papstthum nicht mehr

geschützt war durch den Glauben der Völker und durch die Unordnung der Staaten. Unter ihm ist der Streit des Papstthums mit Frankreich in erweitertem Umfang ausgebrochen, zunächst in Bezug auf die Regalien, d. h. das Recht des Königs, während der Erledigung einer Prälatur ihre Einkünfte zu verwalten und die von ihr abhängigen Pfründen zu besetzen. Diese Regalien galten in den alten Provinzen der Krone, waren aber nicht anerkannt in den vier südlichen Provinzen, die vormals der Krone nur mittelbar unterthan waren, auch nicht in den neu erworbenen deutschen Provinzen. Bischöfe und Capitel weigerten sich, die sogenannten Regalisten anzuerkennen, und wiefern diese doch in die Kirche eindrangen, excommunicirten sie dieselben. Der Papst nahm die Partei der Opposition gegen den König und versagte den vom König ernannten Bischöfen die canonische Bestätigung. Ludwig aber besetzte Avignon und drohte Frankreich von Rom loszureißen. Dazu kam in Rom selbst: Seit Sixtus V waren die Freistätten wieder üblich geworden, der Palast eines Gesandten und eine bestimmte Nachbarschaft galt als Asyl und durfte von der Polizei nicht betreten werden. Als nun der französische Gesandte Lavardin mit einem Gefolge von 1000 Mann einzog, weigerte der Papst sich, ihn anzuerkennen, wenn er nicht auf das Asylrecht verzichte. Der Gesandte besetzte militärisch den Palast Farnese und die Ludwigskirche. Er kam mit großem Gefolge zur Peterskirche, alle Geistlichen flohn. Vergebens belegte der Papst die Ludwigskirche mit dem Interdict, der Gottesdienst wurde fortgesetzt. So sah sich Innocenz in seinem eignen Hause gekränkt. Das Volk fühlte den Widerspruch zwischen der politischen und kirchlichen Stellung des Papstes, des Fürsten und Heiligen, der ihm doch als Geizhals verhaßt war. Es gab nur Hülfe in einer Wahl nach dem Wunsch Frankreichs und Alexander VIII [Ottoboni 1689—1691], er hat die Aufhebung der Quartierfreiheit erlangt.

Innocenz XII [Pignatelli 1691—1700] war wieder von den Frommen gewählt. Er hob die Käuflichkeit der wichtigsten Ämter auf, indem er den Kaufpreis zurückzahlte — über eine Million Thaler. Nach Venedig schrieb der Gesandte Contarini: Der Papst habe nichts vor Augen als Gott, die Armen und die Abschaffung der Mißbräuche. Er hat den Lateran zu einem Hospital gemacht mit der Inschrift [Jes. 58, 7]: egenos vagosque induc in domum tuam. Es geht ein Zug der Eitelkeit durch seinen Wohlthätigkeitssinn. Das Wappen seiner Familie zeigt drei Töpfe, er ließ sie umgekehrt darstellen, leer, mit der Inschrift: Nihil pro me. Man benutzte die Armen, um den Papst von den Reformen abzuziehn. Man scherzte, er habe eine Reformation an Haupt und Gliedern vollzogen: die am Haupt bestand darin, daß

er eine Bulle gegen die Perücken erlassen hatte. Es war über sie Streit in beiden Kirchen, auch auf protestantischen Kanzeln ward gegen sie als eine Erfindung des Teufels geeifert. Erst im Gegensatz der Pietisten wurden sie zum Zeichen protestantischer Orthodoxie.

Als Innocenz am Ausgang des 17. Jahrhunderts auf dem Paradebett in der Peterskirche lag, zog ein europäischer Krieg heran durch das nahe Aussterben der spanischen Familie Habsburg, ein Krieg zwischen Österreich und Frankreich über die reiche Erbfolge. In diesem Streit hoffte Rom Neapel zu gewinnen, daher die Wahl des Cardinals Albani. Er stand erst im 51. Jahre.

Clemens XI [1700—1721]. Ein Papst auf der Kanzel war schon damals eine seltene Erscheinung. Clemens hat sie auch benutzt zu politischen Zwecken. Er hat gegen den Kaiser gepredigt, den er einen Adler nennt, der seinen Schnabel mit Blut füllt. Doch war seine Predigtweise meist sentimental. Pasquino sagte von ihm: Er versprach viel, hielt nichts und weinte. Als die Verstimmung der Bischöfe gegen die Rechte der sicilianischen Monarchie zum offnen Streit wurde, hoffte der Papst die Kirchenhoheit der Krone Sicilien durch Interdicte aufzuheben. Der Erfolg war, daß etwa 3000 Kleriker wegen Beobachtung des Interdicts aus beiden Sicilien vertrieben, in Rom ernährt werden mußten.

Als der Kurfürst von Brandenburg in Königsberg mit des Kaisers Bewilligung sich zum König krönen ließ, hat der Papst dagegen protestirt in althierarchischem Sinn, zunächst auch weil Preußen ein deutsches Ordensland gewesen war. Der Kanzler Ludwig in Halle verfaßte damals im Namen der königlichen Regierung eine Schrift: „Päpstlicher Unfug wider die Krone Preußen“ [Halle 1706]. Im römischen Staatskalender stand der König von Preußen noch lange Zeit als Markgraf von Brandenburg, bis Friedrich II zur Hülfe gegen katholische Erzbischöfe angerufen werden mußte.

Innocenz XIII [Catti 1721—1724] ergab sich in das Resultat des Erbfolgekriegs, durch welches ein französischer Prinz Spanien erhielt, Österreich Mailand und Neapel. Im Andenken des römischen Volkes lebt Innocenz als einer der besten Päpste. Er hat nur zwei Cardinäle ernannt wegen der großen Verantwortlichkeit. Der eine, Dubois, war der Minister des Herzogs von Orleans, Regenten von Frankreich, der die Religion öffentlich verspottet hatte. Die Erinnerung daran hat die letzten Stunden des Papstes verbittert. Nach seinem Tode urtheilte Pasquin über die Wünsche für die Wahl: Il cielo vuol Orsini, il popolo Corsini, le donne Ottoboni, il diabolo Alberoni. Des Himmels Wille geschah. Als Orsini die Cardinäle mahnte, nicht

durch Intriguen Ärgerniß zu geben, sagte Olivieri: „Laßt uns diesen ehrlichen Pfaffen nehmen, er ist aus einem großen Haus und wird Keinem von uns Böses thun!" Orsini bat mit Thränen, nicht solche Last auf ihn zu legen. Das Wort des Dominicanergenerals hat ihn doch entschieden.

Benedict XIII [1724—1730] war so unbekannt mit weltlichen Dingen, daß er einst gebot, einem Bettler 1000 Scudi zu zahlen. Vergeblich machte ihm sein Schatzmeister Vorstellungen. Endlich stellte er ihm die Summe in Kupfer dar, zehn Säcke voll, da meinte der Papst, einer würde doch genug sein. Der Governatore machte ihn darauf aufmerksam, daß die jungen Leute durch Pharo zu Grunde gerichtet würden. Er meinte nur, warum man den Verführer nicht längst aus der Stadt gewiesen. Sein Dominicanerkloster blieb seine Welt: während er predigte, Kranke besuchte, kümmerlich lebte, seine Bußpsalmen sang und sich die Disciplin geben ließ, verhandelte sein scheinheiliger Liebling Coscia Staat und Kirche. Er war nur zu stürzen durch Enthüllung seiner Ausschweifungen, es gelang, ihn beim Papst zu verdächtigen. Coscia, der davon erfährt, läßt durch einen Vertrauten dem Papst Ähnliches erzählen, eine Dame befinde sich grade bei ihm. Der Papst eilt dahin, sieht durch's Schlüsselloch Coscia vor dem Hausaltar knieen, betend für den Papst. Nun vergießt der Thränen über die Frömmigkeit seines Lieblings und ist nicht mehr gegen ihn zu gewinnen. Als die Kunde von seinem Tod kam, rief die Bevölkerung: „Wohl, so können wir Coscia verbrennen!"

Clemens XII [Corsini 1730—1740] war einst der Mittelpunkt einer glänzenden Geselligkeit. Man sagte, er sei Papst geworden durch Piquetspielen, doch kam er alt und blind auf den Thron. Er hat die Eroberung Neapels durch einen spanischen Prinzen begünstigt, um unabhängig von Österreich zu werden. Im Conclave nach diesem Papst dachte Niemand an die Wahl des Cardinals Lambertini, eines stillen Gelehrten. Der sagte nur einmal: „Wenn ihr einen guten Kerl zum Papst wollt, so nehmt mich!" Nachdem die spanische und österreichische Partei einander sechs Monat im Schach gehalten, vereinigten sie sich über einen Gleichgültigen, der Tags zuvor nicht eine Stimme hatte, nun Alle: Benedict XIV [1740—1758]. Er hat als Nuntius in Paris die Abende gern zugebracht bei Madame Tencin, bei der die revolutionären Schöngeister sich versammelten. Ihr hat er noch als Papst sein Bild geschickt und in stetem Briefwechsel mit ihr gestanden. Diesem Papst konnte Voltaire seinen Mohamed zueignen. Benedict war gelehrter Kirchenhistoriker, der besonders über kirchliche

Feste geschrieben hat, von denen er manche aufhob. Er hat eine Neuausgabe des römischen Martyrologiums besorgt, darin manche Heilige, von denen die Geschichte nichts weiß, ausgelassen sind. Auch hat er viel gethan für gelehrte Bildung. Professoren der Theologie hat er oft selbst geprüft. Er war voll Humanität für die Gelehrten. Ein junger Abbé war von ihm beauftragt, den Vesuv zu untersuchen. Als er diesen Auftrag zur Zufriedenheit des Papstes erfüllt hatte, schien es doch, als wäre er vergessen. Da hat der junge Gelehrte ein Kästchen mit seltenen Steinen an den Papst gesandt und den Zettel: „Sprich, daß diese Steine Brot werden." Er erhielt sofort einen Jahrgehalt, dem Rescript lag ein Zettel bei: „Es kommt mir vor Allem zu, den Text des neuen Testaments zu erklären, und ich habe seinen Sinn nie mit größrem Vergnügen gedeutet als diesmal." Er war voll muntrer Einfälle, selbst noch in seiner letzten Krankheit. Seinem Arzt Pontio sagte er: „Der Herr ist an Pilatus gestorben, ich werde wohl an Pontius sterben." Zu Geschäften war er nicht geneigt. Wenn seine Räthe kamen, sagte er wohl: „Sie bringen mich um's Leben." Doch war er entschlossen gegen Unwürdigkeit. Als ein Candidat ihm von hoher Hand zum Cardinal empfohlen wird, weist er es zurück. Er hatte einen klaren Blick. Von den Fürsten meinte er: „Wir wollen sie nicht abgeneigt machen, uns um etwas zu bitten, was sie mit Gewalt nehmen könnten."

Theiner, der als Präfect des vaticanischen geheimen Archivs so lange an den Quellen der Papstgeschichte gesessen, hat in seinen letzten Lebensjahren unternommen, die Geschichte Benedicts XIV zu schreiben. Von diesem findet sich im Archiv eine besonders reiche Briefsammlung vor, Briefe voll Witz, voll wirklichen Geistes und auch schöner Bescheidenheit dessen, was er wisse und nicht wisse. Das Leben Benedicts XIV von Theiner wäre ein würdiges Gegenstück geworden zum Leben Pius IX, der, ganz unwissend, sich für unfehlbar hielt. Als Theiner 1873 starb, waren die ersten fünf Regierungsjahre beendet. Sein bester Freund in den letzten Jahren, Forsack, der den Vorlesungen zuhörte, hat diese Papiere gerettet und es unternommen, aus ihnen die Geschichte Benedicts zu vollenden. So oft ich in den Osterferien in Rom war, hab ich ihm zugeredet. Er hat es doch nicht zu Ende führen können. Einen Theil der Papiere, Briefe persönlichen Inhalts hat Kraus in Freiburg erhalten und 1884 veröffentlicht.

§ 270. Die gallikanische Kirche.

Wir müssen vor den Ereignissen den Zustand der französischen Kirche betrachten, wie er sich unter Ludwig XIV gebildet. In der

französischen Kammer hörte man etwa um 1820 die Rede: „Einige von uns haben jenes prachtvolle Gebäude noch gesehn, das Werk des Himmels, der Jahrhunderte, diesen schönen Theil der Größe unsrer Nation, den Frankreich stolz war Europa zu zeigen, dies Denkmal von Reichthum, Macht, Ansehn, Ruhm und Genius: die gallikanische Kirche." Sie hatte auch ihre düstren Schattenseiten, doch unleugbar war der Glanz des Reichthums, der Gelehrsamkeit, auch einer gewissen Freisinnigkeit.

Als Ludwig XIV die absolute Monarchie neugründete und nicht ohne einen Schein der Wahrheit von sich sagte: L'Etat c'est moi, mußte er mit den hierarchischen Ansprüchen zusammenstoßen. Aber die Bischöfe, da ihre Ernennung in seiner Hand lag, da er ihren persönlichen Vortheil, ihre Ehre förderte, waren meist befreundet mit dem Königthum, gegen Rom doch auch die nationale und königliche Unabhängigkeit vertheidigend. Ludwig folgte darin der Bahn, die von den beiden Cardinälen vorgezeichnet war, die vor ihm als Minister Frankreich regiert hatten, von Richelieu und Mazarin, und des Ersteren Losung war: „Die Kirche ist im Staat, nicht der Staat in der Kirche." Ludwig fühlte sich immer als katholischer Monarch. Auch in der Jugend Velleitäten hat er einer ernstern Fassung des Christenthums Raum gegeben: „Ich wollte, ich wäre bekehrt, einen meiner Arme wollte ich darum geben." Aber seine Neigungen wollte er nicht dran geben. Am Hof war eine Gemeinschaft weltlicher Frivolität und kirchlicher Andacht. Die großen geistlichen Redner, welche Frankreich damals hervorbrachte, predigten in der Capelle des Königs. Die reizende Lavallière, als die Neigung des Königs gegen sie erkaltete, wurde Carmeliterin und brachte es zur Äbtissin. Bei ihrer Aufnahme sprach sie: „Ich lege in Ihre Hände meine Freiheit nieder, von der ich immer einen schlechten Gebrauch gemacht habe." Sie nannten sie als Nonne „Louise von der Barmherzigkeit". Die Hofleute sahn mehr auf den König als auf den lieben Gott. Ludwig lebte mit Frau von Montespan, die ihm acht Kinder gebar. Endlich hat Frau von Maintenon, älter als der König, ihm Tugend und Enthaltsamkeit gepredigt, indem sie zugleich seinen Geist interessirte; sie meinte, ihn zu Gott zurückzuführen.

In Frankreich ist zuerst das einstmalige Schicksal des Katholicismus verkündet worden: die Auflösung in Nationalkirchen. Veranlassung bot der Streit mit Innocenz XI. Die vier Propositionen des gallikanischen Klerus als Grundrechte Frankreichs wurden auf Antrag der Krone von den Prälaten und Baronen feierlich angenommen. Sie enthalten doch nur eine bestimmte Formel für Gedanken, die längst in der französischen Kirche eine Macht waren: 1) Petrus und seine Nach-

folger haben von Gott nur Macht im Geistlichen, nicht im Weltlichen; 2) diese Macht ist beschränkt durch die Beschlüsse von Constanz über das Ansehn der allgemeinen Concilien, wie 3) durch die Vorschriften und Gebräuche der gallikanischen Kirche, 4) die Aussprüche des Papstes, wenn nicht das Ansehn der Kirche hinzukommt, sind auch in Glaubenssachen nicht unverbesserlich. Diese Propositionen als Freiheiten des gallikanischen Klerus [Libertés de l'église gallicane] wurden durch königliches Gesetz verkündet und allen Schulen darnach zu lesen geboten. Vergebens schrieb Innocenz XI den Bischöfen, sie könnten nicht Rechte aufgeben, die nicht ihnen, sondern der Kirche gehörten. Vergeblich klagte er: „Die Söhne meiner Mutter streiten wider mich!" Er mußte sich begnügen, die verbrecherischen Sätze in Rom durch den Henker verbrennen zu lassen. Die feierliche Erklärung war von Ludwig XIV doch nur als ein Schreckschuß gemeint, um sein Recht der Bischofswahlen und Regalien durchzusetzen, und zurückgenommen, sobald er seinen Zweck gegen Innocenz erreicht hatte. Er war ohne Sinn für eine freie würdige Stellung der Kirche, mit Vernichtung der Protestanten beschäftigt. Als die europäischen Mächte ihn bedrohten und das Wohlwollen des Papstes ihm werthvoll erschien, hat er dieselben Prälaten genöthigt, gegen Innocenz XII zu erklären: „hingeworfen zu den Füßen Sr. Heiligkeit, betrübe sie von Herzen, was 1681 zum Mißfallen des Papstes geschehen sei; das dort Beschloßne sei für nicht beschlossen zu achten". Weil aber die vier Propositionen in nationaler Einigung von Klerus, König und Volk ein festbegründetes Rechtsbewußtsein aussprachen, sind sie immer festgehalten worden in der Meinung des Volks, auch als fortgültiges positives Recht oft ausgesprochen durch Parlamentsbeschlüsse und durch Ludwig XV als Bestandtheile des bürgerlichen und religiösen Rechts, als rettende Macht oft angerufen in Kämpfen der Krone oder der Nation gegen Rom. Die Stellung Frankreichs zum Papst hat sich immer um diese Fragen bewegt.

Die einzelnen französischen Prälaten waren dem König unterthänig, meist durch die Maitressen erhoben, der Aristokratie angehörig, durch sie wurden die Pfarrer und Vicare eingesetzt. In dieser Beziehung konnte von den servitudes de l'église gallicane gesprochen werden. Auch ein deutscher Bischof aus hohem Adel hat die Schmach dieser Knechtschaft auf sich genommen, Egon von Fürstenberg, Bischof von Straßburg. Als Ludwig XIV in dieser uns gestohlenen Reichsstadt einzog, empfing er den König mit den Worten Simeons: „Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren, denn meine Augen haben deinen Heiland gesehn." Aus diesem hohen Adel war doch Cardinal

Retz, einst der junge Catilina genannt, mächtig genug, um in den Händeln der Fronde das Königthum zu bedrohn. Durch Mazarin niedergeworfen, nach einem Leben voll Abenteuer, findet er endlich den Frieden bei den Gräbern von St. Denis [1679].

Der Klerus als Stand war angesehn und mächtig, schon als reichster Grundeigenthümer. Er hatte seit 1561 einen Theil der Staatsschuld übernommen d. h. die Bürgschaft und die Verzinsung. In den Versammlungen zur Abnahme der Rechnung erschien er als politische Genossenschaft, nachdem die Reichsstände schon in Vergessenheit gerathen waren. Auch in den Nothzeiten des Staats leistete der Klerus Geldhülfe, nur in der Form freier Bewilligung, meist in gegenseitiger Courtoisie. Als im Krieg gegen Holland die königlichen Kassen erschöpft waren, wandte sich Ludwig an die Versammlung des Klerus [1675]: seine Vorfahren würden unter solchen Umständen sich zu einer Veräußerung von Kirchengütern für berechtigt gehalten haben; ihm sei das Erbtheil der Kirche heilig, er erwarte Alles vom guten Willen der jetzigen Inhaber, sie würden dem bedürftigen und dürstenden Staate ihre Hülfe nicht versagen. An demselben Tage haben sie einmüthig 4 1/2 Millionen Francs bewilligt, viel mehr als der König erwartete. Er antwortete: noch angenehmer als die Größe der Summe sei ihm die einmüthige Bereitwilligkeit des Klerus sie ihm anzubieten, ein neues Motiv für ihn, der ersten Genossenschaft des Reichs auch seinerseits bei allen Gelegenheiten Gnade zu erweisen.

Das Zeitalter Ludwigs XIV beherrschte mit seiner weltlichen Litteratur die ganze europäische Bildung. Welche ruhmvolle Namen allein für die Bühne hat Frankreich damals hervorgebracht: Corneille Racine, Molière! In dieser Zeit, wo die Kirche den Schauspielern noch ein christliches Begräbniß versagte, wurde die Bühne emancipirt von der Kirche und doch nicht ohne einzelne Beziehung auf dieselbe. Wie Corneille den Kampf großer Leidenschaft darstellt, so in seinem Polyeuct das Märtyrerthum, die siegreiche Macht und Wahrheit christlicher Idee. Racine, aufgewachsen in einer specifisch frommen Genossenschaft, hat eine milde, menschliche Moral verkündet, seine ersten Dramen konnten unbedenklich von den jungen Mädchen in St. Cyr, dem großen Erziehungskloster, das Frau von Maintenon mit dem König gestiftet hatte, aufgeführt werden. Die Chöre in der Athalie sind voll religiöser Innigkeit, fast wie Psalmen. Molière, wie er in seinen andern großartigen Charakter-Comödien die Thorheiten der Zeit geißelte, durfte wagen, auch die kirchliche Heuchelei zu persifliren: sein Tartuffe ist die unsterbliche Satire auf das Scheinbild der Religion

ohne Sittlichkeit, nur gebraucht zu selbstsüchtigen Zwecken, wie sie zu allen Zeiten und in allen Kirchen bestanden hat. Michelet in seinen Vorlesungen über französische Literatur urtheilt: „Der Frömmler ist vom Weltmenschen in flagranti delicto betroffen, der Mann der Kirche vom Comödianten excommunicirt, das ist die Bedeutung des Tartuffe. Das Theater befestigte die durch die Kirche erschütterte Moral."

Die kirchliche Literatur hat sich doch ebenbürtig neben die weltliche gestellt. So die gelehrten Historiker. Der Jesuit Petavius [† 1652] wurde der Gründer der Dogmengeschichte [vgl. Band I, S. 31]: aber was für den Reichthum des christlichen Geistes zeugt, die vielerlei Glaubensmeinungen der Kirchenväter und Scholastiker, das predigte doch gegen die Macht der katholischen Kirche zur Einheit des Glaubens. Petrus de Marca, Erzbischof von Paris [† 1662] rechtfertigte die Freiheiten der gallikanischen Kirche durch Beispiele der Vorzeit [Bd. I, S. 29]. Mabillon, Benedictiner vom heil. Maurus, ward Gründer der Diplomatik, d. h. der Kunst, die Urkunden zu lesen und zu beurtheilen. Der Mann der Urkunden war Frankreich so theuer, daß die Hierarchie nur mit Bitten eine mildere Ausdrucksweise von ihm erlangte. Damals in den Forschungen oder Darstellungen mittelalterlicher Geschichte haben Launoy und Baillet das nationale Recht des französischen Königthums gegen das Papstthum nachgewiesen, wie es von den Vorfahren behauptet worden ist. Tillemont [† 1698] hat ein treues Bild der Kirche der ersten Jahrhunderte aufgestellt im Gegensatz zur Kirche des Papstthums.

Hunt [† 1721], einst Bischof von Avranches, später zurückgezogen bei den Jesuiten in Paris lebend, wollte die Spuren des Christenthums im ganzen Alterthum für seine Nothwendigkeit und Vernünftigkeit in Anspruch nehmen. Weil alles menschliche Wissen unsicher, fand er die Rettung in der unfehlbaren Kirche. Als einst ein Bauer vom Bischof wiederholt von einer Audienz zurückgewiesen wurde, rief er aus: „Ach, wenn wir doch einmal einen Bischof bekämen, der ausstudirt hat!" Die historische Skepsis vertritt noch mehr der Jesuit Hardouin [† 1729], der alle Schriften des Alterthums als betrügerische Machwerke des Mittelalters ansah, ausgenommen Cicero, Plinius, Horaz. In der Vulgata erkannte er den Grundtext, der griechische Text sei eine verstümmelte Übersetzung. Wohl nie hat ein Mensch größere Lust an Paradoxien gehabt. Als ein Freund ihn deßhalb tadelte, antwortete er: „Glaubst du, ich hätte 30 Jahre saurer Arbeit daran gewandt, um am Ende dasselbe zu sagen, was Andre vor mir wußten?" Er vertritt die Keckheit der Curiosität, Richard Simon [† 1712] die Kühnheit der

Wissenschaft. Er hat mit Gründen nachgewiesen, daß die H. Schrift menschlich geworden sei, nicht ohne einzelne Irrthümer unter wechselnden Schicksalen bewahrt. Dieses Freisinnige war damals nur in der katholischen Kirche möglich, gerade gegen die Protestanten, die in der unfehlbaren H. Schrift die einzige Gewißheit ihres Heils sahen. Gerade das machte den Jesuiten Muth, den Zauber der heiligen Buchstaben zu durchbrechen. Simon ist freiwillig aus dem Oratorium ausgetreten und am heftigsten von Protestanten angegriffen worden.

Frankreich hat damals geistvolle Redner hervorgebracht: Fenelon [† 1715] war der Erzieher des Dauphin, sein Telemach der kirchliche Vorläufer von Rousseau, ein kirchlicher Emile, eine Erziehungslehre nach der Natur und durch das Mutterherz. Statt des Erzbischofs feiert Frankreich in ihm den Schwan von Cambray, um das Reine, Stille, Edle an ihm zu bezeichnen. Er hat sich einmal selbst genannt vir desideriorum nach Ps. 118, 20: concupivit anima mea desiderare. Aus hocharistokratischer Familie war er heimisch am Hofe, mit freier weitblickender politischer Anschauung, eine Revolution voraussehend: „Wir leben nur durch ein Wunder fort. Das Volk führt kein menschliches, sondern ein Zigeunerleben. Die Nation muß sich selbst retten."

Bossuet [† 1704] war ein Schüler der Jesuiten. Zu seinem glänzenden Talent gesellte sich eiserner Fleiß. Die jungen Adligen im Collegium von Navarra nannten ihn wohl Bos suetus aratro. Er wurde Hofprediger des Königs und Staatsrath, als Bischof der Adler von Meaux. Er war ein feiner Hoftheolog, und hatte doch etwas von der Gravität eines Kirchenvaters. Er hat einmal gewagt, Ludwig XIV Vorstellungen zu machen wegen seines Verhältnisses zur Frau von Montespan als einer verheiratheten Frau, wie er durch diese Ungesetzlichkeit seinen Ruhm, ja seine Religion beeinträchtige. Bossuet selbst hat von dieser Stunde gesagt, es sei die schwerste seines Lebens gewesen, zu der er sich alle Gaben der Kirchenväter herbeigewünscht hätte. Er hat vom König das Versprechen erlangt, sich von seiner Geliebten zu trennen. Das ist doch nicht gehalten worden, und Bossuet hat geschwiegen. Er hatte die vier Propositionen des gallikanischen Klerus redigirt und hoffte davon eine Erhebung der katholischen Kirche. Aber auch zur Verfolgung der Protestanten hat er geholfen. Einst predigte er vor dem König: „Schütten wir unser Herz aus über die Frömmigkeit Ludwigs. Lassen wir unsern Beifall schallen bis zum Himmel! Sagen wir diesem neuen Constantin, diesem neuen Theodosius, diesem neuen Karl, was die 630 Bischöfe auf der Kirchenversammlung zu Chalcedon sagten: „Du hast den Glauben befestigt, du hast die Ketzer

ausgerottet, das ist das würdige Werk deiner Regierung, ist dein eigenster Charakter, König des Himmels, erhalte den König der Erde." Thiers urtheilt von ihm: „Er war der Apostel der Monarchie Ludwigs XIV und predigte ihre Unfehlbarkeit." Bossuet hat Rücksichten genommen auf seine erlauchten Zuhörer, doch sind es geistreiche Rücksichten. So in einer Predigt: „Meine Brüder, wir sind fast alle sterblich." Doch hat er auch vor Ludwig XIV, den die Zeitgenossen den Großen nannten, gepredigt: „Gott allein ist groß." Besonders seine Leichenreden gelten als Meisterstücke kirchlicher Beredtsamkeit. Er hat gleichsam die großen und hochgebornen Todten Frankreichs hinüber geführt in das Jenseits.

Der nationale Ruhm der Kanzelredner gibt Zeugniß davon, wie viel das begeisterte und feine Wort damals in Frankreich galt, wo es noch keine politische Beredtsamkeit gab. Die Predigten Flechiers, Bischofs von Nismes [† 1710] sind erhaben, etwas gekünstelt, einförmig durch rhetorische Antithesen. Er ist gestorben, von Katholiken und Protestanten gleich beweint, seine Wohlthaten machten keinen Unterschied zwischen Beiden. Der Jesuit Bourdaloue [† 1704] sprach einfach, edel; er stellt den Text hin wie ein Räthsel, das sich im Verlauf der Predigt aufwickelt. Frankreich hat ihn den Corneille der Prediger genannt. Massillon, Bischof von Clermont [† 1742], hat besonders in seinem Carême, einer Sammlung von Fastenpredigten, im Gegensatz der Methodistenpredigten, das nicht entschieden Böse, das nicht wahrhaft Gute dargelegt und bekämpft, nämlich das verführerische Halbdunkel im sittlichen Leben der höher Gebildeten. Als er zuerst vor Ludwig XIV gepredigt hatte, sagte der König zu ihm: „Ich habe in meiner Capelle einige Prediger gehört, mit denen ich sehr zufrieden war: aber Euch anhörend bin ich unzufrieden geworden mit mir selbst." Der Missionär Bridaine [um 1750] verkündete mit volksthümlicher Kraft als ein Bote Gottes die Donner der Ewigkeit.

In dieser Kirche und Nation, in welcher die gelehrten Forscher geachtet und verstanden waren, die geistvolle Prediger mit Bewunderung hörte, ist der Versuch einer Reformation des Katholicismus von innen heraus gemacht worden, fast ebenso geistesgewaltig wie im 16. Jahrhundert. Aber er ist überwunden worden, ein vergeblicher Versuch. Das ist die Geschichte des

Jansenismus.

Es gibt große geschichtliche Ereignisse, die ein Stück Welt umgestalten, die einen neuen Schwung in die Geschichte bringen, wenn auch der einzelne Träger untergeht, oder sein Werk anders ausgeführt wird

als er's gedacht hat. Andre Ereignisse bleiben ohne einen ihrer Kraft und Erhebung würdigen Ausgang, ohne sichtbaren Erfolg, die tragischen Ereignisse. Nicht das war tragisch, daß Huß auf dem Scheiterhaufen endete, sondern daß er nichts hinterlassen hat als einen wilden, wüsten Krieg und ein czechisches verdummtes Böhmen. Solche Unternehmungen kommen zu früh oder zu spät, es ist etwas Krankhaftes darin. Solcher Art war der jansenistische Streit: hohe, edle religiöse Kräfte haben sich darin verzehrt, aber der Ausgang ist unbedeutend. Das wahre Ziel des Jansenismus steht daher nicht am Ende als Erfolg, sondern liegt in der Mitte, in der geistigen Erhebung, ist der heroische Geisterkampf selbst, der Frankreich über ein halbes Jahrhundert bewegt. Der erste Act bewegt sich um die Klostermauern von Port-Royal.

§ 271. Port-Royal.

Dieser Act hat vier Geschichtschreiber: Fontaine und Racine aus den Jansenisten hervorgegangen: der Letztere hat seine Schrift bestimmt für den Erzbischof von Paris, um diesen günstig zu stimmen für den Jansenismus, sie ist erst lange nach seinem Tod veröffentlicht worden. Hermann Reuchlin, ein württembergischer Pfarrer, der in spätern Jahren politischer Schriftsteller in Stuttgart wurde, hat Studien zu seiner Geschichte von Port-Royal in Paris gemacht mit deutschem Ernst und Fleiß. Er hat weit ausgeholt, aber den Stoff nicht beherrscht. Endlich Sainte-Beuve, ein jüngerer Freund Chateaubriands, hat eher mit zu viel Glanz die Bedeutung des Jansenismus für die französische Literaturgeschichte hervorgehoben.[a])

Das Buch eines todten Mannes hat diesen Streit hervorgerufen, weil die katholische Kirche über ihr Verhältniß zum Heil. Augustin unklar geblieben war und weil der Drang nach einer Reformation in ihr doch nur schlummerte. Jansen war der Sohn eines holländischen Handwerkers, Professor in Löwen, dann belgischer Bischof. Nach der Richtung von Löwen war er Gegner der Scholastik und der jesuitischen Theologie. Er hat sein Leben gesetzt an sein Werk: Augustinus.[b]) Er hat dazu zehnmal die Schriften Augustins durchgelesen, 30mal seine Streitschriften gegen Pelagius. Sterbend hat er seine Freunde um die

---

a) H. Reuchlin, Gesch. v. P.R. Hmb. 1839—44. 2 B. C. A. Sainte-Beuve, P.R. Par. 1840—42 2 T. Vgl. neuerdings besonders: J. Döllinger u. F. Reusch, Gesch. d. Moralstreitigkeiten in der kath. K. I. 1889.

b) Augustinus s. doctrina Aug. de humanae naturae sanitate, aegritudine et medicina adv. Pelagianos et Massilienses. Lov. 1640. f. u. ö.

Herausgabe beschworen. Der Schade war darin offen ausgesprochen: die katholische Kirche sei verwickelt in Ketzerei, sie stehe näher dem Pelagius als dem Heiligen, dessen Autorität doch als die des größten abendländischen Kirchenlehrers gelte. Der hierdurch aufgeregte Streit wurzelt mehr als irgend ein Ereigniß der neuern Kirchengeschichte in der Vergangenheit. Das Christenthum galt als die allein seligmachende Religion, im Abendland besonders als Erlösung von der Sünde, diese als ein Gesammtübel, das von Adam ausgegangen ist. Bis in's fünfte Jahrhundert findet sich keine Reflexion. Pelagius lehrte im sittlichen Interesse: der Mensch ist noch immer frei, die Gebote Gottes zu erfüllen, daher: er kann auch ohne Christus eine gewisse Stufe der Frömmigkeit und des Heils erlangen. Dem hat Augustin in religiösem und kirchlichem Interesse entgegengehalten: ohne Christus und ohne die katholische Kirche ist der Mensch ewig verloren. Als Grund gilt ihm die gänzliche Unfähigkeit, die Unfreiheit, die unendliche Schuld von Adams Fall her, die Erbsünde. Hieraus die Folgerung: Gott allein hat die Macht zu beseligen und zu verdammen. Aber er will nur einen Theil der Menschheit beseligen, und dies ist von Ewigkeit her so bestimmt. Das ist das Dogma der absoluten Prädestination. Es widerspricht freilich menschlichem Gefühl und menschlicher Vernunft, den Menschen so machtlos zu denken, Gott so willkürlich, doch liegt der religiöse Sinn darin: die unbedingte Ergebung in den göttlichen Willen, das Gefühl, Alles nur von Gottes Gnade zu haben, und die unbedingte Nothwendigkeit des Christenthums, der Kirche. Augustin hat der Kirche immer als Heiliger gegolten, Pelagius als Ketzer. Aber mit Dem, was im denkenden Menschen sich auflehnt gegen das augustinische System verbanden sich Vorurtheile und Mißbräuche der spätern Kirche: die Meinung von einem absonderlichen Verdienst des Mönchthums, der Glaube an die überflüssigen Verdienste der Heiligen, von der Kraft des Ablasses. So war die katholische Kirche thatsächlich pelagianisch geworden, während sie sich zu Augustin bekannte. Die Reformatoren hatten ihre Glaubenslehre als Erneuerung des Augustinismus verkündet: der Ablaß, alles Verdienst kirchlicher Werke war dadurch niedergeworfen, daß der Mensch nichts durch sich selbst vermag, Alles nur durch Christus aus Gnaden erlangt. Sie hatten zur Consequenz der absoluten Prädestination sich bekannt, einst Luther und Melanchthon, immer Calvin.

Jansen hat das echte augustinische Dogma dargelegt in seiner religiösen Berechtigung, Erbsünde und Prädestination. Wenn eine geistreiche und freisinnige Partei dieses doch unleugbar Irrationale zu ihrer Losung gemacht hat, und wenn für diese Auffassung des Christen-

thums eine Zeit lang sich die öffentliche Meinung Frankreichs entschieden hat, so ist es offenbar nicht ein Schulstreit aus verständigen Gründen gewesen, sondern ein Aufstand des frommen Gefühls gegen das eitle Vertrauen auf äußerliche Werke, gegen die leichtsinnige Jesuitenmoral. Das Unternehmen Jansens galt einer Reformation der Kirche aus den Tiefen des religiösen Gemüths, wie sie geschehn war im 16. Jahrhundert. Daher die Päpste in ihrer Verwerfung des Jansenismus nicht bloß Werkzeuge der Jesuiten gewesen sind, wenn sie schon als solche leidenschaftliche Maßregeln ergriffen haben.

Die Grundlage war wie bei Augustin und Luther die unbedingt sich hingebende Frömmigkeit, da der Mensch nichts mehr für sich selber sein und haben will, sondern Alles unmittelbar von Gott in Christo. Das Ableugnen der sittlichen Freiheit war nur gemeint gegenüber der Gottheit. Jansen schreibt: Dei servitus vera libertas, und Gott ist es, der die Gnade gibt oder versagt. Zugleich schloß sich diese Lehre an Paulus als Vertreter der wahren Buße und christlichen Freiheit, an sein Recht gegen Petrus. Dagegen die Jesuitenmoral stand im Zusammenhang mit ihrer pelagianischen Richtung. Die Jesuiten hatten diesen pelagianischen Zug des Katholicismus dahin ausgebildet, daß sie die Sünde eines Menschen in Zweifel stellten, wo nicht völlig freie Zustimmung vorlag, die doch bei jeder Lust und Leidenschaft nur beschränkt zu sein pflegt. Sie hatten ferner den Autoritätsglauben der Kirche dahin erweitert, daß in zweifelhaften Fällen jede bequeme gelehrte Autorität zureichend erschien zur Rechtfertigung einer That. Sie kannte fast nur ein peccatillum, eine Bagatelle, und jedes Verbrechen war leicht verzeihlich.

Der Jansenismus war eine Reaction der altkirchlichen Frömmigkeit mit allen geistigen Mitteln der neuen Zeit gegen den frivolen Geist dieser Zeit. Jansen erkannte, man werde auf dem Weg des schlaffen Jesuitenchristenthums dahin kommen einzuräumen, daß Christus unnöthig, unnütz war. Vor diesem Ziel stieß er einen Schrei des Entsetzens aus. Es begann ein Kampf des religiös-reformatorischen und des jesuitischen Princips in der katholischen Kirche, und es ist geschehn, daß ausgezeichnete Menschen von tief innerlicher Frömmigkeit auf Seiten des Jansenismus gestanden haben. Vor Allem Du Verger, Abt von St. Cyran, hatte sich mit Jansen getheilt in die schriftstellerische Thätigkeit: dieser hatte die Lehre, der Abt die Verfassung der Kirche sich zum Gegenstand genommen. So haben sie sich auch getheilt in die Namen ihres Heiligen, der Abt nannte sein Werk „Aurelius". Es behauptet einen freisinnigen Gallikanismus, Gedanken,

die nachmals in den vier Propositionen des gallikanischen Klerus officiell niedergelegt worden sind, eine Kirche wie zur Zeit Augustins, als noch kein Papst darüber herrschte.

Du Verger war einer der Menschen, die Macht haben über die Herzen. Durch ihn bewogen, hat eine Anzahl Männer und Frauen, meist von höherer Bildung und aus höherm Stand, mit der Welt gebrochen, um ganz für's Evangelium zu leben ohne Kloster. Weil er dem Cardinal-Minister Richelieu nicht dienstbar sein wollte, hat dieser ihn in einem Kerker begraben unter dem Vorwand seiner Feindseligkeit gegen den Klerus und zorniger Reden über die Verderbniß der Kirche, besonders wegen seiner Behauptung: der Priester darf nicht wagen zu absolviren, wenn Gott nicht zuvor das Herz gereinigt hat. Noch in seinem Kerker erhielt Verger Jansens Augustin. Er sprach: „Es ist das Andachtsbuch dieser letzten Zeiten." Er ist frei geworden durch Richelieus Tod. Als wenige Monate nachher er selbst auf dem Sterbebett lag [1643], läßt er den Jesuiten sagen, sie sollten sich nicht freuen über seinen Tod: „Ich hinterlasse zwölf, die stärker sind als ich."

Einer von diesen war Anton Arnauld aus einer Familie von Parlamentsräthen. Die Parlamente, diese Gerichtshöfe mit eignem Antheil an der Gesetzgebung, waren von Anfang an Gegner der Jesuiten gewesen. Arnauld als Mitglied der Sorbonne, hat ein Capitel von Jansens Augustin ausgeführt gegen das leichtsinnige Beichten und Communiciren. Ihm ist das heilige Abendmahl ein Mysterium tremenum, unvereinbar mit weltlicher Stimmung, die den Genuß zum Gericht zur Folge hat. Den Anlaß zu seinem Buch sollen junge, vornehme Damen gebildet haben, die in großer Toilette auf dem Weg zum Ball erst noch in den Beichtstuhl kamen. Das Titelkupfer stellt Einen dar, der ohne hochzeitliches Kleid eingedrungen ist und gebunden hinausgeworfen wird. In Folge jenes Buchs wurden Viele, die bisher mit Beichte und Communion sich begnügt hatten, bange um diese ihre guten Werke. Die Jesuiten haben nach langem Kampf es durchgesetzt, daß Arnauld aus der Sorbonne gestoßen wurde, als der die Menschen abhalte vom heiligen Abendmahl. Von Häschern der Regierung verfolgt, hat er doch lange in Paris gelebt, die Seinen stärkend. Einst wurde er bei einer Schülerin gesucht: „Er ist wohl verborgen, ergreift ihn hier, wenn ihr könnt," und dabei wies sie auf ihr Herz. Als der König in seinem Zorn zu Boileau sagte: „Ich lasse Arnauld überall suchen," hat dieser erwidert: „Ew. Majestät waren immer glücklich, Sie werden ihn nicht finden." Im hohen Alter hat sich Arnauld mit einem Genossen

nach den Niederlanden zurückgezogen. Als dieser sich dem Papst unterwerfen will, um endlich Ruhe zu finden, sagte Arnauld: „Ausruhen willst du? Behalten wir nicht die ganze Ewigkeit, um auszuruhen vom Tagewerk dieses kurzen Lebens!"

Neben ihm seine Schwester Angelica, die als junges Mädchen durch königliche Gunst Äbtissin des Klosters von Portus regius geworden war, gelegen in einem engen Waldthal in der Gegend von Versailles. Als unter ihrer Verwaltung die Zahl der Nonnen sich verzehnfachte, ist ein zweiter Portus regius in Paris gegründet worden, und jenes ursprüngliche hieß fortab des champs. Angelica hat in ihrem Kloster die strenge Cistercienserſitte erneuert. Nie kam Fleisch in's Kloster, das selbst den geliebten Eltern der Angelica verschlossen blieb. Aber sie war eine geist- und liebevolle Klostermutter. Selbst in ihren Scherzreden klingt etwas Hohes an. Als sie an unheilbarer Krankheit darnieder lag, als durch königlichen Befehl die jungen Mädchen meist aus hohen Familien, die im Kloster erzogen wurden, weggeführt wurden, die jammernd auch der Gewalt wichen und ihre Nonnen weinend umherstanden, sagte sie: »Ne vous amusez point de tout cela«, „Laßt euch doch nicht durch diese Dinge zerstreuen." In den Umgebungen von Port Royal des Champs haben zahlreiche Jünger von St. Cyran sich angesiedelt. Es waren großentheils Männer von Geist und Gelehrsamkeit, oder die in der Welt in hohen Ämtern gelebt hatten, nur durch das Gebet mit den Nonnen des Klosters verbunden: das Gebet der gottgeweihten Jungfrauen erringe den Männern die Kraft von Gott zum Kampf mit der Welt. Diese Einsiedler beschäftigten sich theils mit Handarbeit, theils auch mit Studien. Le Maitre hat das geschildert: „Weder Kleider noch Namen zeichnen sie vor Andern oder unter sich aus. Sie nennen sich weder Brüder noch Väter. Sie suchen nur das Beispiel der ersten Christen nachzuahmen, die Gott fürchteten und ein Herz und eine Seele waren. Niemand, der nicht einen besondern Beruf von Gott fühlte, achten sie verpflichtet, ein Gleiches zu thun. Alle bürgerliche Ehren und Ämter sehn sie als unter der Würde eines Christen an, dessen Herz und dessen Schatz im Himmel ist, alle kirchliche Würden aber halten sie für erhaben über sich, es sei denn, daß einer von Gott besonders berufen werde. Kurz wir haben keinen andern Ehrgeiz als uns zu retten und selig zu werden, keine Freude, als Buße zu thun und in der Einsamkeit zu leben, keine andre Abneigung als gegen die Sünde und gegen jede Intrigue, keine andre Liebe als zu Gott, zu Christus, zur Kirche, zu Frankreich und zu unsern Brüdern."

Es sind aus diesem Kreise gelehrte Schriften und Erbauungsbücher ausgegangen, besonders die Heures de Port Royal wurden das beliebteste Gesangbuch in Frankreich. Vieles darin ist gemeinsames Gut, wie ihre Denkungsart ist auch ihr Styl fast gleich geworden. Nicht leicht schreibt einer von sich in der ersten Person, man brauchte statt dessen on. Pascal meinte: „Das Christenthum vernichtet das Ich." Im Andenken des französischen Volks hat diese Gemeinde sich dargestellt wie eine Akademie, aus der seine klassische Literatur hervorgegangen ist. Sie wurde das Kriegslager des Jansenismus, als Rom sich gegen denselben entschieden hatte.

Die Jesuiten hatten den Augustinus sogleich angegriffen, Urban VIII erließ dagegen 1642 die Bulle In eminenti. Aber die hohe Schule zu Löwen fragte, ob der Papst die verworfnen Sätze als Sätze Jansens oder Augustins verwerfe? 1653 verurtheilte Innocenz X fünf Sätze in Jansens Augustin: 1) Es ist unmöglich alle Gebote Gottes zu halten, 2) die göttliche Gnade wirkt unwiderstehlich, 3) der Mensch ist frei vom Zwange, nicht von der Nothwendigkeit [d. h. vor Menschen, nicht vor Gott], 4) es ist semipelagianisch zu lehren, daß die zuvorkommende Gnade an Alle [Getaufte] gelange, 5) es ist semipelagianisch zu lehren, daß Christus für Alle gestorben sei, Augustin nur für die Erwählten. So war durch die höchste Autorität verworfen, was den Jansenisten als Mittelpunkt des Christenthums erschien, sie sahn sich „zwischen Gott und den Papst gestellt". Pascal rieth zu einer Berufung an ein allgemeines Concil. Seine Freunde scheuten sich, dadurch eine Kirchenspaltung hervorzurufen, das Katholische war doch immer eine Macht in ihren Herzen. Da fand Arnauld diesen Ausweg: Die verurtheilten Sätze seien nicht genau bestimmt; sie hätten einen orthodox-katholischen Sinn, in welchem Augustin und Jansen sie gebraucht haben, ließen aber auch eine häretische Deutung zu, nach welcher Calvin sie zu unkatholischen Folgerungen verwende. Nur insofern habe der Papst sie verdammt, nicht an sich, nicht im Sinne Jansens. Hierdurch fand sich die Berechtigung zu einer bedingten Annahme des päpstlichen Spruches oder zu ehrerbietigem Schweigen. Die Jesuiten klagten sogleich als gegen heimlich protestantisch Gesinnte, als Empörer gegen das päpstliche Ansehn. Und durch sie bestimmt, hat Alexander VII [1656] gegen diese Ausflucht eine Bulle erlassen, worin er die Anhänger Jansens als Störer der öffentlichen Ruhe bezeichnet, als Kinder der Ungerechtigkeit, die sich unterstünden zu behaupten, daß die fünf Sätze nicht in Jansens Buch zu lesen oder nicht nach dem Sinne Jansens verdammt worden seien. Nun schien jede Ausflucht abgeschnitten, aber man

zog sich darauf zurück: Die Unterwerfung unter die Kirche beschränkt sich auf die religiös geoffenbarte Wahrheit, nicht auf äußerlich historische Thatsachen. Solch eine Thatsache liegt hier vor in der Frage, in welchem Sinne Jansen jene Sätze gebraucht hat. Es ist daher nur eine Frage über eine Thatsache, question du fait, nicht eine question de la foi oder du droit. Das war eine juristische Spitzfindigkeit, aber dergleichen war üblich in den französischen Parlamenten, die gegenüber der königlichen Gewalt als treue Unterthanen sich doch gelegentlich mit allen erdenklichen Rechtsformen wehren mußten. Damals erklärten die Jesuiten, der Papst sei unfehlbar auch in Bezug auf die Thatsachen. Aber in derselben Zeit berichtete der florentinische Gesandte, aus dem Mund Alexanders VII gehe kein wahres Wort.

Während dieses parlamentarischen Widerstandes eröffnete Blaise Pascal [1623—1662] seinen geistigen Vernichtungskampf gegen die Jesuiten, er einer der Reichsunmittelbaren im Reich Gottes, an Tiefe des religiösen Sinnes Augustin und Luthern fast ebenbürtig, dazu im Besitz der feinen Bildung des damaligen Frankreich. Er stammt aus einer vornehmen Beamtenfamilie. Als Knabe will er den Grund aller Dinge wissen. Noch nicht unterrichtet in der Mathematik erfand er verwickelte geometrische Figuren, sein Vater sah sie erstaunt im Sande des Stubenbodens. Einige der wichtigsten mathematischen Erfindungen sind durch ihn geschehn. In seinem 24. Jahre gingen ihm einmal die Pferde durch auf der Brücke von Neuilly, die Vorderpferde stürzten in die Seine, da rissen die Stränge, und er war gerettet. Seitdem hat Pascal immer einen Abgrund neben sich gesehn, und Voltaire hielt dafür, er habe damals an seinem großen Geiste gelitten: daher sein Jansenismus. Aber gerade in seinen religiösen Schriften weht ein edler, mächtiger Geist, und auch nachmals hat er noch in schlafloser Nacht ein wichtiges mathematisches Problem gelöst. Doch seit jenem Unfall entsagte er menschlicher Wissenschaft und jedem überflüssigen Bedürfniß. Seine Schwester gratulirte ihm einmal etwas spöttisch, daß er auch die Besen unter die unnützen Möbel versetze. Er empfand die Lust Alles wegzugeben, doch will er nicht große Anstalten zur Wohlthätigkeit, Gott sei am angenehmsten, wenn Jeder nach Kraft und Gelegenheit für die Armen sorge, pauvrement. Seine Familie ward fortgerissen von seinem religiösen Enthusiasmus, die Schwester Nonne von Port-Royal. Er selbst lebte nur zuweilen unter jenen Einsiedlern, gewöhnlich in Paris. Die Schwester, die uns ein Bild seines Lebens bewahrt hat, hängt zärtlich an ihm, er aber will keine anhängliche Liebe haben noch gewähren, das sei ein Diebstahl an Gott. Er ist immer kränklich und achtet das für

den natürlichen Zustand des Christen. Körperliches Leiden, das vordem ihn verstört hatte, fördert ihn, denn es tödtet mit uns die Sünde ab. Bei seinen Kopf- und Zahnschmerzen trägt er insgeheim noch um den Leib einen Gürtel mit eisernen Spitzen. So oft im Gespräch irgend ein eitler Gedanke ihm kommt, züchtigt er sich, den Andern unbemerkt mit seinen Stacheln. Fontaine, der die Geschichte von Port-Royal geschrieben hat, sagt: „Durch seine Bußübungen war er die Freude der Engel, ja man kann von ihm sagen, er habe sich selbst umgebracht.“ Hier erkennt man etwas krankhaft Überspanntes, aber er war ein reicher, liebreicher Genius. Er hat sich nie als Mitglied einer Secte gefühlt, sondern als recht eigentlich in der Mitte des Christenthums. Er hat es unternommen, den Werth des Christenthums gegen die Freidenker und Gottesleugner zu erweisen. Fontaine schreibt: „Er forderte zu diesem Werk zehn gesunde Jahre.“ So hat sich ihm doch der Werth der Gesundheit auch für geistiges Schaffen aufgedrängt. „Gott gab ihm nur vier kranke.“ Er hat bloß Studien zu seinem Werk hinterlassen, die nach seinem frühen Tode geordnet und herausgegeben worden sind als Pensées de Pascal. Auch Voltaire erkennt sie an als ein classisches Werk der französischen Sprache.

Pascal hat den Plan dieser Apologie des Christenthums angegeben in vier Gruppen: 1) Schilderung des Menschen im natürlichen Zustand, der bisher gleichgültig gelebt und anfängt sich über sich selbst zu besinnen. Da sieht er sich verwickelt in Widersprüche der Gedanken, die er nicht lösen kann, und wendet sich an die Philosophie. 2) Darstellung der Philosophie und heidnischen Religion. Der Mensch findet hier keine genügende Antwort auf Zweifel und Zwiespalt. 3) Da fällt ein Buch in seine Hände, es enthält die Geschichte des jüdischen Volks und seine Poesie, das alte Testament. Alles deutet auf ein Vollkommenes, Vollkommenstes hin und bereitet als Weißagung dasselbe vor. 4) Die Erfüllung die vollkommene Religion, die alle Widersprüche löst. Zu diesem Werk hat Pascal nur Werkstücke hinterlassen. Es sind Reflexionen eines Mannes, der die Welt kennt, noch mehr die geheimen Falten des Menschenherzens, der mit allem Ringen nach Gewißheit es weiß, was zum Glauben und was zum Zweifel auffordert, und daß zuletzt der Mensch sich entscheiden muß zwischen Glauben und Zweifel durch einen Act des Willens. Aber dieser Wille ist von Gott gegeben, und das Herz hat seine Gründe, die der Verstand nicht kennt. Es sind sinnvolle leuchtende Gedanken, die seitdem so vielfach wiederholt und nachgeklungen sind, daß Manches uns fast trivial anmuthet, was damals frisch aus dem Quell des religiösen Gemüths kam. Wir wollen doch an

Einiges erinnern: „Ich sehe in der Natur zu viele Spuren eines Schöpfers um ihn zu leugnen, zu wenig um seiner gewiß zu werden. — Weltliche Dinge muß man kennen, um sie zu lieben, göttliche lieben, um sie kennen zu lernen. — Die Menschen halten ihre Einbildungskraft gern für ihr Herz und halten sich für bekehrt, indem sie nur daran denken, sich zu bekehren. — Das Gewissen ist die Stimme, der Statthalter Gottes auf Erden. — Alle Dinge verbergen ein Geheimniß, alle Dinge sind Schleier, welche Gott verhüllen. In Allem müssen die Christen ihn erkennen. — Es ist nicht wahr, daß Alles Gott verbirgt, und nicht wahr, daß Alles Gott enthüllt, sondern Beides ist zugleich wahr, daß Gott sich Denen verbirgt, die ihn versuchen, und Denen enthüllt, die ihn suchen, weil die Menschen Beides zugleich sind: Gottes unwürdig und für Gott empfänglich, unwürdig durch ihre Verderbniß, empfänglich durch ihre ursprüngliche Natur.

Pascal will aus dem bloßen Gewohnheitschristenthum heraus, selbst auf die Gefahr des Bruchs mit ihm: „Der gewöhnliche Mensch hat über sich die Gewalt, an das nicht zu denken, woran er nicht denken will. Denke nur nicht an die Stellen, die vom Messias handeln, sagte der Jude zu seinem Sohn. So erhalten sich die falschen Religionen, so erhält sich selbst die wahre bei vielen Menschen. Aber es gibt solche, die es nicht vermögen, sich so am Denken zu hindern, und die desto mehr denken, je mehr man es ihnen verbietet. Solche machen sich von den falschen Religionen los und selbst von der wahren, wenn sie nicht triftige Gründe für sie finden.“ „Der Gott der Christen ist nicht ein Gott, der bloß Urheber der mathematischen Wahrheit und Ordnung der Elemente ist, dies wäre der heidnische Standpunkt. Er ist nicht bloß ein Gott, der seine Vorsehung über das Leben und über die Güter der Menschen ausübt, um Denen, die ihn anbeten, eine Reihe von glücklichen Jahren zu geben, das wäre der jüdische Standpunkt. Sondern der Gott der Christen ist ein Gott der Liebe und des Trostes, der die Herzen, von denen er Besitz genommen, erfüllt; der sie ihr eignes Elend und seine unendliche Barmherzigkeit fühlen läßt und sie unfähig macht, ein andres Ziel zu wollen als ihn selbst. Es liegt zwischen uns und dem Himmel oder der Hölle nur das Leben, das allergebrechlichste Ding.“

Dieser ernste, geistvolle Christ, zürnend gegen den Leichtsinn der jesuitischen Religion, hat die Sache des Jansenismus in seinen Provinzialbriefen geführt unter dem Namen Montalto, an einen Freund in der Provinz über die obschwebenden Streitigkeiten. Diese Briefe sind einzeln erschienen, von der Polizei verfolgt, meist gedruckt auf der Seine im Schiff einer Wäscherin, der Verfasser lange Zeit unbekannt,

der damals dem großen Jesuiten-Collegium gegenüber wohnte. Erst durch diese Briefe ist das ganze Frankreich, das ganze gebildete Europa in das Interesse dieses Streites hineingezogen worden. Ihre Form ist der Art, daß am Eingang eines etwas lang gerathenen Briefs der Verfasser sich entschuldigt, er habe nicht Zeit gehabt, diesen Brief kürzer zu machen. Sie greifen vor Allem die Weltmoral und Weltklugheit der Jesuiten an in scharfen Einzelheiten mit Nachweisung aus ihren Schriften, insbesondre der Theologia moralis des Spaniers Escobar.

Pascal rief ihnen, deren damalige Macht vorzugsweise darauf gestellt war, daß sie das Joch Christi so gar leicht zu machen verstanden, zu: „Da eure Moral heidnisch ist, so könnt ihr leicht mit eigner Kraft die Gebote Gottes zu erfüllen meinen. Das Gesetz Gottes nach Paulus macht uns Alle zu Sündern, die Jesuitenmoral macht fast lauter Unschuldige. Ecce qui tollit peccata mundi. Da haben wir eine schöne Gewissensfreiheit!" Auch gegen die Art ihrer Polemik schreibt er: „Wir fordern von euch einen Beweis, ihr bringt uns einen Folianten!" Pascal ist offen hinausgeschritten über die juristische Spitzfindigkeit der Jansenisten: „Es ist unnöthig zu sagen, daß der Papst sich über eine Thatsache getäuscht habe, aber es ist gewiß, ihr Jesuiten habt den Papst betrogen, was jetzt, nachdem man euch kennt, Niemand verwundern kann."

Die Briefe sind vom Papst verdammt worden, aber sie haben ein unauslöschliches Kainszeichen auf die Stirn der Jesuiten gedrückt. Selbst die französische Sprache hat Spuren jenes Kampfes aufgenommen, und Escobarderie ist eine feine Lüge geworden. Die Macht des Genius und das Bedürfniß eines katholischen Gegensatzes wider die Jesuiten wurde darin offenbar, daß im 17. Jahrhundert die öffentliche Meinung Frankreichs für die Jansenisten war, trotzdem daß ihre Gegner den Verstand des Zeitalters und das Bewußtsein der sittlichen Freiheit für sich hatten. Nicht leichte Gründe und sehr leicht anschaulich zu machende sind auch den Jansenisten entgegengehalten worden. Z. B. eine Frau ist ihrem Mann dreimal untreu geworden; sie hat sich entschuldigt, sie habe die Gnade dreimal verloren. Bourdaloue, ein Jesuit, sprach in einer Predigt: „Was kann das ganze Gebäude eines christlichen Lebens mehr aus den Fugen reißen, als der Gedanke: Gott will mich vielleicht retten, vielleicht auch nicht! Ermahnt man mich, Gott zu dienen, meine Pflichten gegen die Religion getreu zu erfüllen, so werde ich sprechen: was weiß ich, ob nicht alle Sorge darum, alle Gewalt, die ich mir anthue, alle meine Gewissenhaftigkeit mir unnütz sei, da ich nicht weiß, ob mich Gott retten will. Man

stelle mir die Glorie des Himmels vor, die Seligkeit der Heiligen, ich müßte sagen: weiß ich, ob ich zu dieser Herrlichkeit bestimmt bin? Schildert man mir die Schrecken der Hölle, ich müßte sagen: weiß ich, ob es in meiner Macht steht, der Hölle auszuweichen, da mein Geschick von Ewigkeit her unabänderlich entschieden ist. Und zeigt man in meiner Todesstunde mir das Crucifix: Siehe dein Erlöser, vertraue auf die Kraft seines Blutes — weiß ich denn, ob dieses kostbare Blut auch für mich vergossen ist! Denn ich weiß ja nicht, ob Gott mich erretten will."

Die Jansenisten wurden durch persönliche Erinnerung theils gefördert, theils verdächtigt. Mit gutem Recht konnten sie sich auf den heiligen Augustin berufen. Sie haben einen lateinischen Brief ohne Namen herausgegeben, der ihr Dogma mit klaren Worten enthält. Die Jesuiten gingen in die Falle und fielen darüber her als über eine neue ketzerische Schrift. Aber es war ein Brief Prospers, des vertrauten Schülers Augustins. Zuletzt sagten die Jesuiten, man müsse die Kirche frei machen von dem sie schulmeisternden Augustin. Die Jansenisten traf dagegen der Vorwurf des heimlichen Protestantismus. Allerdings berühren sie sich in einem Grundsatz der ersten dogmatischen Gestalt des Protestantismus, wie Calvin sie festgehalten hat. Man äußerte in Genf offne Freude, daß die Wahrheit Eroberungen mache im feindlichen Lager. Doch blieb immer der Unterschied: die Reformatoren wurden durch das augustinische Dogma zur Lehre vom alleinseligmachenden Glauben geführt über alle Verdienstlichkeit äußerlicher Werke. Jansen dagegen hält die katholische Praxis fest und steigert sie zur strengen Askese, wie wir sie bei Pascal bemerkten. Die sittliche Härte und das Sauersehn der Jansenisten ist sprüchwörtlich geworden. Der König, so weit er im Frieden mit dem Papst lebte, forderte Unterwerfung. Dazu kam, daß Männer der parlamentarischen Opposition, in des Königs Ungnade, Aufnahme gefunden hatten unter den Einsiedlern von Port-Royal. Ihre Hingebung an Gott war vereinbar mit dem Freiheitsgefühl gegen das unbedingte Königthum, man sagte: wenn der Jansenismus herrschend würde, könne der König nicht einmal eine Maitresse halten. So ist endlich der päpstliche Spruch durch königliche Despotie in ganz Frankreich vollzogen worden: Port-Royal wurde aufgelöst, die Nonnen in andre Klöster zur Haft vertheilt. Die Todten, die sich hatten bestatten lassen um das Kloster, wurden ausgegraben, weil sie als Heilige galten. Die Überlebenden sagten: „An den einsamen Altären werden fortan die Engel beten." Bald wurden auch die Altäre mitsammt dem Kloster

abgebrochen. Wenige Trümmer zeigen dem Wandrer, wo das einstmalige Port Royal des Champs gestanden hat.

Aber noch einmal hat eine andre Generation sich für den Jansenismus erhoben. Das ist der zweite Act seiner Geschichte.

§ 272. Die Constitution Unigenitus.

Der Priester Paschasius Quesnel hatte sein Neues Testament herausgegeben als Einführung in die H. Schrift zum erbaulichen Gebrauch, etwa wie Dinters Schullehrerbibel oder Bunsens Bibelwerk nur tiefer als jene, volksthümlicher als dieses, gläubiger als beide. Bossuet hatte das Werk empfohlen: es möge den Geistlichen dienen statt einer ganzen Bibliothek. Der Erzbischof von Paris, Cardinal Noailles, hatte die Zueignung angenommen. Die päpstliche Verdammung dieses Werkes durch die Constitution Unigenitus [1713] war ein leidenschaftliches Werk des Jesuitismus, das der König unterstützt hatte. Verdammt wurden Sätze der Art: „Die Gnade unsers Herrn Jesus Christus ist zu allen guten Werken nöthig. — Außerhalb der Kirche ist keine Gnade. — Vergebens befiehlst du, o Herr, wenn du nicht selbst Dasjenige gibst, was du befiehlst." Diese Sentenz entspricht fast genau einem berühmten Worte in den Confessionen Augustins: „Gib was du befiehlst, und befiehl was du willst!" Weiter: „Der Glaube rechtfertigt, wenn er wirkt, er wirkt aber durch die Liebe." Einige Sätze verrathen deutlich die reformatorische Richtung: „Der Sonntag muß geheiligt werden durch das Lesen frommer Schriften, insbesondre der Bibel. — Den Christen das Lesen der Bibel, besonders der Evangelien verbieten ist ebenso viel als den Kindern des Lichts das Licht verbieten. — Furcht vor ungerechter Excommunication darf uns nicht hindern, unsre Pflicht zu erfüllen. Wir gehen nicht aus der Kirche heraus, ob es gleich scheine, daß wir durch die Bosheit der Menschen ausgetrieben sind, wenn wir Christo und der Kirche selbst durch die Liebe zugethan bleiben." Das französische Volk sah ein Buch verdammt, in welchem es seit Jahren Belehrung, Trost und Erbauung gefunden, aber die ganze Macht des Königthums erhob sich zur Niederwerfung der Opposition, und sie ist niedergeworfen worden. Ludwig XIV starb nicht ohne Bangigkeit, in dieser Sache zu viel gethan zu haben [1715]. Unter dem Regenten Orleans, dem der Papst so gleichgültig war als Christus, legten viele Bischöfe und Gelehrte Appellation ein gegen das päpstliche Gesetz an ein künftiges Concilium. Aber weil der Minister Dubois

Cardinal werden wollte, entschied sich die Regentschaft [s. 1719] gegen die Appellanten, und als Ludwig XV [1723] unter dem Cardinal Fleury die Regierung übernahm, wurde die Zurücknahme der Appellation durch Entsetzung, Kerker oder Verbannung, und die Einregistrirung der Constitution als Reichsgesetz durch einen Act der königlichen Souveränität erzwungen [1730].

Was von so viel geistvollen Männern vertheidigt worden, endet scheinbar in einem Wunder-Spectakel. Schon zur Zeit von Port-Royal litt eine Nichte Pascals an einer Thränenfistel, die von Ärzten für unheilbar erklärt wurde. Aber ihrer Sehnsucht entsprechend, wird das kranke Auge durch die Dornenkrone Christi berührt, die Verwunderung der Ärzte über diese Heilung ist unleugbar. Nun kommen Wunder vor auf dem Grabe des Franz von Paris, eines Diakonen und jansenistischen Heiligen, der Alles den Armen gegeben hatte und mit der Appellation in der Hand gestorben war. Thatsache ist, daß auf seinem Grabe Convulsionen und Heilungen der Kranken erfolgt sind. Ein Bericht darüber wurde vom Parlamentsrath Mongeron erstattet, bekannt als Wüstling und Verächter aller Religion. Er hat die vermeinten Wunderheilungen nur beobachtet, um sie als Täuschung zu enthüllen. Da wird er ergriffen von der Andacht der Menge, es kommt ihm die Überzeugung vom Christenthum und den Wundern zugleich. Er ist dafür in die Bastille gesetzt worden und dort gestorben. Im Angesicht von Tausenden wurde eine Frau mit furchtbarem Kropf herangebracht, ihr Hals von Ärzten untersucht. Als sie eine Stunde auf dem Grabe gelegen, wird sie von Krämpfen befallen. Endlich, wie erwachend, hat sie ausgerufen: „Gott sei gelobt!“ und der Kropf war verschwunden. Die Regierung hielt die Unterdrückung des Wunderwesens für nothwendig. Der Gottesacker St. Medardus wurde vermauert. Da machten Spötter diesen Anschlag: De part du roi défense à Dieu de faire miracles en ce lieu! Voltaire schrieb: „Das Grab des Franz von Paris wurde das Grab des Jansenismus.“ Doch nur wiefern seit jener Zeit der Jansenismus nur als abgeschloßne Erscheinung und nicht mehr als historische Macht bestand, die hoffen konnte, eine Reformation der Kirche zu vollziehn.

Der Erzbischof Beaumont von Paris hatte befohlen, jedem Sterbenden, der sich nicht durch einen Beichtzettel über die Annahme der Constitution ausweise, die Sacramente zu verweigern, und dem Herzog von Orleans wurden sie verweigert. Das Parlament bestand darauf, daß der Erzbischof dazu nicht berechtigt sei, und es erhob sich die Frage nach dem Recht der Einmischung bürgerlicher Gerichte in

das Geistliche. Der Hof war für den Erzbischof, der König verbot die Einmischung. Das Parlament wurde aus Paris verwiesen. Aber es berief sich auf den königlichen Eid, jedem Bürger zu seinem Recht zu verhelfen, und durch die öffentliche Meinung sah der Minister doch sich genöthigt, es zurückzurufen, ein kleines Vorspiel der Revolution, als die Nationalversammlung an die Stelle des Parlaments trat. Benedict XIV befahl endlich, Niemand solle gefragt werden, ob er die Constitution annehme, sondern nur solchen seien die Sacramente zu verweigern, die sich selbst als Jansenisten bekennen.

Wie der Jansenismus aus verschiednen Elementen bestand, so ist er in dieselben aus einander gefallen, als seine Zeit vorüber war, nach der Mitte des 18. Jahrhunderts: Sein gallikanisches, antirömisches Element kam zur festen, beschränkten Gestalt in Utrecht als katholisches Kirchenwesen ohne Papst. Das Erzbisthum Utrecht hatte durch die Reformation Kirchengut verloren und den größten Theil der Gläubigen. Seitdem wurde kein Erzbischof mehr eingesetzt, doch das Domcapitel blieb katholisch, auch ein kleiner Theil der Gemeinde. Der Papst setzte dieser zusammengeschmolzenen Gemeinde einen Bischof in partibus, also einen Titularbischof vor. Als solcher wurde Peter de Kodde des Jansenismus beschuldigt, nach Rom gefordert und entsetzt. Seinen vom Papst gesandten Nachfolger erkannte die Gemeinde und ein Theil des Capitels nicht an. Sie wählten Cornelius Steenhoven, der durch einen aus Frankreich flüchtigen jansenistischen Bischof geweiht wurde. Um Mitte des 18. Jahrhunderts weihte dieser Erzbischof von Utrecht zwei Bischöfe, von Harlem und Deventer. Und dieses kleine Kirchenwesen von jetzt etwa 6000 Gemeindegliedern hat fortbestanden, ohne irgend etwas Eigenthümliches aus sich zu entwickeln. Jeder neugewählte Bischof bittet den Papst um Bestätigung, dieser dagegen erläßt die Excommunication. Aber der Bischof läßt sich ruhig weihen und hat bereits die Appellation an das nächste allgemeine Concil ausgefertigt, die er ganz höflich nach Rom schickt.

Das zweite Element war die asketisch-mystische Richtung, wie sie gesteigert im Wunderglauben an Franz von Paris sich zeigt. Sie hat fortbestanden in geheimen Vereinen zunächst in Paris. Der Bischof Gregoire hat über die Secten Berichte von Augenzeugen mitgetheilt, wie Frauen im Kreise einiger Andächtigen sich kreuzigen ließen. Mit Heroismus haben sie sich Nägel durch die Hände schlagen und eine Wunde in der Seite öffnen lassen, nicht zum Tode, doch haben sie stundenlang am Kreuze gehangen. Die Wunden wurden ausgewaschen mit Pariswasser, d. h. mit Wasser, gemischt mit Erde vom

Grabe jenes jansenistischen Heiligen. In solchem Zustand haben gekreuzigte Frauen Weißagungen verkündet, die durch die Revolution schrecklich erfüllt worden sind. Ihr Vorgefühl lag in der Zeit und ist auch in der weltlichen Literatur von Frankreich ausgesprochen worden.

Die größere Wirkung übte der Jansenismus als theologische Gesinnung, als freier sittlicher Geist, nachdem die beengende Form zerfallen war. Alle Unternehmungen, der Freiheit innerhalb der katholischen Kirche einigen Raum zu schaffen, sind von Jansenisten ausgegangen, und noch tief im 19. Jahrhundert wurden in romanischen Landen freisinnige Geistliche Jansenisten genannt.

So ist der Jansenismus nicht siegreich gewesen, zunächst weil die dogmatische Form gegen den Verstand des Zeitalters stritt, weil auch die geistreichen, frommen Wortführer doch im Widerspruch mit sich selbst waren. Sie achteten die sittlich-religiöse Gesinnung für allein werthvoll und doch fordern sie harte, unnatürliche Entsagung. Sie wollen Katholiken bleiben und doch sind sie zerfallen mit der höchsten katholischen Kirchengewalt. Durch die Verfolgung der Jansenisten ist im französischen Volk das päpstliche Ansehn, die Achtung vor der Kirche tief erschüttert worden, es hat die Frommen durch den Papst mißhandeln sehn. Die Jesuiten haben gesiegt, wir werden bald sehn um welchen Preis. Sie haben Wind gesät und Sturm ist aufgegangen.

§ 273. Mystik. Quietismus und frommer Humor.

Die Theologie des frommen Herzens als Mystik erscheint oft in zweifelhafter Stellung zur Kirche, zweifelhaft zur Religion selbst bei großer Energie derselben. So zeigt Antoinette Bourignon eine Mischung von Frömmigkeit, Hochmuth und Phantasterei. 1616 geboren, aus vornehmer Familie, als Kind häßlich und zurückgesetzt, als Jungfrau anmuthig und weltlich, wird ihr durch Furcht vor dem Tode plötzlich die Eitelkeit alles Lebens offenbar. Als sie Gott vorschlug, ihn und die Creatur zugleich lieb zu haben, sagte er: das könne nicht sein, er müsse das ganze Herz haben. Im 20. Jahr, im Moment vermählt zu werden, läuft sie aus dem väterlichen Haus. Sie hat nur einen Sou mitgenommen, da vernimmt sie Gottes Stimme: „Wo ist dein Glaube?“ Sie wirft das Geldstück weg. In Holstein hat sie durch ein jansenistisches Vermächtniß Güter erhalten und ist so in jene Gegenden geführt worden. Sie gibt sich als Gemahlin Gottes aus, als das Weib, das der Schlange den Kopf zertritt, sie will alle christlichen Elemente um sich

versammeln. Nach einer Offenbarung, daß die Liebe Gottes allein der Prüfstein sei, will sie sich gar nicht mehr um die Kirche kümmern, sie nimmt Protestanten und Katholiken in gleicher Weise auf. In Holstein wurde sie gelegentlich von Pastoren und vom Pöbel verfolgt. Es sind noch ihre letzten Worte aufbewahrt: „Wenn ich sterbe, so ist es nicht Gottes Wille, denn ich habe noch nicht ausgeführt, was ich ausführen sollte.“ Dies in sich Widersprechende ist der innere Widerspruch ihres ganzen Lebens, ihre eitle Erwartung [† 1673].

In Spanien sind Alombrados aufgetaucht, so viel wie Illuminaten, Erleuchtete. Das Christenthum war ihnen nichts Äußeres, als eine Geisteskirche. Sie sind rasch durch die Inquisition zertreten worden.

Es ist ungewiß, ob Michael Molinos, ein spanischer Priester aus Saragossa in Rom, mit ihnen zusammenhing. Sein Weg zu Gott, die Schrift Guida spirituale, ist der alte mystische Weg der Aufgebung des Ichs, die Vernichtigung nicht nur der Selbstsucht, sondern des Selbstgefühls und eignen Denkens. Es heißt darin: „Werde ganz zu nichts, so wird Gott dein Alles sein. Zum Gebet gehören nicht Worte, die Seele ist ohne dieselben Gott am nächsten, sie wird durch heiliges Stillschweigen zur Gegenwart Gottes geführt. Bei diesem leidenden Gebet darf der Mensch nicht an Geschöpfe, ja nicht an Gott denken; man darf auch nicht wissen, was Gott in uns wirkt, damit man sich nicht einbildet, etwas Gutes vollbracht zu haben. So entsteht der mystische Tod, ein Erwachen zum Leben in Gott: „O schöner Tausch, wenn die Seele das Nichts aller irdischen Dinge verlassen und Alles in Jesu gefunden! Sie verlangt nichts, sehnt sich nach nichts, ruht ganz unbeweglich in Gott.“ Das sind Paradoxien einer gefühlsmäßigen Frömmigkeit, gegenüber der geschäftigen Werkheiligkeit des römischen Katholicismus berechtigt oder doch erklärlich. So kommt in der Casuistik des Jesuitismus nicht selten die Frage vor: Wie oft und wann sind wir schuldig, Gott zu lieben? Verschiedene Autoritäten antworten: wenigstens jährlich einmal, oder alle Sonntage einmal. Solcher kindischen Theologie entgegen fordert Molinos die unbedingte, alleinige Hingebung an Gott. Er ist das Orakel der Seelsorge in Rom geworden. Innocenz XI gab ihm Wohnung im Vatican an seiner Seite. Der Zusammenhang dieser Mystik mit dem Jansenismus lag in der Willenlosigkeit des Frommen. Durch die Jesuiten wurde die französische Regierung bewogen, beim Papst sich zu beklagen: es sei sehr anstößig, daß S. Heiligkeit im eignen Palast einen Mann halte, der zur Geringschätzung der Religion und ihrer Diener führe. Innocenz XI sah sich genöthigt, seinen from-

men Freund der Inquisition zu überlassen. Damals ging in Rom die Rede: die Inquisition habe Gesandte an den Papst geschickt, um ihn über seine Rechtgläubigkeit zu fragen, und der habe sie zufrieden gestellt. Im Guida ist auch manches Reformatorische: Kein Geschöpf, auch nicht die H. Jungfrau, oder die Heiligen darf den Platz in unserm Herzen einnehmen, denn Gott will es allein besitzen und inne haben. Überdruß an geistlichen Übungen ist gut, denn dadurch wird die Eigenliebe geläutert. In der Inquisition ergab sich, daß Molinos 20 Jahre lang nicht gebeichtet und gefastet habe, daß seine Anhänger oft zum Abendmahl aber nicht zur Beichte kamen, auch nicht den Rosenkranz beteten, da dieses mechanische Gebet die Einigung mit Gott hindere. 68 Sätze hat die Inquisition aus dem Buche verdammt. Es sind Paradoxien, Consequenzen einer hochgespannten Frömmigkeit: „Wer sich ganz in den göttlichen Willen ergibt, soll Gott nicht um etwas bitten, denn Bitte ist Unvollkommenes, Handlung der eignen Wahl, auch soll er nicht danken, denn auch das ist eine Handlung eignen Willens. Es ziemt nicht, für Strafe der Sünden Ablaß zu suchen, weil besser ist, der göttlichen Gerechtigkeit genug zu thun, als sich um die göttliche Barmherzigkeit zu bewerben: jenes stammt aus reiner, dieses aus eigennütziger Liebe. Wenn die Seele zu mystischem Tode gekommen, kann sie nichts wollen, als was Gott will, denn Gott hat ihr den eignen Willen genommen." Allerdings mit solchen Gedanken kann leicht Mißbrauch getrieben werden, indem die Sünde selbst als Gottes Wille erscheint, oder die Folge kann sittliche Ermattung sein. Jedenfalls solch eine Gesinnung bedarf eine unfehlbare Kirche mit ihrem Cärimonienwesen nicht. So ist die Lehre verdammt worden als Quietismus, der gleichgültig gegen alle kirchliche Vermittlung willenlos ruht in Gott. Auf der Folter mit dem Feuertod bedroht, hat Molinos jene 68 Sätze auf dem Platz vor der Dominicanerkirche feierlich abgeschworen. Aber das hat ihn nicht gerettet: er ist zu ewigem Gefängniß verurtheilt worden im Dominicanerkloster. Zweimal täglich mußte er den Rosenkranz beten. Als der Prior ihn in das dunkle Gewölbe stieß, sprach Molinos: „Lebt wohl, mein Vater, wir sehn uns wieder am Tage des Gerichts, dann wird's sich zeigen, ob die Wahrheit auf meiner oder auf eurer Seite ist." Etwa nach neun Jahren ist er gestorben: eine sichre Kunde ist von dem lebendig Begrabnen nicht mehr gekommen.

Sein Quietismus hat Theilnahme gefunden in Frankreich. Jeanne Marie de Guyon wollte schon als Kind nur vom Himmel wissen. Dann kam über die Jungfrau eine Zeit der Gottentfremdung, des Jähzorns, der Eitelkeit und Lust zur Lüge. Sie wurde glänzend aber elend ver-

wählt. Das Kreuz führt sie wieder hin zum Ewigen. Als sie nun Gott mit Schmerzen unter allerlei frommen Übungen sucht, sagt ihr ein Mönch: „Gnädige Frau, Sie suchen außerhalb, was Sie in sich selbst haben. Suchen Sie Gott in Ihrem Herzen und Sie werden ihn finden." Dies Wort ist wie ein Pfeil durch ihre Seele gegangen. Sie war jung verwittwet, schön und reich, aber sie will Gott allein dienen. Bei aller Demuth ist sie nicht ohne Hochmuth und Geschmacklosigkeit. Sie hat gegen Bossuet ihre Schriftstellerei vertheidigt: „Ich möchte hoffen, daß Gott, der einst eine Eselin sprechen ließ, auch eine Frau zulassen kann, die oft nicht mehr weiß, was sie sagt, als die Eselin Bileams." Einmal reißt sie ihre Kleider auf, sie berste vor Gnadenfülle. Im Spital zwingt sie sich, den Auswurf von Kranken zu verschlingen. Sie ist als Schriftstellerin berühmt geworden. Ihr Hauptwerk Les Torrens: denn wie die Ströme sich in's Meer ergießen, soll die Seele sich verlieren in Gott. In diesem Sinn heißt es: „Wenn die Seele sich abgestorben ihre eigne Fäulniß riecht, dann lebt Gott in ihr und sie sieht sich mit seinen Augen. Sie hat in diesem Zustand noch Fehler, weiß es und thut nichts, sie abzuthun, denn sie müßte zu diesem Zweck sich mit sich selbst beschäftigen." Wie man hier die Gefahr solcher Frömmigkeit für die Sittlichkeit erkennt, so wurde auch ihre Liebe Gottes ein Buhlen mit Gott. Aber vielleicht haben wenig Menschen im Silberblick irdischen Glücks einen Menschen so geliebt, wie sie ein langes Leben durch Gott geliebt hat. Damals war enthusiastische Frömmigkeit in Frankreich ohne hohe Gunst, es sollte keine andre Form gelten, als die der König wollte. Zehn Jahre ist sie dafür im Gefängniß gewesen und Bossuet war nicht ohne Schuld daran. Fénélon hat als ihr Gewissensrath seine Explication des maximes des Saints sur la vie intérieure geschrieben, sie vertheidigend und berichtigend. Es heißt darin: „Die reine Liebe macht, daß die Seele ihr gleichsam selbst fremd wird, nur um Gottes Willen sich liebt. Das wörtliche Gebet ohne das innere, d. i. ohne Aufmerksamkeit des Geistes und Zuneigung des Herzens, ist abergläubisch. Der geistliche Tod ist vollkommene Reinigung und Uneigennützigkeit der Liebe. Die wesentliche Vereinigung mit Gott ist die einfältige, uneigennützige Liebe, welche alle Neigungen ausfüllt und durch so ruhige, gleichförmige Handlungen ausgeübt wird, daß Gott und Mensch eins scheinen, obgleich sie sehr verschieden sind." Hier war die Grenze gezogen zwischen jener Liebe, die verzehrt und die erbaut. Fénélon und Bossuet sind in Streit gerathen über die indifférence du salut. Bossuet: „Man übe die Pflicht des Glaubens und der Liebe, um selig zu werden!" Fénélon behauptet ihre volle Uneigennützigkeit, um

ihrer selbst willen sei sie zu lieben. Bossuet hat sich nach Rom gewendet gegen seinen großen Gegner und es ist ihm da gelungen, die Sache Fénélons mit der Sache Molinos zu verwickeln. Am 25. März 1699, dem Tag vor Mariä Verkündigung, brachte Graf Fénélon, der Bruder des Erzbischofs, das Breve, durch welches das Buch von den Maximen der Heiligen vom Papst verdammt worden ist. Es war nur noch wenige Minuten vor Anfang der Predigt. Der Bischof, tief ergriffen, war zwischen sein religiöses Gefühl und die Ehrfurcht vor dem Papst gestellt. Er änderte seine Predigt, sprach von der Pflicht vollkommener Unterwerfung unter den Willen der von Gott gesetzten Obrigkeit und verlas dann das Breve: des Papstes Spruch sei ihm eine Stimme vom Himmel, der auch unverstanden er sich unterwerfe. Man hat Fénélon in diesem Moment verglichen mit Luther in Worms, und in dieser Vergleichung die Frage aufgeworfen, wer von Beiden der Größte sei. Nun Jeder hat gesprochen im Sinn seiner Kirche. Innocenz XII persönlich hat mild über den Streit der beiden französischen Bischöfe geurtheilt. Aber auch durch diese Verdammung dessen, der in überschreitender Gottliebe doch den Katholicismus in Frankreich am reinsten darstellte, ist das Ansehn des Papstes sehr erschüttert worden.

So ist die Religion der Liebe in ihrer Überschwänglichkeit wie in ihrer ernsten Gemessenheit von der Kirchengewalt in Frankreich und Italien gemißhandelt. Weit kühner ist sie in Deutschland durch einen Dichter ausgesprochen, der von Königen und Päpsten unbeachtet blieb. Johannes Scheffler, kaiserlicher Leibarzt, in der lutherischen Kirche aufgewachsen, wird katholisch, im 29. Jahre Priester und geistlicher Rath des Fürstbischofs von Breslau [† 1677]. Er hat polemische Schriften geschrieben, aber auch Kirchenlieder gedichtet, die in unsrer Kirche gesungen worden sind: „Liebe, die du mich zum Bilde". „Mir nach spricht Christus unser Held". „Ich will dich lieben, meine Seele". Sein poetischer Name war Angelus Silesius, schlesischer Bote oder Engel. Er hat wie weissagend Gedanken der neuern Philosophie als poetisch-religiöse Anschauungen ausgesprochen, in den Abgrund des Pantheismus versinkend und doch durch seine Liebesfülle immer wieder emporgetragen. Dieser Dichter setzt sich titanenhaft auf Gottes Stuhl und doch befiehlt er in unbedingter Hingebung sich in Gottes Hände. In der Vorrede zum „Cherubinischen Wandersmann" verwahrt er sich dagegen, daß die Seele je ihre Geschaffenheit verlieren könne und durch Vergötterung in Gottes ungeschaffnes Wesen verwandelt werden. Das Menschliche wird nur wie ein Tropfen Wasser in vielen Wein gegossen. Gerade dieses Schwankende zwischen dem Versinken in Gott und einem

bleibenden Wechselverhältniß zwischen Mensch und Gott ist der besondre Reiz dieser religiösen Poesie. Dazu ist er katholisch geworden und doch durch seinen religiösen Genius über alle katholische Beschränktheit erhaben. In seinen Sinnsprüchen ist er wohl der größte religiöse Dichter. Es sind kleine Epigramme, deren Überschriften wie Räthsel lauten, die sich dann in ein Bild oder einen sinnvollen Gedanken entwickeln. Wir stellen das Titanenhafte voran:

Du mußt was Gott ist sein.

Soll ich mein letztes End und ersten Anfang finden,
So muß ich mich in Gott und Gott in mir ergründen,
Und werden das was er, ich muß ein Schein im Schein,
Ich muß ein Wort im Wort, ein Gott im Gotte sein.

Gott lebt nicht ohne mich.

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht im Nun kann leben,
Werd' ich zu nicht, er muß vor Noth den Geist aufgeben.

Ich hab's von Gott und Gott von mir.

Daß Gott so selig ist und lebt ohne Verlangen,
Hat er sowohl von mir als ich von ihm empfangen.

Ich bin wie Gott und Gott wie ich.

Ich bin so groß als Gott, er ist als ich so klein,
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein.

Gott trägt vollkommene Früchte.

Wer mir Vollkommenheit, wie Gott hat, ab will sprechen
Der müßte mich zuvor an seinem Weinstock brechen.

Der Unterschied.

Sag zwischen mir und Gott den ein'gen Unterscheid:
Es ist mit einem Wort nichts als die Anderheit!

Gott stirbt und lebt in uns.

Ich sterb' und leb auch nicht, Gott selber stirbt in mir,
Und was ich leben soll, lebt er auch für und für.

Ein Abgrund ruft den andern.

Der Abgrund meines Geists ruft immer mit Geschrei
Den Abgrund Gottes an: sag', welcher tiefer sei.

Gott mag nichts ohne mich.

Gott mag nicht ohne mich ein einzigs Würmlein machen:
Erhalt ich's nicht mit ihm, so muß es stracks verkrachen.

Daraus folgt, daß der gottgeeinte Mensch Christo gleich ist:

Ein Christ ist Gottes Sohn.

Ich auch bin Gottes Sohn, ich sitz an seiner Hand:
Sein Geist, sein Fleisch, sein Blut ist ihm an mir bekannt.

Du mußt's hinwieder sein.

Gott ist dir worden Mensch: wirst du nicht minder Gott,
So schmähst du die Geburt und höhnest seinen Tod.

Das aber geschieht durch religiös-sittliche Erhebung:

Der Mensch ist Ewigkeit.

Ich selbst bin Ewigkeit, wenn ich die Zeit verlasse
Und mich in Gott und Gott in mich zusammenfasse.

Wie heißt der neue Mensch.

Willst du den neuen Mensch und seinen Namen kennen,
So frage Gott zuvor, wie er sich pflegt zu nennen.

Das wesentlich Gebet.

Wer lautren Herzens lebt und geht auf Christi Bahn,
Der betet wesentlich Gott in sich selber an.

Ohne Warum.

Die Ros' ist ohn' Warum; sie blühet, weil sie blühet,
Sie acht nicht ihrer selbst, fragt nicht, ob man sie siehet.

Wie hier das menschlich Große einfach ausgesprochen ist, so hat der Dichter auch für die Idee Gottes ein einfaches Wort:

Gott ist das was er will.

Gott ist ein Wunderding, er ist das was er will.
Und will das was er ist, ohn' alles Maß und Ziel.

Wie gründt sich Gott.

Gott gründt sich ohne Grund und mißt sich ohne Maß:
Bist du ein Geist mit ihm, Mensch, so verstehst du das.

Daneben das einfach Christliche:

Die beste Sicherheit.

Schlaf meine Seele, schlaf! Denn in des Liebsten Wunden
Hast du die Sicherheit und volle Ruh gefunden.

Die Gnade wird Natur.

Fragst du, warum ein Christ sei fromm, gerecht und frei,
So fragest du: warum ein Lamm kein Tiger sei.

Aber dies Christenthum ist ein rein innerliches:

Betlehem.

Wird Christus tausendmal zu Betlehem geboren
Und nicht in dir, so bleibst du ewiglich verloren.

Golgatha.

Das Kreuz zu Golgatha kann dich nicht von dem Bösen,
Wo es nicht auch in dir wird aufgericht, erlösen.

Gabriel.

Was hilft mich's, Gabriel, daß du Marien grüßt,
Wenn du nicht auch bei mir derselbe Bote bist.

So ist der Dichter Katholik und doch über den Katholicismus erhaben:

Die frommen Werke.

Mensch dünke dich nur nicht vor Gott mit Werken viel,
Denn aller Heil'gen Thun ist gegen Gott ein Spiel.

Das stumme Gebet.

Geschäftig sein ist gut, viel besser aber beten,
Noch besser still und stumm vor Gott den Herren treten.

Inwendiges Himmelreich.

Christ mein, wo laufst du hin? Der Himmel ist in dir,
Was suchst du ihn dann erst vor eines Andern Thür!

Gott allein.

Weg, weg, ihr Seraphim! Ihr könnt mich nicht erquicken!
Weg, weg, ihr Heiligen! und was an euch thut blicken.
Ich will nun eurer nicht: ich werfe mich allein
In s ungeschaffne Meer der bloßen Gottheit ein.

Die zweite Stimme aus der deutschen Kirche ist ein Redner von gröberm Schrot und Korn, Ulrich **Megerle**, mit seinem Klosternamen **Abraham a Santa Clara** [† 1709]. In Norddeutschland unter Protestanten war er lange nur angesehn als geistlicher Possenreißer. Er liebt allerdings Wortspielerei, Haschen nach Effect, eine Heiterkeit, die der religiösen Stimmung nicht gewöhnlich. Aber er hat lebendige Phantasie, Menschenkenntniß und eine frische Volksstimme. Er stammt aus Krähenheinstetten in Schwaben, Sohn eines leibeignen, doch wohlhabenden Gastwirths. Er wurde Augustiner, Doctor der Theologie, kaiserlicher Hofprediger in Wien, und hat ein ernstes, wohlthätiges Leben geführt in frommer vaterländischer Gesinnung, als Prediger und Volksschriftsteller hochgehalten. Sein „Judas der Erzschelm" in vier Bänden liest sich wie ein Roman. Als der zu Hofe will, wird ihm angekündigt, was er dort für Wunderding finden wird: „Lauter Meßner, aber nur solche, die mit der Sauglocke läuten; lauter Fischer, aber nur solche, die mit faulen Fischen umgehn; lauter Schneider, aber nur solche, die Einem suchen die Ehre abzuschneiden; lauter Drechsler, aber nur solche, die Einem suchen eine Nasen zu drehn; lauter Köche, die Einem die Suppen versalzen; lauter Fuhrleut, die Einen hinter's Licht führen. Du wirst finden, daß alldort die Redlichkeit wie der Palmesel ist, der des Jahres nur einmal an's Licht kommt, so viel Treu als Speck in einer Juden-Kuchelei; daß man allda die Hungrigen speist, aber bloß mit Worten; daß man allda die Nackende bekleidet, aber nur die Wahrheit, denn dieselbe bloßer nicht erscheinen darf." Er ist stark in Popularisirung der H. Schrift. So im Gleichniß vom verlornen Sohn: „Was der verlorne Sohn für ein Landsmann gewest, ist nit bekannt, ich glaube aber ein Irrländer. Wie er geheißt habe, ist nit bewußt, ich glaube aber Malefacius; von was vor ein Ort er sich geschrieben, allweil er ein Edelmann, hat man noch nit erfahren, ich glaub aber von Mädlsperg oder Frauenhoffen; was er vor ein Wappen geführt, hat Niemand beschrieben, ich glaub aber einen Saumagen im grünen Felde. Sein Studiren war ein Galanisiren, seine Bücher die Becher, sein lateinisch Reden proficiat, er war ein saubrer Bruder voller Luder, ein Vagant, ein Bacchant, ein Amant, ein Turbant." Es folgt ein Ausfall gegen das damals übliche Reisen des jungen Adels nach Paris: „Dieser Gesell reiste mit wohlgespicktem Beutel, aber er ist zurückgekommen nit frömmer, sondern schlimmer, und werden noch gar manchem adligen Jüngling die fremden Länder in Elender verwandelt. Der fromme Jacob hat auf seiner Reis' eine Leiter gen Himmel gesehn: aber aus unserm Adel finden Viele auf ihrer Reis' eine Leiter in die Hölle. Sagt

mir, liebe Halb-Deutsche, denn ganze seid ihr schon lang nit mehr gewest, ist es nit wahr? Schickt ihr eure Söhne nit aus, damit sie in fremden Ländern mit großen Unkosten fremde Laster lernen? Spitzfindiger kommen sie auch nicht zurück, außer daß sie neue Modi von Spitzen mit sich bringen; neue Modi-Hut, Modi-Rock, Modi-Hosen, auch Modi-Gewissen schleichen sich durch eure Reisen in unser liebes Deutschland, und es verändern sich eure Narrenkittel mit dem Mondschein, es werden bald müssen die Schneider eine hohe Schul aufrichten, worauf sie doctormäßig graduiren. Wenn ich alle Modi-Rock seit 24 Jahren bei einander hätt, ich getraute mir die ganze Türkei damit zu verhängen, daß sich die Constantinopolitaner möchten einbilden, ihr Mohammed wolle Blindekuh mit ihnen spielen." Nun kehrt er zurück zur Parabel: „Nachdem dann das Sau-Convict diesem Früchtel nit mehr geschmeckt, seiend ihm heilsame Gedanken eingefallen." „Unterdessen kommt der ander Bruder nach Haus, hört von fern pfeifen, geigen, juchheisen. Hölle, sagt er, was ist das! Es wird ja meine Schwester nit Hochzeit halten, hab ich doch heut früh um keine Braut gewußt. Da bringt ihm Einer ein Glas Wein zum Fenster heraus, und der Hausknecht lauft ihm entgegen mit der Zeitung, sein Bruder sei nach Haus gekommen, dem's so schlecht in der Fremde ergangen, er soll hurtig hineingehn auf ein kälbernes Brätel. Der ward hierüber ganz bleich vor Neid, setzt sich nieder vor die Hausthür, kifelt die Nägel, kratzet im Kopfe, rumpfet die Nasen."

Die Capucinerpredigt in Wallensteins Lager ist eine geistvolle Nachahmung dieses Styls. Schiller schreibt einmal an Goethe: dieser Pater Abraham ist ein prächtiges Original, vor dem man Respect haben muß! Als Vorbild hat besonders der Tractat gedient: Auf, auf ihr Christen! d. i. eine bewegliche Auffrischung der christlichen Waffen wider die türkischen Blutegel [1701]: „Von vielen Jahren her ist das Römische Reich schier Römisch Arm worden durch stete Krieg, Elsaß ein Elendsaß, der Rheinstrom ein Peinstrom; Hungarn führt ein doppeltes Kreuz im Wappen und hat bisher viel tausend Kreuz ausgestanden. — Lebt man doch allerseits, als hätte der allmächtige Gott das Chiragra und könnte nit mehr dreinschlagen. — Man muß wissen, was ihr für ein Landsmann seid, aus dem Himmelreich oder aus dem Lümmelreich. — Quid hic statis otiosi, sollt fein herzhaft nach dem Degen greifen. Fort mit den Soldaten, die lieber mit den Muskatellern als mit den Musketen umgehn, lieber zu Freßburg als zu Preßburg im Quartier liegen. Ein guter Soldat muß keine Blumen mehr lieben als Schwertlilien. Zu dem heiligen Joanni, dem Täufer, seind etliche scrupulosi Soldaten

getreten, sprechend: „Was sollen wir thun?" Worauf S. Joannes, geantwortet: Thut Niemand Überlast noch Gewalt. Contenti estote stipendiis vestris, seid mit eurem Sold zufrieden. — Aber wenn euch sollte von jedem Fluch ein Härlein ausgehn, so würde euch in einem Monat der Schädel so glatt wie ein gesottner Kalbskopf, wär er schon Absaloms Strobel gleich gewesen. — Das Weib im Evangelium hat den verlornen Groschen gesucht und gefunden, Saul hat seine Esel gesucht und gefunden, Joseph hat seine Brüder gesucht und gefunden: wer aber Zucht und Ehrbarkeit bei euch sucht, wird sie nicht finden."

Angelus Silesius ist werth gehalten worden von einigen Seelenverwandten, Abraham a Santa Clara wurde gehört und gelesen vom Volke, Beide blieben einsame Stimmen ohne Nachklang. Die katholische Kirche in Deutschland lag in Erstarrung. Ihre Bischöfe waren jüngere Söhne der Fürsten oder aus einigen großen adligen Häusern, weltliche Herren, in ihrer Stellung mitunter wenig bekümmert um den Papst, aber nur im eignen politischen Interesse. Die Schulen waren in der Hand der Jesuiten, die keineswegs im Sinn hatten, das Volk lesen noch weniger denken zu lernen. Hexenprocesse galten statt Autodafés. Doch hat diese Zeit die letzten frischen Triebe der Ordensgründung hervorgebracht.

§ 274. Neugegründete Orden.

Der Gründer der Trappisten, Jean le Bouthillier de Rancé [† 1700], galt als Wunderkind der Gelehrsamkeit. In seinem 12. Jahre hat er einen Commentar über Anakreon geschrieben. Er erhielt die Abtei des Cistercienserklosters La Trappe als königl. Geschenk. Als reicher Prälat lebt er in Paris, hingegeben der Bildung und Lust der Welt. Er stand in geheimer Verbindung mit der Tochter eines edlen Hauses. Als er einst von einer Reise zurückkehrte, fand er ihren eben secirten Leichnam. Da war seine Freude an der Welt vernichtet. Nun hat er als Wiederherstellung der Regel von Citeaux seinen Mönchen eine furchtbare Enthaltsamkeit aufgelegt, die selbst den Trost des Gesprächs und der Wissenschaft versagte. Sie haben sein Leben bedroht, er hat dennoch seinen Willen durchgesetzt. So sind die Trappisten entstanden: ihre Kleidung eine härene Kutte, ihr Bett der Sarg. Nur eine Stunde der Woche ist dem Einzelnen zu reden vergönnt, auch Studien sind ihnen unziemlich. Ihr Geschäft: Gebet, Hand- und Feldarbeit. Gegen sie hat Mabillon die gelehrten Beschäftigungen der Mönche vertheidigt. So sind sie fast wie wandelnde Leichname und über der Klosterpforte

steht das Wort: „Es ist hart, hier zu leben, süß zu sterben." Als nach dem Sturm der Revolution es sich um ihr Weiterbestehn handelte und Napoleon I die Frage vorgelegt wurde, ob sie zu dulden wären, war seine Antwort: »Oui, car il faut un réfuge au crime et au malheur.«

Die Brüder der christlichen Schulen sind spöttisch genannt worden Ignorantins, was sie demüthig sich gefallen ließen. Ihr Stifter Baptiste de la Salle [1724] wollte nicht, daß sie Gelehrte wären, sondern nur in Demjenigen unterrichtet, was sie lehren sollten, und für das Volksschulwesen, das weder vom Staat noch von der Kirche regelmäßig versorgt war, sind sie von Bedeutung geworden. Sie haben Regel und Kutte, doch ohne lebenslängliches Gelübde.

Alfonso Liguori [† 1782] war ein ausgezeichneter Sachwalter in Neapel. Plötzlich vom Geist ergriffen, rief er: „Herr, hier bin ich, mache mit mir, was du willst." In Amalfi, als er die geistige Verlassenheit des Landvolks sah, kam ihm der Gedanke, ein Institut zu gründen für religiöse Erziehung des Volks. So entstand [1732] die Congregation vom allerheiligsten Erlöser [Redemptoristen, Liguorianer] als eine befreundete Abart der Jesuiten. Sie haben für Volksbildung wenig gethan. Von Jesuiten geleitet, gaben sie diesen Gelegenheit wieder einzubringen in Länder, die ihnen als Jesuiten verschlossen waren.

Im Kloster der Heimsuchung Paray ist einer gichtischen, mit Geschwüren bedeckten Jungfrau Margot Alacoque [† 1690] am 16. Juni 1675 der Heiland erschienen, hat ihr Herz gefordert und sein blutiges Herz ihr gezeigt, das die Menschen so liebe und insbesondre sie; er hat auch eine Feier dieses Herzens Freitag der Woche nach Fronleichnam eingesetzt. Die römische Behörde hat sich dem lange verweigert, nachdem aber durch Jesuiten in volksthümlicher Einwirkung zahlreiche Vereine zur Anbetung des Herzens Jesu, nebenbei auch der Maria, gestiftet waren, hat Clemens XIII diese Feier local gestattet, noch allgemeiner Pius VI. Die Gelehrten stritten, ob das wirkliche blutige Herz oder nur das Sinnbild der göttlichen Liebe verehrt werde, das Volk verspottete gelegentlich die Verehrer als Cordicolatras oder Marionetten.

§ 275. Ausbreitung des Christenthums.

Die Kirche in China schritt noch gemessen vorwärts, vornehmlich durch das Missionsseminar in Paris seit 1663 gefördert. Bedrückungen waren einzeln und vorübergehend. Aber gegen die Wirksamkeit der

Jesuiten in China und Ostindien klagten die Capuciner, daß durch ihre Schuld das Christenthum sich auflöse in chinesische Gebräuche und brahmanischen Aberglauben. Dieses Christenthum war wirklich ein Götzendienst geworden, gegen das die Päpste doch lange nur vergeblich Bullen erlassen haben: die Jesuiten erwehrten sich ihrer mit List und Gewalt. Der Legat Tournon starb durch ihre Vermittlung als Gefangner in Macao [1710]. Endlich siegten ihre Gegner, indem die Ordensobern in Rom verantwortlich gemacht und kein Jesuit mehr nach Asien gelassen wurde, der die Bullen zu halten nicht beschworen. Die betreffenden Urkunden, in tiefem Geheimniß gehalten, sind erst in unserm Jahrhundert entdeckt worden. Mit Verwerfung der heiligen nationalen Bräuche begann in China eine selten unterbrochne Verfolgung, aus der nur geringe Trümmer der Kirche gerettet worden sind. In Ostindien, als die Jesuiten zu Pondichery in einem geistlichen Schauspiel die Zertrümmerung der indischen Götter durch den Ritter Georg darstellten [1701], kam der Volksunwille zum Ausbruch, und als die Bulle gegen die Vermischung mit heidnischen Sitten in Kraft gesetzt wurde, endete das Gedeihn der Mission.

In Tibet predigten seit 1701 Capuciner, denen ein Hospiz zu erbauen vergönnt wurde. Aber der Dienst des Dalai Lama als des incarnirten Gottes ist zu sehr ein gesteigertes Papstthum, als daß hier eine römische Verkündigung Christi Erfolg haben könnte.

In Südamerika entwickelte sich ein glänzendes Kirchenwesen auf europäische Weise: eine spanische und eine portugiesische Kirche ward begründet. Das Jesuitenreich von Paraguay stand noch in voller Blüthe. Die Urwälder von Louisiana und Canada durchwanderten heldenmüthig besonders französische Missionäre.

Drittes Capitel. Die römisch-katholische Kirche bis 1814.

I. Die Vorrevolution.

§ 276. Revolutionäre Literatur.

Unsre erste Gruppe beginnt mit der Umwandlung der religiösen Denkart in Frankreich. Der bürgerlichen Revolution ist eine geistige vorangegangen, eine revolutionäre Literatur, ein Abfall von der Kirche, von Gott, von Christus, vom Geist. Schon die Reformationszeit hatte

in Frankreich eine Schrift hervorgebracht, die sich über das Christenthum hinausstellte: das Siebengespräch des Jean Bodin, eines Rechtsgelehrten zu Toulouse und Paris, der als Hugenott galt, obwohl er nie förmlich zu ihnen übergetreten ist. Es war eine Unterhaltung von sieben Gelehrten zu Venedig über die Vorzüge und Mängel der verschiednen Religionen und Confessionen, also eine Art Religionsphilosophie, durchgeführt mit Kenntniß und Verstand. Die Tendenz ist ausgesprochen im Schlußbericht: „In jeder Religion ist Rechtschaffenheit und Frömmigkeit möglich und vorhanden, und das allein ist das Werthvolle." Der Unglaube in Frankreich ist mitten im Glanz des Hofes Ludwigs XIV groß gezogen worden. Hugo Grotius, der schwedische Gesandte in Paris, der freisinnige Niederländer, ist in seinen Schriften voller Klagen über Unsitte und Irreligiosität: „Die schönen Geister verspotten mit der Heuchelei zugleich die Religion. Man spricht von nichts als von der Vernunft, vom guten Geschmack und von den Vorzügen Derer, die sich über die Vorurtheile ihrer Erziehung hinaussetzen." Unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans saß die Liederlichkeit auf dem Thron. In einer Vorstellung des Adels an den Regenten heißt es: der Klerus bedeute nur aus dem Grunde noch etwas im Staat, weil eine Anzahl Adliger es nicht unter ihrer Würde halte, den Titel von Bischöfen und Erzbischöfen anzunehmen. Ludwig XV war gleichgültig gegen Alles, was nicht schöne Weiber, die Jagd oder religiöse Cärimonien betraf, während sein Minister, Cardinal Fleury, alle weltliche Wissenschaft für sündlich hielt und königliche Edicte in geistlicher Phraseologie erließ, über die man in Paris lachte. Er fühlte das Morsche aller bestehenden Einrichtungen, mit biblischem Namen nannte er's das Ende der Welt, das er erwartete, und seine Welt ist untergegangen.

Unabhängig vom Hofe, in den tonangebenden gesellschaftlichen Zirkeln zu Paris hat sich eine Literatur ausgebildet, die mit unverdientem Namen Philosophie genannt worden ist. Ihre Herrschaft beginnt etwa im dritten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, als die Jansenisten überwunden, die großen kirchlichen Autoren gestorben waren. Es war eine Erhebung des Verstandes gegen Dogma und Gesetze der katholischen Kirche. Schon unter Ludwig XIV war der Haß gegen jansenistische Frömmigkeit zur Gleichgültigkeit gegen Irreligiosität geworden. Als der Herzog von Orleans ein Heer nach Spanien führte, bemerkte Ludwig XIV mißfällig, daß er einen Adjutanten mitnehme, der Jansenist sei. Jener antwortet: „Er ist kein Jansenist, er glaubt nicht einmal an Gott." „Nun, das ist was Andres." Wir haben früher

eine unkirchliche Literatur in England einem jungen freien Staat gegenüber sich zur freisinnigen Opposition entwickeln sehn. In Frankreich ist sie eine Verschwörung zum Umsturz des Staats und der Kirche geworden. **Voltaire** [† 1778] ist ihr Anfänger und Vollender, ein Schüler der Jesuiten. Ein Geistlicher hat den Jüngling eingeführt in die Gesellschaft der vornehmen Schwelger und Spötter. Er ist nur ein gewandter, kein großer Dichter geworden, aber er hat den guten Ton der geistreichen Gesellschaft in die Literatur eingeführt: ein Redner, der in seinen Tragödien die von der Staatsregierung unterdrückten Grundsätze durch die Personen des Stücks in wohllautenden Versen vertheidigte; ein Geschichtschreiber, der fast ohne Quellenstudien, aber in lebendiger Auffassung den bloßen Forschern und Sammlern darthat, daß ihre Geschichtschreibung dem Weltmann abgeschmackt erscheint, obwohl Montesquieu mit Recht urtheilte: „Voltaire wird nie ein guter Geschichtschreiber; er ist wie die Mönche, die nicht für ihren eigentlichen Gegenstand schreiben, sondern für den Ruhm ihres Ordens. Er schreibt für seinen Convent.“ Voltaire kannte nur eine Zeit und eine Bildung: die seine. Durch ihn trat an die Stelle des Spiritus Sanctus der Esprit, er wollte lieber geistvoll als voll des heiligen Geistes sein. Der Esprit Frankreichs ist in ihm Fleisch geworden, daher er so lange der Liebling seines Volks geblieben ist. In seiner ersten Schrift, einem poetischen Brief an Urania von 1715 unterscheidet er noch das ursprüngliche Christenthum, obwohl schon argwöhnisch gegen dasselbe, von seiner kirchlichen Auffassung. Von Christus sagt er: „Sein Beispiel ist heilig, seine Moral göttlich, er tröstet insgeheim die Herzen, die er erleuchtet, im schwersten Unglück ist er ihre Stütze; und wäre seine Lehre auf Betrug gegründet, so ist's ein Glück von ihm getäuscht zu sein.“ Aber es heißt auch von dem Gott der Kirche: „Ich will diesen Gott lieben, ich suche meinen Vater in ihm. Man zeigt mir einen Tyrannen, den ich hassen muß. Er schuf Menschen ihm zum Bilde, um desto mehr sie zu erniedrigen; er gab uns schuldbeladne Herzen, um das Recht zu haben uns zu strafen, er ließ uns das Vergnügen lieben, um uns durch entsetzliche Übel zu quälen, die er durch ein Wunder verhindert zu enden.“ Und so kommt er zu dem Schluß: „Christ bin ich nicht, aber nur, weil ich auf diese Weise Gott besser lieben kann. Vor seinem Thron ist zu aller Zeit das Herz des Gerechten köstlich; ein bescheidner Bonze, ein wohlthätiger Derwisch findet mehr Gnade vor seinen Augen als ein unbarmherziger Jansenist oder ein ehrgeiziger Bischof. Was kommt darauf an, unter welchem Namen man ihn anrufe: jedes Opfer nimmt er an, aber keins ehrt ihn und unser Gott bedarf nicht eurer Sorgen.“ Voltaire war nie

ein gemeiner Gottesleugner: „Nur ein Unsinniger kann Gott lästern, ich bete ihn an, ein Atheist ist so absurd als ein Priester.“ Zuweilen haben ihn doch Zweifel ergriffen, ob Gott sei, ob der Mensch unsterblich. Dann tröstet er sich mit der sichern irdischen Unsterblichkeit. In seinem Alter war es sein Stolz, auf seinem Gute Ferney eine Kirche zu bauen mit der Inschrift über dem Portal: Deo exstruxit Voltaire. Aber er hat sich's nicht viel kosten lassen.

Er hat das Recht des gesunden Menschenverstands in witziger Form gegen Priestersatzung über ein halbes Jahrhundert behauptet. Er hat einen Vernichtungskampf in die Staatsreligion geführt, sein Witz schlug wie der Blitz in die Spitzen der Dome des Mittelalters. Er rechnet gern die Schuld der katholischen Kirche dem Christenthum zu. Da schreibt er: „Christliche Religion, du bist in einem Winkel Syriens geboren, du hast die Meere überschritten, um deine unbegreifliche Wuth bis an die Enden der Erde zu tragen. Dennoch schlage ich vor, daß man dich beibehalte, vorausgesetzt, daß man dir die Nägel beschneide, damit du mein Vaterland zerrissen, und die Zähne abstumpfe, mit denen du unsre Vorfahren verschlungen hast. Beten wir Gott durch Jesus an, wenn die Unwissenheit noch so sehr überwiegt, daß dieses jüdische Wort noch ausgesprochen sein soll, aber es sei keine Losung mehr für Raub und Mord. Das Dogma hat 10 Millionen Menschen unter Qualen umkommen lassen.“ Sein Groll gegen das Christenthum klingt mitunter wie Eifersucht. Er ist es müde, rühmen zu hören, daß zwölf Männer hinreichten, das Christenthum in alle Welt zu verbreiten. Er wolle den Beweis führen, daß einer hinreiche, es zu zerstören. An den König von Preußen schreibt er: „Die Priester sind in Verzweiflung, wir stehn am Anfang einer großen Umwälzung, doch wagt man noch nicht, sich öffentlich zu erklären, man untergräbt nur insgeheim das alte seit 1775 Jahren begründete Gebäude des Betrugs.“ Ecrasez l'infame! Rottet sie aus, die Verruchte! ward sein Gebet für die Kirche. So schreibt er gegen das Christenthum voll Unwissenheit und Übertreibung, ohne Verständniß alterthümlicher Anschauungsweise. Die Toledot Jeschuah, eine mittelalterlich rabbinische Schrift gegen das Christenthum, voll boshafter Verleumdung, gilt ihm als wichtige Quelle zur Widerlegung der Evangelien. Sein letztes Credo war: „Thue so viel Gutes als du kannst und glaube, daß 2×2 4 ist.“ Sein Gutes Thun ist aber nicht weit her. Viele Spuren zeigen hin auf seinen Neid, seine schmutzige Habsucht. Friedrich der Große, der ihm so lang ein wirklicher Freund war, schreibt von ihm: „Es ist ein Jammer, daß mit einem so herrlichen Genie eine so nichtswürdige Seele verbunden ist.“

Goethe sandte mit Voltaires Memoiren einen Zettel an seine Freundin Frau von Stein: „Du wirst finden, es ist als wenn ein Gott, aber eine Canaille von einem Gott, sie geschrieben hätte.“ Was ihn trug, war Enthusiasmus für Freiheit und Gerechtigkeit. Es geht eine Erzählung von den entsetzlichen Todesqualen, die er ausgestanden habe. Das ist möglich als etwas Natürliches, doch ist verbürgt als sein letztes Wort: „Ich sterbe, Gott anbetend, meine Freunde liebend, meine Feinde nicht hassend, und den Aberglauben verwünschend.“ Strauß, der ein treues und köstliches Bild von seinem Leben aufgestellt hat, sagt zu seiner Entschuldigung: „Wir dürfen nicht vergessen, daß es die Erinnerungen der Bartholomäusnacht, der Dragonaden und der Albigenserkriege waren, die in Voltaire ihre Fackeln gegen das Christenthum kehrten.“

Montesquieu [† 1755] hat in seinen „persischen Briefen“ eine Caricatur der damaligen Monarchie und Kirche dargestellt. Ein Perser in christlichen Ländern schreibt in seine Heimath. Ein christlicher Priester belehrt ihn im komischen Ton der Controversprediger; der Papst erscheint ihm als Hexenmeister, der die Leute glauben machen könne, daß drei Personen Eins seien, und der Brot, das man esse, in den Leib Gottes verwandeln könne. Die Legenden von Mohammed werden in diesen Briefen neben die evangelischen Geschichten gestellt; die Moral als abhängig vom Klima, so daß in der einen Gegend als Laster gilt, was sonst für Tugend. Als nachmals Montesquieu sein Werk vom Geist der Gesetze schrieb, kannte und achtete er mindestens die Bedeutung, welche eine positive Religion, das Christenthum, namentlich für einen freien Staat hat.

Condillac [† 1780] gilt als Philosoph dieser Zeit, ich möchte ihn doch unphilosophisch nennen: er zeigt die Verzweiflung des Geistes an sich selbst. Nach ihm ist nur die Materie, Denken nur Bewegung der Fibern des Gehirns. Damit ist jede Brücke in's Reich der Ideen abgebrochen, und der Kampf gegen das Christenthum wird folgerecht zum Kampf wider alle Religion. Holbach [† 1789], ein reicher pfälzischer Baron in Paris, ausgezeichneter Koch und geselliger Mittelpunkt für die revolutionären Geister, hat im „System der Natur“ eine Sammlung von Gesprächen wiedergegeben, die an seinem Tisch gehalten sind. Danach ist die Natur eine Maschine, die Moral Vorurtheil, das Christenthum Verblendung über unsere wahren Interessen: wenn die Christen nicht inconsequent sind, machen sie eine gebildete Gesellschaft unmöglich. Das Pathos dieses Buchs ist die durchgehende Wehklage über die Verblendung der Menschen, sich durch Illusionen zum Spielwerk der Priester zu machen und

durch den Wahnsinn der Religion die Tyrannei mit dem Nymbus der Heiligkeit zu schmücken.

Helvetius [† 1771], ein Generalpächter, der unter seinen Gastfreunden deutsche Fürsten sah, hat in seiner Schrift vom Geist und vom Menschen dieselbe Weltanschauung durchgeführt: alle Vorstellungen und Gefühle entspringen körperlichen Zuständen, Selbstliebe ist die einzige Triebfeder unsrer Handlungen; alle Rechtschaffenheit ist Gewohnheit, solche Handlungen zu verrichten, die mir dauerhaft nützlich sind. Aufgabe der Sittlichkeit: den eignen Nutzen mit dem aller Andern möglichst in Übereinstimmung zu setzen. Doch herrscht ein Enthusiasmus für bürgerliche Freiheit und Fortschritt der Cultur. In diesem Sinn ist die französische Encyklopädie verfaßt, als Inbegriff alles weltlichen Wissens: Wahrheit gibt es nur durch die Sinne; was nicht in Zeit und Raum, liegt außer ihrem Gesichtskreis. Das Mittelalter ist das Zeitalter der Barbarei. Diese Encyklopädie ward redigirt durch D'Alembert, den berühmten Mathematiker, und Diderot. D'Alemberts Einleitung ist ein Meisterstück des Lehrstyls, der mit edler Beredtsamkeit die Größe des menschlichen Geistes feiert in Erforschung des Himmels und der Erde. Selbst die Musik ist entstanden aus dem Bedürfniß, Lärm zu machen. Diderot [† 1784] besaß eine gute Schulbildung, auch Sinn für das Familienleben, obwohl ausschweifend, in seinen Romanen ist er schlüpfrig, in seinen Dramen sentimental. Er sammelt wie Pascal die Widersprüche, aber um von der Knechtschaft der Religion loszukommen. Er beschwor seinen Bruder — und ließ den Brief drucken —, dem Christenthum abzusagen, d'abdiquer un système atroce. Er würde sein Leben dahin geben, wenn er vermöchte, den Glauben an Gott ganz auszutilgen. Doch ist er vorherrschend Skeptiker. Ihm wird das entsetzliche Wort zugeschrieben: „Die Welt wird nicht eher glücklich, als bis der letzte König mit den Gedärmen des letzten Priesters erwürgt ist.“ Doch hat er es nur in einen fremden Mund gelegt. Von ihm ist eine Anrede an Gott überliefert, ein Gebet, wenn man es so nennen darf: „Ich habe mit der Natur angefangen, welche sie dein Werk genannt haben, und ich werde mit dir endigen, dessen Name auf Erden Gott ist. O Gott! Ich weiß nicht, ob du bist, aber ich werde denken, als ob du in meine Seele blicktest; ich werde handeln, als ob ich vor dir wandelte. Ich verlange nichts von dir in dieser Welt; denn der Lauf der Dinge ist, wenn du nicht bist, durch sich selbst, oder wenn du bist durch dein Gebot nothwendig. Ich hoffe auf deine Belohnungen in einer andern Welt, wenn eine solche existirt, obwohl ich Alles, was ich in dieser thue, für mich thue. Folge ich dem

Guten, so geschieht es ohne Anstrengung; unterlasse ich das Böse, so geschieht es, ohne an dich zu denken. Siehe, so bin ich, ein nothwendiger Theil einer ewigen nothwendigen Materie oder vielleicht dein Geschöpf."

Hieran schloß sich eine Unzahl geringerer, namenloser Schriften, welche bald mit keckem Hohn, bald empfindsam lüstern an der morgenländischen Natürlichkeit der H. Schrift sich belustigten und allen Glauben als Priesterbetrug verhöhnten. Der Art das Märchen: Die olympischen Götter hören mit Schreck von den neuen Judengöttern, endlich laden sie sie zu Gaste, den H. Geist, Maria mit dem Kinde. Das Judenmädchen, mit der Neugier einer Landschönheit, geht in's Boudoir der Venus, probirt ihren Staat, wird dabei von Apoll überrascht, und auf dem Lager der Liebesgöttin feiern die alten und die neuen Götter eine sinnliche Versöhnung.

Auch die Männer der Wissenschaft folgten der naturalistischen Richtung. Raynal, der vordem jesuitischer Prediger war, ist in seiner Geschichte beider Indien mit viel Declamation für Humanität eingetreten, er hat die ungeheuren Mißhandlungen enthüllt, die die Europäer und das Christenthum dort verübt haben, darüber ist ihm Gott aus der Geschichte verschwunden. Buffon ist tief eingedrungen in die Geheimnisse der Natur. Er hat statt der volksthümlichen, kirchlichen Ansicht, daß Gott die Welt in sechs Tagen geschaffen, die innere Kraft und Werdelust, in der die Planeten sich ballen und entwickeln, dargethan. Die Sorbonne forderte von ihm einen Schein, daß er mit seinem System die mosaische Schöpfungsgeschichte nicht abrogiren wolle, er hat ihn lächelnd ausgestellt. Lalande, der neue Sterne und ihre Bahnen entdeckte, hat wie ein Evangelium verkündet, daß es keinen Gott gebe: „Ich habe lange genug am Himmel gesucht und keinen Gott gefunden." Welch andre Zeit war's, als Kepler sein astronomisches Werk mit gefaltenen Händen schloß! Auch Laplace, als Napoleon über die Mécanique céleste äußerte, warum nichts von göttlicher Wirksamkeit darin stehe, antwortete: „Ich bedurfte dieser Hypothese nicht."

Einen Gegensatz höhrer Art stellt Rousseau [† 1778] dar. Seine Confessionen zeigen die Färbung seiner Eitelkeit und Hypochondrie, doch auch ein ebenso kühnes Preisgeben seiner selbst wie Augustin. Er war der Sohn eines Genfer Uhrmachers. In verwahrloster Jugend trat er zum Katholicismus über und von dieser kehrte er wieder zurück, er wollte über jeder Kirche stehn. Er gehört wesentlich zur französischen revolutionären Literatur des 18. Jahrhunderts, obwohl gegen sie selbst revoltirend. Er will sich nicht scheuen vor den

Philosophen, sich zu Gott, vor den Fanatikern sich zur Humanität zu bekennen. Sein Grundgefühl war das Widernatürliche aller damaligen Zustände; aus dieser Widernatur will er die Menschheit erretten, eine Rettung, die er mitunter überspannt aufgefaßt hat als Rückkehr zum Naturzustand, jenseits der Wissenschaft, jenseits der Civilisation, unter die Thiere des Waldes. Voltaire meinte: „Ihr Buch macht mir große Lust auf allen Vieren zu gehn." Er hat gelebt ein Diogenes in Paris, verdüstert, voll Argwohn gegen die Freunde, voll Feindschaft gegen die Menschen, aber voll Enthusiasmus für die Menschheit. Überall will er der Natur zu ihrem Recht verhelfen, selbst gegen die künstlich verschnittenen Gärten. So hat er im Contrat social den Urzustand des Staats gefeiert: die allgemeine Gleichheit, alle Macht beim Volk, nur durch freien Vertrag rechtlich an bestimmte Behörden, mit der Pflicht eine naturgemäße Regierung einzurichten. In seiner neuen Heloise ist gegenüber der Verkünstelung und Hohlheit der gesellschaftlichen Verhältnisse das Recht der freien, naturgemäßen Liebe gefeiert, die Emancipation des Herzens aus einer gefühllosen Convenienz. Im Emil reißt er die Erziehung der Jugend aus den Händen der Mönche, um sie zurückzustellen in die Hand der Mutterliebe und der heiligen Natur, obwohl er selbst seine Kinder in's Findelhaus gebracht hat mit Rücksicht auf die gemeine Frau, mit der er lebte. Er verachtete die herrschende Literatur und ihren Unglauben. Wenn Diderot den Blindgebornen zum Sachwalter seiner Gottesverleugnung machte, Rousseau vergleicht den Ungläubigen einem Tauben, der zwar die Schwingungen der Saiten sieht, aber keine Ahnung hat vom Zauber der Töne, die aus diesen Schwingungen hervorquellen. Doch dem Christenthum hat er im Contrat social vorgeworfen: es habe die Bürger dem Vaterlande abwendig gemacht, den Despotismus befestigt, kriegerische Tugenden geschwächt. In den Briefen von den Bergen thut er dar, wie ein Volk das unverlierbare Recht der Freiheit des Forschens habe, durch keine Staatsreligion beschränkbar. Er ruft den Protestantismus an gegen die Genfer Pastoren: „Wenn mir heute irgend Jemand beweist, daß ich verbunden bin mich irgend einer fremden Entscheidung in Glaubenssachen zu unterwerfen, so werde ich morgen katholisch und jeder wahrhafte und consequente Mann wird dasselbe thun."

Sein Zusammenhang mit der herrschenden Literatur war die Negation, der Umsturz des Bestehenden. Ihr Streben, Humanität und Sentimentalität an die Stelle des Sittengesetzes und der Kirche zu setzen, erhielt durch Rousseau den bestimmtesten und mächtigsten Ausdruck; die Beredtsamkeit des Herzens, der Leidenschaft stand ihm zu

Gebote. Er verhielt sich doch ernst zum Christenthum: „Ich glaube an Christus trotz seiner Wunder.“ Er ist ihm seines Gleichen, ein Genius, auch verfolgt. Die Majestät der H. Schrift bewundert er, aber ihre Beglaubigung durch Wunder nennt er Charlatanerie und gegen die Natur. An Stelle des Dogmas die Religion des Herzens, an Stelle der zehn Gebote die Tugenden einer edlen, durch tüchtige Erziehung gefestigten Gesinnung. In ihm war ein frommer Glaube an die Herrschaft des Geistes, an eine göttliche Weltregierung und an ein gerechtes, gütiges Jenseits. In seinem Widerwillen gegen die Welt, gegen ihre Freude, selbst gegen ihre Bildung stimmt er mit dem deutschen Pietismus überein. Er hat im dritten Theil seines Emile das Glaubensbekenntniß eines savoyischen Vicars aufgezeichnet, gegen das sich das Geschrei der Katholiken, der Protestanten und zugleich der Ungläubigen erhob. Das Parlament von Paris gebot das Buch zu verbrennen und beschloß Haft gegen den Verfasser, der er sich leicht entzog. Der Erzbischof erließ einen Hirtenbrief, Rousseau antwortete durch einen Brief an den Erzbischof, mit gewaltiger Beredtsamkeit alle hierarchische Anmaßung niederzuschmettern. Alle Kanzeln in Genf donnerten gegen ihn, er glaubte sich bedroht mit dem Geschick Servedes. Der König von Preußen gewährte ihm sichern Schutz in Neufchatel. In seiner Hypochondrie hat er wohl durch Selbstmord geendet. Ihm sind die freien, aber edeln Geister und die Weiber zugethan gewesen. Schiller hat vorgeschlagen, ihm die Grabschrift zu setzen: „Er litt und starb durch Christen, der aus Christen Menschen warb.“ Vor ungefähr 20 Jahren hat Genf seinem Mitbürger eine Statue errichtet im Angesicht der Stadt und des Sees.

Jene gesammte französische Oppositionsliteratur war so mächtig, weil in ihr der Geist des gebildeten, fortschreitenden Frankreichs endete, weil sie berechtigt war gegen Intoleranz, Hierarchie und Heuchelei. Der Klerus hat oft bei Hof und Parlament Vorstellungen zur Unterdrückung gemacht. 1780 in einer Denkschrift lesen wir die ahnungsvollen Worte: „Noch einige Jahre des Schweigens und Schwankens, und wir werden nichts um uns sehn als Ruinen.“ Die Regierung im Bunde mit der Hierarchie war geneigt, die literarische Bewegung durch Censuredicte zu unterdrücken. Einzelne Schriften sind öffentlich verbrannt worden. Aber sie konnten in den Niederlanden und in Genf von Neuem gedruckt werden. Die große Encyklopädie ist in Frankreich bald verboten, bald freigegeben worden, sie enthält doch die Intelligenz des französischen Volks. So waren die Maßregeln gegen die Literatur fast nothwendig schwach und schwankend. Marmontels Belisar, ein

politischer Roman, war schon in 40000 Exemplaren verbreitet, als er verboten wurde. Marmontel hatte die Schrift großentheils in der französischen Akademie vorgelesen, Maria Theresia ließ sie in's Deutsche übertragen. Die Sorbonne nach langen Verhandlungen erließ einen Indiculus, einen Anzeiger von 34 Stellen, besonders aus dem 15. Capitel über die Pflicht der Toleranz, wodurch der Verfasser als Deist, Ketzer, Feind des Altars und des Throns dargestellt wurde. Voltaire machte aus Indiculus Ridiculus. Buchhändlerische Speculation bemächtigte sich der Sache, indem man auf der einen Seite die Stellen des Belisar, auf der andern Seite, was die Sorbonne dagegen gesagt hatte, drucken ließ. Hof und Parlament lachten über die Sorbonne, die sich freilich lächerlich genug gemacht hatte.

Immerhin kam diese Literatur nicht an die Massen des Volks. Voltaire sagt einmal: „Den Lakaien und dem Pöbel habe ich nichts zu sagen", und höhnend fügt er hinzu: „Man hat nie den Anspruch gemacht, Schuster und Mägde aufzuklären; das ist Sache der Apostel." Der Adel spielte zwei Rollen, die eine für sich, Alles verspottend, worauf seine unermeßlichen Vorrechte ruhten, die andre gegenüber dem Volk. Die Prälaten unter sich standen meistens auf der Seite der Philosophen. Ein frommer Pfarrer sagte traurig: „Ihrer fünf glauben wohl noch an Gott." Nach Mitte des 18. Jahrhunderts war fast das ganze gebildete Frankreich nur getheilt in die Gesinnung Voltaires und Rousseaus, also einig gegen die Kirche. Es hat nicht gefehlt an sorgenvollen Warnungen, wohin das führe. Der alte Maurepas tröstete den jungen Ludwig XVI: „Wenn es nur so lange hält, als wir: après nous le déluge."

Von den Jesuiten allein, in deren Händen die Erziehung lag, war zu erwarten, daß sie Dem Einhalt thun könnten. Weil sie es nicht konnten, fielen sie selbst und mußten fallen. Nicht nur der antikatholische Geist forderte sie als das erste Opfer, auch eine ernste christliche Gesinnung, welche die katholischen Völker zu einer höhern christlichen und politischen Bildung erheben wollte. Dazu kamen Alle, welche durch ihren Einfluß sich beeinträchtigt sahen. In allen romanischen Völkern beherrschten sie den höhern Unterricht, dazu einen großen Theil der Fürsten und des Volks durch den Beichtstuhl, man vermuthete in ihrem Besitze unermeßliche Reichthümer. Ihr Geschick bildet den Mittelpunkt zweier päpstlicher Regierungen, die wir nun zu betrachten haben.

§ 277. Clemens XIII [1758—1769] und die Jesuiten.

Benedict XIV, dem der Welt- und Handelsgeist der Jesuiten ein Gräuel war, gedachte im Sinn einer gemäßigten Partei ihre weltliche Geschäftigkeit zu brechen. Er hätte sie vielleicht retten können, wenn er gewollt hätte. Clemens XIII war ihr Unglück. Sein Ehrgeiz war, einst heilig gesprochen zu werden. Er billigte die Jesuiten, wie sie waren.

Was sich lange grollend zusammengezogen hatte, kam in Portugal zum Ausbruch. Dort war seit 1750 der Marquis Pombal regierender Minister des weichlichen, furchtsamen Königs Dom José. Er fand einen erbärmlichen Zustand des Staates vor, fast aller Grundbesitz bei Adel und Klerus. Auf Reisen in Frankreich war er vertraut geworden mit der neuen Gedankenwelt, doch dachte er nur an erleuchtete Staatsverwaltung, einen aufgeklärten Despotismus, nicht an Volksbefreiung. So ist er ein despotischer Reformator geworden, der auch die härtesten Maßregeln nicht scheut. Als er findet, daß Portugal zu wenig Getreide baue und Manufakturwaaren aus England beziehe, läßt er ein Drittel der Weinstöcke ausrotten, Getreide säen, Fabriken anlegen. Die Jesuiten vertheidigen gegen ihn das Bestehende mit seinen Mißbräuchen und Privilegien. Sie reizen gegen ihn die Großen und das Volk. Als Lissabon durch ein Erdbeben [1755] fast zerstört wurde, verkünden sie darin ein Strafgericht Gottes. Ihr Feind war Gottes Feind. Pombal hat in dieser schweren Zeit Hülfe geschafft und Lissabon stattlicher wieder aufgebaut. Als der König einmal in der Nacht von seiner Geliebten aus der hohen Familie Tavora kam, ist ein Schuß in den Wagen gefallen, der ihn leicht verwundete. Es war die Rache der stolzen Familie. Ein Verdacht der Mitschuld fiel auf die Jesuiten nur wegen ihrer kurz vorher gegangnen Aussöhnung mit den Häuptern der Aristokratie. Aber Pombal benutzte den Zorn und Schrecken des Königs, um alle seine Gegner mit einem Schlage zu treffen. Alle Jesuiten wurden verhaftet, ihre Güter eingezogen, ohne irgend Rücksicht zu nehmen auf das Recht der frommen Stiftungen, einige Ordensobern wurden hingerichtet. Er bediente sich auch der Inquisition, seinen Bruder hatte er zum General-Inquisitor gemacht. Einen Jesuiten-Heiligen gab er den Dominicanern preis, die ihn verbrannten. So wurden die Jesuiten von Portugal ausgeschlossen [3. September 1759]. Den Einzelnen nach ihrer Unterwerfung und nach Ablegung der Ordenstracht verwilligte er einen kleinen Tagelohn, etwa 50 Pfennige, die sich

zu unterwerfen weigerten wurden auf Schiffe gebracht und hilflos an der Küste von Italien ausgesetzt. Vergeblich hatte der Papst sich für sie verwandt, sein Nuntius wurde über die Grenze gebracht [1760] und alle Verbindung mit Rom abgebrochen. Alle kirchliche Verwaltung kam an den Patriarchen von Lissabon. Der begann die Begründung des Volksunterrichts, aber solche Wirksamkeit der Reformation von oben war nicht begründet im Volk, obwohl sie tiefe Spuren hinterlassen hat. Mit Dom Josés Tod endete Pombals Macht, 80jährig rettet er sich kaum vor dem Blutgericht, sein Bronzebild an der Reiterstatue des Königs ward weggenommen. In Paraguay hatte Pombal in einer Nacht die Jesuiten überfallen lassen. 500 wurden verhaftet, die Krone bemächtigte sich ihrer Schätze. So ist jener wunderbare Jesuitenstaat in den Urwäldern Amerikas umgeworfen worden in einer Nacht, das Land verfiel bald durch schlechte Verwaltung.

Alle Feinde, alle durch die Jesuiten verletzten Interessen erhoben sich jetzt, da offenbar wurde, sie seien nicht unbesiegbar. Sie galten als die größten Handelsleute durch ihre Befreiung von Zöllen. Eine jesuitische Firma auf Martinique La Valette war durch untergegangne Schiffe zahlungsunfähig geworden. Die Gläubiger hielten sich an den Orden: dieser habe die Vortheile gezogen, er müsse auch für die Schuld einstehn. Der Ordensgeneral erkannte dies anfangs als billig an, bot aber den Gläubigern den Betrag in Seelenmessen an, welche Münze den Handelsleuten doch nicht genügend erschien. Die Parlamente in Frankreich in erblicher Feindschaft wider die Jesuiten benutzten dies in Verbindung mit dem Minister Choiseul: Pascals sittliche Anklagen wurden jetzt in einem Staatsprocesse laut [1762]. Noch schützte sie Ludwig XV, als das Parlament von Paris bereits erklärt hatte: der Orden stehe im Widerstreit mit den Rechtsgrundsätzen Frankreichs, und nachdem die Schriften ihrer bedeutendsten Moralisten an der Haupttreppe des Justizpalastes durch den Henker verbrannt waren. Clemens erließ ein Breve an das Parlament: die Jesuiten seien unentbehrlich für die Kirche. Jenes antwortete: der heilige Vater, getäuscht durch die Jesuiten, verwechsle Gefahr des Ordens mit Gefahr der Kirche. Nun forderte der König, gedrängt durch die öffentliche Meinung, einen Generalvicar für Frankreich, um einen Zweig des Ordens als nationales Institut fortbestehn zu lassen. Aber der Ordensgeneral Ricci hatte auf jedes Verlangen einer Reform nur die Antwort: sint ut sunt aut non sint. Im December 1764 unterzeichnete der König das Gesetz, das die Jesuiten auf ewig aus Frankreich verbannte.

In Spanien wollte Karl III die volle Macht, den alten Glanz der Monarchie wieder herstellen. Sein Minister Aranda überzeugte ihn, daß ein Haupthinderniß die Schulen, Beichtstühle und unabhängigen Reichthümer der Jesuiten seien, und daß der Glanz des Königthums bedingt sei durch bürgerlichen Wohlstand des Volks und fortschreitende Civilisation, denen die Jesuiten entgegenstünden. Ein Volksaufstand in Madrid gegen eine verhaßte Finanzmaßregel, dabei der Ruf gehört wurde: „Es leben die Jesuiten!" gab einen Rechtsgrund gegen sie her. Aranda sammelte sichere Truppen, in einer Nacht wurden 5000 Jesuiten verhaftet, am Morgen waren sie schon unterwegs nach der Küste, wo Schiffe bereit waren, sie nach Civita Vecchia zu bringen, ehe noch ihre Verhaftung bekannt wurde. So ging die Vollstreckung des Urtheils der Publikation voran. Als sie gelungen, rief Karl: „Ich habe eine neue Welt erobert." Mühsam erlangte der Papst einen kleinen Jahrgehalt für die bisherigen Ordensglieder in Spanien, doch unter der Bedingung: wer etwas für die Rechtfertigung des Ordens drucken lasse, solle das Geld sofort verlieren.

Neapel und Parma folgten ebenso plötzlich dem gegebenen Beispiel. Der Papst im Gefühl seiner Ohnmacht hat es ertragen. Nur Parma hat er mit dem Bann bedroht [1768].

Alles dies war nur eine partielle, politische Ausschließung des Ordens aus den südeuropäischen Reichen. Noch war der Orden rechtsbeständig. Als Clemens XIII starb, war die größte Frage der Neuwahl, ob sie für, ob gegen die Jesuiten entschieden werde.

§ 278. Clemens XIV [1769—1774] und die Jesuiten.

Ganganelli, der aus der Wahl hervorging, war der Sohn eines Dorfarztes in St. Angelo, Franciscaner, Professor der Philosophie, durch Clemens XIII Cardinal geworden.

Unter den Quellen sind seine Briefe durch Marquis Caraccioli herausgegeben worden, seinen Vertrauten. Da jedoch einige dieser Briefe als erdichtet erwiesen sind, so ist Alles unsicher, was nicht durch Theiner aus dem vaticanischen Archiv als authentisch bestätigt ist. Sicheres besitzen wir nur in den Regesten d. i. den Concepten aller päpstlichen Erlasse. Jedoch auch von diesen sind die Regesten von 1772 und 1773 aus dem Archiv entwendet worden. Wir haben zwei Werke, beide auf Quellen beruhend und entgegengesetzte katholische Standpunkte darstellend: Cretineau-Jolys Werk ist die geschichtliche Rache der Jesuiten, Alles zusammenfassend, was Jesuiten und

Jesuitengenossen Schmachvolles von Clemens behauptet haben: Er sei gewählt worden durch Intriguen der bourbonischen Gesandten, nachdem er ihnen die Aufhebung des Ordens versprochen. Die abgeneigten Cardinäle seien bestochen worden, er also durch unkatholische Versprechung und durch Simonie gewählt. Als er das Auflösungsedict mit Bleistift unterzeichnet habe, sei er ohnmächtig zu Boden gesunken; so habe er die Nacht gelegen, früh sei er wieder zu sich gekommen und habe sich fast nackt auf's Bett geworfen: „Ich bin verdammt, meine Wohnung ist die Hölle." Die Zurücknahme des Breves sei zu spät gekommen, die Botschaft war schon auf dem Weg nach Spanien. In seiner Todesstunde habe der heilige Liguori durch ein Wunder seine Seele gerettet von Amtes wegen, indem Clemens alles gegen die Jesuiten Geschehne zurücknahm.[a]) Dagegen behauptet Theiner, seine Wahl sei ohne alle Beeinflussung durch Gott selbst geschehn. Die Kirche bedurfte eines Friedensengels, Gott sandte ihn in der Person Ganganellis. Die Aufhebung sei geschehn in Klarheit und Reife des Geistes, aus reiner Gewissenhaftigkeit für das Wohl der Kirche.[b]) Theiner als Präfect des Archivs war im Besitz der reichsten Quellen, doch hat auch er damals für seinen Convent geschrieben: die Apologie eines Papstes voll Zorn gegen die Verleumder des Statthalters Gottes und unter schmeichelnden Worten eine vernichtende Anklage wider die Jesuiten. Durch die Einsicht von Urkunden, die ich nachmals Theiner selbst verdankte, habe ich eine abweichende Ansicht bekommen über die Wahl und das Hauptgeschäft der Regierung Clemens XIV.

Der Cardinal Ganganelli war nicht als entschiedner Gegner der Jesuiten bekannt, doch wußten die bourbonischen Höfe, daß er nicht für sie war. Auf der Liste, welche der französische Cardinal Bernis mitbrachte, ist Ganganelli als einer der Guten bezeichnet, deren Wahl zulässig sei. Portugal und die Bourbonen waren einflußreich durch die drei Vetos, die sie einlegen konnten wider jeden Gönner der Jesuiten. Dazu waren die päpstlichen Besitzungen durch Frankreich und Neapel bedroht, zum Theil schon besetzt. Ganganelli war nicht der einfache, harmlose Mann, zu dem seine Verehrer ihn gemacht haben. Im Conclave nahm er eine vorsichtige, zweideutige Stellung ein. Unter den Cardinälen war seine Rede wohl bekannt: „Die Könige haben lange Arme, sie reichen über die Pyrenäen und über die Alpen." Doch auch:

a) Crétineau-Joly, Clement XIV et les Jésuites, Paris 1847.
b) A. Theiner, Gesch. d. Pontificats Cl. XIV. Lpz. u. Par. 1853. 3 Bde.

„Der Papst darf die Jesuiten so wenig aufheben, als er die Peterskirche einreißen darf.“ Im Vertraun hat er einmal gesagt: „Ich schlafe ruhig, weil ich weiß, daß meine Geheimnisse mit mir schlafen.“ Als Mitte Februar das Conclave anhub, hat keine Partei ernsthaft an ihn gedacht, doch hat er wechselnd zwei bis vier Stimmen gehabt. Die Jesuitenpartei war in großer Mehrzahl, sie hätte trotz der bourbonischen Vetos den Papst machen können, aber durch persönliche Absichten war sie gespalten: ihre beiden Führer, Albani und Rezzonico, der Nepot Clemens XIII, Jeder wollte einen andern Papst, daher kein Cardinal über elf Stimmen erhielt. Als im Mai die beiden spanischen Cardinäle ankamen, traten sie sofort in Unterhandlung mit Ganganelli. Er hat kein Versprechen geleistet und die französischen Cardinäle hatten für unwürdig erklärt, ein solches zu fordern. Aber zu Händen des Königs von Spanien hat er erklärt: er erkenne dem Papst die Macht zu, die Gesellschaft Jesu aufzuheben, und daß zu wünschen sei, der künftige Papst möge alle seine Bemühung anwenden, diesem Wunsch der politischen Mächte zu entsprechen. Das war kein persönliches Versprechen, sondern in Form eines theologischen Gutachtens gegen die jesuitische Behauptung: der Papst habe nicht die Macht, den Orden aufzuheben, weil derselbe durch das Concil von Trient bestätigt sei. Doch lag in einem solchen Gutachten indirect ein Versprechen. Albani schlug nun Ganganelli selbst vor. Mit 46 Stimmen ist er einmüthig gewählt worden, er selbst gab die seine dem Cardinal-Nepoten, bisher seinem Feinde. Wodurch ist diese Umgestaltung geschehn? Theiner nennt es ein Wunder Gottes. Mir ist es immer schwer geworden, an Wunder zu glauben, am wenigsten im Conclave, wo insgemein Intriguen und Selbstsucht herrschen. Entweder hat Ganganelli der jesuitischen Partei Hoffnung gemacht, sie zu schonen, oder was Bernis berichtet, ist richtig: spanisches Gold hat sein Geschäft verrichtet. Da nun eine Berufung auf jenes erstere nirgends vernommen wird, so muß man an das zweite denken, natürlich eingerechnet, daß Ganganelli nicht als Feind der Jesuiten galt, sondern als neutrale Person. Bernis schreibt in den letzten Tagen des Conclave: „Ganganelli will in die Tapfen Sixtus V treten. Er sagt nie, was er denkt, er scheint immer zur Partei dessen zu gehören, mit dem er spricht.“ Nach seiner Wahl konnte er allerdings einer entschiednen Verheißung sich nicht entziehn. Aber er sagte zu Bernis, der jetzt französischer Gesandter geworden war: „Lassen Sie mir Zeit. Ich bin kaum auf den Stuhl Petri gestiegen, und käme ich jetzt schon zu diesem Schritt, würde dann die Welt nicht glauben, man habe mir im Conclave Bedingungen aufgelegt?“

So der Bericht des Gesandten an Choiseul, den Minister des Auswärtigen.

Der neue Papst stellte sofort das Verhältniß zu Portugal und Parma wieder her. Er hat eine milde, so weit für einen Papst möglich aufgeklärte Regierung geführt. Die berüchtigte Nachtmahlsbulle, die am Morgen des Gründonnerstags verlesen wird, die längst schon in Rom zum Gespött geworden war, hat er zwar nicht abgeschafft, aber er hat sie nicht mehr verlesen, was einer Abschaffung gleich kam. Benedict XIV fragte einst einen Cardinal, wer die Fremden seien, mit denen er vorher ihn in der Peterskirche herumgehn gesehn? Der antwortete: „Es sind Holländer, die nach Rom gekommen sind, um sich heute die Excommunication der Bulle aus erster Hand zu holen und nachher beim Bibliothekar des heiligen Stuhls das Mittagessen einzunehmen.“ An Clemens XIV war die Frage gestellt, ob er das mächtige Werkzeug preisgeben wollte, durch das der restaurirte Katholicismus seine großen Erfolge errungen hatte, oder ob er dem Zeitgeist nachgeben wollte, der fortschreitend leicht auch das Papstthum selbst zum Opfer fordern konnte. Er zögerte, bedrängt von den Gesandten der bourbonischen Höfe. In den Berichten an ihre Regierungen ist der Verdacht ausgesprochen: er wolle nur Zeit gewinnen, um nichts zu thun, er schwanke noch zwischen Reform und Aufhebung. Die Bourbonen drohten mit gänzlicher Losreißung von Rom, die jesuitische Partei mit der Rache Gottes und ihrer eignen, wenn er's wage. Als nun Clemens sich endlich entschlossen, will er's auf würdige Weise thun. Als der spanische Gesandte für die Aufhebung ihm Rückgabe von Benevent und Avignon anbot, das die Höfe immer noch wie ein Pfand innehielten, erwiderte er: „Wisse, daß ein Papst die Seelen regiert, nicht aber verschachert.“ Unmittelbar nach Aufhebung der Jesuiten sind diese Gebiete doch zurückgestellt worden. Erst im vorletzten Jahr seiner Regierung ist das lange Erwartete, doch Überraschende geschehn. Das Aufhebungs-Breve Dominus ac Redemptor noster vom 16. August 1773 ist eine Abhandlung über Recht und Pflicht des Papstes, diesen Orden aufzuheben. Die Urkunde ist von ihm selbst und einem Vertrauten seines Ordens ausgearbeitet worden. Kein bestimmtes Verbrechen wird dem Orden vorgeworfen; aber seine Aufhebung sei nothwendig zum Heil der Kirche. „Denn kaum war die Gesellschaft Jesu gebildet, als sie den Samen der Zwietracht und Eifersucht ausstreute, nicht nur zwischen ihren eignen Gliedern, sondern auch hinsichtlich der andern Gesellschaften und Orden, sowie zwischen den Weltgeistlichen, den Universitäten, und selbst den Fürsten, von denen sie aufgenommen wurden. Der ganze Erdkreis ist

durch sie beunruhigt worden. Viele ihrer Mitglieder haben dem orthodoxen Glauben und den guten Sitten gefährliche Lehren verbreitet, dazu die ungeistliche Begierde nach irdischen Gütern. Alle Maßregeln unsrer Vorgänger sind vergeblich gewesen, um Grundsätze auszurotten, welche der heilige Stuhl mit Recht als anstößig erkannt und als den guten Sitten schädlich verurtheilt hat. Daher in Betracht, daß, so lange die Gesellschaft Jesu besteht, nicht möglich ist, daß die Kirche je wieder zu einem wahrhaften und dauernden Frieden gelange, wird jene Gesellschaft hierdurch aufgehoben auf ewige Zeiten, jedes Band und jedes Privileg zerrissen." Das sind Worte eines Papstes, wohl erwogen, weithin tönend, ex cathedra gesprochen, zwar zurückgenommen durch den Papst einer anders gewordenen Zeit, doch von unsterblicher Bedeutung.

Die in Rom gegenwärtigen Ordensobern wurden verhaftet, die Mitglieder des Ordens in andre Orden versetzt oder ihnen vergönnt, als Weltgeistliche zu leben. Die Reichthümer und Archive des Ordens waren großentheils in Voraussicht der Gefahr gerettet worden. In Baiern fiel doch das Ordensarchiv in die Hände der Regierung. Als 1815 an die Wiedereinführung der Jesuiten in Baiern gedacht wurde, ließ Montgelas einige Actenstücke herausgeben in der Schrift: Patris Marcelli Amores [München 1815]. Der Inhalt: unnatürliche, viehische Laster einiger Ordensglieder in Baiern. Der Pater Marcell hat die ihm anvertraute Jugend gemißbraucht, und das lange vertuscht. Endlich als der Scandal ruchbar wurde, wurde er in eine andre Provinz geschickt. Daß diese Scandalgeschichten 1845 noch einmal deutsch gedruckt wurden, war recht unnöthig.

Alle katholischen Höfe vollzogen die Aufhebung. Maria Theresia meinte: sie habe zwar keine Ursache sich über die Jesuiten zu beklagen, aber sie werde den Willen des Papstes vollziehn. Wie ihre Aufhebung durch die Staatsgewalten gefordert war, so konnten die Jesuiten durch den Schutz derselben auch gegen den Willen des Papstes sich halten. So ist es geschehn durch antikatholische Staatsregierungen. Friedrich II sagte: er habe im Breslauer Frieden versprochen, den kirchlichen Zustand Schlesiens zu erhalten, der Papst könne ihn nicht dispensiren von den Pflichten eines ehrlichen Mannes. Wie sich aus vertrauten Briefen ergibt, fehlte es in Schlesien an katholischen Schulleuten. Dazu waren die Jesuiten wohlfeil und der König sparsam. Auch war sein Stolz zu zeigen, daß er sich vor ihnen nicht fürchte. Daher blieben sie als Priester des königlichen Schulinstituts, erst Friedrich Wilhelm II hat sie aufgehoben. Für Rußland war es angenehm, in den polnischen

Provinzen eine gelehrte Corporation zu haben ohne Verbindung mit Rom. So hat hier in offner, wenigstens scheinbarer Auflehnung gegen die folgenden Päpste der Jesuitenorden unter erwähltem Generalvicar fortbestanden.

Der römische Katholicismus hatte seinen mächtigsten Vorkämpfer verworfen, der Papst selbst seine Vernichtung ausgesprochen. Welche Hoffnungen sich daran knüpften, ersieht man aus einem Brief Friedrichs II an Voltaire: „Jetzt, da die Jesuiten aufgehoben sind, wird bald die ganze katholische Kirche zu Grunde gehn und Sie, mein lieber Patriarch, werden wohl noch das Vergnügen haben ihr die Grabschrift zu machen.“ Man gedachte jetzt einer Weißagung Borgias, des dritten Ordensgenerals: „Wie Füchse sind wir eingebrochen und werden ausgetrieben werden wie Hunde.“ Nur ironisch gedachte man damals des Zusatzes: „Wir werden aufleben wie die Adler.“ Als Clemens das Breve unterzeichnete, sprach er: „Es ist geschehn, nothwendig für die Kirche, aber es wird mein Tod sein.“ An der Säule Pasquins stand: P. S. S. V. Man deutete das: Presto sara sede vacante, bald wird der heilige Stuhl erledigt sein. Schwärmerische Nonnen verkündeten den nahenden Todestag des Papstes. Er hat noch ein Jahr gelebt, aber er fühlt's wie innerlichen Brand. Zum Arzt sagte er: „Suchet die Ursache im 10. Psalm.“ Da ist die Rede von den Werken der Finsterniß. Es ist gewiß, daß Drohungen ihn ängsteten. Er genoß nur Speise, bereitet durch einen vertrauten Franciscaner. Dem Leichnam fielen sofort Nägel und Haare aus, das Gesicht wurde dunkelblau. Bernis hat einen Monat nachher an den Minister Frankreichs die Depesche erlassen: „Die Umstände, welche dem Tod des Papstes vorausgegangen sind, ihn begleitet haben und ihm nachgefolgt sind, erregen gleichmäßig Schrecken und Mitleid. Man kann dem König nicht verbergen, daß er Gegengift nahm, daß der chirurgische Leichenbefund für Vergiftung sprach, der medicinische allerdings nicht.“ Der Papst litt doch seit Jahren an einer Flechtenkrankheit, und was Theiner betont, das Eindringen derselben in das Innere als todbringend ist nicht undenkbar. Pasquin schlug als Grabschrift vor: Idolorum cultor, coenobiorum devastator, canonum destructor, sacerdotum persecutor. Der alte Spötter hat hier einmal dem Zorn der Jesuiten seine Stimme geliehn.

Clemens XIV ist nicht einer der großen Päpste gewesen, zu dem ihn Theiner machen wollte. In Bernis' Depeschen vernehmen wir mannigfache Anklage: er sei ohne höhre Bildung, ohne Einsicht in die auswärtigen Verhältnisse, nur von Leuten seines Ordens umgeben.

Im Vatican herrsche Klosterwirthschaft und kleinliche Intrigue. Aber jedenfalls war er ein wohlwollender Mann, vertraut mit der Bibel und platonischer Philosophie. Sein Lehrer hat einst von dem Jüngling gesagt: „Kein Wunder, wenn er Musik liebt, in ihm ist Alles Harmonie.“ Aber Disharmonie war in seiner Gesinnung und seiner Stellung als Papst. In ihm war etwas von der Gesinnung der neuen Zeit auf den mittelalterlichen Thron gerathen. Er hat doch unpäpstlich gehandelt.

§ 279. Pius VI [1774—1799] und sein Zeitalter bis 1789.

Die Zeit Pius' VI, so weit sie der französischen Revolution vorangeht, also die ersten 15 Jahre, enthält einen unentschiednen Kampf des katholischen Herkommens mit den neuen Gedanken der Freiheit und Gleichheit.

Die Wahl des Cardinals Angelo Braschis war ein halber Sieg der jesuitischen Partei. Er hat über seinen Vorfahren das Urtheil ausgesprochen: derselbe habe nicht erst nach Aufhebung der Jesuiten, sondern schon vorher den Verstand verloren. Pius war weder ein Schwärmer noch ein Held, um Geschehnes sofort ungeschehn zu machen, er hat Ricci in der Engelsburg sterben lassen. Als sein Name aus der Wahlurne hervorging, sagte er zu den Cardinälen: „Das Ergebniß eurer Wahl ist mein Unglück.“ Das war wahrer gesprochen als es damals gemeint war. Er hat den prächtigen Palast Braschi erbaut, jetzt das königliche Ministerium des Innern, der letzte Papst, der seine Familie bereichert hat, während der Staat in Noth, das Volk durch Steuern erschöpft war. Er hat die Austrocknung der pontinischen Sümpfe begonnen und die stattliche Sacristei der Peterskirche erbaut. Wo er ein Kloster oder einen Stall reparirte, hat er seinen Namen und sein Wappen darauf gesetzt. Der Papst hatte den Glauben an seine Macht über Himmel und Hölle, die Glorie eines Statthalters Gottes verloren: aber die Bischöfe erkannten in ihm den Schutz gegen die Könige; der Kern des Volks, zumal das Landvolk hing aus Gewohnheit und durch den Beichtstuhl an Rom.

So war die Entscheidung ungewiß, ob die feindseligen Mächte obsiegen würden: auf der einen Seite der Katholicismus des Mittelalters in der jesuitischen Verfeinerung, und auch nach Aufhebung des Ordens übten die Jesuiten still verbunden einen mächtigen Einfluß. Auf der andern Seite jansenistische Frömmigkeit und moderner Unglaube, die einander oft in diesem Kampf die Hand reichten.

In Portugal zerfiel Pombals gewaltsame Schöpfung mit seinem Sturz bei des Königs Tod. In Spanien wurde Graf Aranda, der mit französischer Bildung die Inquisition und das Schulwesen von der Regierung abhängig gemacht hatte, verdrängt [1772], Don Olavides büßte in den Kerkern der Inquisition, daß er begonnen hatte durch protestantische Colonisten die Sierra Morena anzubauen, die den Räubern zurückgestellt wurde. Doch auf der ganzen Halbinsel verstreut blieben Keime der Abneigung gegen die Hierarchie, verbunden mit dem Streben nach einem politischen Rechtszustande.

In Deutschland maßen sich entgegengesetzte Kräfte. Ein junger Rechtsgelehrter, Steinbühler, wurde wegen Scherzreden über katholische Cärimonien in Salzburg als Gotteslästrer zum Tode verurtheilt [1781], endlich auf Landesverweisung und Kirchenbuße begnadigt. Isenbiehl, der aus Göttingen Zweifel an messianischen Weißagungen mit nach Mainz gebracht hatte, wurde als Professor entsetzt und gemißhandelt [1774]. Aber bereits hatte Kurfürst Emmerich [1763—1774] die Schulen des Erzbisthums der Jesuiten-Abrichtung entrissen, sein Nachfolger Erthal [bis 1802] hat sich nach kurzer Ereiferung mit weltlichem Glanz und protestantischer Cultur umgeben; sein Coadjutor Dalberg war von Erfurt aus der Gastfreund Weimars und seiner Geisterfürsten. Deutlich offenbar wurde der Gegensatz der streitenden Mächte in zwei süddeutschen Unternehmungen: die eine durch Gaßner, einen Ex-Jesuiten, der als Teufelsbeschwörer in Baiern und Schwaben umherzog. Er unterschied Beseßne, in denen Dämonen hausen und Umseßne, die nur von Krankheit durch einen Dämon befallen waren. Nicht alle Kranke verhieß er zu heilen, sondern nur solche, an denen er Convulsionen hervorrufen konnte. Diese galten als Beweis des übernatürlichen dämonischen Ursprungs. Es mag ein Anzeichen sein, daß er selbst magnetisch begabt Einwirkungen auf Nervenkranke zu üben vermochte. Doch hören wir nur von leidenschaftlicher Anerkennung oder Verwerfung, nirgends von unzarter Untersuchung. Es war eine religiöse Aufregung zu Gunsten des jesuitischen Katholicismus, doch gegenüber dem Ärgerniß der Aufklärung. Die deutschen Bischöfe selbst sind dem entgegengetreten.

Das zweite Unternehmen stellt sich dar im Illuminatenorden, gegründet [1777] durch Weishaupt, einen Zögling der Jesuiten, Professor der Rechte in Ingolstadt, ein frühreifes Talent. Die Absicht war, selbstdenkende Menschen aus allen Ständen und Religionen in einem Geheimbund zu vereinigen. Dieser Orden sollte die Welt reformiren und regieren, viel ist aus der Verfassung des Jesuitenordens aufgenommen

und aus dem Ritual der Freimaurer. Als Zweck war ausgesprochen Vervollkommnung der Menschen, erleuchtete Freiheit in Kirche und Staat. Die große Zahl der Ordensgrade beabsichtigt wohl diesen Zweck in sehr verschiedner Steigerung auszudrücken. So soll in den beiden höchsten Graden des Priesters und Regenten die Ansicht offen ausgesprochen sein, daß alle positive Religion Betrug ist, alle Fürsten Usurpatoren, jeder Hausvater souverän; alles Pfaffen- und Schurkenregiment soll ein Ende haben. Dieses Illuminatenthum war begründet mitten im alten Lager der Jesuiten, ein großer Theil der bairischen Staatsbeamten hing ihm an. Durch einen Zwiespalt der Häupter kam es zur Denunciation. Die Untersuchungscommission mußte mehrmals gewechselt werden, da Illuminaten darin saßen. Weißhaupt entfloh und hat in Gotha bei seinem Gönner, dem Herzog Ernst II gelebt. Dort ist er erst 1830 gestorben. In Baiern kam es unter Karl Theodor zu einer jesuitischen Reaction.

Mit Joseph II bestiegen die Gedanken der Revolution den Kaiserthron. Er war ein frischer Zweig aus Lothringen auf dem alternden Stamm Habsburg. 15 Jahre lang hat er das Schattenbild der Kaiserkrone getragen, bis seine selbstherrschende Mutter ihm die wirkliche Macht in den Erblanden hinterließ. Daher der Sturm seiner Unternehmungen. Sein Ideal war Friedrich II, der ihn gelegentlich seinen Bruder Sacristan nannte wegen seiner kirchlichen Eingriffe. Fast Alles, was durch die neuern Constitutionen und Volksvertretungen ausgeführt ist: Ordnung des Staatshaushalts, Gleichheit vor dem Gesetz, Freiheit der Presse, Toleranz, Abschaffung der Privilegien von Adel und Hierarchie ist von Joseph unternommen worden, selbst gegen die Vorurtheile des Volks. Seine kirchliche Gesetzgebung, bekannt unter dem Namen der josephinischen Kirchenreformation, enthält diese Hauptstücke: 1) Die Kirche soll zur Schule der Volksaufklärung gemacht werden, daher die Bibel frei zu lesen für Jedermann. Alle bischöfliche Censur hat ein Ende, der Gottesdienst soll in der Landessprache gehalten werden. 2) Eine freie, wissenschaftliche Bildung des Klerus, dazu verboten alle Studien im Auslande, d. h. in Rom an Stelle der bischöflichen Seminare kaiserliche Staatsseminare mit freisinnigen Lehrern besetzt. Der Eid der Doctoren: „Ich gelobe, daß ich die Religion von unreinen Gottesdiensten frei bewahren, die theologische Wissenschaft von den nüchternen Satzungen der Scholastik reinigen, die wahre Theologie, die nach dem Sinne Jesu ist, ausbilden und sie zum Nutzen des Menschengeschlechts verständig lehren werde.“ 3) Eine österreichische Nationalkirche, unabhängig von Rom, dem Staat unter-

worfen: alle päpstlichen und bischöflichen Erlasse bedingt durch landesherrliches Placet, alle Berufung an den Papst verboten. Alle Ehe- und Dispenssachen sind vor inländischen Behörden zu verhandeln. Der Kaiser forderte auch Indult um die Bischöfe in der Lombardei zu ernennen, wie er es in seinen Erblanden that. Als der Papst zögerte, ernannte er ohne weiteres den Erzbischof von Mailand. 4) Reform der Klöster, die einer allmählichen Vernichtung gleich kam. Alle Verbindung mit ausländischen Obern wird verboten, alle Klöster, die nicht der Seelsorge, Schule, Krankenpflege dienen, sind aufgehoben. Von mehr als 2000 hat Joseph etwa 700 übrig gelassen, und diese sollen innerhalb 12 Jahren keine Novizen aufnehmen, d. h. aussterben. Aus dem Klostergut wurden Pfarreien dotirt.

Seine Absicht hat der Kaiser in erster Frische und Hoffnung ausgesprochen in einem Brief an Cardinal Herzan, seinen Gesandten in Rom, im October 1781: „Ich habe die Philosophie zur Gesetzgeberin meines Reichs gemacht. In Folge ihrer Logik wird Österreich eine andre Gestalt bekommen. Es ist nothwendig, daß ich gewisse Dinge aus dem Gebiet der Religion entferne, die nie dahin gehört hätten. Da ich den Aberglauben und die Sadducäer verachte, so will ich mein Volk davon befreien. In dieser Absicht werde ich die Mönche verabschieden. Die Bischöfe, welche ich in ihre Rechte wieder einsetzen werde, müssen die Denkungsart des Volks mit umschaffen. Ich werde dem gemeinen Mann statt des Mönchs einen Priester geben und statt der Romane der canonisirten Leute das Evangelium predigen lassen. Ich werde dafür Sorge tragen, daß das Gebäude, welches ich für die Zukunft errichte, dauerhaft bleibe. Die General-Seminarien sind Pflanzschulen für meine Priester, und die Seelsorger, die darin gebildet sind, werden einen geläuterten Geist unter das Volk bringen. So werden uns die Enkel noch segnen, daß wir sie von dem übermüthigen Rom befreit, die Priester in die Grenzen ihrer Pflicht zurückgewiesen, ihr Dortsein dem Herrn, ihr Dasein aber dem Vaterland allein unterworfen haben. In Rom wird man das freilich für einen Eingriff in die Rechte Gottes erklären und laut rufen: „Die Herrlichkeit Israels ist gefallen!" Und zum spanischen Gesandten sagte er: „Ich will meine Unterthanen lehren, daß sie katholisch sein können ohne römisch zu sein." Gegen Bitten, Ermahnungen und Proteste aus Rom war seine Antwort: er mische sich nicht in's Geistliche, in Lehre und Sacrament, oder er berief sich auf das Beispiel Jesu und der Apostel: ihr Christenthum wolle er erneuern. Da kam die Kunde, der Papst selbst wolle nach Wien kommen. Pius VI, il persuasore, vertraute seiner Persönlich-

keit, doch fehlten ihm die Kenntnisse. Als der Erzbischof von Trier ihm seine Aufwartung machte, meinte er, der sei Bischof in partibus, ein Kurfürst des Reichs! Aber die Weiber sagten: quanto e santo, tanto e bello. Vor seinem Abschied aus Rom durchwachte er die Nacht am Grabe des heiligen Petrus. Abgesehn von Johann XXIII, der von Constanz als Gefangner nach Heidelberg gebracht wurde, war seit Leo III, also seit fast 1000 Jahren kein Papst nach Deutschland gekommen. Johannes Müller gab damals eine Schrift heraus, die Reisen der Päpste. Darin heißt es: „Was ist ein Papst? Man sagt, er ist nur ein Bischof eben wie Maria Theresia nur eine Gräfin von Habsburg, Ludwig XIV ein Graf von Paris, der Held von Roßbach und Leuthen einer von Zollern. Ein Bischof war der Papst und er war der heilige Vater, der oberste Priester aller Königreiche und Herrschaften im Abendlande, welcher die wilde Jugend unsrer Staaten durch Gottesfurcht gezähmt hat, Besitzer einer Macht, vor der in 1700 Jahren von dem Hause Cäsars bis auf den Stamm Habsburg viele große Nationen und alle ihre Helden vorüber gegangen: das ist der Papst." Der protestantische Geschichtschreiber von Schaffhausen stand damals im Dienst des Erzbischofs von Mainz, groß in seinen Gedanken, gefügig in seinem Charakter.

Der Kaiser, nachdem er vergeblich versucht hatte den unbequemen Gast abzuhalten, zog ihm festlich entgegen. Als Pius VI am 22. März 1782 den Segen sprach vom Altan der Stephanskirche, lagen wohl 100000 auf den Knieen. Als er aber zur Sache kam, klagte der Kaiser: „Heiliger Vater, ich bin weder Theolog noch Canonist, ich verstehe nur wenig vom Staatsrecht, reden Sie mit Kaunitz". Aber Kaunitz, der Minister, besuchte den Papst nicht, vier Wochen gingen darüber hin. Endlich beschloß Pius, selbst zum Minister zu gehn unter dem Vorwand, seine Gemäldesammlung zu sehn. Er hat nur das Versprechen erhalten, daß die kaiserlichen Reformen nichts gegen die Lehre der Kirche noch die Würde ihres Oberhaupts enthalten sollen und daß wegen unterdrückter Einkünfte der Papst jährlich $1/2$ Million Gulden erhalte ad dies vitae. Das Kloster, wo der Papst Abschied nahm vom Kaiser, wurde sogleich aufgehoben. In Wien hat Pius zwei Messen gelesen, die eine ohne das Credo des Kaisers, die andre ohne das Gloria für sich. Doch war die Wanderung nicht so vergeblich und lächerlich wie man sie ansah. Die deutschen und ungarischen Prälaten wurden in ihrer Treue gestärkt. Nicht geringe Wirkung übte der Papst auf das deutsche Volk, das ihn in den Erinnerungen, wie sie Johannes Müller ausgesprochen, mit Ehrfurcht empfing.

Als 1790 Joseph dem Grabe zuwankte, standen die niederländischen Provinzen Österreichs in Aufruhr für das gute alte Recht römisch-katholisch zu bleiben und für die verletzten Provinzialrechte. Alle Völker unter habsburgischer Herrschaft waren in dumpfer Gährung. Manches von den Gesetzen war zurückgenommen, Andres nicht ausgeführt. Der Grund des Mißerfolgs war nicht das Rasche der Maßregeln — die Reformation des 16. Jahrhunderts ist nicht minder rasch vollzogen worden — sondern zuerst die despotische Form des Cabinetsbefehls. Der Kaiser hat die junge blühende Rose der Freiheit seinem Volk mit eiserner Faust gereicht. Solche Unternehmungen gegen Adel und Geistlichkeit vermag nur ein Volk durch seine Repräsentanten durchzuführen. Sind diese nicht dafür zu gewinnen, dann ist es überhaupt noch nicht Zeit. Aber Vortheile können geboten werden, materielle, handgreifliche, denen Volksvertreter nicht leicht widerstehn. Der Fehler des Raschen lag nur im Unvorbereiteten, in der falschen Voraussetzung. Im Schreiben des Kaisers an seinen Gesandten hieß es: „Die Bischöfe müssen die Denkungsart des Volkes umschaffen.“ Wenn aber die Bischöfe dazu nicht die geringste Lust hatten! Friedrich II urtheilte: „Der Kaiser thut immer den zweiten Schritt, bevor er den ersten gethan hat.“ Sodann das Eingreifen in ein Gebiet, das nicht des Kaisers ist, und das Verkennen der Rechte des Gemüths gegen das bloß Nützliche. Er hat verordnet, daß Priester im Beichtstuhl vor Schmuggel warnen und den Soldatenstand preisen sollen. Er hat alle Localfeste der Schutzheiligen verboten bei zehn Gulden Strafe, hat alle Kirchweihen auf einen Tag verlegt, hat Leichenreden und Särge verboten, als Eitelkeit und Holzverschwendung: die Todten sollten in einen leinenen Sack gesteckt und in einer allgemeinen Todtentruhe hinausgetragen, dann in bloßer Erde begraben und mit ungelöschtem Kalk bedeckt werden. Solche Dinge waren nicht durchführbar gegen Sitte und Pietät. Er hat sogar den Frauen Schnürleiber verboten, als sei das des Kaisers, was vielleicht selbst der liebe Gott kaum hätte durchsetzen können. Auch erleuchtete, freisinnige Zeitgenossen sprachen sich gegen das bloße Nützlichkeitsprincip aus. So hat unser Herzog Karl August am 17. Juni 1781 an Merck, Goethes Freund, geschrieben: „Die Handlungen des Kaisers haben viel Ähnliches mit Meisterzügen und sind das Gegentheil von Furchtsamkeit. Ob es aber nicht hie und da wie die Ausführung allgemeiner Begriffe aussieht und ablaufen wird, lasse ich dahingestellt. Ein bischen brutal und vornehm scheint mir's mit den Menschen umgegangen zu sein. Es lautet mir immer etwas wie ein Freicorpsdictum: der Teufel hol die Pfaffen! oder wie ein philo-

sophischer Begriff: daß niemand Unnützes im Staat leben solle. Mit den sogenannten unnützen Mäulern ist's aber ein besonders Ding. Man glaubt zwar von Herrschafts wegen, daß Alles unnütz sei, was nicht hacke und grabe und nicht effectiv die herrschaftlichen Einkünfte vermehre; und ich habe auch für diese allgemeine Finanzansicht vielen Respect: aber mich dünkt doch, daß, verführe der liebe Gott so finanzialisch scharf mit uns, die großen Herrn, die eigentlich bloß genießen, nichts einbringen und gemeinlich bloß aus Langerweile thätig sind, übel dabei wegkämen." Der dritte Grund des Mißlingens war die deutsche Centralisirung, Verletzung der mancherlei Nationalitäten, die durch eigenthümliche Fügungen unter dem Scepter von Habsburg verbunden waren. Diese magyarischen, slavonischen, italienischen, auch französischen Volksstämme sollten alle verdeutscht und von Wien aus regiert werden. Den Beamten in Ungarn wurden drei Jahre gelassen, um Deutsch zu lernen, dann sollte statt der lateinischen Geschäftssprache das Deutsche eingeführt werden. Für Österreich ist es immer ein Unglück gewesen, diese befohlne Germanisirung statt des stillen, freien Fortschritts germanischer Bildung. Von den Priestern aufgeregt, erhoben sich die Volksstämme für Nationalität und Religion, für das, was einem tüchtigen Volk das Theuerste ist. Der Kaiser sagte auf seinem Sterbebett: „Man schreibe auf mein Grab: Hier ruht ein Fürst, dessen Absichten rein waren, der aber das Unglück hatte, alle seine Entwürfe scheitern zu sehn." Es ist ein tragisches Geschick der beiden reichbegabten Kinder Maria Theresias: die Schwester des Kaisers gestorben auf dem Schaffot, er auf der Folterbank zertrümmerter Ideale, er war so gutmüthig, so einfach und volksthümlich! Wie oft hat er persönlich Noth abgestellt und Freude selbst in die Hütte gebracht. Daher aus seinem Grabe ihm bald ein liebevolles Andenken im Herzen des Volks erwachsen ist. Er war zu früh für Österreich gekommen, das sich nachher lange nach einem Joseph gesehnt hat, diesen konnte es damals nicht ertragen. Dennoch lagen seine kirchlichen Reformen in den Gedanken der Zeit, und die deutschen Erzbischöfe kamen ihnen befreundet entgegen.

Das Programm dieser Bestrebungen war eine Schrift unter dem Namen Justinus Febronius über den Zustand der Kirche und die gesetzliche Macht des Papstes. Das gelehrte Werk enthält eine geschichtliche Nachweisung über Ursprung und Recht der päpstlichen Gewalt. Nicht Christus, sondern die Kirche hat den Papst eingesetzt, ihre Verfassung nicht monarchisch, sondern der Papst wie der Präsident eines Parlaments zur Aufrechterhaltung der gesellschaftlichen Ordnung, hierdurch die Versöhnung der Getrennten zu einer deutschen Nationalkirche

möglich. Der Papst wird aufgefordert, größern Ansprüchen freiwillig zu entsagen, bevor er von den Fürsten dazu gezwungen werde. Der Verfasser war Nicolaus von Hontheim, Weihbischof und Minister des Kurfürsten von Trier. Er hat das Werk geschrieben im Sinne seines Herrn, in seinem Alter ist er [1773] zum Widerruf gezwungen worden. Aber die drei rheinischen geistlichen Kirchenfürsten sammt dem Erzbischof von Salzburg vereinigten sich in seinem Sinn zur Constituirung einer deutschen katholischen Nationalkirche. Ihre Abgeordneten kamen in Ems zusammen und haben hier die Grundzüge aufgesetzt als Emser Punctation [1786]. Sie enthält eine Erhebung des deutschen Episcopats gegen die Folgen der pseudoisidorischen Decretalen, gegen die päpstliche Monarchie. Ein Gerichtshof von Abgeordneten der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe soll in höchster Instanz die Streitigkeiten entscheiden statt der bisherigen Berufung nach Rom. Alle Dispense sollen durch die Bischöfe ertheilt werden, die nur in zweifelhaften Sachen sich in Rom Rath erholen können. Der bisherige Eid der Bischöfe, ihre Unterthänigkeit unter den Papst wird ihrer Stellung als Reichsfürsten für unwürdig erklärt: Christus habe nicht einem, sondern allen Aposteln und ihren Nachfolgern Vollmacht ertheilt. Auch die Formel im Eide: haereticos pro posse persequar sei unvereinbar mit der Eigenschaft der deutschen Bischöfe als Landesherrn auch über Protestanten. Dazu manche Disciplinarfragen im aufgeklärten Sinn: Mönchsgelübde sollen nicht gültig abgelegt werden können vor dem 25. Jahr, Nonnengelübde nicht vor dem 40. Dazu das Recht der Bischöfe, vom Gelübde freizusprechen. Wenn der Papst diese Punctation nicht genehmige, solle binnen zwei Jahren durch ein deutsches Nationalconcil die Entscheidung erfolgen.

Zur Bildung des Klerus in diesem Sinn hat der Kurfürst von Köln die Universität Bonn gegründet. Zur Einweihung sind auch Abgeordnete der protestantischen Universitäten geladen worden. Der erste Curator, Graf Spiegel von Desenberg, pries in seiner Weihrede die Reformationsordnung, welche einst Melanchthon und Bucer für die Erzdiöcese Köln eingeführt hatten. Ein nächster Anlaß zu dieser ganzen Unternehmung lag im Kölner Nuntiaturstreit. Seit dem Abfall des Kurfürsten Gebhard [1577] hatte sich ein Nuntius in Köln festgesetzt, der erzbischöfliche Rechte in Anspruch nahm, was Kurfürst Maximilian, ein Bruder des Kaisers, nicht ertragen mochte. Wir haben Einsicht erhalten in die Einzelheiten dieses Streits vom römischen Standpunkt aus, durch die Denkwürdigkeiten des Cardinals Pacca, der erst 1844 im 88. Jahre gestorben ist, nachdem er so großen Umschwung der kirch-

lichen Zustände erlebt hat. Damals 1786 kam er, ein junger Prälat, als Nuntius nach Köln. Der Kurfürst weigerte sich, ihn zu empfangen, bevor er auf alle Gerichtsbarkeit in deutschen Landen verzichtet habe. Als der Kurfürst Dispensation zur Vermählung eines Fürsten Hohenlohe mit einer entfernten Verwandten ausstellte, dergleichen sonst nur vom Papst geschah, hat Pacca ein Rundschreiben an die Kölner Pfarrer erlassen: diese Ehe sei nichtig, die Kinder illegitim. Der Kurfürst befahl den Pfarrern, den „Brandbrief" zurückzusenden, indem er Pacca einen fremden Miethling nannte, der die Seelensorger aufreize gegen ihren rechtmäßigen Oberhirten. Das katholisch-patriotische Unternehmen der deutschen Erzbischöfe ist vereitelt worden, die Bischöfe waren eifersüchtig auf sie. Sie mochten denken, es sei bequemer dem fernen Papst zu gehorchen als dem nahen Erzbischof. Baiern, unter Karl Theodor von Priestern und Weibern beherrscht, unternahm den Hauptwiderstand gegen das „erzbischöfliche deutsche Papstthum". Pacca erlangte die Vermittlung des Königs von Preußen, der durch diese Bitte geschmeichelt und gegen Joseph gereizt war. Johannes Müller wandte seinen Einfluß auf den Kurfürsten von Mainz an, zur Aussöhnung mit Rom. Endlich durch die Ereignisse in Frankreich erhielt das aufgeregte kirchliche Freiheitsgefühl des Volks am Rhein eine politische Richtung, vor der erschrocken die geistlichen Kurfürsten sich wieder einten mit den alten legitimen Gewalten. So ist die Emser Punctation nur ein Ideal geblieben für eine ferne Zukunft.

In Italien, wo zu Toscana Leopold, der Bruder Josephs II und später sein Nachfolger regierte, trat der Bischof Scipione Ricci an die Spitze der liberalen Bestrebungen, er der kein Buch verboten haben wollte als den römischen Index. Auf einer Synode seines Klerus zu Pistoja [1786] wurden die Grundsätze der gallikanischen Kirche und des freisinnigsten Jansenismus angenommen, die Abschaffung abergläubischer Cärimonien, der Gottesdienst in der Landessprache und die Verbreitung der H. Schrift beschlossen. Aber die meisten Bischöfe Toscanas widersetzten sich diesen Beschlüssen, der Pöbel stürmte den bischöflichen Palast, der Papst hat die Beschlüsse von Pistoja als eine Verschwörung wider die Kirche Christi verdammt, und nachdem Leopold den österreichischen Thron bestiegen hatte, erhielt die Hierarchie einen vollständigen Sieg. Neapel hob Klöster auf, erweiterte die Rechte der Monarchie und verweigerte die Lehnsnahme. Der Streit sdeßhalb ist dahin verglichen worden [1790], daß das Lehnsband gelöst ei, aber der König bei seinem Regierungsantritt dem heiligen Petrus

ein Opfer von 500 000 Ducati darbringen werde. Aber die Masse der Bevölkerung war doch gegen ihn. Sixtus VI hat in seiner Verdammungsbulle der Synode 1794 die Satzungen des römischen Katholicismus von Neuem festgestellt.

So erscheint 1789 der römische Katholicismus noch unbesiegt, doch rings von Gefahren umgeben. Dies sind die Vor- und Anzeichen der französischen Revolution, auch in kirchlicher Beziehung das Portal unsrer Zeit im engern Sinn: eine Tragödie, aufgeführt von einem ganzen Volk, groß in ihrer Idee, ungeheuer an Energie, endend in Blut und Thränen.

II. Die französische Revolution.

In Frankreich besaßen zwei Stände, Adel und Klerus, ungeheure Privilegien, gegenüber einem durch Steuern ausgesaugten Volk, das anhob vom Gedanken der Freiheit entzündet zu werden. Zum Ausbruch kam es durch die Schuldenlast, unter welcher der Staat zusammenbrach, die Folge hundertjähriger Sünden des Hofs. Der entsetzliche Verlauf der Revolution war nur unmöglich, so lange die Kirche noch mächtig war, da wo ihre Macht wurzelt über die Geister. Durch den Wiederschein des Erfolges hat sich die Meinung verbreitet, als ob gleich anfangs der Freiheitsbaum auf den Trümmern der Kirche errichtet worden wäre. Vielmehr erschien der Anfang der Revolution als der Versuch einer Reformation der katholischen Kirchenverfassung zugleich mit einer neuen Jugend des französischen Volks voll Enthusiasmus, voll Glauben an die Menschheit. Selbst das revolutionäre Streben war befreundet mit einer Seite des Christenthums, wie Guizot es ausgesprochen hat: „Die Brüderschaft der Gläubigen in Christo, die Gleichheit aller Menschen vor Gott wurde säcularisirt zur Humanität, zur Gleichheit vor dem Gesetz.“ Dies Reformirende, Auferbauende ist der Charakter des ersten Actes: die Zeit der constituirenden Nationalversammlung.

§ 280. Die Nationalversammlung 1789—1791.

Ein welthistorisches, politisches Ereigniß. Nur die kirchliche, die untergeordnete Seite ist darzustellen, aber diese ist in der politischen Geschichte nicht zu ihrem Recht gekommen.

Einst im Kampf der französischen Krone gegen das Papstthum waren zu den Repräsentanten des Klerus und des Adels auch Abge-

ordnete der Städte beigezogen worden, ein dritter Stand. Über die Wahlordnung der drei Stände bestand nur eine halberloschne Erinnerung, sie war nie fest bestimmt, lag daher jetzt in den Händen der Regierung. Weil vorauszusehn war, daß vom höhern Klerus Opfer gefordert werden mußten, begünstigte das Wahlgesetz die Pfarrer. Jedes Capitel bis zu zehn Domherren erhielt nur eine Stimme, für eine größere Zahl zwei, jedes Kloster nur eine, und eine jeder Pfarrer. Daher jedem Prälaten fast 50 Pfarrer als wahlberechtigt gegenüberstanden. Das Domcapitel von Paris protestirte gegen diese moderne Wahlordnung als gegen alles canonische Recht, als Auflösung der kirchlichen Subordination, dadurch der Geist der Unabhängigkeit und Empörung verbreitet werde. Klügere Prälaten benutzten ihren Einfluß auf die Landpfarrer, eine Übertragung der Stimmen war nicht verboten, der Erzbischof von Paris erschien in der Wahlversammlung mit 110 Stimmen; so ergab sich dieses mittlere Resultat; gewählt wurden in die Reichsstände 47 Bischöfe, 53 andre Prälaten und 187 Pfarrer.

Die Regierung hielt dafür: die drei Stände sollten als abgesonderte Kammern tagen, so daß der dritte Stand, obwohl bei weitem der zahlreichste, von den beiden andern stets überstimmt werden konnte. Durch Frankreich flog die Broschüre des bischöflichen Generalvicars Sieyès: „Was ist der dritte Stand? Antwort: Nichts! Was soll er sein? Alles! Denn er ist 25 Millionen stark gegenüber 80 000 Geistlichen und 120 000 Adligen.“ Sieyès verschwieg, daß die beiden privilegirten Stände beinah die Hälfte alles Grundeigenthums besaßen: allein gerade daß sie es besaßen, darin lag das bittre Geschick des Volks. Frage und Antwort war voll Übertreibung, aber sie verkündete den Gedanken des Volks in seiner Gleichheit vor dem Gesetz, es war das Programm der Revolution.

In diesem Sinne forderte der dritte Stand, daß Adel und Klerus mit ihm, den Abgeordneten des Volks, zu einer Versammlung werde. Beide weigerten sich dessen. Aber einzelne Pfarrer, die sich als Söhne des Volks fühlten, gingen zum dritten Stand über, in ihrer Mehrzahl rissen sie endlich die Prälaten mit sich fort. Nun stand der Adel allein und mußte folgen. Fortan bestand eine Nationalversammlung. Bald wurde offenbar, daß in ihr die Souveränität liege, bis endlich das Volk in Masse, die Massen sie unmittelbar zu üben versuchten.

Im Gefühl der Nothwendigkeit waren die privilegirten Stände entschlossen Opfer zu bringen. Die gleichmäßige Besteuerung ihrer Güter wurde ohne Widerspruch angenommen. Der Gedanke war hin-

geworfen, ob nicht alles überflüssige Silber an Kirchengefäßen einzuschmelzen sei? Nach kurzer Berathung mit seinen Standesgenossen erklärte der Erzbischof von Paris: darin liege keine Schwierigkeit, die Kirche habe schon mehrmals ihre todten Schätze hingegeben zur Ernährung der Armen oder in der Noth des Staats. Das Decret wurde einmüthig abgefaßt, unter welchen Bedingungen alles entbehrliche Kirchengeräth von edlem Metall in die nächste Münzstätte abzuliefern sei.

Darin lag noch keine Rettung für die Schuldenlast des Staats, die einen jährlichen Zins von 224 Millionen Francs erforderte und alle Einkünfte verschlang in einem ungeheuren Deficit, das durch die beginnende Unordnung sich monatlich steigerte. Da sprach Talleyrand, der Bischof von Autun: „So laßt uns die Nationalschuld mit dem Kirchengut bezahlen, denn es ist Nationaleigenthum. Nach Aufhebung überflüssiger Klöster und Prälaturen werden jährlich 100 Millionen für die Kirche ausreichen; nach wenig Jahren durch das Ableben der zu Pensionirenden 80 Millionen. Sonach bleiben 70 Millionen zur Verfügung der Nation, sie bilden ein Capital von 2100 Millionen in liegenden Gründen. In diese werden sich unsre Gläubiger mit Freuden theilen, wenn wir erlauben auch nur einen Theil des Kaufpreises mit den Quittungen der Summen zu zahlen, die der Staat ihnen schuldet." Jedermann erkannte darin, was Talleyrand verschwieg: die Einziehung des gesammten Kirchenguts durch den Staat.

Alles, was für die Unverletzlichkeit der frommen Stiftung spricht, ist dagegen vorgebracht worden; dazu die Mißlichkeit einer Erhaltung der Kirche künftig durch die Besteuerung des Volks. Der Vorwurf von Sieyès tönte durch den Saal und durch das Land: „Ihr wollt frei sein, und seid nicht einmal gerecht!" Die Prälaten waren empört über den Gedanken einer Besoldung, welche sie dann beziehn sollten. Mirabeau entgegnete: „Ich kenne nur drei Arten in der Gesellschaft zu leben: bezahlt werden für seine Arbeit, betteln oder stehlen." Man erinnert ihn, daß er wohlerworbenen Besitz, ererbten Reichthum vergessen habe.

Es war eine der großen Fragen, welche der neuen Zeit vorgelegt ist: durch Willensacte, die zum Theil in fernen Jahrhunderten liegen, besaß die Kirche einen Reichthum, dessen Überfluß in der Gegenwart keine lebendige Berechtigung hat; der Staat kann sich durch Beschlagnahme desselben retten: darf er's? Die Rede Mirabeaus vom 30. October faßt alle Gesichtspunkte der Entscheidung zusammen, also anhebend:

„Wenn in der Versammlung einer großen Nation eine Frage vor-

kommt, bei der ein großer Theil ihrer eignen Mitglieder, eine höchst ehrwürdige Classe der Gesellschaft interessirt ist, ja bei welcher zugleich die unverletzlichen Gesetze des Eigenthums und die Grundsätze der ganzen gesellschaftlichen Verbindung betheiligt sind: so ist wohl der Mühe werth, sie mit einer gewissen religiösen Langsamkeit zu behandeln. Die Frage, wem das Eigenthum über unsre Kirchengüter zustehe? ist unstreitig der Art. Einige Redner haben bloß auf das Interesse Rücksicht genommen, das der Staat dabei hat: aber dieser Beweggrund, so groß er sei, könnte die Versammlung noch nicht berechtigen der Nation die Kirchengüter zuzusprechen, wenn es nicht ohne Verletzung der Eigenthumsrechte des Klerus geschehn könnte. Man hat uns gesagt, daß nichts nützlich sei, was nicht gerecht ist; und Niemand unter uns wird Lust haben diesen Grundsatz zu bestreiten. Andererseits hat man von dem Einfluß gesprochen, den das vorgeschlagene Decret auf den öffentlichen Credit haben, von der unermeßlichen Hypothek, die es den Staatsgläubigern bieten, und von dem Zutraun, das dadurch in dem Moment, wo es gänzlich verloren scheint, wieder erweckt werden würde. Aber diese Hoffnung würde uns täuschen, wenn die Welt in dem Decret, das die Kirchengüter für Staatseigenthum erklärt, nur die Sanction einer ungerechten Gewaltthätigkeit sehn müßte. Könnte daher das Reich sonst durch kein Mittel den Gefahren entrissen werden, die uns rings umdrohn: so würde ich doch lieber sein Geschick jener Vorsehung anheimstellen, welche über Völker und Könige wacht, als zu diesem Mittel meine Stimme geben."

Er geht nun zurück auf die Gründe alles Eigenthums. Er achtet das Eigenthum des Einzelnen für unverletzlich, denn er sei nur deßhalb in die Staatsgesellschaft getreten und habe ihr einen Theil seiner Freiheit geopfert, um Schutz zu erhalten für sein Recht. Anders verhalte sich's mit dem Besitzthum von Corporationen, die als solche nur durch den Staat bestehn. Sie müssen dem höchsten Gesetz des Staats, dem allgemeinen Besten weichen. Kein Menschenwerk sei für die Unsterblichkeit gemacht. Auch für die frommen Stiftungen, von denen man mit so abergläubischer Ehrfurcht spreche, sei unbedingt nöthig, daß eine Macht vorhanden sei, welche dieselben wieder aufheben könne, weil sie zuletzt alles Privateigenthum verschlingen würden, wenn einmal die Eitelkeit ihre Rechnung dabei fände sie zu vervielfältigen. Hätte von allen Menschen, die jemals gelebt haben, Jeder sein eignes Grab haben wollen: man würde doch einmal sich gezwungen gesehn haben die Gräber einzureißen und die Asche der Verstorbenen zu beunruhigen, um die Lebenden zu ernähren.

So kommt er an bei dem Schlusse: „Was wollte ich erweisen? Es muß als Grundsatz anerkannt werden, daß das wahre Eigenthumsrecht über die Güter des Klerus Niemand gehöre als der Nation. Ich habe nichts verlangt, als daß die Versammlung diesen Grundsatz sanctionire. Ich habe bloß deßhalb es verlangt, weil er eine unbestreitbare Wahrheit enthält. Aber eine Wahrheit kann einen Staat retten sowie ein Irrthum ihn umstürzen kann. Nur damit Niemand an der Großmuth zweifle, mit welcher die Nation sich für die nothwendigste und ehrwürdigste Classe ihrer Geistlichkeit interessirt, habe ich zugleich gewünscht, daß man schon jetzt den Entschluß verkündige, keinem Pfarrer, auch keinem Landpfarrer in Zukunft weniger als 1200 Francs jährliche Einkünfte auszusetzen."

In diesem Sinne wurde das Decret abgefaßt: „Die Nationalversammlung erklärt: 1) daß die Nation das Recht hat über alle Kirchengüter zu verfügen, wenn sie die Verpflichtung übernimmt, für alle Bedürfnisse der Kirche in angemeßner Weise zu sorgen; 2) daß bei den Einrichtungen, welche wegen des künftigen Gehalts der Geistlichen zu treffen sind, für einen Pfarrer nicht weniger als 1200 Francs jährlich auszusetzen sind, nebst freier Wohnung und dazu gehörigem Garten." Bald hernach hat der Staat sich in Besitz gesetzt. Es war das reiche Brautgeschenk der Revolution; vielleicht eine rettende Macht, wenn nicht die entfesselten Leidenschaften fortgeschritten wären zur Auflösung aller Ordnung.

Ein guter Theil des Reichthums der Kirche gehörte den Klöstern. Ihre Auflösung wurde gefordert auch im Namen der unveräußerlichen Menschenrechte, für deren feierliche Anerkennung Frankreich damals schwärmte. Eine gemäßigte Partei war gegen allgemeine Maßregeln: man werde Menschen mit glühenden, durch langen Zwang gereizten Leidenschaften in die Welt stürzen; das noch unvorbereitete Volk werde am Schicksal der Klöster theilnehmen; der Jugendunterricht, großentheils in den Händen der Klosterleute, werde verstört, auch durch die nöthigen Pensionen das Klostergut erschöpft werden. „Ihr seid wie die Wilden in Louisiana, welche den Baum umhaun, um seine Früchte zu genießen." Nur überflüssigen Reichthum möge man den Klöstern entziehn, und unkirchlich gewordene Klöster aufheben.

Vornehmlich Barnave, dieser junge Held und Märtyrer der Freiheit innerhalb der Monarchie, sprach dagegen: „Ihr habt eine feierliche Erklärung der Menschenrechte sanctionirt: aber es gibt keinen Orden, der nicht durch sein Gelübde diese Rechte vernichtete. Ihr wollt freie Bürger: alle Mönche sind Sclaven. Ihr wollt Bürger haben, die

nur der Nation, dem Gesetz und dem König unterthan sind: aber die Mönche stehn unter auswärtigen Obern, deren Interesse meist dem unsrigen entgegengesetzt ist. Man räth uns, sie um der öffentlichen Erziehung willen beizubehalten: aber kann es weise sein, die Bildung unsrer künftigen Bürger Menschen zu überlassen, die aus allen häuslichen, bürgerlichen und politischen Verhältnissen herausgetreten sind? oder ist es nicht vielmehr unnatürlich, die Lehrer der Wahrheit für unsre Jugend aus einer Menschenclasse zu nehmen, welche auf den Gebrauch der Vernunft, wenigstens auf ihren unbeschränkten Gebrauch, Verzicht geleistet hat. Wahrhaftig, wenn die Auflösung der Klöster uns noch Geld kostete, statt uns solches einzutragen, so dürften wir uns nicht darüber bedenken, denn es wäre dieser Versammlung unwürdig, sie bloß als Finanz-Operation zu betrachten, da Politik und Moral noch weit mehr dabei interessirt sind."

Nach dieser Ansicht, daß eines freien Staates unwürdig sei, durch seine Zwangsgewalt unnatürliche Gelübde in Kraft zu erhalten, ist im Februar 1790 der Beschluß durchgesetzt worden: „Das Gesetz erkennt keine Ordensgelübde an; Jeder kann austreten; die Magistrate haben den Entschluß eines Jeden binen zwei Monaten aufzunehmen; Austretende, wie die, welche in den Klöstern bleiben wollen, erhalten gleiche Jahrgehalte." Diese wurden nach einem billigen Maße festgesetzt je nach der Lebensweise des Ordens und nach dem Lebensalter der Einzelnen. In solcher Weise haben die Klöster Frankreichs sich aufgethan für mehr als 50000 durch ewige Gelübde Gefesselte.

In dieser Verhandlung war die Äußerung hingeworfen worden, ob Klostergelübde dem Geiste der wahren Religion gemäß seien? Ein Bischof nannte dies Gotteslästerung und gründete darauf die Forderung eines Satzes an der Spitze der neuen Staatsverfassung: „die katholische Religion ist die Nationalreligion von Frankreich". Man war dem nicht ungeneigt, um den Vorwurf zu entkräften, als sei die Kirche in Gefahr. Mirabeau entgegnete: „Das ist entweder ein Privilegium; Niemand soll eins haben! oder eine bloße Thatsache, daß die Mehrzahl der Franzosen der katholischen Kirche angehört; das ist eine statistische Notiz, sie gehört nicht in ein Gesetz." All' des bittern Druckes wurde gedacht, welchen die Protestanten seit zwei Jahrhunderten durch diese Staatsreligion erfahren hatten. Die Prälaten erinnerten dagegen an die Gefahren unbeschränkter Cultusfreiheit, sie verwiesen drohend auf die Kirchlichkeit des französischen Volks; den protestantischen Gottesdienst wollen sie unter den bisherigen polizeilichen Beschränkungen dulden.

Mirabeau entgegnete: „Ich will nicht Toleranz predigen. Die unbeschränkteste Religionsfreiheit ist ein so heiliges Recht, daß mir selbst der Ausdruck Toleranz etwas Tyrannisches hat. Das Dasein einer Macht, welche toleriren kann, ist schon ein Attentat gegen die Glaubensfreiheit, denn es scheint ja möglich, daß sie auch nicht tolerire. Ich ersuche nur Diejenigen unter uns, die so viel Unordnungen voraussehn, welche eine unbeschränkte Religionsfreiheit im Königreich anrichten würde, zu bedenken, daß die Toleranz unter unsern Nachbarn keine so giftigen Früchte getragen hat, indem die Protestanten in Deutschland, Holland und England sich wenigstens in dieser Welt recht erträglich eingerichtet haben, was auch ihr Schicksal in einer andern Welt sei." Dann warf er in die stürmische Debatte einen jener Blitze, durch die er zuweilen die Versammlung erschütterte: „Ihr habt uns daran erinnert, daß Ludwig XIV geschworen habe, keine andre als die katholische Religion in seinen Staaten zu dulden. Ich verlange keinen Beweis für diese Behauptung, denn was könnte ein König nicht beschwören, der das Edict von Nantes widerrief! Aber eine andre Erinnerung drängt sich mir auf. Von diesem Platz aus erblicke ich das Fenster, von wo aus ein König, der Mörder seiner Unterthanen, die Interessen der Erde mit denen des Himmels vermischend, das Zeichen gab zur Bartholomäusnacht."

Fortan war von einer Staatsreligion nicht mehr die Rede. Das Gesetz wurde als Bestandtheil der Menschenrechte einfach so gefaßt: „Niemand darf wegen seiner Meinungen, auch nicht wegen seiner religiösen Meinungen beunruhigt werden, so lang er durch ihre Ausbreitung die öffentliche, durch das Gesetz aufgestellte Ordnung nicht stört."

Die Wortführer der Revolution in der Nationalversammlung dachten nicht an das Wagniß eines Kampfes mit dem Glauben des Volks. Unter den Pfarrern Grégoire, schon damals enthusiastischer Republikaner, der die Geschichte der Könige nannte die Märtyrergeschichte der Völker: er hat seinem geistlichen Amt auf's gewissenhafteste vorgestanden, noch aus späten Jahren haben sich Briefe gefunden voll Anhänglichkeit zwischen ihm und seiner damaligen Landgemeinde. Unter allen wechselnden Verhältnissen, die er durchlebt hat, ist er sich gleichgeblieben in seinem Streben einen Bund zu schließen zwischen der Völkerfreiheit und dem Christenthum. Wenn unter den Bischöfen Talleyrand, durch seine Geburt der hohen Aristokratie angehörig, kein tieferes kirchliches Interesse hatte, sondern immer nur die Witterung der siegreichen Partei: so fühlt er sich doch als Bischof, und

hielt nur dafür, daß der Kirche zieme, der großen Bewegung der Geister voranzuschreiten.

In den Ausschuß für die kirchlichen Angelegenheiten wurden vornehmlich Männer von ernster katholischer Frömmigkeit gewählt, die Nachgebornen jener Partei, welche im Sinne Pascals aus den Tiefen des christlichen Gemüths eine Reform der katholischen Kirche unternommen hatte, aber unter dem Ketzernamen des Jansenismus von der jesuitischen Partei durch die Hand des Papstes und des französischen Königthums niedergeworfen war. Sie meinten: jetzt sei der Tag gekommen ihr Ideal einer Kirchenverfassung zu verwirklichen, so daß der Klerus, ohne den verführerischen Glanz des Reichthums genöthigt werde, wahre Verdienste zu erwerben. Daß es nicht dazu kam, war zunächst die Schuld Derjenigen, die nicht das Christenthum um jeden Preis, sondern nur ein Kirchenthum mit reichen Pfründen wollten; wennschon der furchtbare Verlauf der Revolution nicht möglich gewesen wäre, so lange die Kirche noch mächtig war da, wo die wahren Grundlagen ihrer Macht liegen, über die Herzen.

Gleichzeitig mit der neuen Staatsverfassung ging aus den Anträgen des kirchlichen Ausschusses die neue Kirchenverfassung hervor, wie dieselbe schon wegen der nöthigen Ersparnisse nicht entbehrt werden konnte, bekannt unter dem Namen der bürgerlichen Constitution des Klerus. Ihre Grundzüge, wie sie als Gesetz angenommen wurden, sind:

1) „Jede Provinz des Reichs umfaßt eine bischöfliche Diöces." Hierdurch wurde die große Ungleichheit und Menge der bischöflichen Sprengel aufgehoben, wie sie aus den ersten Zeiten der Kirche in Gallien sich gebildet hatten. Frankreich war so eben eingetheilt worden in 83 Departements. Es hatte bisher 136 Bischöfe: also 53 waren zu entlassen.

2) „Allen französischen Bürgern ist verboten die Autorität eines fremden Bischofs anzuerkennen." Dies war die Unabhängigkeit der Nationalkirche, die Emancipation von Rom. „Doch soll dies der Glaubensgemeinschaft nicht Eintrag thun, welche mit dem sichtbaren Oberhaupte der Kirche zu erhalten ist."

3) „Alle Kirchenämter ohne Seelsorge sind sofort aufzuheben." Dies war der Todesstoß für die Sinecuren, insbesondre die Dompfründen. Für ihre Erhaltung wurde geltend gemacht, daß sie ehrenvolle Ruheplätze werden sollten für alte verdiente Pfarrer. Der Kirchenausschuß hat dem entgegnet: „Weit besser können wir für unsre ausgedienten Pfarrer sorgen: man darf sie nur in ihren Ämtern lassen und ihnen auf Kosten der Nation einen Gehülfen geben, der ihnen die Geschäfte

abnimmt. Hierdurch wird für das Beste der Pfarrer und zugleich ihrer Gemeinden gesorgt. Welche glücklichere Lage könnte sich ein guter Pfarrer wünschen, als eine solche, die außer der Bürde, die er nicht länger tragen kann, ihm alles Andre läßt, was ihm bisher das Leben angenehm gemacht hat, indem er weder aus seiner bisherigen Lebensweise, noch aus der Mitte Derjenigen herausgerissen würde, die er von lange her wie seine Kinder ansah. Und welches Glück müßte das auch für die Pfarrkinder sein, den ehrwürdigen Greis in ihrer Mitte zu behalten, den sie wie einen Vater zu lieben gewohnt sind. Sein Alter und seine Schwachheiten mögen ihm nicht mehr erlauben zu ihnen zu kommen, so können sie doch zu ihm kommen, und so kann er immer noch ihr Führer und Tröster sein. Diese Art von Ruhestätten dürfte jene weit aufwiegen, die wir unsern Pfarrern in den Domcapiteln anbieten könnten."

4) „Alle Kirchenämter sind künftig durch Volkswahl zu besetzen." Die Prälaten mußten die Wahl durch die Gemeinden zugestehn als altkirchliche Sitte. Aber alle Übelstände einer Volkswahl in der Gegenwart wurden dem entgegengehalten. „Der Schwarm unsrer wahlfähigen Geistlichen wird sich auf den Landstraßen vertheilen und die Häuser durchstreichen, um Wahlstimmen zu erbetteln oder zu erkaufen. Unsre künftigen Pfarrer werden sich zu den Volkslustbarkeiten, zu den Trinkgelagen des gemeinen Mannes drängen, bei den Einen die Rolle des Schmeichlers, bei den Andern die des Possenreißers spielen, denn die Kunst das Volk zu gewinnen wird ihr Hauptstudium sein. Der Stand wird verächtlich werden, und in zehn Jahren werden wir kein Priesterthum mehr haben."

Das waren bittre Zugeständnisse, denen man entgegenhielt, wie bisher die Bischöfe Frankreichs durch die Buhlerinnen der Könige eingesetzt wurden, und durch solche Bischöfe die Pfarrer. Zu lockend war das demokratische Herkommen der alten Kirche, um davon abzugehn. Doch wurde die Wahl bedächtig umgrenzt: nicht unmittelbar durch die Gemeinden, sondern halbjährig sind alle erledigte Stellen innerhalb eines Departements zu besetzen durch die Wahlmänner, welche schon als solche von den Gemeinden erwählt sind zur Wahl der Provinzialbehörden und der Abgeordneten für die Nationalversammlung. Indem die Wahl geschieht am bestimmten Sonntage in der Hauptkirche nach der Messe, werden Protestanten und Israeliten ausgeschlossen. Dazu bestimmte Bedingungen der Wahlfähigkeit zu den verschiedenen Kirchenämtern.

Der letzte Abschnitt galt den jährlichen Gehalten. Der Ausschuß-

bericht beginnt mit den Worten des Apostels: „Wenn wir Nahrung und Kleider haben, so laßt uns genügen.“ Andre Citate frommer Genügsamkeit waren reichlich zur Hand. „Doch, so wahr diese Grundsätze sind, hat sich der Ausschuß nicht überzeugen können, daß sie derzeit streng anzuwenden sein. Nur denen soll etwas gekürzt werden, die zu viel haben.“ Die Gehalte der Bischöfe wurden mit billigen Rücksichtnahmen festgestellt: für den Bischof des kleinsten Orts 12 000 Francs, für den Bischof von Paris 50 000. Höher für die gegenwärtigen Prälaten von 15 000 bis zu 75 000. Es war kein dürftiges Maß, doch hatten manche bisher an 200 000 bezogen. Die Pfarrer wurden entschieden aufgebessert: zwischen 1200 bis 6000 Francs; die Vicare nicht unter 700; ihrer viele hatten bisher nur 300.

Die in der Versammlung gegenwärtigen Bischöfe schwiegen dazu anstandshalber. Doch hatten sie einen Freund unter den Liberalen gewonnen, welcher vorstellte: Nicht ihrer selbst wegen, aber wegen der Armen bedürften sie mehr. Wer solle sonst für die Unglücklichen sorgen, die zu schamhaft sein, um vor den Thüren zu betteln! Ihm wurde geantwortet: er habe sich in den Personen geirrt, er habe die Bischöfe mit den Pfarrern verwechselt. „Wohl müssen unsre Bischöfe ihre Wohlthaten im Verborgnen gespendet haben, denn wer hat je etwas davon gehört! Aber davon haben wir oft gehört, daß unsre armen Landpfarrer den Bissen Brots mit den Unglücklichen getheilt haben, die durch die Lakeien der Bischöfe von den Pforten ihrer Paläste verjagt waren.“ Die Bischöfe ließen ein Dritttheil ihres dermaligen Einkommens als Opfer bieten. Ihr Hauswesen sei auf den gewohnten Wohlstand eingerichtet. Man möge großmüthig sein für die gegenwärtige Generation. Sie seien meist alt, es sei schwer, die Lebensweise plötzlich zu ändern. „Ein Despot mag die Durchsetzung seines Willens erstürmen, eine Generation aufopfern, er muß sich beeilen seine Entwürfe durchzuführen, weil sie sonst unausgeführt bleiben. Wir, eine freie, aufgeklärte Nation, die wir in's Unendliche fortwirken und auf die kommenden Jahrhunderte ebenso sicher rechnen können, als auf den gegenwärtigen Moment, so oft es einer gerechten und nützlichen Maßregel gilt: was für Gründe könnten uns bestimmen so zu verfahren!“

Da erhob sich Robespierre, dieser damals noch wenig bekannte Liebhaber apostolischer Armuth: „Man hat zu Gunsten der Bischöfe die Großmuth und Freigebigkeit der Nation, einer so großen Nation sagen sie, angerufen. Und welches ist denn die Großmuth, die einer großen oder kleinen Nation und ihren Repräsentanten ziemt? Sie muß sich doch wohl so viel möglich über das Ganze verbreiten. Sie muß sich

wenigstens die ärmste Classe der Bürger zum ersten Gegenstand nehmen. Sie darf sich nicht ausschließend für einzelne Unglückliche interessiren, die dazu verdammt werden nicht mehr als 30 000 Francs jährliche Einkünfte zu verzehren. Ich fordre diese Großmuth für die zahllose Menge unsrer Mitbürger, die unter der alten Verfassung am meisten gelitten haben; ich fordre sie für die Tausende von Familienvätern, denen es an Mitteln fehlt die Kinder zu erziehn, welche sie dem Vaterlande geschenkt haben. Wenn ihr mehr als gerecht, wenn ihr großmüthig sein könnt, so seid es gegen diese! Wenn ihr als Repräsentanten der Nation euch erlauben dürft freigebig zu sein, so müsse euch wenigstens Gefühl für wahres Verdienst und Bedürfniß, nicht weibisches Mitleid mit eingebildetem Unglück bestimmen."

Es blieb bei dem Vorschlag des Ausschusses. Ebenso wurden für die Bischöfe, welche in Folge der neuen Eintheilung überzählig, wie für die Geistlichen, welche wegen der neuen Verfassung auf ihr Amt verzichten würden, angemessene Jahrgehalte festgesetzt; für die Bischöfe 10 000 Francs.

Diese Kirchenverfassung ist unter heftigem Widerspruch zumeist der Prälaten beschlossen worden; sie nannten dieselbe einen Umsturz der Religion, eine Empörung gegen die Majestät Gottes. Man hielt ihnen entgegen: es betreffe nicht den Glauben, nicht die Religion, dieses Äußerliche an der Kirche habe immer gewechselt, es sei nur die bürgerliche Constitution des Klerus.

Im October 1790 reichten 30 der gegenwärtigen Bischöfe eine Declaration ein, darin sie behaupten: die Nationalversammlung habe in die Gewalt eingegriffen, welche Christus seiner Kirche übertragen, daher diese Beschlüsse an einer Nichtigkeit litten, welche nur dadurch geheilt werden könne, daß sie durch den Heiligen Vater und durch ein Nationalconcilium angenommen würden. Man möge ihnen gestatten ein solches zu halten, und sie würden nachgeben, was irgend ihr Gewissen erlaube.

Mirabeau hat darauf mit einer seiner Sturmpredigten geantwortet: „Die Cabale, die sich in unsrer Mitte gebildet und zum Umsturz unsrer neuen Staatsverfassung verschworen, hat sich endlich entlarvt. Zwar redet sie noch die heuchlerische Sprache des Friedens, die ihr zur Natur geworden ist: aber unter dieser Sprache haben sie die Entwürfe ihrer Empörung verborgen. Sie geben sich das Ansehn, als ob sie erst eine Entscheidung des römischen Stuhls über die Constitution des Klerus erwarteten. Warum sprechen sie schon jetzt den Fluch darüber aus! warum treffen sie bereits Anstalten das katholische Frankreich gegen

das freie Frankreich zu bewaffnen! Heißt das nicht deutlich angekündigt, daß man das Urtheil im voraus weiß, von dem man das Schicksal Frankreichs abhängig machen will, und daß man es deßhalb weiß, weil man es dictirt hat."

„Und wodurch haben wir uns als Verfolger der Kirche gezeigt? Was ist der stärkste Grund ihrer Anklage? Wir haben der Religion an das Herz gegriffen, weil wir die Wahl ihrer Diener dem Volke wiedergeben. — Bischöfe von Frankreich, wollt ihr es hier von mir hören, was ganz Frankreich so gut weiß als ihr selbst, welchen ehrlosen Intriguen die Meisten von euch den Ruf zum Episcopat und die Stellung danken, in der sie jetzt unsern Gesetzen trotzen. Soll ich die unreine Quelle aufrühren, aus der sich das meiste Verderben über die französische Kirche ergoß! Soll ich die Abscheulichkeiten der bisherigen Verwaltung aufdecken, die gerade den gesunden, arbeitsamen Theil unsers Klerus von den Würden der Kirche zurückstieß, und die heilige Tiare nur um Stirnen wand, die durch die Brandmale aller Laster schon geschändet und durch die öffentliche Verachtung schon gezeichnet waren! Soll ich nicht wenigstens sagen dürfen, daß es die schamloseste Frechheit ist, wenn Prälaten, die auf so notorisch unkirchlichem Wege eingedrungen sind, ein Gesetz zu verdammen wagen, durch welches dafür gesorgt wird, daß ihre Nachfolger diesen Beruf nur von der reinen Achtung ihrer Mitbürger erlangen."

„Aber hört mich, Priester von Frankreich, wenn ihr noch hören könnt! Ich habe nicht die Gabe der Weißagung, aber ich verstehe etwas vom Gange der Dinge und vom Charakter der Nation. Nach dieser Kenntniß getrau ich mir unfehlbar vorauszusagen, was erfolgen wird, wenn ihr darauf verharrt den Geist der Freiheit in seinem Zuge aufzuhalten. Die Nation wird endlich daran verzweifeln, daß ihr noch brauchbare Bürger werden könnt. Der allgemeine Unwille wird dann nicht länger dulden, daß die Sorge für unsre Seelen Menschen überlassen bleibe, welche wir als die Feinde unsers Glückes betrachten müssen. Was heut noch als ein höchst gewaltsamer Antrag erscheinen möchte, das wird in kurzem als eine durch die Nothwendigkeit uns abgerungene Maßregel erkannt werden. Man wird darauf antragen, daß die Nationalversammlung auf einmal alle Kirchenämter für erledigt erkläre und ihre neue Besetzung befehle, um das Volk in den Stand zu setzen, daß es selbst sich Lehrer seines Zutrauns würdig erwähle, und in den künftigen Aposteln seiner Religion auch die Freunde seiner Freiheit und seiner Erlösung aus dem Joche verehre."

Schlimmeres ist geschehn als Mirabeau geweißagt hat. Um ihren

Beschlüssen Gehorsam zu sichern, verordnete die Nationalversammlung, daß alle Geistliche, welche ein Kirchen- oder Schulamt verwalten, einen Eid zu leisten haben, diesen Eid: „Ich schwöre, mit Sorgfalt für die Gläubigen zu wachen, deren Leitung mir anvertraut ist; ich schwöre, der Nation treu zu sein, dem Gesetz und dem König; ich schwöre, mit aller meiner Macht die französische Constitution aufrecht zu erhalten, namentlich die Decrete, welche die bürgerliche Verfassung des Klerus betreffen." Die Abgeordneten in der Versammlung sollten diesen Eid sofort leisten, die Andern in ihrer Kirche Sonntag nach der Messe, emigrirte Priester binnen zwei Monaten; wer ihn verweigert, wird betrachtet, als habe er freiwillig sein Amt niedergelegt; wer ihn schwört, und dagegen handelt, als Rebell.

Dieser Eid war ein großes Unglück für Frankreich, denn er schied auf immer die beeidigten, constitutionellen und die römisch katholischen Priester. Talleyrand und Grégoire wurden beeidigt am 2. Januar 1791. Nicht Viele folgten ihnen. Man wußte, daß der Papst diese Umgestaltung der Kirchenverfassung durch eine weltliche Versammlung mißbilligte, mißbilligen mußte, obwohl erst im April die Bulle erschien, welche seinen Fluch auf diesen Eid gelegt hat. Talleyrand weihte den ersten Bischof der Volkswahl. Aber es bewährte sich die Mächtigkeit der katholischen Gesinnung. Es machte großen Eindruck, als man hörte, daß nicht nur fast alle Bischöfe sich dem Eide versagten, sondern auch so vielen Pfarrern ihre kirchliche Gesinnung höher galt als ihr Amt.

Der unglücklichste Erfolg fiel auf das Haupt des Königs. Ludwig XVI hat die parlamentarische Staatsverfassung nicht unwillig angenommen; ihm war es Recht, daß die Minister, der Nationalversammlung verantwortlich, ihn nicht mehr mit den Einzelnheiten der Staatsverwaltung behelligten. Aber durch die Volkswahl der Priester sah er das Sacrament des Priesterthums entweiht, durch den Umsturz der alten Kirchenverfassung ohne, gegen den Willen des Heiligen Vaters fürchtet er für sein Seelenheil. Der Beschluß der Nationalversammlung ward erst durch seine Zustimmung Gesetz, denn die erste Constitution ließ ihm mindestens ein aufschiebendes Veto. Aber bedroht durch Volksaufstände, bedrängt durch seine Minister, nach langer Zögerung hat er am 26. December 1790 seine Einwilligung gegeben; mit halber Unredlichkeit, denn in der Hoffnung, daß gegen den Widerspruch des Papstes und durch stille Gegenwirkung das neue Kirchenthum nicht aufkommen werde. Seitdem in seinem Gewissen bedrückt, die neue Staatsverfassung mit der Sünde befleckt, begannen seine Blicke sich nach dem

Auslande zu richten, und er ließ sich die geheimen Verhandlungen gefallen, die seinen Untergang herbeiführten.

Schon hatten sich einzelne Bischöfe in's Ausland begeben, ihre Hirtenbriefe reizten das Landvolk gegen die Nationalversammlung und legten den Fluch der Kirche auf den Ankauf von Kirchengütern; den Käufern solle die Absolution im Beichtstuhl und auf dem Sterbebett versagt werden. In einigen Gegenden wagte Niemand auf Kirchengüter zu bieten, doch waren bereits für 300 Millionen verkauft und in tausend fleißige Hände gekommen, deren Interesse dadurch eins wurde mit der Revolution.

Als die Nationalversammlung im September 1791 abtrat, bestand offne Feindschaft zwischen dem römisch-katholischen und dem freien Frankreich.

§ 281. Gesetzgebende Versammlung und Nationalconvent. Der Theophilanthropismus 1791—1802.

Durch die aufgeregten Leidenschaften der Besitzlosen, durch die Muthlosigkeit der Bourgeoisie, den Landesverrath des Adels, das Schwanken des Hofs und durch die Einmischung des Auslandes stürzte der Thron zusammen, mit ihm der Altar. Aus der maßlosen Freiheit erwuchs nach einem Naturgesetz die Tyrannei. Schon ging der Ruf durch das Land: Krieg den Palästen! Friede den Hütten! Der größte Theil des Klerus erschien durch die Eidesweigerung als Feind der neuen Staatsverfassung. Die katholisch aristokratische Partei erwies ihren Haß, indem sie die Fremden in's Land führte und die Dolche des Bürgerkrieges schliff. Die Bauern der Vendée, die, wie überall der Landmann, der Revolution greifbare Vortheile zu danken hatten, erhoben sich noch mehr für die Kirche als für das Königthum. Vor den Kirchthüren sah man beeidigte Priester gehängt. Unter den Beeidigten waren viele weltlich Gesinnte, die nur Ämter wollten, und auch Bischofsämter waren jetzt leicht zu haben. Von gewissenhaften Katholiken wurden diese Priester gemieden als unter dem Fluche des Papstes. Ein Theil des Volks rief: weg mit dieser Freiheit, die unsre Kirche, unser ewiges Heil gefährdet! Der andre Theil: wir sind frei und glücklich, weg mit der Kirche, die uns diese Güter rauben will! uns bleibt der Gott, der die Welt geschaffen hat, der Gott der Freiheit.

Diese Liebe zur Freiheit wurde in manchen Herzen selbst zur Religion. In dem Briefe des Minister Roland an den König, im Styl von Madame Roland heißt es: „Die Declaration der Menschenrechte ist ein Evangelium geworden, und die französische Constitution eine Religion, für welche das Volk bereit ist zu sterben." Hochgesinnte Republikaner sprachen von heidnischen Idealen. Charlotte Corday, welche ihr junges Leben daran gab das Vaterland von Marat, dem häßlichen Tyrannen, zu befreien, sagte auf dem Todeswege: „Ich hoffe fortan mit Brutus und den andern großen Republikanern zu leben. Ich verachte die Priester, die beeidigten wie die unbeeidigten.

Im Spätsommer 1792, als die Preußen und Österreicher mit den Emigrirten heranzogen, um den König zu befrein und das alte Frankreich wieder einzusetzen, füllten sich die Gefängnisse in Paris mit den Gliedern des Adels und des eidweigernden Klerus. Um durch den Schrecken alles Widerstrebende niederzuwerfen, wie man sagte um nicht Verräther im Rücken zu lassen, während das Volk gegen die Feinde ausziehe, wurden die Gefängnisse von einer wüthenden oder gedungenen Rotte überfallen. Im Carmeliterkloster waren an 200 Priester eingesperrt, unter ihnen drei Bischöfe. Sie wurden in der Kirche und im Klostergarten in Masse niedergeschossen, und da doch Manche nur verwundet wurden, Einige unverletzt blieben, diese einzeln erschlagen.

Der Zusammenstoß des revolutionären und des katholischen Princips führte zum Umsturz der Kirche, bevor noch der volksthümliche Kirchenbau der Nationalversammlung sich begründet hatte. Die beeidigten Priester vermochten nichts dagegen. Im Herbst 1793 schritt man von der Freiheit des Glaubens fort zum Gegensatze wider das Christenthum. Die Repräsentanten eines Volks, das in christlicher Bildung aufgewachsen ist, beschließen: das Christenthum, das über ein Jahrtausend die Herzen dieses Volks erhoben und seine Thränen getrocknet hat, abzuschaffen und jede christliche Erinnerung zu verlöschen. Eine Zeitrechnung begann nach Jahren der Republik; an die Stelle der christlichen Woche und der kirchlichen Feste traten Dekaden, drei jeden Monat, mathematische Feste des Decimalsystems. Mit dem christlichen Glauben versank auch die christliche Sitte: indem die Ehe nur als bürgerlicher Vertrag leicht zu lösen war, wurden in Paris binnen zwei Jahren über 5000 Ehen gelöst.

Der beeidigte Bischof von Paris, Gobet, hoch bejahrt, erschien mit

dem Zug seiner Piester vor der Barre des Nationalconvents: aus Gehorsam gegen das Volk hab' er den bischöflichen Stuhl bestiegen; er habe das Volk nur in der Absicht getäuscht, wiefern er den Einfluß seines Amtes benutzt habe, um die Liebe zur Freiheit und Gleichheit zu mehren. Jetzt da die Freiheit mit starken Schritten wandle, da keine andre Verehrung mehr stattfinden dürfe als die der Freiheit: entsage er seiner Amtsverrichtung als Diener des katholischen Cultus und lege mit seinen Priestern den Hirtenstab nieder.

Grégoire versichert doch: Gobet habe nur aus Furcht gehandelt, derselbe habe kurz vorher noch ganz in katholischer Gesinnung sich gegen ihn geäußert. Auch ein evangelischer Pfarrer Julien von Toulouse erklärte damals: Zwanzig Jahre hab' er der reformirten Kirche gedient: fortan solle das Heiligthum der Gesetze sein Tempel, die Freiheit seine Gottheit, die Constitution sein Evangelium sein. Die Unglückseligen haben beide geendet noch mitten im Freiheitstaumel des nächsten Jahrs unter der Guillotine, auf die Anklage hin, zur Verderbniß der öffentlichen Moral beigetragen zu haben.

Es war ein entsetzliches Schauspiel: diese Kraftentwicklung, der Tod auf allen Seiten, und kein Bedürfniß der Religion! Ein Verurtheilter bekannte sich auf dem Blutgerüst als persönlichen Feind des Sohnes der Maria. Ein Priester trat das Crucifix mit Füßen: „Es ist nicht genug, daß der Tyrann des Leibes vernichtet werde, laßt uns auch den Tyrann der Seele niedertreten!" Ein Andrer warf die geweihte Hostie einem Esel vor: „Friß, Bestie, diesen Gott!" Mit dem Christenthum schwand auch der Glaube an Gott. Ein scheidender Priester bewies auf der Kanzel, daß kein Gott sei, und schloß seine Predigt mit der Aufforderung: „Wärst du dennoch, so beweise dein Dasein, und schleudre deinen Blitz auf mich herab!" Über die Pforte eines Gottesackers wurde die Inschrift gesetzt: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf."

Oder die Religion ward zur Posse verkehrt. Einige Tage nach Gobets Abschwörung kam eine Procession vor die Barre des Convents mit einer verhüllten Gestalt. Der Führer sprach: „Sterbliche, hört auf zu zittern vor den ohnmächtigen Blitzen eines Gottes, den eure Einbildungskraft erschuf. Erkennt fortan keine andre Gottheit als die Freiheit, deren edelstes Abbild ich euch enthülle." Er hob den Schleier, unter welchem eine junge englische Dame saß als Göttin der Freiheit. Wir vernahmen zufällig Kunde von ihrem letzten Geschick. Sie hat sich einem neapolitanischen Grafen vermählt, sie endete

20 Jahre nachher im Wahnsinn, sie rief: „Ich bin die Göttin der Freiheit!“ Auch die ehrwürdige Kathedrale von Paris, Notre-Dame, wurde durch solchen Unvernunft-Gottesdienst entweiht. Hier war es eine Schönheit des Balletts, die als Vernunft-Göttin umhergetragen und auf dem Hochaltar niedergelassen wurde, unter ihren Füßen das Crucifix. Harmloser sang in einem Elsasser Landstädtchen der Nachtwächter: „Lobet Gott den Bürger!“

Aber neben den Handlungen wahnsinniger Empörung wider Gott und sein Heiligthum haben doch Einzelne, auch unter den Enthusiasten der Revolution, sich offen zum alten Christus bekannt. Grégoire, nach dem neuen Wahlgesetz Bischof von Blois, hat den violetten Talar nie abgelegt und mehrmals in demselben auf dem Präsidentenstuhl des Nationalconvents gesessen. Er hat Einzelnes gerettet, Gelehrte, sowie Denkmale der Kunst zu einer Zeit, als man den Münster von Straßburg abtragen wollte, weil er so aristokratisch hinausrage über die Häuser der Bürger. In seinen Denkwürdigkeiten gedenkt er des Tages, da Gobet das Christenthum als eine Täuschung wegwarf. „Ich war im Ausschuß für den öffentlichen Unterricht gewesen. Als ich wieder in die Sitzung des Convents kam, sah ich katholische Priester und protestantische Geistliche auf die Tribüne stürzen, um unter Gotteslästerungen ihren Stand abzuschwören. Deputirte der Bergpartei riefen mir zu: Du mußt auf die Tribüne steigen! — Warum? — Um auf deine Bischofgeschichte, auf deinen Hanswurstkram Verzicht zu leisten! Sie riefen dem Präsidenten zu, mir das Wort zu geben. Ich bestieg die Tribüne, und dem Lärm folgte anfangs tiefe Stille. Ich komme hierher, sprach ich, ohne genau zu wissen was vorgegangen. Man spricht von Opfern für das Vaterland. Ich bin daran gewohnt. Handelt es sich um mein Einkommen als Bischof? Ich überlaß es euch gern. Aber handelt es sich um die Religion? Das liegt außerhalb eures Rechts. Ich bin Katholik aus Überzeugung und Priester aus freier Wahl. Ich bin vom Volk für das bischöfliche Amt erwählt worden, aber weder von ihm, noch von euch habe ich den Beruf dazu empfangen. Ich habe eingewilligt die Bürde desselben zu tragen in einer Zeit, da es rings von Beschwerden umgeben ist. Ich habe redlich gestrebt in meinem Sprengel Gutes zu stiften, indem ich nach den geheiligten Grundsätzen des Christenthums handelte; ich bleibe Bischof um noch mehr Gutes zu stiften, und rufe auch für mich die Freiheit der Gottesverehrung an.“ Diese Worte, als sie der Erwartung so wenig entsprachen, wurden mehrfach unterbrochen. Man rief ihm zu: „Du bist zwei Stufen zum Schaffot hinangestiegen, du erhebst den Fuß zur

dritten!" Als er auf seinen Platz ging, entfernte man sich von ihm wie von einem Verpesteten. Das Bedeutende ist nicht sein Todesmuth, das war damals eine gemeine Sache: aber daß er sich von Denen, die seine politischen Genossen waren, als beschränkt und abergläubisch verachten ließ.

Doch berichtet er auch, daß manche der wüthendsten Schreier ihm Gewissensbisse geäußert haben über die lästerlichen Feste, denen sie beiwohnten; daß Mancher ihn bat, heimlich seiner Gattin Beichte zu hören, oder ein Kind zu taufen. Auf dem Lande, besonders im Süden und unter den Protestanten, ist der Gottesdienst nie ganz unterbrochen worden. Auch sagten die Bauern: unsre Ochsen kennen den Sonntag, da wollen sie nicht arbeiten. Selbst in Paris wurden einzelne Kirchen mitunter geöffnet, in die sich Scharen von Frauen in zorniger Unerschrockenheit stürzten, um wenigstens darin zu beten. Auf dem Stadthause sagte man davon verächtlich: es sind leichtfertige Weiber, welche Buße thun wollen für ihre Sünden. Unbeeidigte Priester, die sich ausweisen mußten über ihren Unterhalt, lebten als Secretaire, Verwalter, Handwerksgesellen. Allerlei List wurde gebraucht zur Verwaltung ihres Amtes. Es geschah etwa, daß eine Dame in den Staatszimmern einen Ball gab, in einem Hinterstübchen saß ein Priester Beichte.

Noch in der Zeit der Gottesleugnung ist Robespierre mit seltsamem Frevel für die Sache Gottes eingetreten; Robespierre, der dafür hielt: was ist eine halbe Million Menschen werth gegen die Verwirklichung einer Idee! Er will Freiheit und Gleichheit um jeden Preis. Er weiß, daß sie nur auf Tugend und Gemeinsinn sich gründet. Als er mit blutiger Hand Frankreich regierte, erhob er sich gegen die Lästerer im Convent: „Wenn die Philosophie ihre Moral auf andre Grundlagen stellen kann als auf die Religion: hüten wir uns doch diesen heiligen Instinct der Völker zu verletzen! Denn wo ist das Genie, das durch seine Erfindungen diese große Idee ersetzen könnte, diese Beschützerin der bürgerlichen Ordnung und aller Tugenden!" Auf seinen Antrag beschloß der Nationalconvent: „Das französische Volk erkennt das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele." Schrecklich genug, daß eine politische Versammlung das erst zu beschließen hat. Doch möchte ich nicht zu gering denken von Dem, was Robespierre dazu gethan hat. Er verletzte dadurch seine eifrigsten Genossen, sie sagten: „Er hat uns um zehn Jahre zurückgebracht; Niemand dachte mehr daran." Die Ausführung des decretirten Gottescultus war freilich abgeschmackt. Auf dem Marsfeld wurde ein Nationalfest der vaterländischen Tugenden

gefeiert. David, der Maler, hatte aus Papiermaché Statuen der Tugenden und Laster gemacht. Letztere wurden feierlich verbrannt. Robespierre erschien dabei als Priester im Talar mit einem mächtigen Blumenstrauß. Er schloß seine Rede: „Franzosen, ihr bekämpft die Könige, ihr seid also würdig die Gottheit zu verehren. Wesen der Wesen, du kennst das Werk deiner Hände! Haß gegen Bosheit und Tyrannei brennt in unsern Herzen neben der Liebe für die Gerechtigkeit und das Vaterland. Das ist unser Gebet, das unser Opfer, das die Verehrung, die wir dir bringen!"

Als die Blutigen im Blutstrom untergegangen waren, hielt Grégoire, wie durch ein Wunder erhalten, am 21. December 1794 im Convent seine Rede für die Freiheit des Gottesdienstes und erwies gegen Rousseau die Verträglichkeit des Katholicismus mit der Freiheit. Ohne Murren wurde die Rede angehört, nur Legendre entgegnete: die Religion bestehe darin, ein guter Gatte, ein guter Sohn, ein guter Bürger zu sein. Im Februar 1795 wurde die Freiheit des Cultus decretirt. Der christliche Cultus war in Häusern und in einzelnen Kirchen, besonders Dorfkirchen fortgehalten worden, denn nach dem Gesetz war die Kirche noch eigenthumslos, selbst ihrer Kirchen beraubt, die noch am willigsten vereidigten Priestern geöffnet wurden. Aber viele scheuten das Christenthum als unversöhnbar mit der Revolution. Um dem erwachten religiösen Bedürfniß etwas zu bieten, entstand 1796 in Paris ein Gottesdienst der natürlichen Religion, der religiösen Vernunft. La Reveillère, einer der fünf Directoren der Republik nach der neuen Staatsverfassung, hatte daran sein Schoßkind. Diesem Gottesdienst wurden nach Regierungsbeschluß die Kirchen aufgethan. In dem angenommenen Namen Theophilanthropismus ist der Grundgedanke aller Religionen enthalten: Liebe zu Gott und den Menschen.

Aber dieser Cultus ohne bedeutende religiöse Persönlichkeit des Gründers, ohne Geschichte, ohne Begeistrung, wie mochte der die Herzen anziehn! Man feierte Natur- und politische Feste, Dekaden, Confirmation und Trauung mit Gebet, Gesang und Predigt. Eine Religion läßt sich noch weniger machen als eine Constitution; durch die Gleichgültigen erhält sie sich nicht, die Ernsten und Innigen wandten sich wieder dem alten Christenthum zu. Als La Reveillère einmal mit Talleyrand sprach über die Mittel seine schöne Religion zu verbreiten, sagte der: „Ich weiß Ihnen nur ein Mittel vorzuschlagen: Jesus Christus ist, um seine Religion zu gründen, gekreuzigt worden und auferstanden; Sie müssen versuchen Ähnliches zu thun." Der theo-

philanthropische Cult hat fortbestanden bis 1802 in einigen Kirchen von Paris. Da wurde im Staatsrath verhandelt, ob er ferner zu gestatten sei. Der erste Consul Bonaparte meinte: er halte die religiösen Grundsätze der Theophilanthropen für Unsinn, doch gefallen ihm die Reden des wackern La Reveillère, er will ihnen sogar einige Kirchen lassen. Er sprach große Worte für die Freiheit des religiösen Glaubens. Auf einmal besinnt er sich, daß sie gegen sein Concordat reden und schreiben. Ohne weiter Jemanden zu fragen, wendet er sich zum Secretair: „Citoyen, fertigen Sie ein Decret aus, daß man den Theophilanthropen die Kirchen schließe." So war Napoleon: er dachte großartig; wenn's zum Handeln kam, war er kurz angebunden, militärisch nach seinem Willen. Und so schwach waren diese Verehrer der reinen Vernunftreligion, daß ihre Sache damit ein Ende hatte.

Es liegt eine große Lehre in dieser größten aller Revolutionen: wie der politische Ausgang den Beweis führt, daß ohne Gesetz und Gehorsam keine bürgerliche Freiheit möglich sei, vielmehr auch in einer Republik die schmachvollste blutige Tyrannei sich erhebt, so erweist der religiöse Ausgang die Nothwendigkeit der Religion, ja die Unentbehrlichkeit des Christenthums, der Kirche für ein civilisirtes Volk.

§ 282. Die römische Republik.

Die französische Republik hatte aus den Glocken Kanonen gegossen, vor denen auch das Papstthum vorläufig zusammenstürzte. Die Republik führte Krieg erst um ihre Existenz gegen die europäischen Monarchien, zugleich um die im Innern gährenden Massen auswärts zu beschäftigen, dann aber um die erträumte Freiheit der ganzen Welt zu bringen. 1796 war Italien das Schlachtfeld dieses Kampfes zunächst mit Österreich. Damals hat Napoleon seine jugendlichen Heldenthaten von Lodi und Mantua vollbracht. Pius VI hatte sich den Feinden der antichristlichen Republik angeschlossen und seinen Bannfluch über Frankreich ausgesprochen. Während der österreichische Feldherr Wurmser in Mantua capitulirte, stürzte Napoleon auf den Kirchenstaat. Pius hatte ihm nichts entgegenzusetzen, als was einst Leo der Große gegen Attila gesetzt hat: eine bittende Gesandtschaft. Napoleon selbst hat auf diesen Gedanken angespielt. Der Papst wollte nach Neapel flüchten. Napoleon schickte ihm einen Cardinal: „Sagen Sie dem Papst, daß Bonaparte kein Attila sei, und daß, wenn er es auch wäre, der Papst sich erinnern soll, daß er Leos Nachfolger ist."

Aber Napoleon war nicht so leicht abzuweisen wie Attila. Der Kirchenstaat wurde noch gerettet durch den Frieden von Tolentino [19. Februar 1797], durch einen theuren Frieden. Napoleon forderte alles Land jenseits des Apennin, und Pius hielt es nicht gegen seinen Eid, der Noth sich zu fügen. Außerdem 30 Millionen Francs Kriegskosten. Um sie aufzubringen, wurden Kirchengeräthe eingeschmolzen, die Edelsteine der Tiara verkauft. Was den Römern noch schwerer ankam: eine Auswahl jener Kunstwerke, die das Schönste sind, was die Erde von irdischen Dingen besitzt, der Apoll von Belvedere, die Laokoongruppe und was von Rafael nicht an den Mauern selbst war, wurde nach Paris geschleppt. Aber solche Opfer reichten nicht aus. Frankreich, seine Bajonette verstärkend durch die Gedanken und Sympathien der Völker, wollte sich mit Republiken umgeben, die es beherrschte. Von dem Versuche, sich vom Papstthum loszureißen, schritten die republikanischen Gewalten fort zur Absicht, dasselbe zu vernichten. In dem Brief eines der Directoren der französischen Republik an den Director von Mailand 1797 heißt es: „Dieses alte Götzenbild wird vernichtet werden, so will es die Freiheit und die Philosophie. Aber die Politik allein kann bestimmen wann und wie. Es ist zu wünschen, daß Pius VI noch zwei Jahre lebe, damit die Philosophie Zeit habe, ihr Werk zu vollenden und diesen Lama Europas ohne Nachfolger zu lassen. Es ist der Wille des Directoriums, daß, wenn die Zeit gekommen ist, der Papst gänzlich untergehe und seine Religion mit ihm begraben werde."

Ein blutiges Ereigniß beschleunigte die Vollziehung. General Duphot als Gesandter in Rom, der sich rühmte, mit der Reitgerte in der Hand den Kirchenstaat zu republikanisiren, ward in einem Tumult erschlagen. Frankreich sah darin ein Recht, den Kirchenstaat militärisch zu besetzen. Berthier fordert die Römer auf zur Gründung einer Republik. Das war nichts Unerhörtes auf diesem Boden. Der General las auf dem Capitol eine Rede ab, darin die Geister der Alten angerufen werden, die Huldigung zu empfangen. 14 Cardinäle zogen im Festzug zur Peterskirche, wo das Te Deum für die Wiederherstellung der römischen Republik gesungen wurde. Die Reiterstatue Marc Aurels auf dem Capitol ward mit der dreifarbigen Cocarde geschmückt, auch der Erzengel Michael auf der Engelsburg. Am Eingang der Engelsbrücke wurde eine Statue errichtet, die Göttin der Freiheit: zu ihren Füßen die Tiara und andre Symbole der römischen Kirche. Der Papst, jetzt zur Flucht veranlaßt, weigerte sich: er sei nicht bloß Fürst, sondern auch Bischof, er werde seine Heerde nicht verlassen. Aber macht-

los verschloß er sich mit einigen Getreuen in den Sommerpalast der Päpste, den Quirinal. Da die Römer der Republik unter französischer Dienstbarkeit bald überdrüssig wurden, fürchtete man für die schwache Besatzung durch einen Aufstand zu Gunsten des Papstes; auch mochte das französische Directorium dafür halten, es sei die Zeit gekommen, mit dem Papstthum ein Ende zu machen. So kam denn der Befehl zur Wegführung des Papstes. Der französische Commandant ließ in der Nacht die Mauern des Quirinals durch Gensdarmen übersteigen und den Papst verhaften. Pius stand im 80. Jahr. Er bat, ihn wenigstens hier sterben zu lassen. Ihm wurde geantwortet: sterben könne er überall. Ohne irgend eine Vorbereitung ward er in einen Postwagen gesetzt und erst in eine piemontesische Festung, dann nach Valence an der Rhône gebracht.

Sein Leben war eine Kette von Verlusten. Früher war er über die Alpen gegangen, um der Revolution eines Kaisers zu begegnen, und in Wien hatte man wenigstens Ehrfurcht vor seiner Würde. Nunmehr war er in der Hand von Democraten, die den Herrn nicht anerkannten, dessen Statthalter er sich nannte. Die Weißagung des 16. Jahrhunderts, welche diesen Papst nach der Reihenfolge bezeichnet als Peregrinus apostolicus [vgl. Bd. III, 1, S. 381], ist recht eigentlich erfüllt worden. Er ist in frommer Ergebung gestorben, ein Gefangener in der Fremde [29. Aug. 1799]. Seine kleine Habe ist als französisches Nationaleigenthum verkauft worden. Die Ortsbehörde von Valence wagte nicht, ihn zu beerdigen. Erst vier Monate später durch ein Decret Napoleons erhielt er eine Grabstätte. Wie er's gewünscht, drei Jahre später wurde sein Leichnam nach Rom gebracht in die Peterskirche. Dort liegt er bestattet unter seiner Marmorstatue mit der von ihm selbst verfaßten Inschrift: »Pius sextus Braschius, Caesenas, orate pro eo.« Napoleon hat 1811 ihm in Valence noch ein Kenotaph errichten lassen mit seinem Brustbild, darunter ein Bas-Relief: Religion und Hoffnung.

Was Machiavelli von seiner Zeit geschrieben, daß die Päpste, einst ehrwürdig und furchtbar durch geistliche und weltliche Macht, nachdem sie beide gemißbraucht, die eine gänzlich verloren hätten, und hinsichtlich der andern fremder Willkür anheimgegeben seien, jetzt schien es erfüllt: die gallikanische Kirche ausgerottet, Rom eine Republik, St. Peters Stuhl umgestoßen.

III. Das Kaiserthum der Revolution.

§ 283. Pius VII und die Wiederherstellung der gallikanischen Kirche.

Das Papstthum bewährte sich doch als eine geistige Macht, nicht an den Besitz von Rom gebunden. Unter österreichischem Schutz versammelten sich 35 Cardinäle in Venedig, das Conclave hat drei Monate gedauert, weil Österreich einen Cardinal wollte, der auf die Legationen, die Österreich festzuhalten gedachte, verzichte. Endlich wurde doch der Cardinal Chiaramonti, Pius VII, erwählt [14. März 1800], ein Benedictiner und Nepote Pius' VI. Der neue Papst war heftig und zäh, im Unglück, das ihn erwartete, sanft ergeben. Es ist ihm oft die Revolutionspredigt vorgeworfen worden, die er 1797 als Bürgerbischof in Imola gehalten hat. Er hat dadurch seine Stadt vor Mißhandlungen gerettet: er bekennt darin seine Sympathie für eine Republik, die gegründet sei auf Tugend und Frömmigkeit, er bezeichnet Christus als einen demokratischen Volksfreund und schloß mit den Worten: „Seid gute Christen, und ihr werdet die besten Demokraten sein."

Er ist durch die Waffen der Russen, Engländer und Türken nach Rom zurückgeführt worden. Es sind nicht mehr katholische Interessen, welche die Welt beherrschen. Der allgemeine Friede von Lüneville [1801] stellte den Kirchenstaat wieder her, aber in den Grenzen des Friedens von Tolentino. Alles, was Gregor VII mühevoll erworben, schien dahin.

Frankreich war ernst aus dem Todeskampf der Revolution hervorgegangen. Das Christenthum hat in jeder kirchlichen Gestalt seine Macht bewährt, wenn es verfolgt und zertreten werden sollte. Politische Weisheit forderte, dem religiösen Bedürfniß entgegenzukommen, die bürgerliche Ordnung wieder zu gründen auf religiöse Grundlagen. Napoleon, seit dem 15. December 1799 erster Consul, wenn auch er selbst nur flüchtig von religiöser Rührung ergriffen wurde, kannte doch die Macht der religiösen Gefühle, die Bedeutung der Kirche als socialen Instituts: zum Ruhm des siegreichen Feldherrn, des weisen Gesetzgebers will er den des Kirchengründers fügen. Er hat später in seinem Inselkerker gesagt: es hätte damals bei ihm gestanden, 20 Millionen Franzosen zum Protestantismus zu führen. Doch in Wahrheit

war nur die Rückkehr zur katholischen Kirche in Frankreich volksthümlich. Aber dazu gab es zwei Wege: der eine durch Ausbildung des Rechtsbewußtseins der gallikanischen Kirche, angeschlossen an die constitutionelle Nationalversammlung gestützt auf den vereidigten constitutionellen Klerus. Napoleon hat daran gedacht. Im Juni 1801 berief er eine Nationalsynode nach Paris. Es kamen 45 constitutionelle Bischöfe. Sie erklärten, daß in der Kirche keine Spaltung sei, daß man zur ihrer Ordnung und um den Gehorsam der Geistlichen gegen die weltliche Obrigkeit zu erhalten, des Papstes nicht bedürfe. Gegen diese vereidigten Priester waren die eifrigen römischen Katholiken. Die alten Bischöfe, die Ausgewanderten in England ängsteten die katholische Bevölkerung durch Hirtenbriefe, daß Taufe und Trauung durch constitutionelle Priester ungültig sei, die so getrauten Frauen nur Concubinen, ihre Kinder Bastarde, die Käufer von Kirchengut Räuber. Dennoch, wenn Napoleon es durchgeführt hätte, der Papst würde nachgegeben haben, um Frankreich nicht gänzlich zu verlieren. Er hätte es durchgeführt, wenn er die erste Magistratsperson einer Republik hätte bleiben wollen. Aber schon hat er daran gedacht, unter die legitimen Fürsten einzutreten. Dazu war der Papst ihm bequem. Er hat es im Staatsrath einmal ausgesprochen: „Wäre kein Papst, man müßte einen machen." Daher hat er den andern Weg eingeschlagen: die Kirche Frankreichs wieder aufzurichten im Vertrag mit dem Papst, doch ohne die Gedanken der Nationalkirche drangeben zu wollen. Als er seinen Gesandten nach Rom schickte, um mit dem Papst das Concordat abzuschließen, und der ihn fragte, wie er den Papst behandeln solle, antwortete Napoleon: „Behandeln sie ihn, als wenn er 200 000 Mann unter seinem Befehl hätte." So taxirt er in seiner Münze die moralische Macht des Oberhaupts der katholischen Kirche und gibt seiner Vorstellung von ihr den angemeßnen Ausdruck. Am Anfang seiner gigantischen Bahn, dann wieder auf Helena ist er klar gewesen über seine welthistorische Bedeutung: den wahren, gerechten Erwerb der Revolution zu sichern gegen die Anarchie der Pöbelherrschaft wie gegen die alten legitimen Gewalten von Europa, ein Alexander der bürgerlichen Ordnung und Freiheit zu werden. Dazwischen war er mit seinem Feldherrngenie ein bloßer französischer Eroberer, der die Nationen niedertrat, um seine Brüder und Vettern zu Unterkönigen machend eine europäische Universalmonarchie zu gründen.

In die Übergangszeit fällt der Abschluß des Concordats [15. Juli 1801]. Die Unterhandlungen geschahn mit Consalvi, einst Generalsecretair des Cardinals Chiaramonti, jetzt Cardinalminister Pius' VII.

Napoleon hatte zuerst große Forderungen gestellt: **Bestätigung** der constitutionellen **Priester**, **Aufhebung** des **Cölibats**, ein **Patriarch** für Frankreich. Consalvi zeigte, daß ein Papst so viel **nicht nachgeben** könne, ohne das Papstthum aufzugeben. Die wahre **Schwierigkeit lag** im doppelten Klerus und im eingezognen Kirchengut. Die **Verhandlungen** wurden nach Paris verlegt, als sie in Rom **nicht vorwärts** gingen. Consalvi in seinen Denkwürdigkeiten schildert seine **Zähigkeit** und Sorge wie das gelegentlich wilde Aufbrausen Napoleons. **Durch** gegenseitiges Nachgeben kam es zum **Abschluß** des Concordats. **Am nächsten** Tag wurde jenes Nationalconcil aufgelöst.

Die Grundzüge dieses Concordats sind folgende: 1) **Der Katholicismus** ist die Religion der Mehrzahl des katholischen **Volks**. **Nun**, das ist bloß eine Thatsache, jene statistische Notiz, **über welche Mirabeau** gespottet hatte, kein Recht. Sie ist an die **Spitze gesetzt als Vermittlung**, weil Napoleon nicht zugestehn wollte, daß der **Katholicismus** die Staatsreligion von Frankreich sei, was der Papst forderte. 2) **Statt der unmöglichen** Herausgabe des Kirchenguts verspricht der **Consul Staatsbesoldung** für alle Geistlichen. Sie ist bescheiden genug. **Für den Erzbischof** von Paris 15 000 Francs, der Papst hatte 50 000 **gefordert**; **für Bischöfe** 10 000 Francs; für Pfarrer 1. Classe 1500, 2. **Classe** 1000 Francs. Auch die reformirten Geistlichen und die **Rabbiner** erhielten Gehälter. 3) Die Regierung nöthigt die beeidigten, **der Papst** die unbeeidigten Priester abzudanken. **Also** eine **Ausgleichung**, **indem** beide streitende Parteien geopfert wurden. 59 constitutionelle **Bischöfe** gaben ihre Demission in die Hand der Regierung. Von 80 **noch lebenden** unbeeidigten Bischöfen erfüllten 44 die Bitte des Papstes, **abzudanken**, die Andern legten Berufung ein an ein allgemeines **Concil**, sie **stellten** in England öffentliche Gebete an für die Bekehrung **des Papstes**. **Aber** sie waren zerfallen mit ihrem Princip, in dem es lag, **dem Papst zu gehorchen**. Sie sind allmählich unbemerkt abgestorben. **Da nun nach** dem Concordat Priester beider Art wieder **wählbar** waren, schien die Ausgleichung in Napoleons Hand zu liegen. **Auf Zulassung** constitutioneller Priester war man in Rom am schwersten eingegangen, **Napoleon** hat sie nachmals geopfert, wohl als **Preis** für die **Kaiserkrönung**, wenigstens kein Bischof der Revolution ist wieder zu einem **Bisthum** ernannt worden: Grégoire, damals Mitglied des **Senats**, hat der **Kaiser** nachmals zum Grafen gemacht, er fuhr doch fort nur **Geistlicher** sein zu wollen. Talleyrand wurde durch eine eigne Bulle säcularisirt und begann seine glänzende Bahn als Minister und Gesandter unter drei Monarchen, zur rechten Zeit Jeden, dessen Stern im Untergehn war,

verlassend. 4) Der Beschluß der Nationalversammlung blieb in Kraft: jedes Departement umfaßt eine Diöcese, d. h. nach der neuen Eintheilung Frankreichs in 60 Departements noch 10 Erzbischöfe und 50 Bischöfe. Der erste Consul hat das Recht wie vormals der König, die Bischöfe zu ernennen, der Papst wird ihnen die Bestätigung, die canonische Einsetzung ertheilen, wo nicht ein in den Kirchengesetzen bestimmtes Hinderniß vorliegt. Und hier wurde Napoleon überlistet: denn im Concordat war kein Termin bestimmt, innerhalb dessen der Papst die missio canonica ertheilen müsse. 5) Die Pfarrer werden in militärische Abhängigkeit von den Bischöfen gesetzt, von diesen einzusetzen, nur daß keine der Regierung unangenehme Person zum Pfarrer ernannt werden darf.

Einige Artikel des Concordats verrathen die ganze politische Absicht Napoleons. So setzt Artikel 6 den Amtseid fest, durch den die Priester zu einer Art Gensdarmen gemacht werden: sie sollen nicht nur nichts gegen die Regierung unternehmen, sondern Alles anzeigen, was sie etwa der Regierung Nachtheiliges in Erfahrung bringen. Im 8. Artikel wird das officielle Kirchengebet so bestimmt, daß es leicht wieder auf einen Monarchen gestellt werden konnte. Einst hatten die Priester Frankreichs gebetet: Domine, salvum fac regem! Nun sollen sie beten: »Domine, salvos fac consules!« Artikel 16: Se. Heiligkeit erkennt dem ersten Consul dieselben Rechte und Prärogativen zu wie dem alten Gouvernement. Der Papst ist souverän und Oberhaupt der Kirche.

Zu diesem Concordat hat Napoleon, was er vom Papst vertragsmäßig nicht erlangen konnte, noch durch Gesetze festgestellt, organische, als Bestandtheil der Staatsverfassung. Sie enthalten eine Ausführung der alten Grundsätze der gallikanischen Kirche. Die nationale Unabhängigkeit von Rom und das Übergewicht der Staatsgewalt: die Bekanntmachung päpstlicher Decrete unterliegt dem Gutheißen der Regierung; der Staatsrath kann gegen Mißbrauch geistlicher Gewalt angegangen werden; die Lehrer an den Seminarien sind auf die vier Propositionen des gallikanischen Klerus zu verpflichten. Neu als durch die Revolution hinzugethan, ist die bürgerliche Ehe, um die Ehe als so wichtige bürgerliche Verhältnisse bedingend, unabhängig zu machen von priesterlicher Satzung oder Willkür. Die kirchliche Trauung wird freigestellt, aber der Pfarrer darf nicht trauen, ohne daß der rechtsgültige Abschluß der Ehe nachgewiesen ist. Pius protestirte gegen die organischen Gesetze und ertrug sie.

Es ist doch nicht leicht gewesen, das Concordat zum Gesetz zu machen, was damals nur geschehn konnte durch die gesetzgebende Ver-

sammlung, eine vom ersten Consul bereits sehr abhängige Nationalvertretung. Viele Männer der Revolution mußten erst ausgeschlossen werden, ehe das Concordat nur vorgelegt werden konnte. Erst im März 1802 ist es mit geringer Majorität angenommen worden. Die nächsten Umgebungen des Consuls, im Lager groß geworden, oder noch voll von Voltaires Spöttereien, scheuten die Lächerlichkeit oder die Erniedrigung einer Demüthigung vor den kirchlichen Mächten. Auch die Soldaten waren der Meinung: die Fahnen seien nie so mit Lorbeeren geschmückt gewesen, als seit sie nicht mehr von Priestern geweiht würden. Als Ostern 1802 ein großes Fest in Notre-Dame die Wiederaufrichtung der Kirche Frankreichs feiern sollte, ermahnte General Augereau den Consul: er solle wenigstens die Garden nicht dazu commandiren. Napoleon antwortete: „Meine alten Schnurrbärte werden eben so gut in Notre-Dame präsentiren als sie vor der Moschee in Cairo präsentirt haben." Als er nach der Feier den General Delma fragte, wie sie ihm gefallen habe, antwortete der: „Das war eine hübsche Capucinade; es fehlte nichts dabei als die Million Menschen, die getödtet worden ist, um das zu zertrümmern, was Sie wieder aufgerichtet haben."

Napoleon verstand, daß seine Herrschaft nicht bloß auf Kanonen zu gründen sei; er wußte, daß man die Geister beherrschen muß, um wahrhaft zu herrschen. So hat er sein Kaiserthum zu gründen gesucht durch große Gedanken und glänzende Erinnerungen. Der Art war die Erneuerung von Karls des Großen Kaiserthum für die Eitelkeit der Franzosen, Rechte andeutend über Deutschland. Und doch lag etwas Versöhnendes darin, die Erinnerung an die alte Stammeseinheit. Wie Leo III Karl den Großen gekrönt hat, so sollte diese Feierlichkeit durch Pius VII vollzogen werden. Aber die Pariser müssen's mit ansehn. Das war grade damals eine große Schwierigkeit für den Papst. Im Frühling 1804 war der Prinz Enghien erschossen worden, der letzte Sproß der Condé aus königlichem Geblüt. Durch diesen Mord war die öffentliche Meinung verletzt worden, und eben die Blutflecken auf Napoleons Stirn sollten durch die kirchliche Salbung weggewaschen werden. Der Papst entschuldigte sich vor den Cardinälen: der Zweck seiner Reise sei nicht bloß die Krönung, es handle sich um die großen Interessen der Religion, welche in Conferenzen mit dem Kaiser verhandelt werden sollten. Doch war er so argwöhnisch, daß er heimlich in Rom eine Urkunde niederlegte, seine Amtsentsagung enthaltend für den Fall, daß er gefangen in Frankreich zurückbehalten werden sollte: sie würden dann nichts in ihrer Hand haben als einen elenden Mönch.

der sich nennt Barnabas Chiaramonti. In der Nacht vor der Feierlichkeit ist auf Andringen des Papstes Napoleon mit Josephine, der er nur bürgerlich vermählt war, durch seinen Oheim, den Cardinal Fesch getraut worden. Der Papst vollzog die Segnung der Kaiserkrone und die Salbung [2. December 1804]. Die Krone hat Napoleon sich selbst aufgesetzt, sich und der Kaiserin. Der Papst betete: »Domine, salvum fac Caesarem Napoleon.«

Wie die Religion von Napoleon benutzt worden ist, sieht man aus dem Katechismus für die Jugend Frankreichs. Er ist großentheils aus Schriften Bossuets zusammengesetzt worden, gedruckt unter der Censur des päpstlichen Nuntius. Darin lautet die siebente Lection, ein Nachtrag zum vierten Gebot: „Welches sind die christlichen Pflichten gegen die Fürsten, die uns regieren, und welches sind besonders unsre Pflichten gegen Napoleon den Ersten, unsern Kaiser?“ „Die Christen sind den regierenden Fürsten und wir besonders sind Napoleon I, unserm Kaiser schuldig: Liebe, Ehrerbietung, Gehorsam, Treue, Militärdienste, Abgaben, auferlegt zur Erhaltung und Vertheidigung des Reichs und seines Thrones, ferner inbrünstige Gebete für sein Wohl und für das geistliche und zeitliche Wohl des Staates.“ Auf die zweite Frage: „Warum sind wir zu alle Diesem gegen unsern Kaiser verpflichtet?“ lautet die Antwort: „Erstlich weil Gott, der die Reiche schafft und austheilt nach seinem Willen, unsern Kaiser mit Gaben im Frieden und im Kriege überschüttet, ihn uns zu unserm Oberherrn gegeben und ihn zum Diener seiner Macht, zu seinem Ebenbilde auf Erden gemacht hat. Unsern Souverän verehren und ihm dienen heißt also Gott selbst verehren und ihm dienen. Zweitens weil unser Herr Jesus Christus durch seine Lehre und Beispiel uns selbst angewiesen hat, was wir unserm Souverän zu thun schuldig sind: er wurde geboren, gehorsam dem Edict des Kaisers Augustus, hat die vorgeschriebne Abgabe entrichtet und er hat auch befohlen, Gotte zu geben, was Gottes ist und dem Kaiser, was des Kaisers ist.“ Ferner: „Gibt es nicht noch besondre Beweggründe zu einer noch stärkern Anhänglichkeit an Napoleon den Ersten, unsern Kaiser?“ „Ja, denn er ist der, welchen Gott in schweren Zeiten erweckt hat, den öffentlichen Gottesdienst der heiligen Religion unsrer Väter wieder herzustellen und desselben Beschützer zu sein. Er ist auch gesalbt vom Herrn durch die Weihe, die er vom Oberpriester, dem Haupt der katholischen Kirche erhalten hat.“ Endlich: „Verbinden uns diese Pflichten auch gegen seine rechtmäßigen Nachfolger, nach der durch die Constitutionen des Reichs festgesetzten Ordnung?“ „Ja, ohne Zweifel; denn wir lesen in der heiligen Schrift, daß Gott nach seinem höchsten

Willen und nach seiner Vorsehung Reiche nicht bloß einer einzelnen Person, sondern auch deren Familie gibt."

Das war religiöse Servilität. Dennoch, wenn wir das Höchste, das Ideale im Menschen seine Religion nennen, so war die Religion der Heldenarmee, die sich Napoleon gebildet hat, Hingebung an den Kaiser und an den Kriegsruhm. Es mag Sage sein, daß die Garde bei Belle-Alliance antwortete: „Die Garde stirbt, aber sie ergibt sich nicht", doch eine lange Reihe von Thatsachen stellt sich darin dar.

Noch mitten in der Zerstörung hatte Saint Martin [† 1804] von dem Geheimniß des Herzens und seinem Zug zu Gott gezeugt, um das Kopfweh zu lindern, nachdem Christus das Herzweh der Menschheit geheilt habe doch er nur für Eingeweihte und die Kirche einer geringen Ordnung überlassend.

Die Theilnahme, mit welcher das französische Volk Chateaubriands Verherrlichung des Katholicismus aufnahm, bewies doch, daß der Kaiser seine Zeitgenossen verstanden hatte, als er sich salben ließ in Notre-Dame. Chateaubriand ist der Lieblingsschriftsteller, der Patriarch des neuen Frankreichs geworden. Im protestantischen Deutschland urtheilte man insgemein: er habe den Katholicismus verwechselt mit dem Christenthum, statt Belehrung Phantasiebilder gegeben, statt Beweise sich auf Gefühle berufen. Nun im Katholicismus liegt doch immer noch ein gut Stück Christenthum. Für die Bedeutung, die seitdem eine Gefühlstheologie auch in der protestantischen Kirche und Theologie erlangt hat, bilden Chateaubriands Schriften einen Anfang. In Frankreich war er die Stimme einer neuen Zeit, der in's Kirchliche übersetzte Rousseau.

Es ist der Mühe werth, die Art dieses Geistes zu einer klaren Anschauung zu bringen, denn hierdurch erkennen wir das, was Tausende und Millionen zur altväterlichen Kirche zurückführte oder doch ihren innerlichen Gefühlen entsprach. Seiner wechselvollen Bahn als Wandrer, Soldat, Poet, Gesandter und Minister ist nur so weit zu gedenken, als zum Verständniß seiner literarischen und kirchlichen Bedeutung gehört. In seinen Denkwürdigkeiten von jenseit des Grabes, so genannt, weil sie erst nach seinem Tode veröffentlicht werden sollten, liegt dieses Leben weitschweifig vor uns. Der Vicomte de Chateaubriand ist 1769 in der Bretagne geboren, war jung Officier, verbunden mit seinem Verwandten Malesherbes, dem edlen Vertheidiger Ludwigs XVI. Bei Anbruch der Revolution ging er nach Amerika in die Urwälder als Gastfreund der Indianer. Er hatte Frankreich verlassen nicht aus Abneigung gegen die Revolution, sondern gerade um dem Widerspruch

seiner Gesinnung und seines Standes zu entgehn. Er gehörte der Philosophie und der Revolution an. In der Einleitung zu seinem Hauptwerk heißt es: „Ich könnte die Schuld auf meine Jugend oder auf die Verrücktheit meines Zeitalters schieben: ich will lieber mich selbst verdammen, will nur erzählen, welches Mittels sich die Vorsehung bediente, mich zur Pflicht zurückzurufen. In ihrem 72. Jahre wurde meine Mutter in ein scheußliches Gefängniß geworfen, wo sie mehrere ihrer Kinder umkommen sah, und sie selbst endete in einem elenden Loche, wohin ihr Unglück sie vertrieben hatte. Das Andenken meiner Verirrungen erfüllte noch ihre letzten Tage mit Schmerzen. Auf ihrem Sterbelager beschwor sie meine Schwester, mich zum Glauben, in dem ich erzogen war, zurückzuführen. Als ich ihren Brief erhielt, jenseits des Meeres, war diese Schwester nicht mehr unter den Lebenden. Die Folgen ihrer Gefangenschaft hatten sie getödtet. Diese beiden, aus dem Grabe hervortönenden Stimmen erschütterten mich tief. Ich ward wieder ein Christ."

Das ist der Schlüssel zu der Art und der Vertheidigung seines Glaubens. Nicht durch Prüfung, nicht aus dem Kampf der Gedanken, sondern aus dem Herzen ist ihm sein Glaube oder vielmehr seine Geneigtheit zum Glauben gekommen: „Ich habe geweint und geglaubt." Aber ganz Frankreich hatte geweint und geblutet, viele Herzen suchten den Trost des Glaubens. Chateaubriands Vertheidigung des Christenthums, sein Genius des Christenthums erschien wie ein Regenbogen nach der Sintfluth der Revolution oder wie der Stern, der ein Volk von Weisen und Thoren wieder hinführte zur alten Krippe von Bethlehem, allerdings auch wieder zur Peterskirche in Rom. Als Chateaubriand 1792 Kunde erhielt vom Verlauf der Revolution, da meint er, seine Pflicht rufe ihn in das Heer des emigrirten Adels. Bei Thionville verwundet, wird er krank nach England gebracht. Hier im Elend eines Emigrirten begann er jenes Buch, voll katholischer Innigkeit und französischer Declamation. Er hat nicht sowohl die Wahrheit als die Schönheit des Christenthums erweisen wollen zur Versöhnung des Katholicismus und der modernen Bildung, indem das Recht des Herzens für denselben in Anspruch genommen und gezeigt wird, was er der Kunst, der Wissenschaft, der Civilisation gebracht hat. Dafür war die Welt empfänglich: Bücher, welche Macht üben, und Zeitstimmungen stehn in prästabilirter Harmonie, sie bedingen einander. „Die Welt war verführt und von den Sophisten betrogen, indem man ihr das Christenthum als einen im Schoß der Barbarei erzeugten Cultus darstellte, indem man ihr weismachte, es sei abge-

schmackt in seinen Lehrsätzen, lächerlich in seinen Cärimonien, der Kunst und Wissenschaft abhold, der Vernunft und dem Gefühl für Schönheit zuwider, es habe die Vernunft gefesselt, die Aufklärung des Menschengeschlechts feindselig verzögert, die Welt mit Blutströmen überschwemmt." Noch unmittelbar hinter sich vernimmt er den Hohn, der die Kirche schändete: „Eine seltsame Erscheinung, daß jetzt das Christenthum gezwungen ist, sich gegen seine Kinder zu vertheidigen, wie ehemals gegen seine Henker, daß die für Heiden bestimmte Apologetik jetzt eine Apologetik für Christen geworden ist." Die Gräuel der Revolution drängen sich oft in seine Erinnerungen. Er schildert das Märtyrerthum der Missionäre in Nordamerika, wie die Irokesen den Pater Breboeuf das Fleisch stückweis abschälten und dann meinten: das Fleisch der Franzosen schmecke vortrefflich: „Du hast uns versichert, man sei um so glücklicher im Himmel, je mehr man auf Erden dulde. Aus Freundschaft gegen dich sinnen wir darauf, deine Qualen zu mehren." Es folgt ohne Zwischensatz: „Als man zu Paris Herzen der Priester auf Piken herumtrug, sang man dabei: »Es gibt kein ordentliches Fest, wenn nicht das Herz dabei ist.« Lange noch werden jene Schreckenstage im Andenken bleiben, wo blutige Menschen wagten, auf den Trümmern des Christenthums der Tugend Altäre zu weihen. Dieselben Tempel, in denen man sonst eine väterliche Gottheit verehrte, wurden der Wahrheit, die Niemand kannte, und der Vernunft, die nie eine Thräne getrocknet hat, geweiht." Tief gekränkt, fühlt er sich immer als Franzose. Stolz, eitel, führt er uns an die Königsgräber von St.-Denis: „Ehemals waren unsern Paris Grabmäler, die unter allen Grabmälern der Menschen die allerberühmtesten waren. Fremdlinge kamen in Menge, um die Wunder von St.-Denis zu betrachten. Sie faßten daselbst hohe Ehrfurcht vor Frankreich und sprachen bei ihrer Rückkehr wie der heilige Gregor: „Dies Volk ist wirklich das größte unter den Völkern!" Aber es hat sich um das Haus des Todes ein Sturmwind des göttlichen Zorns erhoben, der Völker Fluthen wogten über das stolze Gebäu, und noch fragen die Menschen staunend: wie ist doch Hammons Tempel unter den Sandfluthen der Wüste verschwunden!"

Bei Abfassung des ersten Theils war Chateaubriand noch Emigrant, auch nachher ist er nur kurze Zeit in Napoleons Siegeszug gezogen worden. Doch deutet das Vorwort darauf hin, wie sein Buch sich der Aufgabe Napoleons, die Kirche wieder aufzurichten, anschließe: „Ich bin weit entfernt auf einen großen Erfolg meiner Bemühungen zu rechnen, aber ich denke, daß jeder Schriftsteller, der einige Leser erwarten kann, der Gesellschaft einen Dienst erzeigt, wenn er darnach strebt, die

Gemüther für die große Sache der Religion zu gewinnen. Sollte er auch seinen Ruf als Schriftsteller dadurch verlieren, so ist er doch in seinem Gewissen verpflichtet, seine Kraft, wie gering sie sei, mit der Kraft des mächtigen Mannes, der uns aus dem Abgrund wieder emporhob, zu vereinigen. Derselbe, dem alle Gewalt verliehen ward, Frankreich wieder herzustellen und dem Erdball Frieden zu schaffen, sprach zu dem Fürsten der Priester wie einstmals Cyrus: »Jehovah, der Gott des Himmels, übergab mir die Reiche der Erde und befahl mir seine Tempel wieder aufzurichten. Wohlan! Besteigt Jerusalems heiligen Berg und erbaut von Neuem Jehova Tempel.« Auf diesen Befehl des Befreiers müssen alle Israeliten Materialien zusammentragen. Ich, ein vergeßner Israelit, trage jetzt auch meine Sandkörnchen hinzu."

Der erste Abschnitt, von der Lehre, ist wissenschaftlich der geringste, wie zu erwarten von einem dichterischen Manne, der in seinen Thränen, nicht in der Kraft des Gedankens den Glauben gefunden hat. Er setzt den katholischen Glauben voraus als eine fromme Nothwendigkeit. Sein Talent zeigt sich darin, daß er das dem Gefühl Anmuthende, eine rein menschliche Seite im katholischen Dogma hervorzuheben weiß. So das Bedürfniß der Geheimnisse, wiefern die Dogmen als solche gelten: „Außer dem Geheimnißvollen wird kaum etwas Schönes und Großes gefunden. Die Scham, die keusche Liebe, sind sie nicht geheimnißvoll! Die Unschuld, die in heiliger Unwissenheit besteht, ist sie nicht ein unaussprechliches Geheimniß! Die Kindheit ist ja nur darum so glücklich, weil sie von nichts weiß. Inzwischen entsteht für das Alter ein neues Glück dadurch, daß die Geheimnisse des Todes beginnen, wenn die des Lebens ihr Ende erreicht haben. Und ist nicht der Mensch ihm selbst ein Geheimniß! Woher der flammende Lichtstrahl, den wir Dasein nennen? In welcher Nacht strömt er hin und wie erlischt er? Unter der Gestalt zweier verhüllter Phantome hat der Ewige die Geburt und den Tod auf die beiden äußersten Spitzen unsrer Laufbahn gestellt. Von seinem erhabnen Thron hat er unser Leben hingeworfen, daß es wie eine zerbrochne Säule ohne Grundstein und ohne Spitze in den unermeßlichen Raum der Zeiten hinabrolle. Gott selbst das große Geheimniß." Das Geheimniß der göttlichen Menschwerdung, das Bild der jungfräulichen Gottesmutter ist dieser poetischen Anschauungsweise gerade mundgerecht: „Seht den Allmächtigen, der seine Blitze herabschleudert, in Windeln verhüllt. Seht ihn, den das Weltall nicht zu umfassen vermag, im Schoß einer Frau verborgen. Welch einen Gebrauch würde das Alterthum von diesem Wunder ge-

macht, welche Schilderungen der Dichtergeist eines Virgil oder Homer von der Geburt eines Gottes in der Krippe entworfen haben! Wahrlich, die an der keuschen Himmelskönigin nur obscöne Mysterien zu entdecken vermögen, haben sich über eine stiefmütterliche Natur zu beklagen. Was auf der Welt ist rührender als dieses sterbliche Weib, das die unsterbliche Mutter eines göttlichen Erlösers geworden ist, Jungfrau und Mutter zugleich in den beiden höchsten Zuständen des Weibes! Die zärtliche Mittlerin zwischen uns und dem Ewigen, die mit den sanften Tugenden ihres Geschlechts ein Herz voll Barmherzigkeit unsern traurigen Bekenntnissen weiht und einen zürnenden Gott entwaffnet. Wie erfreulich ist es alle Gnade des Herrn durch den Schoß einer furchtsamen Jungfrau über die Erde herabströmen zu sehen. O des bezaubernden Dogmas, welches die Schrecken Gottes ermäßigt, indem es zwischen die göttliche Majestät und unser Nichts die Schönheit in die Mitte stellt. Mag immerhin ihre himmlische Schönheit noch etwas Irdisches haben: keine Religion bietet einen Cultus, der so rührend und herzerquickend wäre wie die Verehrung Marias. Sie ist gleichsam die Göttin der Unschuld, der Schwäche und des Unglücks. Die Menge ihrer Anbeter in unsrer Kirche besteht aus armen Matrosen, die sie aus dem Schiffbruch rettete, aus alten gebrechlichen Kriegern, die sie dem Tod unter dem Schwert der Feinde Frankreichs entriß, und aus jungen Müttern, deren Schmerzen und Noth sie milderte. Diese Frauen bringen ihre Neugebornen vor Marias Bildniß, und das Herz des Säuglings, das noch nichts weiß von dem großen Unwesen, erkennt doch bereits die himmlische Mutter, die ihr Kind auf den Armen hält." Dazwischen Erinnerungen an die Urwälder von Amerika: „Einst hatte ich mich unfern dem Wasserfall des Niagara verirrt. Das Tageslicht erlosch, und ich genoß das prächtige Schauspiel einer Nacht in den Wüsten der neuen Welt. Alles lag in tiefer Ruhe, man hörte nichts als das Rauschen einiger Blätter in den hohen Wipfeln und das feierlich dumpfe Rollen des Wasserfalls. Die schönsten Nächte in Europa bringen uns nicht dies Gefühl. Umsonst versucht die Phantasie auf unsern ausgebauten Feldern sich auszubreiten, allerwärts stößt sie auf die Wohnungen der Menschen. Aber dort macht es der Phantasie ein süßes Vergnügen, sich in den Ocean von düstern Forsten zu stürzen, an dem Gestade unermeßlicher Landseen umherzuirren, über dem ungeheuren Schlund der Wasserfälle zu schweben, und wenn ich so sagen darf, allein vor Gottes Thron zu stehn."

Frankreich war damals noch voll von Geschöpfen, die das Dasein

ihres Schöpfers leugneten. Die gewöhnlichen Syllogismen für das Dasein Gottes sind auch bei Chateaubriand langweilig. Aber die Herzens- und die Erfahrungsbeweise haben etwas Ergreifendes. Er stellt ein Bild der Verheerungen des Unglaubens in bestimmten menschlichen Verhältnissen dar. So das atheistische Weib. Nach einem Blick auf ihr eitles leeres Leben heißt es: „Die Zeit schreitet herbei und führt das Alter an der Hand, das Gespenst mit grauem Haar, mit krummem Rücken und spitz hervorragenden Schultern. Das Gespenst mit eisigen todten Händen setzt sich keuchend vor die Wohnung des ungläubigen Weibes. Das Weib erscheint und stößt einen Schrei des Entsetzens aus. Aber wer vernimmt die kreischende Stimme? Ein theilnehmender Gatte? Aber der Unglückliche hat sich längst vom Schauplatz seiner Entehrung entfernt. Sollten ihre Kinder sie nicht hören? Was kümmern die durch eine gottlose Erziehung und durch der Mutter Beispiel Verdorbnen sich um die Mutter! Schaut sie auf die Vergangenheit zurück, sie sieht keinen Pfad, den ihre Tugenden hinterließen, keinen. Zum erstenmal richten sich ihre Gedanken zum Himmel empor, endlich wird ihr bewußt, es sei doch unendlich besser, eine Religion zu haben. Unnütze Reue! Die letzte, schrecklichste Strafe des Atheismus in dieser Welt besteht eben darin sich Glauben zu wünschen und ihn nicht aufnehmen zu können. Der durch steten Unglauben herabgewürdigte Geist ist nicht mehr empfänglich für Überzeugungsgründe. Ach, schrecklich ist die Verlassenheit, wenn die Gottheit mit den Menschen zugleich von solch einem Unglücklichen gewichen ist. Seht hin, wie ein solches Weib stirbt! Es haucht den Athem aus in dem Arm eines bezahlten Wärters, den ihre Qualen mit Verdruß und Widerwillen erfüllen." Daneben stellt er das Bild der frommen Mutter: „Sie glaubt an Gott, weil sie glücklich ist und ist glücklich, weil sie an Gott glaubt. Was bedarf eine Mutter weiter als das süße Lächeln ihres Kindes, um überzeugt zu sein, es sei noch eine höhere Glückseligkeit dereinst für sie vorhanden? Erscheint die ewige Güte der Vorsehung nicht in ihrer ganzen Fülle an der Wiege eines Menschen. Welch rührende Beziehungen sieht man da! Sollten das bloße Wirkungen einer fühllosen Materie sein? Das Kind wird geboren, und die Mutterbrust ist mit seiner Nahrung erfüllt. Der Mund des jungen Gastes ist unbewaffnet, damit er den zarten Becher, daraus ihm Nahrung quillt, nicht verwunde. Er wächst, und die Milch wird nahrhafter. Man entwöhnt ihn, und der wunderbare Quell versiegt. Die schwache Mutter hat plötzlich Kräfte Beschwerden zu ertragen, die ein starker Mann nicht leicht erträgt. Wer gab ihr die Geschicklichkeit, die sie vordem nicht besaß?

Wie sie die zarte Blume so sanft berührt, ohne sie zu knicken! Ihre Sorgfalt scheint die Frucht langer Erfahrungen, und doch ist's ihr Erstgeborner. Ein Geräusch erschreckt sonst die Jungfrau: wo sind die Gefahren, die einer Mutter den Muth entrissen ihr Kind zu schützen!"

Der zweite Abschnitt: Poesie des Christenthums, d. h. was es der Poesie gebracht hat. Dante, Tasso, Milton, Klopstock werden verglichen mit Homer und Virgil. Chateaubriand denkt nicht gering von diesen, nur stellt er jene würdig daneben und darüber, indem sein Urtheil sich bestimmt nach dem Maß der Gefühlsaufregungen: im Leidenschaftlichen, Enthusiastischen ist die christliche Poesie das Höhere. Das wird belebt durch Zusammenstellung ähnlicher Situationen: die Scene der Wiedererkennung zwischen Odysseus und Penelope bei Homer; daneben Adam und Eva im Erstgefühl aller menschlichen Liebe bei Milton. Zuletzt eine Vergleichung des Homer und der Genesis als der ältesten Urkunden des Menschengeschlechts. In beiden edle Einfalt, die der Bibel mehr kurz und gewichtvoll; Homer liebt es sich in Worten auszubreiten: „Die Einfalt der Bibel ist die eines alten Priesters, der voll von göttlichem und menschlichem Wissen aus dem Innersten des Heiligthums Orakel der Weisheit hervorgehn läßt. Die Einfalt des Dichters von Chios ist die eines alten Wanderers, der am Heerde seines Wirthes Alles, was er erlebte, hererzählt." In beiden Alterthümlichkeit der Sitten: die Aufnahme eines Fremdlings, eine Gerichtsfitzung, eine Hochzeit, eine Todtenbestattung; aber bei Homer ist Alles Gepränge, der einfache tiefe Sinn bei den Patriarchen. Die Erzählungsweise Homers ist prachtvoll, mit vielen Digressionen, selten ein Held, der nicht göttlich genannt wird, geehrt von den Völkern wie ein Gott, eine Fürstin, die nicht von den Grazien geschmückt wäre. In der Bibel kommen die Personen einfach vor mit ihren Namen, ohne Schmeichelei. Die Eigenliebe ist bereits mit voller Gewalt in den Menschen der Odyssee erwacht; sie schlummert noch in den Menschen der Genesis. Erhabne Poesie ist auch in den Psalmen und bei Hiob zu finden. Das, wodurch Homer im Vortheil steht als Dichter ist übergangen. Immer mochte das gebildete Frankreich überrascht sein, daß ein gering geachtetes Buch, bloß menschlich betrachtet, ebenbürtig, in mancher Beziehung den gefeierten Sänger des Alterthum überrage.

Der dritte und vierte Abschnitt handelt von Dem, was das Christenthum den bildenden Künsten, was es der Wissenschaft gebracht hat. Hier waren reiche Lorbeerkränze für die Kirche zu flechten, wenn auch Vieles nur mittelbar durch das Christenthum bedingt erscheint.

Der fünfte Abschnitt: von der Harmonie des Christenthums mit Scenen der Natur. Es werden Kirchen, Klöster geschildert, als gleichsam den Gedanken einer Landschaft erfüllend, auch in Trümmern. Daneben die schlanken Säulentrümmer von Palmyra, die Pyramiden in der Wüste verglichen mit den bemoosten, umrankten Ruinen einer Abtei in Schottland. Hier ist auch der Volksandacht gedacht, all des Christlichen, Tröstlichen im Verkehr des Volks mit Gott und seinen Heiligen, oder doch der milden Humanität in diesem Volksglauben: „Ein Schwalbennest auszustören, ein Rothkehlchen, ein Heimchen, den Gast des ländlichen Feuerheerds, oder gar einen im Hause hinfällig gewordnen Hund zu tödten, das hielt man im alten Frankreich für eine Gottlosigkeit, die ein Unglück nach sich ziehe. Man glaubte, bejahrte Leute bedeuten einem Haus Gutes, ein alter Bedienter bringe seinem Herrn Glück. Das Volk war überzeugt, daß Jeder, der ein Verbrechen begehe, verdammt sei zeitlebens grausenhafte Erscheinungen zu erblicken. Das Alterthum würde sich wohl gehütet haben, diese wohlthätigen Harmonien der Religion und des Gewissens zu unterdrücken. Jahreszeiten, Ehe, Kindheit, Alter, Tod, Alles hatte bei uns seine Bilder im Heiligen. Nie war ein Volk von mehr freundschaftlichen Gottheiten umgeben. Es kommt nicht darauf an, diesen Volksglauben streng zu untersuchen. Die Kirche verhielt sich schweigend dazu, sie kam nur Mißbräuchen zuvor. — Am unerklärlichsten wird den Sophisten die Erfahrung sein, daß sie das Volk unter der Last der durch falsche Aufklärung bewirkten Leiden nur abergläubischer als vorher sehn. Denn sobald es aufhört der Religion zu folgen, gibt es sich gräßlichen und ungeheuren Meinungen hin. Es zittert auf einem Gottesacker, auf dem es doch selbst die Inschrift eingrub: der Tod ist ein ewiger Schlaf. Wenn es die Verachtung der göttlichen Macht erkünstelt, wird es Zigeuner befragen und sein Schicksal in den buntscheckigen Farben der Karten lesen. Man gibt sich mit Hexenprocessen ab, sobald man auf die Cärimonien der Religion verzichtet, und man öffnet die Höhlen der Zauberer, sobald man die Tempel des Herrn verschließt. Aber eine Religion ist ohne Zweifel vom Himmel offenbart, die aus der Hoffnung selbst eine Tugend macht."

Der sechste Abschnitt: von den Kirchengebräuchen und Festen. Hier war es leicht, die gemüthliche Seite herauszustellen gegen den Vandalismus der Revolution. Als die Decaden eingeführt wurden, sagten die Bauern: „Unsre Ochsen kennen den Sonntag und wollen an dem Tag nicht arbeiten." Was man bereits in Frankreich nannte das gute, alte Frankreich mit seinen patriarchalischen Sitten wird hier gefeiert: das Dreikönigsfest, wo in jedem Familienkreis um jenes

Königthum gelost wurde, das weder Seufzen, noch Thränen, noch Blut kostete.

Der siebente Abschnitt handelt von der Geistlichkeit. Es ist jetzt anerkannt, was im Mittelalter die Päpste für Kunst, Wissenschaft, Gottesfrieden und Civilisation geleistet haben. Der Ruhm der neuern Zeit war nach zwei Seiten hin zu betrachten: in Bezug auf Klöster und Missionen. Nachdem die Klöster nur für Geisteskranke dienen sollten, war es an der Zeit anzuerkennen, was die Benedictiner geleistet haben für die historische Wissenschaft, die Nachkommen des Vincent de Paula für Thaten aufopfernder Barmherzigkeit, und das Capitel der Mission ist ruhmvoll im Andenken der französischen Kirche.

Den Schluß bildet eine Betrachtung, was die Welt ohne das Christenthum sein würde: ein dunkles Bild des römischen Reichs unter Tiberius und Nero wird entrollt. Die Völkerwanderung ohne das Evangelium wäre der Schiffbruch auch der Civilisation. So erscheint Christus auch im weltlichen Sinn als Heiland der Welt: „Rom ist wieder zu jener evangelischen Armuth herabgestiegen, die einst sein Schatz war. Durch eine merkwürdige Gleichheit der Umstände gibt es auch jetzt wieder Heiden zu bekehren, Völker zur Eintracht zu ermahnen, Helden zu besänftigen, Thränen zu trocknen und Wunden zu heilen. Wenn Rom seine Stellung richtig erkennt, muß es einsehn, daß es nie größere Hoffnung fassen konnte. Ich sage Hoffnungen, denn ich zähle die Gährungen und Unruhen zu den Bedürfnissen der Kirche. Die ausgeartete Welt erheischt eine zweite Predigt des Evangeliums. Wer weiß ob Dasjenige, was wir für den Umsturz der Kirche ansehn, nicht der Hebel ist, der sie wieder emporbringt. Sie ging in Reichthum und Ruhe zu Grunde, sie erinnerte sich des Kreuzes nicht mehr. Das Kreuz ist wieder erschienen, die Kirche ist gerettet."

Eine Episode zum Genius des Christenthums, doch früher veröffentlicht, war „Attala", um die Harmonie des Christenthums mit einer großen Natur und mit großen Leidenschaften zu zeigen. Dieses kleine Buch steht über den Parteistandpunkten. Darin wird die reine Liebe zweier Naturkinder in den Urwäldern Amerikas durch die Unnatur der Kirche, durch ein Gelübde zerrissen. Diese schönen Kinder der Natur gehn darüber unter, dennoch finden sie Tröstung, Erhebung durch das Christenthum. Man könnte sagen: Dem, was im Katholicismus hierarchisch ist, ist das Christenthum darin entgegengestellt, um die Wunden zu heilen, die der kirchliche Aberglaube schlug.

Das zweite größere Werk von Chateaubriand erschien 1809: Die Märtyrer. Als Anlaß heißt es in der Vorrede: „Ich habe behauptet, die

christliche Religion sei im Epos der Entwicklung der Charaktere und der Leidenschaft günstiger als das Heidenthum; ich habe ferner gesagt: das Wunderbare unsrer Religion könne vielleicht mit dem aus der Mythologie entlehnten Wunderbaren den Kampf bestehn. Diese mehr oder minder bestrittenen Meinungen suche ich durch ein Beispiel zu belegen." Gegenstand ist die Heldenzeit des Christenthums, das Märtyrerthum zur Zeit der Verfolgung durch Diocletian, dargestellt im Geschick eines edlen Paars: sie vorher Priesterin der Musen, er römischer Feldherr. An ihre freie Hinopferung scheint der Untergang der olympischen Götter geknüpft, die als wirkliche dämonische Wesen angesehn werden, doch in der schönen hellenischen Bildung dargestellt sind. Zum Kampf mit den Thieren im römischen Colosseum bestimmt, wird das liebende Paar von einem Tiger zerrissen: „Da erscheint in den Lüften ein Strahlenkranz, der Donner rollt über dem Vatican, damals einem öden Hügel, das Amphitheater wird in seinen Grundfesten erschüttert, die Götzenbilder stürzen zusammen, und wie einst in Jerusalem spricht eine Stimme: „Die Götter entfliehn." Das Buch ist in poetischer Prosa geschrieben, zur Poesie fehlt doch die plastische Gestaltung.

Chateaubriand war 1802 in Napoleons Dienste getreten und begann als Attaché der französischen Gesandtschaft in Rom, wo Pius sein Christenthum nannte à la française. Als im Graben von Vincennes das Blut des Prinzen Enghien geflossen war, verließ Chateaubriand den Staatsdienst. Um die Erde mit eignen Augen zu sehn, auf der die Scene seiner Märtyrer spielen sollte, ist er 1806 über Griechenland nach Jerusalem gegangen. Wir haben das Reisetagebuch. Es ist lockend, im Geiste mit ihm nach den beiden heiligen Ländern zu pilgern. Obwohl hier vielfache weltliche Beziehungen hervortreten, so klingt doch auch das Religiöse durch, bis es am Grab des Auferstandnen zum Grundton wird: „Es dürfte in unsern Tagen befremden, von Gelübden und Wallfahrten zu reden. Aber in diesem Punkt bin ich frei von jeder Scham, denn ich habe mich längst unter die Abergläubischen und Schwachen versetzt. Ich werde vielleicht der letzte Franzose sein, der sein Vaterland verläßt, um mit den Empfindungen eines ehemaligen Pilgers nach dem gelobten Lande zu ziehn. Wenn ich inzwischen auch nicht die Tugenden besitze, durch welche einst die Herren von Coucy und von Montfort sich berühmt gemacht haben: so bleibt mir doch der Glaube, und durch dieses Zeichen darf ich noch immer hoffen, von den einstmaligen Kreuzfahrern als einer der Ihrigen anerkannt zu werden." Auf dem adriatischen Meer, auf einem österreichischen Schiff, werden sie vom Sturm überfallen. Man hängt eine Lampe auf zu den Füßen

eines Bildes der heiligen Jungfrau: „Wie rührend ist dieser religiöse Gebrauch, der die Herrschaft über das Reich der Stürme oder vielmehr die Macht, sie zu stillen, einer schwachen Frau zuschreibt. Schiffer auf dem festen Land können starke Geister werden wie Jedermann. Was aber alle menschliche Weisheit über den Haufen wirft, sind Gefahren. Die Fackel der Philosophie beruhigt mitten im Sturm uns weniger als die Lampe, die vor einem Madonnabild angezündet wird." In Corinth als Gast eines Türken trifft er einen Mufti: „Der fragte, warum ich reise, da ich doch weder Kaufmann noch Arzt sei. Ich antwortete, daß ich reise, um die Völker zu sehn, besonders die Griechen, welche todt sind. Er lachte über solchen Unsinn. Ich fand einen bessern Grund, indem ich sagte, daß ich auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem begriffen sei. Hadschi, Hadschi! rief er, ein Pilgrim und war vollkommen befriedigt. Die Religion ist eine Art Universalsprache, die von allen Menschen verstanden wird. Diesem Türken war unbegreiflich, daß ich aus bloßer Neugier mein Vaterland verlassen hätte, aber er fand es ganz natürlich, daß ich eine so weite Reise mache, um auf einem Grab zu beten und Gott um irgend ein Glück oder um Abwendung eines Unglücks zu bitten." In Corinth ist er umgeben von classischen und christlichen Erinnerungen: „Während die Kaiser Corinths Mauern wieder herstellten und die Tempel der Götter sich prächtiger als je erhoben, lebte hier ein unbekannter Arbeiter, der im Stillen ein Gebäude aufführte, das mitten unter den Trümmern Griechenlands sich erhalten hat. Der Wanderer findet keinen Überrest der Altäre des Heidenthums: aber einige christliche Capellen, die sich unter den Hütten der Griechen erheben." In Palästina ist er ärgerlich über die Kritik: „Die frühern Reisenden hatten keine Ursache, sich auf Kritik einzulassen erstlich, weil sie bei allen Lesern Religion voraussetzen durften, welche nie gegen anerkannte Wahrheiten sich sträubt, und dann weil noch Jedermann überzeugt war, daß wer ein Land sehn wolle, wie es wirklich ist, es stets an der Hand der historischen Überlieferung betrachten muß. Wer das heilige Land bereisen will, muß die Bibel zu seinem Wegweiser wählen. Wer aber den Geist der Streit- und Zweifelsucht mitbringt, dem lohnt Palästina freilich nicht die Mühe einer so weiten Reise." Er meint kritische Bedenken zumal gegen die Mönchslegenden, mit denen im Mittelalter die heiligen Stätten bezeichnet worden sind. Gesunder und wahrer ist sein Gefühl am heiligen Grabe: „Ich lag in der kleinen Grotte des heiligen Grabes auf den Knieen. Mein Führer las aus dem Evangelium die auf die heilige Stätte sich beziehenden Stellen. Als er dann ausrief mit dem Apostel: Tod, wo ist dein Stachel, Hölle, wo ist dein Sieg! horchte

ich leise zu, als ob der Tod jetzt antworten müßte: Ich bin überwunden und liege gefesselt in diesem heiligen Grabe."

Chateaubriand hatte sein Vermögen aufgezehrt und von seiner Wanderung nichts mitgebracht, als, wie er sagt, einige Steine aus den Trümmern von Sparta und Athen, ein Schilfrohr aus dem Nil, eine Flasche Wasser aus dem Jordan, mit dem nachmals der Herzog von Bordeaux, Heinrich V getauft worden ist.

Mit dem Sturz Napoleons beginnt seine politische Wirksamkeit. Er erließ damals eine Flugschrift »Bonaparte et les Bourbons«, von der Ludwig XVIII sagte, sie habe mehr für ihn gethan als ein Heer. Mit dem Sturz der Bourbonen 1830 trat er wieder zurück in ruhmvolle Einsamkeit, da er's verweigerte, dem Bürgerkönig Ludwig Philipp den Eid der Treue zu leisten. Als treuer Ritter des Königthums der Lilien hat er noch einmal eine neue Zeit über Frankreich anbrechen sehn und ist mitten im Sturm 1848 geschieden mit dem Gefühl: „Alles ist heutzutage abgenutzt, selbst das Unglück." Er ward begraben auf einem Felsen, der in das atlantische Meer hinausragt, von seinem Geburtsort S. Malo ihm zur Grabstätte geschenkt.

Chateaubriand rühmte sich, den Einfluß Voltaires gebrochen, eine Sache gerettet zu haben, die Rom nicht hätte retten können, die Revolution beendet, eine neue Ära begonnen zu haben. Man könnte sich wundern, wie dieser phantastische Mensch ein berühmter Staatsmann, Gesandter und Minister der Bourbonen geworden ist. Er, dies erklärend, sagt von sich: „Im Innern, in der Theorie bin ich ein Mensch voll Träume und Ideale, nach außen praktisch, ein Mensch der Realitäten." In seinen Denkwürdigkeiten von jenseits des Grabes hat er manches unerwartete Geständniß zurückgelassen: der Genius des Christenthums sei nicht aus innerm Drang entstanden, sondern als Todtenopfer, als Sühne für die Kümmerniß seiner Mutter um sein Seelenheil. Er bringt auch eine Entschuldigung für seine Eitelkeit: „Das Verlangen nach Ruhm entflammte meine exaltirte Phantasie. Dies Verlangen kam mir von kindlicher Zärtlichkeit, ich wollte mit diesem Buch großen Lärm machen, daß er bis zur Wohnstätte meiner Mutter dränge, und daß die Engel ihr meine heilige Sühne brächten." Hier auch das Bekenntniß: „Die Wärme meiner Meinungen hat die Länge meiner parlamentarischen Reden oder meiner Broschüren nie überdauert." Er spricht hier zwar nur von seiner Politik, doch ist der Verdacht natürlich, daß es auch seiner religiösen Meinung gilt. Gewiß, in seinen Schriften ist viel Gemachtes, Vieles hinein phantasirt. Von der Zeit, als er das Gelübde auf sich nahm die Sache des Christen-

thums zu vertheidigen, schreibt er: „Als die Sonne der Religion in meine Seele fiel, blühte ich auf wie eine jungfräuliche Erde, welche von Dornen befreit ihre erste Ernte bringt. Da kommt ein trockner, eisiger Nordwind und die Erde vertrocknet. Der Himmel hat Mitleid und gibt ihr warmen Thau. Dann stürmt der Nord von Neuem. Dieser Wechsel von Zweifel und Glauben hat lange aus meinem Leben eine Mischung von Verzweiflung und unaussprechlichen Wonnen gemacht." Das ist auf den ersten Blick befremdend: dieser Glaubensmuth, diese Hingebung! Und doch ist's natürlich genug, wo der Glaube nicht durchgebildete Überzeugung, nur momentane Empfindung ist, ein frommer Wunsch gegenüber reicher weltlicher Bildung. Chateaubriand fährt fort: „Was kommt darauf an, daß ich mehr oder weniger brillante Bilder von der Religion aufgestellt habe, wenn meine Leidenschaften einen Schatten auf meinen Glauben werfen. Ich bin nicht bis zum Ziel gekommen, ich habe die Mönchskutte nicht angezogen." Hier ist das folgerechte Ziel der katholischen Weltanschauung. Chateaubriand wird das kaum ohne Lächeln niedergeschrieben haben. Wie weit war der von der Mönchskutte entfernt, der zunächst die weltliche Schönheit des Christenthums gefeiert und genossen hat. Die Innigkeit und Glaubensfülle des katholischen Mittelalters ist da unmöglich, wo nicht auch seine Beschränktheit wieder eintritt. Ein geistreicher Mensch wie Chateaubriand, mit offnem Sinn für Geistesfreiheit für die Herrlichkeit antiken Lebens kann unmöglich mit ganzem Herzen Katholik sein. Es war bedeutungsvoll, daß der im Namen der katholischen Kirche die große Protestation des 19. Jahrhunderts begonnen hat gegen das 18. Jahrhundert, der mit so kühnem Muth, so glänzendem Geist sich einem unbedingten Glauben hingegeben und Millionen darin bestärkt hat, doch in sich selbst mit Zweifeln, vielleicht selbst mit religiöser Verzweiflung gekämpft hat. Doch weil wer in Frankreich an höherer Bildung theilnimmt und doch frommer Katholik sein möchte, Ähnliches in sich erlebt, haben Chateaubriands Schriften grade in ihrer Halbheit, in ihrer Forcirtheit, eine mächtige Wirkung geübt, die selbst einem Napoleon imponirte.

§ 284. Zwiespalt zwischen dem Kaiser und dem Papst.

Pius VII hatte für sein gehorsames Kommen nach Paris nicht das erhalten, was er gehofft hatte: Aufhebung der organischen Gesetze, insbesondre der Civilehe, Anerkennung des Katholicismus als Staatsreligion, womöglich auch die Rückgabe der einstmaligen Grenzlande des Kirchenstaats, Bologna und Ferrara. Napoleon forderte vielmehr,

daß mindestens ein Drittel der Cardinäle Franzosen sein müßten, um einen künftigen französischen Papst vorzubereiten, daß der Papst Joseph, den Bruder des Kaisers, zum König beider Sicilien kröne, was Pius nicht konnte, ohne Verrath zu üben an dem alten legitimen König, der, aus Neapel verdrängt, damals ein treues Volk in Sicilien gefunden hatte. Napoleon wollte die Resultate der Revolution und seine Übermacht in Italien festhalten, er der Feldherr und Fürst der Revolution, die ihn emporgetragen hatte. Er schreibt dem Papst: „Ich bin dazu berufen, die Welt umzugestalten.“ Pius dagegen mußte sich fühlen als Repräsentant der alten Zeit. Die verschiednen Regierungen von Frankreich seit der Revolution haben eine verschiedne Stellung zum Papstthum eingenommen. Erst die National-Versammlung wollte Frankreich nur losreißen vom Papstthum, das Directorium wollte es vernichten, Napoleon behalten, aber unterjocht benutzen.

Pius hatte nach einer sehr heftigen Conferenz mit dem Kaiser mißvergnügt Paris verlassen. Naturgemäß schloß er sich politisch den Feinden Frankreichs an, Österreichern, Russen und Engländern. Napoleon forderte, seine Feinde sollten auch des Papstes Feinde sein. Er könne nicht dulden, daß der Papst mit Ketzern und Schismatikern in Verbindung stehe: „Sie sind Souverän von Rom, ich bin der Kaiser, also sollen meine Feinde die Ihrigen sein.“ Als der Papst sich weigerte England den Krieg zu erklären und eine französische Besatzung in Ancona aufzunehmen, wurde der Kirchenstaat [Februar 1808] durch Miollis militärisch besetzt, mißliebige Beamte entfernt, die päpstlichen Truppen in des Kaisers Eid genommen. In wie verletzender Weise sich dies Verhältniß gestaltete, sieht man aus einem Tagesbefehl, welchen der General am 27. März an die Garnison von Rom erließ: „Se. Majestät der Kaiser und König bezeugt den Truppen Sr. Heiligkeit seine Zufriedenheit. Ihr werdet künftig weder von Priestern noch von Weibern Befehle erhalten. Soldaten müssen von Soldaten befehligt werden. Der Kaiser wird euch Generale geben, welche ihre Tapferkeit würdig gemacht hat, euch zu führen.“ An demselben Tag erließ der Papst an den Kaiser ein Breve an seinen theuern Sohn Napoleon, voll Klagen und Beschwerden. Als Antwort wurden die päpstlichen Truppen nach Oberitalien geführt, und ein kaiserliches Decret vom 2. April 1809 vereinigte die Provinzen des Kirchenstaats am adriatischen Meer, besonders die Seefestung Ancona mit Frankreich. Als Grund ist angegeben, daß der Papst gemeinsame Maßregeln zur Vertheidigung Italiens gegen die Engländer verweigere, und die Nothwendigkeit einer Verbindung zwischen Neapel und dem damaligen

Königreich Italien. Noch galt der Papst als souveräner Fürst, aber er wurde verhöhnt im eignen Haus. Die päpstliche Regierung untersagte 1809 den Römern den Carneval als nicht stimmend zu den Schmerzen dieser Zeit: die Römer möchten sich das Betragen der apostolischen Kirche zum Beispiel nehmen, von der es heißt: Petrus lag in Ketten und die Kirche betete unablässig für ihn zu Gott. Dennoch der Staatsanzeiger hat eingeladen zu den gewohnten Lustbarkeiten. Die römische Bevölkerung gab das leidenschaftlich geliebte Vergnügen freiwillig auf, die Franzosen allein erschienen auf dem Corso, diesem römischen Ballsaal. Einige Hilfe fand sich in der Satire. An der Statue Marforio las man die Anfrage: „Ist es wahr, daß alle Franzosen Diebe sind?" Pasquino antwortete: „Nicht alle, aber ein guter Theil [buona parte]. Die Bischöfe und Cardinäle aus den losgerißnen Provinzen, die sich weigerten, dem Kaiser den Unterthaneneid zu leisten, wurden nach Frankreich geschleppt. Pius hat an sie ein Trostschreiben erlassen im heldenmüthigen Styl der alten Märtyrerkirche. Endlich fiel der entscheidende Schlag durch dies Decret: „In unserm kaiserlichen Feldlager zu Wien den 17. Mai 1809. In Erwägung, daß als Karl der Große, Kaiser der Franzosen und unser erhabner Vorfahrer den Bischöfen von Rom verschiedne Ländereien zum Geschenk gab, er ihnen solche unter dem Titel eines Lehens einräumte, um seiner Unterthanen Ruhe zu sichern, und ohne daß deßhalb Rom aufhörte, einen Theil seines Reichs auszumachen; in Erwägung, daß seit dieser Zeit die Vereinigung der geistlichen und weltlichen Macht, wie noch in diesem Augenblick, die Quelle steter Zwistigkeiten gewesen ist, daß die Päpste sich des Einflusses der einen nur zu oft bedient haben, um die Anmaßung der andern zu unterstützen, und daß auf diese Weise die geistlichen Angelegenheiten, welche ihrer Natur nach unveränderlich sind, mit den weltlichen vermischt worden sind, welche nach den Umständen und der Zeitpolitik wechseln; in Erwägung endlich, daß Alles, was wir um die Sicherheit unsrer Armeen, die Ruhe und das Wohl unsrer Völker, sowie die Würde und Unverletztheit unsres Reichs mit den weltlichen Forderungen der souveränen Päpste zu vereinigen vorgeschlagen haben, vergebens gewesen ist, haben Wir verordnet und verordnen, wie folgt: 1) Die päpstlichen Staaten sind mit dem französischen Reich vereinigt. 2) Die Stadt Rom, der erste Sitz der Christenheit, berühmt durch die Erinnerungen, welche sie zurückruft, und die Denkmale, welche sie aufbewahrt, wird zu einer kaiserlichen und freien Stadt erklärt. Ihre Regierung und Verwaltung wird durch ein besondres Decret angeordnet werden. 3) Die

Denkmale römischer Größe sollen auf Kosten unsres Schatzes aufbewahrt und erhalten werden. 4) Die öffentliche Schuld wird für eine Reichsschuld erklärt. 5) Die wirklichen Einkünfte des Papstes sollen sich auf zwei Millionen belaufen, und frei von jeder Last und Abgabe sein. 6) Die Besitzungen und Paläste des heiligen Vaters sollen keiner Auflage, Gerichtsbarkeit, Untersuchung unterworfen sein, und übrigens besondre Befreiungen genießen."

Warum hat Napoleon dies gethan? Er selbst hat als Motiv verkündigt: Alle Ränke der Engländer würden in Rom begünstigt, die Dolche der Calabresen seien hier geschliffen, Feuerbrände in alle Provinzen geworfen worden; es sei nicht zweifelhaft, was Pius thun würde, wenn Frankreich je eine große Schlacht verlöre. Gewiß, das war nicht zweifelhaft. Aber Napoleon erhielt durch diese Besitznahme nur ein Stück Land, das ihm ohnedem unterthan war. Wer Ober- und Unteritalien beherrscht, dem muß auch der Kirchenstaat gehorchen. So war denn diese Besitznahme ein Gewaltstreich, der allen politischen Vortheil aus der Wiederaufrichtung der französischen Kirche aufhob, der dem Kaiser die öffentliche Meinung des katholischen Frankreich entfremdete. Er schrieb freilich dem Papst: „Sie werden genug Geschäfte haben, wenn Sie sich auf die Leitung der Seelen beschränken. Schon lange haben die Päpste sich in Das gemischt, was sie nichts anging, und darüber die wahren Interessen der Kirche vernachlässigt. Ich erkenne Sie als mein geistliches Haupt: aber ich bin der Kaiser. Rom ist unwiderruflich ein Theil meines Reichs." Er stand damals auf der Höhe seiner Macht, als Sieger vor Wien. Er meinte, Alles mit Gewalt durchsetzen zu können. So hat er den ersten Feind gereizt, den er nicht überwunden hat: die Zähigkeit des Priesterthums.

Der Papst hat am 10. Juni eine Protestation erlassen, am 11. den Bannfluch gegen die Kirchenräuber gesprochen. Die große, damals veröffentlichte und an den drei Hauptkirchen von Rom angeschlagne Bulle thut nur alle Diejenigen in den Bann, die sich am Erbe des heiligen Petrus vergriffen haben, Napoleon ist nicht genannt. Auch wird den päpstlichen Unterthanen und allen christlichen Völkern verboten, Denen, welche diese Bulle betreffe, oder ihren Gütern Kränkung und Nachtheile auf Anlaß oder unter Vorwand der Bulle zuzufügen. So hat sich die Humanität selbst auf die Bannbulle erstreckt. Aber unter den von Schoell herausgegebenen Actenstücken findet sich auch ein Breve desselben Datums, das im Namen des allmächtigen Gottes und der heiligen Apostel Petrus und Paulus feierlich den Bann spricht auch über Napoleon, den Kaiser der Franzosen und alle seine Mithelfer

zu dem am Kirchenstaat begangnen Frevel. Die Echtheit der beiden Actenstücke ist unzweifelhaft. Jene Bulle ward veröffentlicht, das Breve wurde dagegen in der Stille verbreitet unter römisch Gesinnten, um den Kaiser nicht zum Äußersten zu reizen. Wie sein Vorfahr verschloß sich Pius VII in den Quirinal. In der Nacht des 6. Juli wurde durch französisches Militär die Mauer überstiegen. Die Schweizergarde fragte den Papst, ob sie Gewalt brauchen solle. Da aller Widerstand vergeblich war, gebot der Papst seinen Getreuen, sich zu ergeben. Die innern Thüren wurden eingeschlagen. Da saß der Papst im hohenpriesterlichen Schmuck. Der französische General ließ ihm die Wahl, entweder der weltlichen Regierung zu entsagen oder gefangen weggeführt zu werden. Er hat sich mit hoher Würde in die Gewalt ergeben. Als die französischen Grenadiere eintraten, um ihn zu verhaften, haben sie präsentirt und sind auf die Kniee gefallen. Aus Sorge vor Volksaufständen wurde der Papst rasch durch Italien gebracht nach Savona, seine Rathgeber unter den Cardinälen auf französische Festungen vertheilt. Als Gefangner lehnte Pius jeden Hofstaat ab, auch die ihm angebotnen zwei Millionen: er werde von den Almosen der Gläubigen leben, und es sind ihm milde Gaben vornehmlich aus Deutschland und aus Spanien zugesandt worden. Zuweilen hat man ihm selbst Feder und Tinte versagt. Als Gefangner weigert er allen neu ernannten Bischöfen die canonische Einsetzung — es war das letzte Mittel des neuen Papstthums. Es ist nur ein Gedanke, diese canonische Einsetzung, aber Gedanken beherrschen die Welt. Kein katholischer Bischof achtet sich als berechtigt zu bischöflichen Handlungen, dem der Papst die Bestätigung nicht ertheilt hat. Durch corporativen Gemeinsinn ist dies festgehalten worden, und wo unter dem Schutz der weltlichen Gewalt doch Einer gewagt hat, sich als Bischof im vollen Sinn zu geriren, ist es selten glücklich durchgeführt worden. Auf dem Episcopat ruht das ganze katholische Kirchenwesen. So sah Napoleon durch allmähliches Absterben der Bischöfe seine ganze kirchliche Ordnung bedroht. Kraft des Concordats hatte er nicht einmal ein Recht gegen den Papst: denn im Concordat war keine Zeit bestimmt, innerhalb welcher der Papst die Weihe ertheilen mußte. Die meisten, nicht verhafteten Cardinäle folgten dem Ruf des Kaisers nach Paris. Als Napoleons Politik die Vermählung mit der Kaisertochter forderte, wurde die Scheidung von Josephine durch das Diöcesancapitel von Paris ausgesprochen in Vollmacht einer Kirchencommission, die Napoleon aus ergebnen Prälaten unter Vorsitz des Cardinals Fesch eingesetzt hatte, also nicht ausgesprochen und nie gebilligt von Pius VII.

13 Cardinäle weigerten ihre Gegenwart bei der feierlichen Trauung mit Marie Luise von Österreich. Der Kaiser im wüthenden Zorn, daß dadurch die Legitimität seiner Ehe und Nachkommenschaft gefährdet werde, erklärte sie für Rebellen, nöthigte sie, ihre Tracht abzulegen — daher schwarze Cardinäle — beraubte sie ihres Einkommens und verbannte sie in verschiedne Städte. Unter ihnen war auch Consalvi, der in dieser Lage und Stimmung in Rheims seine Memoiren geschrieben hat.

Vom ältern Klerus hatte sich dem Kaiser hingegeben Cardinal Maury, einer der großen modernen Kanzelredner, feurig und doch in scharfer Bestimmtheit. Er war einst aus Südfrankreich nach Paris gewandert, ebenso arm wie selbstvertrauend. Sein Bruder hat ihm von Ersparnissen 18 Francs geschenkt. Er sagte: „Ich werde sie dir mit 18 000 wieder erstatten.“ Maury war vor der Revolution Prediger des Königs und Abbé mit reichen Pfründen. In der Nationalversammlung war er den Gedanken der Freiheit nicht feindselig. Als es zum Umsturz kam, bot er seine Beredtsamkeit auf, das Bestehende zu retten. Einst in Lebensgefahr auf der Straße, hat er sich vor der Menge durch ein Witzwort gerettet. Das Volk schrie: „An die Laterne mit ihm!“ Er ruft: „Und wenn ihr mich an die Laterne hängt, werdet ihr dann besser sehn?“ 1793 wanderte er aus und wurde vom Papst zum Cardinal und Bischof von Montefiascone ernannt. Napoleon lud ihn nach Paris ein, 1810 ward er Erzbischof von Paris. Er umging die versagte päpstliche Einsetzung, indem er sich vom Capitel zum Generalvicar und Administrator erwählen ließ. Er hat den gefangnen Papst bestürmt, er möge doch wegen seines weltlichen Verlustes nicht die Kirche ohne Hirten lassen. Damals konnte man meinen, daß Gott wirklich die Welt in die Hand des Kaisers gegeben habe. Pius widerstand auch der Beredtsamkeit Maurys mit ehrwürdiger Hartnäckigkeit: „Laßt mich sterben, würdig der Leiden, die ich getragen habe!“ Und wenn Maury ihm von den Drohungen des Kaisers erzählte: „Ich will seine Drohungen zu den Füßen des Gekreuzigten niederlegen und überlasse es Gott, meine Sache zu rächen, es ist die seine.“ Schleiermacher hat damals das Wort hingeworfen: der Papst sei jetzt der einzige rechte Protestant gegen Napoleon. Pius soll's erfahren und sich daran erfreut haben. Der Kaiser kam nach Maurys Rath zurück zu den Maßregeln vor dem Concordat. Durch die Bischöfe versucht er die Unabhängigkeit der Nationalkirche vom Papst zu erlangen. Im Juni 1811 berief er eine Reichssynode nach Paris, auch aus Deutschland und Italien. Es kamen 12 Erzbischöfe, 86 Bischöfe; darunter einige bloß

Weihbischöfe. Unmittelbar vor der Eröffnung des Concils, dem Cardinal Fesch präsidirte, sprach der Kaiser im gesetzgebenden Körper: „Die Angelegenheiten der Religion wurden nur zu häufig mit dem Interesse eines Staats vom dritten Rang vermischt und demselben aufgeopfert. Wenn die Hälfte Europas sich von der römischen Kirche trennt, ist dies den Widersprüchen zuzuschreiben, die nicht aufhörten zwischen den Wahrheiten der Religion, die für den ganzen Erdboden sind, und dem Eigennutz, der sich auf einen Winkel Italiens bezog. Diesem Scandal habe ich ein Ende gemacht. Ich habe Rom mit dem Reich vereinigt. Ich habe den Päpsten Paläste bewilligt in Rom und Paris. Wenn ihnen die Interessen der Religion am Herzen liegen, werden sie gern oft im Mittelpunkt der Christenheit [Paris] ihren Aufenthalt nehmen. Je suis à cheval sur les quatre articles." Er nannte den Sohn der habsburgischen Kaisertochter König von Rom. Vom Concil forderte er den Beschluß: läßt der Papst sechs Monate verstreichen, ohne den vom Kaiser ernannten Bischöfen die canonische Einsetzung zu ertheilen, so ertheilt sie der Metropolit oder der älteste Bischof der Provinz. Aber diese Bischöfe waren nicht mehr die constitutionellen Bischöfe von 1801. Ein deutscher Bischof trug darauf an, vor jedem Beschluß die Freilassung des Papstes zu fordern. Es war Maximilian Droste Vischering, damals Weihbischof von Münster. Die Forderung des Kaisers wäre Lossagung vom Papst gewesen, von einem unglücklichen, gefangnen Papst. Auch mochte man denken, es sei besser dem Papst als dem Kaiser zu gehorchen. Der Polizeiminister Savary hat Briefe von vier Bischöfen aufgefangen, die ihren Generalvicaren Auftrag gaben, in ihren Diöcesen Unzufriedenheit gegen den Kaiser zu erregen. Die Bischöfe wurden sofort verhaftet. In der Synode fielen Hindeutungen, daß Napoleon eigentlich unter dem Bannfluch stehe. Das Concil war im Begriff seine Incompetenz zu erklären, es blieb nichts übrig, als es aufzulösen. Napoleon war empört über den Undank der Bischöfe: er habe seine ganze Macht aufbieten müssen, dem Klerus wieder die Pforten des Vaterlands zu öffnen; aber „er hat ein kurzes Gedächtniß und bereits vergessen, wem er die Freiheit verdankt, von der er so traurig Gebrauch macht". Er hat mit eiserner Hand den Klerus gefesselt gehalten, aber es kam nicht zu einem gesegneten Zusammenwirken von Staat und Kirche.

In Italien haben die Gebildeten sich meist an Napoleon angeschlossen: von ihm ging die Zerstörung der Mißbräuche und Privilegien aus, in der Ferne zeigte sich die Einheit Italiens. Aber die Priester waren in stiller Wuth, jenseits des Apennin hing man noch

am Papst, die Bevölkerung von Rom sah die ewige Stadt, ihrer Kunstwerke und päpstlichen Hofstaats beraubt, zur Provinzialstadt herabsinken. In Calabrien organisirte Cardinal Ruffo nach Landes- und Volksart einen Räuberkrieg, er an der Spitze der Briganten.

Spanien war durch Zwiespalt und Jämmerlichkeit des königlichen Hauses in Napoleons Hand gefallen. Sein Bruder Joseph brachte die Segnungen einer aufgeklärten, streng geordneten Regierung, aber die Opfer, die das fordert, werden erschwert durch die Hand eines Fremden. Das spanische Nationalgefühl, entflammt durch Priester, begann den ersten, heldenmüthigen Volkskampf gegen Napoleon. Da der eingeborne König sich selbst verlassen hatte, kam die Repräsentation des Volks, die Cortes, nach einer alten Erinnerung zusammen: auch sie verkündeten die Segnungen einer freisinnigen Verfassung ohne Inquisition. Diesen Vorzug durfte man den Feinden nicht lassen. So erscheint zum erstenmal in Spanien der Klerus als Freund constitutioneller Freiheit.

Den Bann verachtete Napoleon. Er schrieb einmal an seinen Stiefsohn Eugen, den Vicekönig von Italien: „Weiß der Papst nicht, wie sich die Zeiten verändert haben! Nimmt er mich für einen Louis Debonnaire! Meint er, durch die Excommunication würden meinen Soldaten die Waffen aus den Händen fallen!" Als er aber nicht von Menschen, von der Natur besiegt aus den Schneefeldern von Rußland zurückkehrte, erschien der Zwiespalt gefahrvoll. Er beschloß, sich mit dem Papst zu versöhnen. Der wurde nach Fontainebleau gebracht, zehn Stunden von Paris. Dorthin kam Napoleon als auf der Jagd. Am 19. Januar 1813 traf er mit dem Papst zusammen. Er hat ihn bewegt und bezaubert. Pius hat immer ein gemischtes Gefühl zu Napoleon gehabt, er hat ihn bewundert und gefürchtet. Man hat den Kaiser wohl mit der Riesenschlange verglichen, die ihr Opfer mit den Augen fest bannt. Solches Festbannen war auch eine Gnadengabe des Genius. Pius sprach gern davon, daß der Kaiser ihn geküßt habe, nicht den Pantoffel, sondern wie ein Freund. Napoleon hat ihn bewegt durch die Schilderung der Verwirrung der Kirche, durch ihn sei sie hirtenlos. So haben sie persönlich das Concordat von Fontainebleau geschlossen, das zwei Änderungen des Bestehenden enthält: 1) Dem Papst werden zehn Bisthümer in Frankreich und Italien überlassen, die er nach seinem Belieben besetzen kann. 2) Der heilige Vater wird die vom Kaiser ernannten Bischöfe bestätigen, wo nicht binnen sechs Monaten, ist der Erzbischof oder der nächste Bischof berechtigt es an seiner Stelle zu thun. So übergab der Papst seine letzte Waffe.

Weder vom Bann noch vom Kirchenstaat war in dieser Verhandlung irgendwie die Rede. Am Abend des Tages wurde dem Kaiser gemeldet, daß sich der Papst darüber ängstige, daß ihm seine Versöhnung als Verzichtleistung auf den Kirchenstaat gedeutet werden könnte. Da hat ihm Napoleon einfach, wahr und stolz noch am Abend dieses Billet gesendet: „Heiliger Vater, ich habe erfahren, daß Ew. Heiligkeit bei Unterzeichnung des Concordats die Besorgniß gefaßt haben, man könne daraus eine Verzichtleistung von Seiten Ew. Heiligkeit auf die römischen Staaten ableiten. Es gereicht mir zum Vergnügen, Ew. Heiligkeit zu versichern, daß ich es nie für nöthig geachtet habe, eine Verzichtleistung auf die Souveränität über die römischen Staaten zu erlangen. Ew. Heiligkeit braucht nicht zu befürchten, daß man je in der Unterzeichnung dieser Artikel eine directe oder individuelle Verzichtleistung auf Ihre Rechte und Ansprüche erblicken wird. Bei meiner Verhandlung mit dem Papst habe ich denselben bloß in seiner Eigenschaft als Haupt der Kirche in geistlichen Dingen im Auge gehabt. Im übrigen bitte ich Gott, daß er Ew. Heiligkeit lang in der Regierung unsrer heiligen Kirche erhalten möge. Ew. Heiligkeit sehr ergebner Sohn Napoleon."

Die Erzählung dieser Ereignisse ist lang entstellt, absichtlich entstellt worden, als seien in Fontainebleau nur Präliminarien unterzeichnet, die Einwilligung der Cardinäle vorbehalten worden, daher der Papst an diesen bloßen Entwurf keineswegs gebunden sei. Wir besitzen jetzt genaue Einsicht durch die Memoiren des Cardinals Pacca, der zu dieser Zeit Staatssecretair des Papstes war. Er war eingeschlossen auf einer französischen Festung. In Folge des neuen Concordats wurde er frei gelassen. In der nächsten Umgebung des Papstes hat er diese Tage geschildert. Nach seiner Angabe ist das Concordat definitiv unterzeichnet worden, nur vom Kaiser noch nicht publicirt. Aber die nun freigelaßnen Cardinäle überhäuften den Papst mit Vorwürfen, daß er Frieden geschlossen habe mit dem Kirchenräuber, daß er die letzte Waffe hinsichtlich der Bischofswahlen aus der Hand gegeben. Sie forderten den Widerruf: es sei der päpstlichen Würde nicht entgegen zu widerrufen, was unklug zugestanden, selbst seine Untrüglichkeit gehe nicht verloren; er habe einen großen Irrthum zwar begangen, aber nicht gelehrt; er mache sich einer Todsünde schuldig, wenn er aus Menschenfurcht ein Versprechen halte, das dem Eide widerspreche, den er bei seiner Erhöhung geschworen habe. Napoleon werde zwar wüthen, aber man müsse sich in die Arme der Vorsehung werfen. Pius wurde schwermüthig, tagelang saß er in Thränen. Man hörte ihn sagen: „Ich werde in Raserei sterben wie Clemens XIV." Endlich hat er sich

entschlossen, er soll selbst an den Kaiser schreiben, denn jeder Andre weiß, daß solch ein Brief ihm den Kopf kosten kann. Bald hat er Worte ausgelassen, bald mit seinen Thränen sie verwischt. Endlich am 24. März ist sein Brief, der Alles zurücknahm, abgegangen. Napoleon saß eben im Staatsrath, als der Brief ankam, er las ihn, schwieg über den Inhalt und sagte für sich: „Wenn ich nicht einige dieser Priester in Fontainebleau um einen Kopf kürzer mache, werden wir nicht in's Reine kommen." Am nächsten Tag erschien, als sei nichts geschehn, im Moniteur das Concordat als Reichsgesetz. Pius hat dagegen protestirt, so weit seine Stimme damals dringen konnte.

Als endlich nach der Schlacht von Leipzig Napoleon den Papst als Fürsten des Kirchenstaats anerkannte, wollte er ihm doch nur ein Stück zurückgeben und setzte die Einwilligung dazu als Bedingung seiner Rückkehr. Pius sagte: „Es ist möglich, daß meine Sünde mich unwürdig macht, Rom wieder zu sehn, aber seien Sie versichert, meine Nachfolger werden alles Land, das Ihnen gehört, wieder erhalten." So war denn Pius auf dem Weg nach Rom, bald nachher Napoleon auf dem Weg nach St. Helena. Dort sagte er einst: „Welch ein Epos ist mein Leben!" Nun, der Held dieses Epos zeigt einen wunderbaren Verein von glühender Leidenschaft und Eiseskälte, von phantastischer Einbildungskraft und schneidender Klarheit des Verstands mit unermeßlicher Thatkraft.

Es ist noch übrig, einen Blick zu werfen auf die Verhältnisse der deutschen Kirche während dieser Revolutionszeit.

§ 285. Umsturz der deutschen Kirchenverfassung.

Die drei geistlichen Kurfürsten, deren Sprengel zum Theil innerhalb der Grenzen Frankreichs lagen, waren verletzt durch die Revolutions-Regierung. Coblenz, die Hauptstadt des Kurfürsten von Köln, wurde Hauptsammelplatz der Emigrirten. Die geistlichen Kurfürsten traten mit an die Spitze des Kampfes gegen die französische Republik. Die Rache ist über sie gekommen. Durch den Lüneviller Frieden erhielt Frankreich das linke Rheinufer, acht Millionen Deutsche. Hierdurch sind diese Fürsten hülflos geworden. Zur Entschädigung für die weltlichen Fürsten, deren Güter an Frankreich fielen, kam man auf das System der Säcularisation zurück. Alles, was der westphälische Frieden von Kirchengütern in Deutschland übrig gelassen hatte, wurde jetzt säcularisirt. Der Gedanke war in Deutschland lange vor der Revolution ausgesprochen worden. Das siegreiche

Frankreich vollzog ihn nach dem revolutionären Princip, kein geistliches Fürstenthum zu dulden. Es beschwichtigte dadurch die größeren weltlichen deutschen Fürsten, die bei dem allgemeinen Verlust des Vaterlands alle an Land und Leuten gewannen. Abgesehn von der Schmach jener Tage, als unsre deutschen Fürsten bei Talleyrand bettelten um einige Meilen Landes, war diese Säcularisation das Billigste. Der Fürst-Bischof war dem Land kein angestammter Herr. Er war gesetzlich kinderlos, er konnte durch ein glänzendes Privatleben sich entschädigen wollen. Auch war es eine Nemesis, welche die geistlichen Fürsten traf. Die Kurfürsten am Rhein waren die schwache Seite von Deutschland gewesen. Bei jedem Reichskrieg hatte besonders Köln verrätherisch zu Frankreich gehalten. Diese Auflösung der Kirchenlande war auch ohne bleibenden Nachtheil für den katholischen Glauben, denn sie waren fast ohne kirchliche Bedeutung. Nur etwas von seinem weltlichen Glanz verlor der Katholicismus. Rom aber konnte hoffen, mehr kirchlich gesinnte und weniger unabhängige Bischöfe fortan in Deutschland zu haben. Doch kam bei der allgemeinen Vertheilung auch viel Kirchenland an protestantische Fürsten, an Preußen, Würtemberg, Baden, Hessen-Darmstadt. Pius VII wehklagte in der Instruction an seinen Nuntius zu Wien: nach den alten Decretalen habe die Ketzerei den Verlust der Güter nach sich gezogen, jetzt müsse die Kirche zusehn, daß ihre eignen Güter an Ketzer vertheilt würden. Sie mußte zusehn. 1719 Qadratmeilen, mehr als drei Millionen der Bewohner sind aus diesen Kirchenlanden übergegangen in den weltlichen Staat. Die Reichs-Deputation in ihrem Hauptschluß [1803], diesem Testament des deutschen Reichs, das die Vertheilung unter französischer Bevormundung vollzog, unterscheidet das politische Besitzthum vom eigentlichen Besitzthum der Kirche, was bisher zu kirchlichen Zwecken verwandt wurde. § 63: „Jeder Religion soll der Besitz und ungestörte Genuß ihres eigenthümlichen Kirchenguts, auch Schulfonds nach der Vorschrift des westphälischen Friedens ungestört verbleiben." Doch nach dem Vorbild Napoleons haben sich auch die deutschen Fürsten nicht streng an diesen Artikel gehalten.

Durch die Beraubung der geistlichen Stände, durch die Hülflosigkeit Österreichs ist das deutsche, das heilige römische Reich zusammengebrochen. Das Haus Habsburg entsagte dem deutschen Kaiserthum. Den Fürsten gefiel der Schein der Souveränität, die Begünstigten wurden Könige von Napoleons Gnaden. Nur ein geistlicher Fürst hat sich eine Zeit lang durch Napoleons Gunst erhalten: Karl von Dalberg, Kurfürst von Mainz, bisher Reichserzkanzler, jetzt Fürst-Primas

mit den Territorien von Frankfurt und Regensburg. Doch obwohl Dalberg den Cardinal Fesch, den Oheim Napoleons, zum Coadjutor annahm, d. h. zum Mitregenten und Nachfolger, hob Napoleon 1810 sein geistliches Fürstenthum auf und ernannte ihn zum Großherzog von Frankfurt. Dalberg hat 1807 den jüngsten Bruder Napoleons, König Jerôme mit einer würtembergischen Prinzessin getraut, obwohl der Papst dies für eine Bigamie erklärte, denn jener war gesetzlich verheirathet mit einer amerikanischen Kaufmannstochter. Dalberg war kein mächtiger Geist, aber er hatte Sinn für dieselben, er hat sich ihnen angeschmiegt, an Schiller wie an Napoleon. Für Ersteren war er voll Fürsorge, wenn auch die heitre Stellung, die er ihm bestimmt, durch den Sturm der Begebenheiten nicht zur Verwirklichung gekommen ist. Er lebte mit Gelehrten und Poeten wie ihres Gleichen. Ein halbes Talent, als Schriftsteller wie als Politiker und Bischof, hat er sich große Blößen gegeben. Er hat undeutsch gehandelt in der Neigung wohlzuthun und Übles zu verhindern. Goethe in den Gesprächen mit Eckermann nannte ihn einen Menschen, der ganz fremde Wirkungen aus sich hervorbringt, einen Dilettanten in Kunst und Wissenschaft mit der Lust, Alles wegzugeben, so daß er zuletzt in Armuth gestorben ist. Als wenn er glücklicher im Reichthum gestorben wäre! Bei einer Hungersnoth 1816 hat er seinen Reisewagen verkauft und die Brillanten um Napoleons Bild. Dann ging er mit forschendem Blick im Zimmer umher und sagte lächelnd: „Meine Erben werden sich um meine Hinterlassenschaft nicht zu zanken haben.“ Nach dem Sturz Napoleons hat er seinem Großherzogthum entsagt und sich ganz nach Regensburg zurückgezogen, wo er als Bischof 1817 gestorben ist. Wessenberg, der treue Genosse seiner kirchlichen Verwaltung hat ihm die Grabschrift gesetzt:

Als das in's Joch der Selbstsucht tiefgedrückte
Jahrhundert mit dem milden Widerschein
Der freundlichen Humanität sich eitel schmückte,
Wagt er's ihr Träger in der That zu sein.
Drum, Wandrer, frage nicht, weßwegen
Der Edle seiner Zeit erlegen.

Er ist erlegen dem Umsturz der Ereignisse, den er nicht aufzuhalten vermochte und nicht ungebeugt ertragen konnte. In ihm stellt sich allerdings die Humanität dar, die den Unterschied des Katholicismus und Protestantismus kaum noch kannte, die Humanität unter der Bischofsmütze, unter dem geistlichen Kurhut.

Nach dem Untergang des deutschen Reichs entsagten fast alle diese Bischöfe, weil sie, bisher Fürsten des Reichs, nicht als Unterthanen ihr Amt fortführen wollten. Damals lag Alles, wie es schien, in der Fürsten Hand. Die Gelegenheit zur Neugestaltung der katholischen Kirche ist verabsäumt worden. Dalberg suchte ein Concordat für die Landeskirchen des Rheinbunds zu erlangen, über das in Paris verhandelt werden sollte: er selbst als Primas, eine Art Patriarch von Deutschland. Das hat weder dem Papst noch den deutschen Fürsten zugesagt. Auch die protestantischen Fürsten haben daran gedacht, des Papstes Nothstand zu Verträgen zu benutzen. Er entschuldigte sich, als Gefangner könne er nicht rechtsgültig handeln. So ist der deutsche Episcopat damals fast ausgestorben. Die Landeskirchen wurden verwaltet durch einen Vicar des Domcapitels und Kirchenräthe, von den Fürsten, auch von protestantischen, eingesetzt.

Doch während die Kirche ihren Reichthum verlor, gewann sie eine freisinnige wissenschaftliche Theologie. So hat Hug, seit 1791 Professor in Freiburg [† 1846], eine Einleitung in das neue Testament geschrieben, die unsern protestantischen Werken ebenbürtig ist. Wessenberg als Generalvicar in Constanz hat deutschen Gottesdienst eingeführt und eine gelehrte und freisinnige Bildung des Klerus angebahnt. Das kirchliche Leben war unverkümmert. Schon vor der Revolution konnte mitten in Berlin der katholische Kirchenvorstand auf den Gedanken kommen, vom König sich die Erlaubniß zu erbitten, die Fronleichnamsprocession durch die Straßen der Hauptstadt zu führen. Friedrich II hat an den Rand der Bittschrift geschrieben: „Wenn es die Berliner Straßenjungen erlauben." Die hätte er wohl im Zaum halten können, aber er wollte hinweisen auf den Widerspruch der Forderung mit der Wirklichkeit. Doch erklärte Pius 1802 dem französischen Gesandten: die kirchliche Regierung der Katholiken unter ketzerischen Herrschern sei friedlicher als die von katholischen Unterthanen katholischer Regenten, besonders in Preußen, das seit 1806 in Rom einen Residenten hatte, Wilhelm von Humboldt, den gelehrten, geistreichen Protestanten.

Nach dem Umsturz des Reichs blieben nur noch zwei katholische Regierungen: Österreich und Baiern. In Österreich erhielt sich das josephinische Kirchenrecht, so weit es der Regierung bequem erschien, doch ohne fernere Verkürzung des Klerus und Mönchthums an seinem Besitz und ohne besondern Eifer für Aufklärung. Baiern hat damals zum erstenmal seinen eifrigen dunklen Katholicismus abgelegt. Der Minister Maximilians I Montgelas, einst flüchtig als Illuminat, wollte

wie Joseph II die Kirche zur Schule der Aufklärung machen. Er verbot Wallfahrten, zog Klöster ein als Hindernisse der Cultur, mit ziemlich roher Hand. Die Klosterschätze, auch die an Kunst und Wissenschaft, sind damals mannigfach verschleudert worden. Protestantische Gelehrte wurden nach München berufen, denen sich doch das katholische Nationalgefühl entgegenstellte. Überall wurden die katholischen Geistlichen nach dem Beispiel von Österreich und Preußen wie Staatsdiener behandelt. An Stelle des canonischen Rechts trat das Landrecht; nur das Geistliche im engsten Sinn, Dogma und Sacrament blieb unberührt, als der Staatsgewalt nicht unterworfen. Gegen das Widerstreben des Klerus hat das bairische Ministerium 1804 ein Edict erlassen: „Wir werden nie dulden, daß die Geistlichkeit irgend einer Kirche einen Staat im Staate bilde, und daß dieselbe in ihren weltlichen Handlungen und mit ihren Besitzungen sich den Gesetzen und den gesetzlichen Oberen entziehe."

So die katholische Kirche in Deutschland bis zum Wiener Congreß. Die alten Institutionen waren umgestürzt, doch schon zeigen sich die Keime einer Wiederherstellung, und der Papst ist auf dem Weg nach Rom.

Betrachten wir denselben Zeitabschnitt der protestantischen Kirche.

Viertes Capitel. Die protestantisch evangelische Kirche bis 1814.

Es ist nicht der Streit der Könige und Völker, was diese Geschichte bewegt. Weil der Katholicismus sein Wesen hat in der Äußerlichkeit, war es hier gekommen zum Zusammenstoß der Kirchenverfassung mit der neuen Gestaltung der Staaten. Weil die protestantische Kirche Geisteskirche ist, ist ihr Kampf ein innerlicher, eine Umwälzung des Kirchenglaubens. Die Gewaltigen der Erde greifen nur ausnahmsweise ein. Die Ritter des Kampfes sind meist stille, arme Gelehrte, aber es ist die Geschichte eines Gewaltigeren als Kaiser, Papst und Bischöfe: die Geschichte des denkenden religiösen Geistes, die Geschichte einer geistigen Revolution, wie die Reformation des 16. Jahrhunderts abermals zunächst vom deutschen Geist vollzogen: die Reformation als Aufklärung.

Die erste Gruppe hat darzustellen, wie sich das in der Theologie vollzogen hat.

§ 286. Das Zeitalter der deutschen Aufklärung.

Das Eigenthümliche ist nicht der Gegensatz gegen das Christenthum, den gab's zu allen Zeiten und gleichzeitig im katholischen Frankreich viel energischer. Näher trifft es zur Sache, wenn wir sagen: die Bewegung geschieht mitten in der Kirche und ist von Solchen ausgegangen, die nicht aufhörten äußerlich Christen zu sein, meist auch innerlich. Doch auch dies ist schon geschehn seit der Mitte des 17. Jahrhunderts in England als Deismus, ohne daß es dort eine eigenthümliche Gestalt der Theologie hervorgebracht hätte. Die Umwälzung begann allerdings mit jenem Gegensatz, ist aber nicht in ihm beschlossen. Er stellt sich dar in mannigfachen, im einzelnen unbedeutenden literarischen Werken, deren nur drei einen gewissen Einfluß geübt haben. Voran steht der Wolfenbüttler Fragmentist, so genannt, weil Lessing diese Abhandlungen herausgab als Fragmente einer Handschrift aus seiner Wolfenbüttler Bibliothek. Sie tragen den Haupttitel: „Apologie für die vernünftigen Verehrer Gottes", von Lessing edirt die folgenden: 1) Von Duldung der Deisten und gegen Verschreiung der Vernunft auf den Kanzeln: gegen das Verfahren der Geistlichen, das im neuen Testament von der Schwäche der sinnenverderbten Vernunft Gesagte auf die gebildete, sinnenfreie Vernunft zu beziehen. 2) Von der Unmöglichkeit einer Offenbarung, die alle Menschen auf gegründete Weise glauben können: die Vernunftreligion wird allein eines gebildeten Menschen würdig erklärt, jede übernatürliche Offenbarung eine Täuschung. 3) Der Durchzug der Israeliten durch's rothe Meer: das Wunder wird erklärt als durch Ebbe und Fluth geschehn. 4) Das alte Testament ist nicht geschrieben, eine Religion zu offenbaren, sondern ein Volk und einen Staat zu begründen. Die fünfte und sechste Abhandlung über die Auferstehung und den Zweck Jesu: eine reine Sittenlehre zu begründen. Durch die Vorstellung eines weltlichen Messiasthums, durch die Auferstehung des Gekreuzigten in Folge eines Leichendiebstahls der Apostel sei daraus etwas Anderes geworden: um bequem und herrlich zu leben hat man dem Tode des Gekreuzigten die Bedeutung einer religiösen Erlösung untergeschoben.

Was früher Vermuthung war, ist im 19. Jahrhundert bald Gewißheit geworden. Der Verfasser war Hermann Samuel Reimarus,

der 1714 in Jena Theologie studirt hat, ein achtbarer, gelehrter Mann, Professor am Hamburger Gymnasium, bekannt durch seine Betrachtungen über die vornehmsten Wahrheiten der natürlichen Religion, in denen er das Walten eines weisen und gütigen Gottes aus der Schönheit der Natur erweist. Dieses Buch wurde von den Frommen mit Erbauung gelesen. Reimarus galt als rüstiger Streiter gegen Atheismus und Spinozismus. Er war Wolfianer, nur folgerechter als die Andern und Christo entfremdeter. Während die Frommen aus seinem Tempel der natürlichen Religion als Vorhalle getröstet übergingen in die Kirche der offenbarten Religion, erschien ihm der Tempel hinreichend. Seine Gleichgültigkeit gegen das Christenthum wurde zum bittern Groll gegen dasselbe oder doch gegen seine Zeloten in Hamburg. Ernst und scharfsinnig hat er die Menschlichkeiten im alten Testament herausgestellt, die Widersprüche der Evangelien, besonders im Bericht über die Auferstehung aufgezeigt. Er hatte nur für sich und einige Freunde seine Gedanken niedergeschrieben, er scheute die Veröffentlichung, um nicht ein Märtyrer geistlicher Verfolgung zu werden. Doch hat er testamentarisch verfügt: das Manuscript solle gedruckt werden, wenn die Zeitumstände es rathsam machten, namentlich im Fall eines mächtigen Wiederkommens der Finsterniß. Schon 1744 war die Schrift vollendet, doch hat er sie noch mehrmals überarbeitet. Seine Familie, mit Lessing befreundet, hat dem die Einsicht des Manuscripts anvertraut. Er hat Fragmente daraus entnommen und hat sie als einen Feuerbrand in die Welt geworfen. Damals war ihre Folge Verwirrung und Ängstigung. Der Sohn von Reimarus, Arzt, hat das Manuscript in Hamburg auf der Bibliothek niedergelegt. Als seit 1850 in der Zeitschrift für historische Theologie der Druck begonnen wurde, ist die Sache kaum bemerkt, nur als gelehrte Antiquität betrachtet und deßhalb wieder abgebrochen worden. Strauß, der seine Freude hatte an dem entschiednen, gegen sich selbst aufrichtigen Wesen des Reimarus erzählt davon: nachdem er sich den Magen verdorben an dem schalen apologetischen Gebräu der neuesten theologischen Literatur, habe er jenes Manuscript gelesen und als gründliche Erfrischung und Kräftigung empfunden. Im Wunsch auch Andren damit zu dienen, habe er erkannt, daß die Anschauungs- und Ausdrucksweise unsrer Zeit fremd geworden, daß sie eines Mittelsmanns, eines Dolmetschen bedürfe, und so habe er sich entschlossen, einen Auszug daraus zu machen für unsre Zeit. Er hat es gethan mit der Meisterschaft seines Styls, der alles Charakteristische und Interessante daraus zusammenfaßt, zugleich mit der Andeutung, wie Reimarus, obwohl Professor des Orientalischen, doch vom orien-

talischen Geist wenig verstand und so in einseitiger Verstandesschärfe das Christenthum für ein Werk des Betrugs auf der einen, des Aberglaubens und Blödsinns auf der andern Seite ansah.*

Bisher, wo der Glaube des Christenthums angegriffen wurde, hat man doch seine Moral geachtet. Mauvillon, Oberstlieutenant und Lehrer an der Militärschule in Braunschweig, hat dem biblischen Christenthum Mangel an Deutlichkeit vorgeworfen, weil es in Parabeln lehre, die oft eine unsittliche Anwendung gestatten, so vom ungerechten Haushalter. Die Moral sei auch unvollständig, sie enthalte nichts vom Recht Krieg zu führen, von den Pflichten des Bürgers und der Freundschaft, ertheile überspannte Vorschriften, mache die Menschen feig, kriechend, unnütz für die Gesellschaft, gleichgültig gegen die Welt und intolerant. Mauvillon war französischen Stammes, gebildet unter den französischen Freigeistern. Aus seinen Briefen erhellt: er lebte in einem Kreise, wo die Absicht ausgesprochen war, das Christenthum zu vertilgen; der Weise dürfe keine besondre Religion in sich anerkennen; wenn eine Beifall verdiene, sei es die Zoroasters.

Der dritte dieser Literaten ist ein berüchtigter Theolog, der doch den Übergang bildet vom bloßen Gegensatz zur eigenthümlichen deutschen Richtung: Carl Friedrich Bahrdt, Sohn des orthodoxen Superintendenten in Leipzig. Frühreif, wurde er außerordentlicher Professor der Philosophie und Nachmittagsprediger an der Peterskirche zu Leipzig. Er nennt sich selbst in seiner Jugend einen Bonvivant. Wegen eines Handels mit einer öffentlichen Dirne ist er genöthigt worden sein Amt niederzulegen. Dann war er in Erfurt und Gießen. Hier wegen Heterodoxie und Streitsucht mit Entsetzung bedroht, wurde er Director einer Erziehungsanstalt nach Rousseaus Grundsätzen in Graubünden, dann Generalsuperintendent in Türkheim, einer kleinen Reichsstadt. Da hat er auf einem fürstlichen Schloß in der Nähe auch eine Erziehungsanstalt gegründet, mit der wunderlichsten Wirthschaft. Der Hauptpastor in Hamburg Goeze hat gegen seine neuesten Offenbarungen Gottes den augenscheinlichen Beweis geliefert, daß sie nichts als Gotteslästerung enthielten. Mehr noch durch katholische Eiferer aufgeregt, hat der Reichshofrath mit Verletzung hergebrachter Rechtsformeln ein Edict erlassen, das ihn des Zweifels an der heiligen Dreieinigkeit für schuldig erklärt. Entsetzt, wurde ihm auferlegt, entweder in einer Druckschrift sich zur Dreieinigkeit und Gottheit Christi zu bekennen oder das

---

*) D. Fr. Strauß, H. S. R. u. seine Schutzschrift f. d. vernünftigen Verehrer Gottes. Lpz. 1862.

Reich zu meiden. So wegen seines Glaubens, mehr noch von seinen Gläubigern bedrängt, fand er Schutz in Preußen, wo Graf Zedlitz, Friedrichs Minister, sein Gönner wurde. Durch Semlers Widerstreben ist sein Eintritt in die theologische Facultät zu Halle verhindert worden. Er hat dann als Privatdocent über Moral und Beredtsamkeit gelesen, auch römische Classiker ausgelegt. Seit 1787 hat er auf einem Weinberg eine Kaffee- und Weinwirthschaft geführt. Die Noth hat ihn dazu gebracht, die auch seinen vielen literarischen Untersuchungen zu Grunde liegt. Durch seine Schnurren hat er die Leute in seine Wirthschaft gezogen, seine Magd lebte mit ihm als Frau, von der rechtmäßigen war er getrennt.

Bahrdt war sanguinisch, keck, talentvoll, vielwissend, doch ungründlich und ohne Zusammenhang. Noch in Leipzig sieht sein Vater im Lections-Catalog, daß sein Sohn Syrisch angekündigt hat: „Wo hast du das gelernt?" „Ich will es eben lernen." In der Peterskirche während seiner Predigt brach ein Gewitter los. Durch einen gewaltigen Donnerschlag kam er aus dem Text. Da schweigt er, sagt dann aber ganz ruhig: „Wenn Gott redet, so schweigt der Mensch" und steigt von der Kanzel. In seinen Vorlesungen ruft er rasch hinter einander Weinen und Lachen hervor. Als angehender Docent war er streng orthodox und hat sogar ein Gebetbuch in diesem Sinn geschrieben. Erst allmählich, besonders nach der Leipziger Katastrophe hat er sich losgemacht, mehrmals im Jubel, daß er wieder ein Dogma los geworden. Seine Erklärung gegen den Reichshofrath enthält nur dies: er habe Bedenken gegen einzelne Dogmen, wie der Zeit Unzählige sie hätten; sein Bekenntniß sei das eines großen Theils der deutschen Nation. Erst in Halle hat er sich losgesagt von aller übernatürlichen Autorität. Da schämt er sich, daß der vernunftvolle Bahrdt je an eine Offenbarung geglaubt habe: „Hier schlug die Sterbeglocke meines Glaubens." Frommen Gefühlen und Erregungen ist er nie fremd geworden, doch meist nur in grober Sentimentalität. So schildert er die Himmelfahrt: Jesus verschwindet hinter dem Berge, um sich zu der engern Versammlung der höheren Brüder zurückzuziehn. Das wird dramatisch dargestellt. Als die Jünger schluchzen: „Ach Gott du scheidest," sprach Jesus: „Faßt euch, meine Lieben! Verlaßt euch stets auf Gott, der mein und euer Vater ist. Gott segne euch!" Die zwei Vertrautesten Jesu kommen den Jüngern immer näher und Einer spricht zum Andern: „Wie die armen Leute so in die tiefste Schwermuth versunken sind! Wahrhaftig ein rührender Anblick! Unaussprechlicher Jammer und Trostlosigkeit ist auf ihrem Gesicht eingezeichnet! Siehe, wie sie

starr in die Wolken sehn, sie bemerken uns noch nicht!" Johannes mit einem tiefen Seufzer läßt seine Augen sinken und erblickt die fremden Männer, da ruft er voll Schreckens: „Brüder, ach, Engel Gottes nahn uns!" Alle beben zusammen: „Was Engel Gottes!" — Von Matth. 5, 4: „Selig sind die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden", machte Bahrdt diese Paraphrase: „Wohl denen, welche die süße Melancholie der Tugend den süßen Freuden des Lasters vorziehn." Das war den damaligen liberalen Philistern mundrecht und ward in weiten Kreisen gelesen.

In seiner amtlichen Stellung, so weit sein Leichtsinn nicht dazwischen kam, war er auch einer sittlich zweideutigen Accommodation nicht abgeneigt. Von seinem Anfang in Gießen schreibt er einem Freund: „Man darf ja nur à la Lavater den Namen Jesu recht oft ertönen lassen, so ist der große Haufe schon überzeugt, daß man echtes Christenthum lehre. Ich that daher, was die Klugheit gebot und machte eine recht christliche d. h. christusvolle Predigt." Er hat das Christenthum nach seinen Einfällen modernisirt: Jesus ein als Wohlthäter und Aufklärer des menschlichen Geschlechts. Er beschreibt ihn bald als Emissär, bald als Haupt einer geheimen Gesellschaft, der Mutterloge. Er selbst hat in Halle einen Geheimbund gegründet zur Aufklärung der Menschheit und Dethronisirung des Aberglaubens. Weil aber damals sein Name schon berüchtigt war, erging die Einladung unter der Chiffre der „22 Obern des Bundes". Hunderte, darunter angesehne Männer, haben ihren Eintritt angemeldet, es war das Zeitalter der Aufklärung und Geheimnißthuerei. Von Seiten Bahrdts war es wohl ernst gemeint, doch zugleich Speculation: Jeder, der eintreten wollte, hatte einen Thaler einzusenden für Copialien. Es kamen Briefe voll Verehrung für die geheimnißvollen 22. Endlich ward offenbar, daß nur Bahrdt dahinter stecke. Zuletzt hat er die Briefe herausgegeben. So verstand er aus seinen theologischen Unternehmungen und Streitigkeiten immer zugleich Finanzspeculationen zu machen.

Der liebe Gott bedient sich zuweilen auch etwas unreiner Hände. Bahrdts letztes Schicksal ist durch einen volksbeliebten Kampf geehrt. In Preußen war durch ein Religionsedict ein gewaltsames Zurückdrängen des neuen Geistes begonnen worden. Da schrieb Bahrdt ein Lustspiel, worin die bekannten Verhältnisse grob persiflirt wurden, besonders der König und sein Cultusminister. Dafür ist er verurtheilt worden, zwei Jahre in Magdeburg zu leben. Er ist im 51. Lebensjahr gestorben an derselben Krankheit wie Ulrich von Hutten, zunächst durch seine eignen Recepte. Er war ohne sittlichen Halt, ohne Charak-

ter, ohne tiefes Gemüth. Doch betrachtete er sich wie Jesus und Sokrates als einen Märtyrer der Wahrheit. Er selbst hat die Geschichte seines Lebens geschrieben, nicht ganz lauter, doch offenherzig, er gesteht und entschuldigt zugleich auf seine eigne Schande speculirend. Gleichzeitig an zwei Verleger hat er die Handschrift verkauft. Diese Lebensbeschreibung ist allein von seinen Schriften noch lesbar als Bild seiner Zeit, nebst seinem Ketzeralmanach von 1781, der eine kurze Charakterisirung der damaligen Theologen und kirchlichen Autoren enthält. Man mag daraus ersehn, wie sie zu dieser Zeit vom liberalsten Standpunkte aus angesehn wurden. Es wird doch immer solch ein reges Leben in vergeblichem Ringen Theilnahme verdienen. Bahrdt ist doch eines der Opfer moderner Bildung, aber auch auf bloß weltlichem Standpunkt stand er weit nicht auf den Höhen seiner Zeit. Nicht nur Kotzebue hat eine Broschüre gegen ihn erlassen: Bahrdt mit der eisernen Stirne, auch Goethe, der nie geeifert hat für Christenthum und heilige Schrift, spottet über das bloße freisinnige Modernisiren der alten Heiligthümer in anmuthiger Satire: „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes durch Dr. C. F. Bahrdt", nach dem Titel von Bahrdts Einleitung in das neue Testament.

Dieser Gegensatz wider das kirchlich überlieferte Christenthum, wider die Religion eines dreieinigen Gottes, der durch die Erbsünde gänzlich verlornen, durch die stellvertretende Genugthuung des von der Jungfrau gebornen Gottmenschen erlösten Menschheit war doch begründet in der Entwicklungsgeschichte des Zeitalters, zunächst des protestantischen deutschen Geistes. Denn 1) die Reformation war nach dem eignen Grundsatz des ursprünglichen Protestantismus unvollständig geblieben. Katholische Dogmen, wie Erbsünde, Trinität, stellvertretende Genugthuung, Inspiration der Schrift, waren festgehalten worden ohne Prüfung an der Schrift. Nachdem die Kirche selbst als nicht unfehlbar erkannt war, wollte man doch ihre Dogmen als solche festhalten. 2) Das Bewußtsein der Freiheit im Leben, unter den Deutschen, noch mehr im Wissen, war empört gegen die Lehre von der gänzlichen Unfreiheit des Geistes, von einer unüberwindlichen Verfinsterung der Vernunft. In der Philosophie hatte sich bereits dies Reich der freien Wissenschaft aufgethan. Wie unklar es auch noch war um die Mitte des 18. Jahrhunderts, hat doch die Leibniz-Wolfische Schule den Geist als gesetzgebende Macht auch in Sachen der Religion anerkannt, und Wolf nannte nicht vergeblich sich einen praeceptor universi generis humani. Dazu kam 3) eine empirisch-intellectuelle Erhebung über Wissen und Bildung der Vorzeit. Der Himmel erschien

nicht mehr als der Thron Gottes, die Erde nicht mehr in ihrer unergründlichen Tiefe als Stätte der Hölle, sondern sie wurde erkannt als ein Globus, dem man seine Schwere nach Centnern nachrechnete, der Himmel über wie unter uns, im Kreise fortstürmender Planeten. Dieser Naturkunde mußte die Weltanschauung des Alterthums, auch der H. Schrift als beschränkt erscheinen, eine Schöpfung in sechs Tagen als kindlich poetische Ansicht, da man erkannte, daß viele Jahrtausende dem Werden der Erdrinde ihre Spuren eingedrückt hatten, bevor die Granitmassen gerinnen und untergegangne Urwälder zu Kohlen erstarren konnten. Nur ein Beispiel von der Beschränktheit der Schrift war das Wunder des Josua, das die Bewegung der Sonne voraussetzt. Die Berechtigung des copernicanischen Weltsystems war so unleugbar, daß selbst neueste Orthodoxie zu Wundererklärungen sich gedrängt gesehn hat. Dieser Gegensatz hat nicht unmittelbar mit der Religion zu schaffen, aber die göttliche Autorität und Majestät der Schrift wurde dadurch erschüttert. Der Schluß lag nahe: wenn die Autoren befangen waren in die beschränkte Weltanschauung ihrer Zeit, wie sollten sie denn unfehlbar gewesen sein in den Wahrheiten des Glaubens? Doch lag in jener Weltanschauung auch das Widerstreben gegen das Dogma. Die altväterliche Vorstellung, daß Gott selbst oder der Sohn Gottes herabgestiegen sei vom Himmel, um als Mensch auf Erden zu wandeln, stand im nothwendigen Zusammenhang mit der Vorstellung, daß die Erde das Universum, die Sterne nur zur Straßenbeleuchtung.

Haller, der noch gläubige Naturforscher schreibt: „Der Ewige zeichnet eine der kleinsten Erden aus, er beherzigt das Heil einiger Würmer, welche auf der Erde ihre Nahrung finden, und vereinigt sich innigst mit Einem dieser Sterblichen." Nun für das Gefühl kann dadurch wohl ein frommes Staunen hervorgerufen werden, aber der Verstand muß am Ende doch ein schreiendes Mißverhältniß bemerken zwischen der Unendlichkeit Gottes und einer hochmüthigen Einbildung der Menschen. So war denn der Gegensatz unabwendbar gegen die Glaubenslehre des ursprünglichen Protestantismus. Er hatte in Frankreich geführt zum Bruch mit dem Christenthum, in Deutschland wurde festgehalten am Christenthum als Vernunftnothwendigkeit. Das ist das Eigenthümliche dieser deutschen Theologie: der Versuch einer verständigen Versöhnung des Christenthums mit der modernen Bildung. Wie verkümmert, wie einseitig dieser Versuch durchgeführt worden ist, immer war es ein Werk deutschen Gemüths und Ernstes, vollzogen durch Solche, die, wie Marquis Posa, dieser grunddeutsche Charakter, seinen hochgebornen Freund ermahnt, als

Männer Achtung trugen vor den Träumen ihrer Jugend. Und in ihrer Jugend war das Christenthum festgewurzelt. Jene Versöhnung war nur denkbar in der Hoffnung, daß das Christenthum ein andres sei, als die Kirche es bisher überliefert. Es galt der Entdeckung eines mit der Vernunft einstimmigen Christenthums, die Wiederherstellung des Urchristenthums, wie ein Erzbild aufgegraben wird aus dem Schutt der Jahrhunderte. Eine Umbildung des Glaubens begann, nach außen hin stiller, aber vielleicht nicht minder bedeutend als die des 16. Jahrhunderts.

Vornehmlich von den Universitäten, diesen perennirenden Concilien des Protestantismus, ist die Bewegung ausgegangen. Ihre Repräsentanten sind drei Theologen, gelehrte achtbare Leute, nicht geistvoll, noch geistesgewaltig, doch mächtig als Organe von etwas in ihrer Zeit Nothwendigem.

Johann David Michaelis aus Halle [1719—1791]. Dort war er Pietist und ein wenig Wolfianer. Er gedenkt seiner Erfahrung: wer nach gründlicher Gelehrsamkeit strebte, den hielt man entfallen der ersten Liebe, weil er über Halle wegstudiren wollte. Er hat noch 1740 in einer Disputation die Integrität und Unfehlbarkeit des alten Testaments vertheidigt. Auf Reisen in England wird er bekannt mit der Kritik des alten Testaments. Er hat dann noch ein halbes Jahrhundert in Göttingen gelehrt, der damaligen deutsch-englischen Universität. Er zeigt die allmähliche Entstehung der verschiednen Lesarten: man hatte bisher das alte Testament betrachtet als unversehrt aus Gottes Hand gekommen. Während es nur auf messianische Weißagungen und Vorbilder angesehn wurde, erklärte Michaelis das Orientalische aus dem Orient. Durch Reisende, auch durch Vermittlung der englischen Regierung hat er Nachrichten und Handschriften aus dem Orient erhalten. Moses, ja Jehova wird ihm zu einer Art Montesquieu der Juden. So verkündet er in anschaulicher menschlicher Einsicht, während die Glorie des göttlichen Buches schwindet. Sein Styl ist weitschweifig und gemächlich. In seiner Schrift von Sünde und Versöhnung heißt es gegen Ende: er würde diesen Artikel gern noch weiter ausführen, aber der Setzer wolle nicht mehr warten, die Leipziger Messe stehe vor der Thür, das Buch müsse fertig werden. In seiner Dogmatik stellt er sich an, wirklich die Dogmen der Kirche festzuhalten, er hat den Geist hingegeben und die Haut der Kirchenlehre festgehalten. Das Unglück sei entstanden, als Adam und Eva von einem Giftbaum gegessen haben. Im letzten Jahrzehnt seines Lebens stand er ganz still, da hatte er nichts mehr als seine alten vertrockneten Hefte. Eich-

horn hebt die Biographie seines Collegen wehmüthig an, wie ein ergrauter Gelehrter vergessen ward, nachdem was er erforscht Gemeingut geworden und ein jüngeres Geschlecht auf seine Schultern sich erhoben hatte.

Der zweite war ein Mann des neuen Testaments, Ernesti, ein echter Leipziger, ohne philosophischen Geist mit humanistischer formeller Bildung. Man hat ihn nicht unberechtigt den Cicero seiner Zeit genannt. Er hat eine weitgehende Wirksamkeit geübt durch seine Interpretatio Novi Testamenti [1761], eine Anleitung zur grammatischen Auslegung ohne dogmatische Voraussetzung, und durch die Theologische Bibliothek, ein angesehnes Journal. Er hält noch fest an der Inspiration der H. Schrift, aber fügt sogleich bei: sie sei auszulegen wie die Historien des Thucydides und des Livius. Die Inspiration hat er anerkannt, aber die genaue, grammatische Erklärung mit Nachdruck durchgeführt. Es war sehr wichtig für die Theologie, daß, als sie zerfiel mit dem Christenthum der Kirche, ein Christenthum der H. Schrift doch einigermaßen mit der Sicherheit der grammatischen Regel dargethan wurde. So hat Ernesti eine ähnliche Stellung zur Entwicklung des Protestantismus eingenommen, wie Melanchthon sie gehabt hat zu seiner Begründung. Denn das Resultat ist gewesen: ein andres Christenthum steht in der H. Schrift, ein andres in den symbolischen Büchern des Lutherthums.

Der dritte Repräsentant dieser Richtung ist Johann Salomo Semler [1725—1791]. Der Erlanger Kirchenhistoriker Heinrich Schmid hat über ihn weniger ungerecht als unbedeutend geschrieben. Was in seinem Buch lesenswerth ist, stammt aus Semler Autobiographie und diese gibt uns ein echtes Lebensbild, obwohl nicht mehr geschrieben in der Frische seiner Opposition.*) Nie bekommt man größeren Respect vor der Macht unbefangner Studien, vor den Wundern des Fleißes als aus dieser Lebensbeschreibung. Er hat seine Jugend kümmerlich in pietistischen Ängsten zu Saalfeld durchlebt. In Halle hat man ihn zusammengethan mit einem pietistischen mondsüchtigen Stubenburschen. Mit allem Seufzen und Knieen kann er es nicht zum ernsthaften Glauben an den Durchbruch bringen. Siegmund Jacob Baumgarten, Pietist und Wolfianer, den Schlosser nannte einen akademischen Charlatan, doch ein pedantischer, langweiliger Gelehrter, ward von Semler unbedingt verehrt. Den ersten Ruhm brachte ihm die

*) J. S. Semler, Lebensbeschreibg. v. ihm selbst. 2 Thle. Halle 1781. 82.

Vertheidigung von 1. Joh. 5,7, der Hauptstelle für den dreieinigen Gott im neuen Testament. Aber schon treibt er unerschrockne Studien, der Vater hatte auf einer Auction eine Masse Bücher nach der Elle gekauft. Der Sohn studirte sie alle durch. In Halle wird er ermahnt, das unnütze Studiren zu lassen, der Heiland könne ihn besser lehren als alle Bücher. Von Halle weg ist er Zeitungsschreiber in Coburg geworden, dann Professor der Geschichte und Poesie in Altdorf. Durch Baumgarten wird er als Professor nach Halle berufen, und nun von ihm beherrscht und gemißhandelt. Baumgarten hatte einen Leitfaden der Kirchengeschichte geschrieben, nach welchem Semler Vorlesungen hielt. Da kann er nicht ergründen, woher gewisse Behauptungen stammen und wie er sie beweisen soll. Er bittet Baumgarten um Aufklärung, dieser hüllt sich in vornehmes Schweigen. Semler forscht nach geheimen Quellen, endlich aus einigen französischen Flexionen erkennt er, daß der Leitfaden nichts ist als Fleurys Kirchengeschichte. Erst 1757 nach Baumgartens Tod ist Semler er selbst geworden. Er eignet sich alles Freisinnige an, was vor ihm in der Kirche bestanden hat: aus den ältern Kirchenvätern, aus den Schriften Calixts, der Arminianer, Richard Simons und Wettsteins, fast alles Dinge, die man in Halle unberücksichtigt gelassen hatte. Er knüpft gelehrte Verbindungen an. Und so studirt er fort, mißtrauisch gegen jede kirchliche und gelehrte Überlieferung, Alles von vorn anfangend, sein Grundgefühl: es gibt unzählige, wechselnde Meinungen, Alles ist im lebendigen Strom, jede Meinung ist berechtigt, wiefern sie zur moralischen Ausbeßrung dient. So setzt sich ihm die Moral immermehr an die Stelle der Religion. In der H. Schrift erkennt er als inspirirt nur an, was zur moralischen Ausbesserung dient, alles Andre ist Accommodation. Das Reich Gottes ist eine jüdische Localidee, auch Paulus judenzte, so lang er noch hoffte, die Leute zu gewinnen. Die Wahrheit ist: ein Gemeinsames der Bildung in jedem Volk, in jedem Zeitalter zu erkennen, durch welches berührt der Einzelne seine Eigenthümlichkeit entwickelt. Dabei spannt er selbst die vergangnen Zeitalter alle über den Leisten seiner dermaligen Bildung. 1760 gab er seine Schrift über die Dämonischen heraus. Der Glaube an dämonische Besitzungen konnte der Aufklärung nur als Aberglaube erscheinen, damit aber war die Unfehlbarkeit des neuen Testaments durchbrochen. 1771 folgte die Schrift über den Canon, worin er die allmähliche menschliche Entstehung dieser Sammlung nachwies. Man hat die Schriften Semlers auf 171 gezählt. Außer seiner Lebensbeschreibung wird jetzt keine mehr gelesen. Sie sind formlos geschrieben, aber ihre

Wahrheit und ihr Recht ist übergegangen in die deutsche Theologie. Die negative Wirkung war so groß, weil er schwarz auf weiß darthun konnte, wie das, was jetzt als göttliche Wahrheit galt, einst anders in der Kirche angesehn worden ist, und wie es entstanden ist, z. B. der Trinitätsglaube, das nicänische Dogma. So ist Vieles durch ihn erschüttert worden, Anderes hat er doch nur umgeworfen, was die neuere, nicht minder freie Forschung wieder aufgerichtet hat.

Immer behielt er seine Anhänglichkeit an das historische Christenthum. Es heißt in der Vorrede seiner Lebensgeschichte: „Ein guter christlicher Mann, in seiner Pflicht getreuer, christlicher, deutscher, lutherischer Professor bin ich seit 30 Jahren gewesen, der seinen Eid zu bereuen oder zu brechen gar keine Ursache hat.“ In seinem Hause waltete fromme altväterliche Sitte mit pietistischen Anklängen. Es ist rührend zu lesen, was er erzählt über sein Walten am Sterbebett seiner jungen Tochter, wie er ihr vorgebetet und vorgesungen hat. Den Orthodoxen galt er als Apostat. Die Acta historico-ecclesiastica nennen ihn homo impius et Judaeis peior. Als aber die Wolfenbüttler Fragmente erschienen, als Bahrdt hereindrängte in die theologische Facultät, da übernahm Semler die Vertheidigung des Christenthums, ja des kirchlichen Christenthums. Nun nannte man ihn einen Jesuiten, einen Heuchler. Der Minister nahm ihm die Leitung des theologischen Seminars, die er 20 Jahre gehabt hatte: er habe durch sein Betragen an seinem Ansehn mehr verloren als er glauben möchte. Man hat diese Wendung betrachtet als einen Abfall, auch als Bekehrung. Es ist doch nur mehr hervorgetreten seine conservative Neigung. Er hat sich gegen die Bibelstürmer gewendet, er wird von der Furcht ergriffen, daß der Same, den er ausgestreut hatte, von den Säuen zertreten werde. In seiner beschränkten Art unterscheidet er nun zwischen Privatreligion und öffentlicher Kirchenlehre. Jene müsse gänzlich frei sein, diese feststehend von der Obrigkeit bestimmt, jeder Geistliche sei verpflichtet sie vorzutragen. Nach seiner Privatreligion möge er dabei denken was er wolle. Alle Neuerungen seien abhängig vom Gutheißen der Obrigkeit. Es war der unklare, sittlich bedenkliche Ausdruck für das Recht der Subjectivität gegenüber der Objectivität eines Gemeinwesens.

So ist Semler im Alter mit der durch ihn begründeten Schule und Richtung zerfallen. Schon in seiner Jugend hat er sich gern der Naturbetrachtung und Alchymie zugewandt, nun hat er ein Buch verfaßt über Schnecken, er hat daran gedacht Gold zu machen. Man hat das angesehn als Zeugniß gegen das, was sein wirkliches Leben gewesen

ist, aber auch Newton hat in seinem Alter über die Apokalypse geträumt und sein Gravitationsgesetz nicht mehr verstanden.

Eine freisinnige, durch seine Kirchensatzung gebundne theologische Literatur hat die volle Freiheit der Mittheilung durch die Presse und auf dem Katheder in Norddeutschland durch Friedrich II erhalten, den die Parteien je nach ihrer Stellung einen Messias oder einen Antichrist nannten. Wie Julian ist Friedrich durch eine harte, streng kirchliche Erziehung hindurch gegangen, kommandirt zur Kirche und zum Gebet. In der französischen Literatur ist ihm ein höhres Leben aufgegangen. Er hat, schon herangewachsen, französische Romane in Gesangbuchsformat gebunden mit zur Kirche genommen. Als König meinte er die Deutschen durch die Franzosen bilden zu müssen, wie Peter der Große die Russen durch Deutsche gebildet hat. An Voltaire schreibt er 1739: „Es gibt nur einen Gott und nur ein Volk in der Welt, und Gott hat eines Voltaire bedurft, um das Jahrhundert liebenswerth zu machen.“

Allgemein bekannt ist der Einfluß, welchen Voltaire auf die Jugend Friedrichs II geübt hat. Auch nach einer Zeit der Entfremdung des Königs durch Voltaires gemeines Benehmen, ist es wenigstens zu einer Ausgleichung gekommen. Noch 1775 nennt Friedrich Voltaire einen der Weisen, die der Menschheit am meisten Gutes erzeigt haben, und sich einen gehorsamen Sohn des Patriarchen von Ferney. Gelegentlich neckt er ihn etwa über seine schwache Seite, mit dem Klerus auf gutem Fuß stehn zu wollen. So in den Schlußworten eines Briefes: „Mein Herr Graf, ich empfehle Sie dem Schutz der heiligen unbefleckten Jungfrau und deren Herrn Sohne.“

Die Gesinnung der französischen Opposition war mit Friedrich auf den Thron gekommen Doch ein wahrhaft großer Mensch ist nie ohne religiöse Gefühle. Nach der Schlacht bei Hohenfriedberg fiel der König Ziethen um den Hals: „Gott hat mich singulièrement protégé, meine Feinde mit Blindheit geschlagen.“ Der rohe Materialismus, die gottesleugnerische Keckheit war ihm zuwider. Voltaire schrieb: „Der König der Deisten wird die Atheisten und Fanatiker alle beide beschämen.“ Friedrich traute der natürlichen Religion nicht recht die Kraft zu, eine religiöse Gemeinschaft zu gründen. Als der englische Deist Williams königliche Unterstützung erbat für eine projectirte Deistenkirche, hat der König geantwortet: „Die Kirche, die gleich beim Entstehn die Hülfe der Potentaten sucht, scheint nicht auf eignen Füßen stehn zu können.“ Er kennt die Macht der Religion und hat den Protestantismus auch politisch benutzt, indem er den schlesischen Krieg als für den Protestantismus unternommen darstellte. In seinen nachgelaßnen

Schriften: „Betrachtet man die Religion von Seiten der Staatsklugheit, so ist die protestantische der Republik und der Monarchie am angemessensten. Sie verträgt sich am besten mit dem Geist der Freiheit, der das Wesen der Ersteren ausmacht, und in Monarchien ist sie, da sie von Niemandem abhängt, der Regierung gänzlich unterworfen." So hat er auch Luther gewürdigt, daß man ihm als Befreier des Vaterlandes Altäre errichte. Besonders in spätern Jahren hielt er auf kirchliche Zucht unter den Soldaten: er ließ sie zur Kirche führen, „weil ein Bursche, der Gott nicht fürchtet, schwerlich seinem Herrn treu dienen wird". Auch hielt er wenigstens auf Ehre in kirchlichen Dingen. Als seine Nichte mit einem russischen Großfürsten vermählt werden sollte, erklärte er es für unwürdig einer Tochter von Preußen, ihre Confession aus politischen Rücksichten zu wechseln. Wo Unwürdiges ihm entgegentrat, erhob sich sein grader Sinn dagegen. So stand er einst Gevatter bei dem Kind eines Generals. Der Feldprediger concentrirte seine Wünsche dahin, nicht daß der Knabe ein frommer Christ werden möge sondern auch einst ein Held und der Ehre würdig, von Friedrich über die Taufe gehalten zu sein. Als er die Taufformel anhob: „Friedrich, ich taufe dich im Namen Friedrichs des Großen", da rief der König: „Halt Priester, er ist ein Narr! Was, auf meinen Namen will er das Kind taufen! Was hat es dann, wenn ich todt bin! Taufe er nach der kirchlichen Vorschrift, oder ich lasse einen Andern holen!" Vom christlichen, insbesondere vom kirchlichen Glauben lag seine Überzeugung weit ab. Er schreibt 1739: „Der lebendige Glaube ist nicht meine Sache, aber die christliche Moral ist darum nicht weniger die Regel meines Lebens." Über die Unsterblichkeit des Geistes wechselt in ihm Hoffnung und Zweifel. Als ein Mitglied der Akademie der Wissenschaften einen Vortrag hielt, und einen längeren Beweis für die Unsterblichkeit führte, sagte der König: „Was? Er will unsterblich sein? Was hat er denn gethan, das zu verdienen!" In seinen alten Tagen hat er einmal das grämliche Wort hingeworfen: „Ich bin ein altes Gerippe, das man bald auf den Schindanger werfen wird." In seinem Testament von 1769 heißt es: „Ich gebe gern und ohne Bedauern den Lebenshauch, der mich beseelt, der gütigen Natur zurück, die mir ihn verleihen wollte, und meinen Leib den Elementen. Ich habe als Philosoph gelebt und will als solcher sterben. Meine letzten Wünsche werden für das Wohl dieses Reichs sein. Möge es immer regiert werden mit Gerechtigkeit, Weisheit und Kraft."

Abgesehn von Spöttereien im engern Kreise hat er nie seine königliche Macht in die Wagschale geworfen, um seine private Überzeugung

auf entschiedne Weise geltend zu machen: „Wenn es sich darum handelt sich öffentlich auszusprechen, ist mein Grundsatz, die Ohren der Abergläubischen zu respectiren und Niemanden zu verletzen." Doch reizte die Orthodoxie des Volks gelegentlich seinen Spott. Als die Neuchateler ihren Pfarrer als Irrlehrer anklagten, weil er nicht glaube an die Ewigkeit der Höllenstrafen, hat Friedrich geantwortet: „Wenn meine Neuchateler Unterthanen ewig verdammt sein wollen, so habe ich nichts dagegen." Die Geistlichen hat er insgemein gering geachtet: er nennt sie Faffen und Chekers. Bei der Verhandlung über die Besetzung einer Königsberger theologischen Professur respondirt er: „Ein Theologus ist leicht zu finden, das ist ein Thier sonder Vernunft." Aus Halle wurde der Antrag gestellt, die Schauspieler von dort zu entfernen, weil sie Anlaß zu Unordnung unter den Studenten gegeben hätten. Darauf bemerkt der König: „Da ist das Muckerpack Schuld daran, die Comödianten sollen bleiben und zur Strafe soll der Mucker selbst bei ihnen in die Comödie gehn und der erste Comödiant soll's ihm attestiren." Nur mühsam wurde das in eine Geldstrafe von 20 Thalern umgewandelt. Wo dem Hinausstreben des Königs über das Christenthum eine ernste würdige Gesinnung entgegentrat, verstand er doch nachzugeben. Als er Pathe war bei einem Kind des Prinzen Ferdinand, sagte er zum Oberhofprediger Sack: „Nun fange er an, aber mach' er es kurz." Als ihm die Taufrede zu lang wurde, begann er ein Gespräch mit dem Prinzen. Sack fixirte den König. Als dieser fortfuhr zu reden, brach er mitten ist der Rede ab. Da fragte der König: „Fehlt ihm was? Warum hört er auf zu reden?" „Nein, Ew. Majestät, mir ist ganz wohl." „Warum hört er denn auf zu sprechen?" „Wenn Ew. Majestät reden, ist es des Unterthanen Pflicht zu schweigen." Da sagte der König: „Nun brumm er nur nicht, und bring er die Sache zu Ende." Da fing Sack seine Taufrede von vorn an, und der König mußte nun wohl oder übel aushalten. Bei der Taufe hatte er die langen Fransen an den Kissen den Lichtern etwas zu nahe gebracht, das wurde sogleich gelöscht. Nachher meinte er: „Er hat mit Wasser getauft, ich aber habe mit Feuer getauft." Der Prediger: „Ja, Ew. Majestät, aber nicht mit dem Feuer des heiligen Geistes." Der alte Ziethen hatte sich bei einer Einladung des Königs zur Tafel am Charfreitag entschuldigt, weil er an diesem Tag immer zum Abendmahl gehe. Das nächste Mal, als Ziethen in Sanssouci bei Tisch neben dem König saß, mitten im muntern Gespräch sagte der: „Nun Ziethen, wie ist ihm das Abendmahl bekommen? Hat er den wahren Leib und das wahre Blut Christi auch ordentlich verdaut?"

Ein schallendes Gelächter begleitete die Worte. Ziethen schüttelte unwillig sein graues Haupt, stand auf und nachdem er sich vor dem König tief verbeugt: „Ew. Königliche Majestät wissen, daß ich im Krieg keine Gefahr gefürchtet und überall, wo es darauf ankam, mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch heut noch, und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es gibt Einen über uns, der ist mehr wie Sie und ich. Das ist der Heiland der Welt, der uns Alle mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre Armee gekämpft und gesiegt. Unterminiren Ew. Majestät diesen Glauben, unterminiren Sie zugleich die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden." Der König reichte dem General die Rechte, legte die Linke auf seine Schulter und sprach bewegt: „Glücklicher Ziethen! Möchte auch ich das glauben können! Ich habe allen Respect vor seinem Glauben. Halte er ihn fest, es soll nicht wieder geschehn." Wir haben das wörtlich so aus der Überlieferung Friedrich Wilhelms III, seines Neffen, der dies so dem Bischof Eylert erzählt hat.

Unbedingte religiöse Duldung entsprach der Politik wie der Überzeugung des Königs. Es heißt am Schluß seiner Brandenburgischen Geschichte: „Der falsche Glaubenseifer ist ein Tyrann, der die Lande entvölkert, die Duldung eine zarte Mutter, die sie zu Gedeihn und Blüthe bringt." Daß in seinen Staaten Jeder nach seiner Façon selig werden könne, war nicht bloß ein Witzwort, sondern nur in des Königs Mundart die Losung dieses Zeitalters, die ganze Stärke und zugleich die Schwäche in sich enthaltend: die schrankenlose Subjectivität, die Individualität auch mit ihren Einfällen als höchstes Maß, der Staat in theilnahmloser Gerechtigkeit über den Parteien. Dem großen König war das wahre Christenthum so wenig bekannt als die unter ihm anhebende deutsche Literatur. Und er war nicht bloß der mächtige König, der zwar ohne das Volk zu fragen, doch im Sinn des Volks gewissenhaft und arbeitsam regierte, er ist auch der „alte Fritz" des deutschen Volks geworden. Im katholischen Baiern, das er vor Österreich gerettet hat, hing man sein Bild auf neben den Heiligenbildern.

Unter dem Schutz dieses Königs ist die „Allgemeine deutsche Bibliothek" entstanden, eine Buchhändlerspeculation mit allgemeiner Tendenz, durch Friedrich Nicolai. Dessen Roman: „Leben und Meinungen

des Herrn M. Sebaldus Nothanker" ist eine Satire auf die Orthodoxie der Theologen, der Wächter Zions, welche die schlechte Sache ihres Standes zur Sache Gottes machen. In den niedlichen Bildern dazu von Chodowiecki bemerkte man unter den Personen bekannte orthodoxe Geistliche von Berlin, leicht zu erkennen mit ihren kleinen äußerlichen Besonderheiten. Der viel umhergeworfne Held ist dargestellt als das Ideal eines rechtschaffnen, prosaischen Nützlichkeitspredigers, der den Bibeltext als unschädliches Hilfsmittel benutzt, um nutzbare Wahrheiten einzuprägen. In der Allgemeinen deutschen Bibliothek, dieser großen Recensionsanstalt, hat sich eine Zeit lang alles Freisinnige vereinigt. Es war ein Bund der Theologie mit der schönen Literatur, mächtig durch eine zerstörende Kritik, indem der Gegner als beschränkter Kopf oder als Heuchler gezeichnet wurde. Doch brach diese Anstalt nicht offen mit der Kirche, sie verfuhr nur in schleichendem Ton. Das Bekenntniß davon in einem Briefe Nicolais an Johannes Müller. Jener wies eine theologische Recension des jungen Müller zurück als zu liberal, mit Berufung auf Spalding und Sack: sie liebten nicht Aufsehen zu machen, wollten die Tyrannei der Orthodoxie still untergraben. „Unserm Zweck, dem Sturz des Aberglaubens und der Feststellung einer reinen Moral, hätte diese Recension schädlich werden können. Ihre lebhafte, andringende, schnell zuschlagende Schreibart würde gegen den schleichenden Ton der übrigen Recensionen sehr abstechen."

So kam denn in diesem Werk die subjective Meinung, der gesunde Menschenverstand gegen den Zwang des Herkommens zur Herrschaft, doch auch die platte Liberalität ohne Geist und ohne Achtung vor der Geschichte. Daher Nicolai, zwar der Jugendfreund Lessings, der sich doch später von der Allgemeinen Bibliothek zurückzog, als von einer Blindschleiche, feindselig die jungen genialen Geister angegriffen hat, die damals ihre Flügel schüttelten. Besonders in seinen Reisen durch Deutschland hat er solche Angriffe gegen Goethe, Schiller, Fichte, Tieck als Schwarmgeister eingestreut. Sie haben's ihm reichlich vergolten. Fichte schrieb eine Satire im Ton seiner streng philosophischen Beweisführung, daß es mit Nicolai nichts sei. Tieck erzählt in Lucians Manier, wie Nicolai nicht in den Himmel gelassen wird, weil er gar zu platt sei. Er kommt zur Hölle, aber die Teufel beschweren sich nach kurzem, sein langweiliges Gespräch nicht aushalten zu können. So wird er denn in seine Heimath, in das Nichts entlassen. In dem Musen-Almanach von 1797 umschwirren die Xenien von Goethe und Schiller seine Haupt. Da heißt es:

„Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen,
Aber in's Land der Vernunft findet er nimmer den Weg."

„Querkopf! schreiet ergrimmt in unsere Wälder Herr Nickel,
Leerkopf! schallt es darauf lustig zum Walde heraus."

Ihm ist jedenfalls zugeeignet:

„Was du mit Händen nicht greifst, das scheint dir Blindem ein Unding,
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt."

Seinem Zwiespalt mit Fichte gilt:

„Feurig tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du auf leichtem Kahn schwankest und Häringe fängst."

Dieser Nicolai, der trockne Verstandesmensch, verfiel merkwürdigerweise in einen Zustand, daß er Geister sah wie Swedenborg. Es geschah in Folge einer Erschütterung durch den Tod seines Sohns und, wie er meinte, auch durch das Unterlassen der gewohnten Blutabziehung, durch die er dann auch curirt worden ist. Goethe im Faust deutet darauf, wo Mephisto vom Proktophantasmisten sagt:

Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen,
Das ist die Art, wie er sich soulagirt,
Und wenn Blutegel sich an seinem Steiß ergötzen,
Ist er von Geistern und vom Geist curirt.

So sind es nicht die Hochgebornen im Reich des Geistes, durch welche vornehmlich die theologische Revolution herbeigeführt worden ist. Die aufgeklärten Theologen wollten das Christenthum als die nun einmal eingeführte Vernunftreligion gelten lassen, nämlich die Lehre von Gott, Unsterblichkeit und eine reine Moral, Christus selbst als weiser Lehrer. Die geschichtliche Färbung dieser Religion gilt ihnen als natürlicher Mangel. Was der Vernunft nicht gefiel, wurde als Accommodation entschuldigt, eine Herablassung zum Judenthum, eine Lehre nach dem Bedürfniß des Augenblicks. So meinte man das zu erreichen, was der Stolz dieser Richtung Aufklärung nannte. Allerdings schon in dieser Zeit haben einzelne, theilweis selbst von ihr ergriffne Gegner über die „Ausklärung" und den „Auskläricht" gespottet.

Es war doch ein edler berechtigter Grund: der Kampf des denkenden, sich frei machenden Geistes gegen das historische Recht des alten

Glaubens. Aber mit dem historischen Recht wurden häufig auch die historischen Thatsachen entstellt, mit dem kirchlichen Dogma sein religiöser Sinn und Kern verkannt. Diese aufgeklärte Theologie hatte keinen historischen Sinn für den eigenthümlichen Geist der Vorzeit. Sie selbst war bornirt gegen die Tiefen des religiösen Gemüths. Diese neue Theologie lag viel weiter ab von der Kirchenlehre als die meisten Ketzereien.

Da entsteht wohl die Frage: warum ist sie nicht ausgestoßen worden, oder warum hat sie nicht selbst sich losgerissen von der Kirche? Um ausgestoßen zu werden, ist sie zu rasch zur Macht gelangt als Wissenschaft in den theologischen Facultäten, als geistliche Macht in den Consistorien und Staatsregierungen. Auch war diese Macht gegründet auf einen großen Theil der Gebildeten in der Gemeinde. Das Zeitalter konnte sich nicht selbst excommuniciren. Und ihnen galten die Gegner nicht für unchristlich, sondern nur für abergläubig. Sie selbst wollten die Kirche nicht verlassen, sondern besitzen und umgestalten. Es zeigte sich der Segen des Protestantismus, seine Elasticität, daß es nicht zu einer Spaltung der Kirche kam, so daß auf der einen Seite die Wissenschaft und Freiheit, auf der andern Seite Christenthum und Frömmigkeit gestanden hätten. Auch konnte die aufgeklärte Theologie auf ihr unleugbares Recht hinweisen, auf manche Verschiedenheit der Kirchenlehre und der Schriftlehre. Sie konnte sich darauf berufen, daß schon einmal eine herrschende Kirche durch den freien Geist zurückgedrängt worden sei. Das Recht, das Luther gehabt zu seiner Zeit, auch wir haben es zu unsrer Zeit. Sonst wenn ein bestehender Cult angegriffen wurde, ist er vertheidigt worden durch seine Priester, wo nicht aus Liebe und Überzeugung doch schon weil es ihr Gewerbe war. Hier dagegen ist vornehmlich von Theologen der Kampf ausgegangen, die den Glauben der Kirche über den Haufen warfen, unbekümmert, ob der alte gothische Dom zusammenstürzend sie selbst erschlage. Es war das theils die Redlichkeit, theils der theoretische Ernst deutschen Gelehrtencharakters, der unbesorgt um praktische Folgen, nur die Wahrheit erkennen und verkünden wollte. Dazu kam, daß die Bewegung besonders von akademischen Theologen ausging, die leicht sich bloß fühlten als Gelehrte, nicht als Diener der Kirche. So bedauerte Eichhorn, daß man noch immer über Bibeltexte predige: der Fortschritt der grammatisch-historischen Exegese werde dadurch aufgehalten, während diese oft zeigen müsse, daß in einer Stelle wenig liege, müsse der Prediger möglichst viel hineinlegen.

Der Angriff auf den Glauben, der zwei Jahrhunderte bestanden,

in seinen Fundamenten über ein Jahrtausend, mußte einen Gegenstoß hervorrufen.

§ 287. Geistliche Reaction. Preußisches Religions-Edict.

Die niedern Schichten des Volks haben sich fast theilnahmslos verhalten. Auf dem Land ist man lange unkundig geblieben der nur literarischen Verhandlung. In den Städten hat sich fast Alles je nach seiner Bildungsstufe der neuen Aufklärung hingegeben, nur hie und da ein ohnmächtiger roher Versuch für den alten Glauben. So hatte 1764 in Berlin der Rector des kölnischen Gymnasiums Damm eine Übersetzung des neuen Testaments als Testament des untergehenden Christenthums veröffentlicht. Als er über den Schloßplatz geht, fragt ihn ein Mann, ob er der Rector Damm sei. Als er das bejaht, spie Jener aus und sagte: „Bist du der Bösewicht, der uns den Herrn Christus rauben will? Verflucht sei dein Ausgang und dein Eingang." Damm erwiderte ruhig: „Gott vergebe es ihm, daß er so flucht. Christus sagt: segnet die euch fluchen, betet für die, so euch beleidigen. Ich vergebe dir deinen Fluch." Er ging nach Hause unter den Verwünschungen eines Haufens, der sich um ihn gesammelt.

Die Sorge um den Untergang des altväterlichen Christenthums zeigt sich in der positiven Gegenanstalt Urlspergers, in der von ihm gegründeten „Deutschen Christenthumsgesellschaft" [1779]. Urlsperger war Pfarrer, Senior zu Augsburg. Er legte sein Amt nieder, um ganz diesem Verein und damit der Förderung christlicher Wahrheit und Gottseligkeit im Allgemeinen und Großen zu leben. Unter den Verbündeten bestand ein Briefwechsel, auch gemeinsames Gebet zu bestimmten Stunden für alle Menschen und das Reich Christi, sie vertheilten Tractätchen, vor Allem die H. Schrift. Die dauernde Frucht dieser Gesellschaft ist die Basler Missionsgesellschaft geworden. In diesem Unternehmen erkennt man das Aufgeben des Confessionalismus, es gilt nur Treue am Evangelium und Einigung im persönlichen Christus. Die Verschiedenheit der Kirchen hat man fast preisgegeben. Also durch die Gefahr ist das Bedürfniß lebendig geworden sich zurückzuziehn auf die Hauptsache.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts gab es kaum noch einen orthodoxen Theologen von wissenschaftlicher Bedeutung und Energie. Ein tiefer, sinnender Mensch war Ötinger [1702—1782], würtembergischer Pfarrer, zuletzt Prälat, Generalsuperintendent. Er galt für

orthodox nur wider die neue Theologie, sonst auf eignen Wegen gehend, angeschlossen an Jacob Böhme, Zinzendorf, Swedenborg, etwas Chemie oder Alchymie einmischend, doch ist ihm nicht Gold das Gesuchte, sondern er will eindringen in die Geheimnisse Gottes und seiner Schöpfung. Er hat eine Philosophia sacra geschrieben, die der H. Schrift zu Grunde liege, im Gegensatz der profana: „Die ganze Philosophie ist wenig nütze, wiefern sie nicht wie ein Schlüssel in das Schloß der H. Schrift hineinpaßt." Alles Geistige erscheint darin zugleich als leiblich, insofern die Leiblichkeit als das Ende der Wege Gottes, aber die ursprüngliche Leiblichkeit, eine höhere, geistdurchdrungene, zu der Christus zurückführt. Hiernach besonders eine biblische Bedeutung des Abendmahls für den Leib der Auferstehung. Die Schöpfung unsrer Erde ist nur eine Wiederherstellung der durch Empörung der Thronengel entstandenen Zerrüttung. Er erwartet demnächst das tausendjährige Reich und damit das Ende der Höllenstrafen. Gegen ein Wörterbuch zum neuen Testament vom Berliner Propst Teller als Abschwächung der biblischen Begriffe hat er ein anderes verfaßt, darin der bilderreiche Sinn der biblischen Ausdrücke gewahrt wird. „Das, wovon die Berliner nichts wissen," hat er 1777 in einer Predigt erörtert, denn Berlin galt damals als Herd des Unglaubens: „Die Berliner wissen nichts von dem Vater der Herrlichkeit, sie sind krank von dem Leibnizischen Schwindelgeist, sie bilden sich eine mechanische Gottheit. Sie wissen nichts von Engeln und Teufeln, nichts von Dem was Sünde ist, nichts von Essen und Trinken des Fleisches und Blutes Christi, noch weniger von der Gemeinschaft der Heiligen, von der Mittheilung des Geistes durch Handauflegung, nichts von Himmel und Hölle und vom Interimszustand vor der Auferstehung. Sie wollen nichts verstehn, als was sie nach demonstrativer Lehrart in die letzten Begriffe resolviren können: aber Jesus wird ihnen zeigen, wie sie ihn hätten bekennen sollen vor den Menschen." Er war fremd seiner Zeit: „Alles was ich schreibe, ist wider den Gott der Leute." Er hat sinnige, phantastische Gedanken gehabt und doch etwas Handfestes, bei seiner tüchtigen Persönlichkeit eine kleine Schar in Schwaben erquickend, wie er denn eine durchaus schwäbische Persönlichkeit war, äußerlich sehr vernachlässigt. Als er einmal zur Kirchenvisitation an ein Pfarrhaus kam, reichte die Frau ihm ein Almosen. Er meint: „Damit könne er sich nicht abfinden lassen." Sie nennt ihn einen unverschämten Bettler, als der Pfarrer hinzukommt und seinen Generalsuperintendenten erkennt. Hochbejahrt fast kindisch geworden spielt und jubelt er mit den Kindern und betet mit ihnen. Sein Andenken ist in der Gegenwart erneuert worden,

als Richard Rothe und Beck, verwandte Naturen, in ihrer Sonderstellung zur neuesten Orthodoxie auf Ötinger hinwiesen.

In Leipzig hielt Crusius [† 1775] mit geringen philosophischen Mitteln der göttlichen Nothwendigkeit nach der wolfischen Philosophie die freie Wunderwirksamkeit Gottes entgegen, der grammatischen Schriftauslegung Ernestis mit geringer philosophischer Kenntniß die von den symbolischen Büchern beherrschte Exegese, indem er auf eigne Hand überall Weißagungen fand, auf Gegenwärtiges und noch Künftiges. Seine darauf gegründete Erwartung galt dem nahen tausendjährigen Reich, als, wie er sagte, eine bescheidne Meinung einer Gott unterwürfigen Vernunft. Die Universität war damals ziemlich getheilt in Crusianer und Ernestianer. Bahrdt als Student gehörte zu den letzteren. In Leipzig war Burscher [† 1805] von 1764 an erster Professor der Philosophie. Er hat sich im Andenken eines jüngern Geschlechts eine Zeit lang erhalten durch seine naive Zuversicht und Eitelkeit, dabei gutmüthig und äußerst wohlthätig. Auf die Kanzel der Universitäts-Kirche stieg er gewöhnlich mit einem Pack Bücher unter beiden Armen. Er liebte es, griechische und hebräische Stellen aus den Kirchenvätern zu citiren. Er hat nur einige unbedeutende Programme verfaßt, de sancta trinitate, darin er vornehmlich darzulegen sucht, daß das Wort des Herrn: „Der Vater ist größer denn ich", nichts Anderes bedeute als ich und der Vater sind gleich groß. Bretschneider hat als sein Schüler Einiges niedergezeichnet aus seinen Vorlesungen: „Meine Herren! Da ich zwanzig Jahre alt war, wußte ich in der Theologie noch nicht, wo ich zu Hause war, da hatte ich noch Scrupel und fand noch viele nodos in der H. Schrift. Aber nun sind sie alle gelöst, nun bin ich fest. Die neuen Herren, die, ich weiß nicht was Alles in der Bibel finden wollen — Hm! Hm! — zu denen sprech ich: „Komm her, Herr Bruder, komm zu mir in die Schule, ich will dir Alles so demonstriren, daß du überzeugt werden mußt. — Ja, kann ich das denn auch? — Ja, denn ich weiß Alles! Aber werden mich meine hochzuverehrenden Herren fragen: woher weißt du denn Alles? — Ich habe die Quellen alle studirt. — Ja werden mich meine hochzuverehrenden Herren fragen: Warum schreibst du denn nicht und legst der Welt die Wahrheit vor Augen, daß sie glauben muß? — Ha! da gäben die Theologen mir Eins ab, das hätt ich davon, und mein Buch schmissen sie hin! Nein! da will ich lieber meinen hochzuverehrenden Herren hier im Zusammenhang vortragen und ihnen den richtigen Gesichtspunkt zeigen! Hier hab ich Ihnen die Quellen selbst mitgebracht, das sind aber noch lange nicht alle, denn wenn ich sie meinen hochzuver-

ehrenden Herren alle zeigen wollte, so müßte ich diesem ganzen Auditorio Repositorien aufstellen lassen, und sie reichten doch noch nicht hin." Einmal redet er von dem Schicksal der Frommen und der Ketzer am Tag des jüngsten Gerichts: „Was wird denn der Herr Christus an jenem Tage die Socinianer fragen? — Er wird fragen: Glaubst du, daß ich Gottes Sohn bin? — Nein! — Warum nicht? Hast du wohl die H. Schrift gehabt? — Ja, aber ich habe sie nicht verstanden. — Nicht verstehen wollen, nicht verstehen wollen! Fort! fort mit dir in den Abgrund! — — Aber, werden meine hochzuverehrenden Herren fragen, was wird der Herr Christus zu dir sagen? — Er wird sagen: Du dahinten, mein treuer Knecht, Prälat Dr. Burscher, komm her, da, hierher, neben mir!"

Wenigstens ein echter gelehrter lutherischer Eiferer lebte noch: Melchior Goeze, Hauptpastor der Katharinenkirche zu Hamburg, der Semler einen Socinianer schalt [† 1786]. Er warnte auch auf der Kanzel vor seinem Collegen Alberti, als Irrlehrer und Socinianer, weil der ein Christenthum der Liebe und Duldung verkündete, insbesondre aus dem alten Bußgebet die Worte ausließ: „Schütte deinen Zorn aus über die Heiden, die dich nicht kennen." An Pfarrer Schlosser zu Bergedorf, von dem verlautete, daß er als Student einige harmlose Comödien geschrieben habe, nahm er schweres Ärgerniß. Er erließ eine Streitschrift gegen ihn und erlangte ein Gutachten der theologischen Facultät von Göttingen, daß Schlosser seine Reue vor seiner Gemeinde oder in einer Druckschrift an den Tag legen solle. Ganz besonders ist Goeze gekränkt worden durch „Werthers Leiden" und durch ihre Aufnahme. Er schreibt darüber: da mitten in der lutherischen Kirche Apologien über den Selbstmord angepriesen werden, so wird es bald für kein Verbrechen gehalten werden, Andre, welche uns im Wege stehn, auf eine gute Art aus der Welt zu schaffen. Die Aquetta di Napoli wird in Deutschland denselben Grad der Reputation erhalten, wie in Italien, und aus der ganzen Christenheit wird werden ein Sodom und Gomorrha."

Am Zwiespalt Goezes und Albertis nahm die Hamburger Bevölkerung eifernd Theil, ohne viel Verständniß der Sache. Eylert erzählt in seinen Jugenderinnerungen: Als eines Sonntags ein Goezianer, ehrlicher Bäcker, einem Albertianer, einem harmlosen Schuster begegnete, äußerte Jener sein Erstaunen darüber, daß er in Albertis Kirche gehe: „Wißt ihr denn nicht, daß er ein Socinianer ist?" Der Schuster: „Das habe ich auch gehört, Herr Gevatter, und mich deßhalb genau nach der Sache erkundigt; es ist aber nicht wahr, ich

weiß nun gewiß, daß Pastor Alberti kein Socinianer, sondern ein Hannoveraner ist." Beruhigt erwiderte der Goezianer: „Nun dann thut man dem Manne auch zu viel, so geht in Gottes Namen."

Doch sind auch zwei Versuche gemacht worden, den Geist der freien Forschung, die Entwicklung des Protestantismus durch die Staatsgewalt zu unterdrücken.

Als in den neunziger Jahren zu Jena Griesbach die Kritik der Lesarten des neuen Testaments auf feste Regeln brachte, Paulus das alte Testament wie ein andres Menschenwerk auslegte, in der philosophischen Facultät Reinhold das Evangelium der Kantischen Kritik verkündete und Fichte soeben noch kühnern Flug des denkenden Geistes anhob, da erschien eine Beschwerdeschrift gleichzeitig des Herzogs von Meiningen und des Eisenacher Consistoriums an den Herzog Karl August als Rector der Universität gegen die Professoren der theologischen und philosophischen Facultät. Es war die Anklage gestellt: von ihnen gehe aus Geringschätzung der geoffenbarten Religion, Vernunft-Idolatrie, Verachtung des öffentlichen Gottesdienstes, dadurch Verderbniß der Jugend, Beschädigung der Religion und Sittlichkeit, mit Hinweisung auf die Revolution in Frankreich: da sehe man, wohin irreligiöse Zügellosigkeit führe. Die Anträge gingen dahin: es möge ein nachdrückliches Rescript erlassen werden, die theologische Facultät hinzuweisen auf die Bibel und symbolischen Bücher der lutherischen Kirche, auf welche sie verpflichtet sei und besoldet würde, unter der Bedrohung mit unausbleiblicher Ahndung, nach Befinden Dimission. Ferner eine Anweisung an die Consistorien, alle Candidaten zurückzuweisen, die sich nicht zum echten lutherischen Lehrbegriff bekennen. Einsetzung einer Commission von geistlichen und weltlichen Räthen in Jena, welche die irreligiösen Äußerungen einiger Professoren genau untersuche, sie darüber vernehme und zur Ordnung anweise. Für die Zukunft höhere akademische Polizeianstalt, welche Aufsicht über die Professoren führe, ob sie den höchsten Vorschriften gebührend nachkomme. Auch sei bei künftigen Anstellungen statt auf betrüglichen Schriftstellerruhm auf christliche Gesinnung zu sehn: „Weit entfernt, hierdurch die Landesuniversität in üblen Ruf zu bringen — denn übler kann ihr Ruf auf Religiosität nicht werden als er ist — wird dies vielmehr rechtschaffnen Vätern erst rechtes Vertrauen machen, ihre Söhne hierher zu bringen." Beide Beschwerdeschriften sind ausgegangen vom Generalsuperintendenten Schneider in Eisenach, der selber unklar und mit geringen Kräften etwas was er für lutherische Orthodoxie hielt festhalten wollte. Als Beleg sind nur zwei Thatsachen angeführt: als beim

Candidatenexamen in Eisenach Zeugniß gefordert wurde, wann und wo sie die sacra genossen hätten, habe einer die Entschuldigung vorgebracht: „Dieweil zu Jena beim Gebrauch des Abendmahls, wenn Studenten solches mitgenössen, von der übrigen studirenden Jugend ein solches Gespött und Ärgerniß getrieben würde, daß es mit der gehörigen Andacht und Anständigkeit nicht genossen werden könne, hätten sie's unterlassen." Das zweite: es würden im Gottesdienst der Stadtkirche in Jena von den Studenten Nüsse geknackt, Äpfel gegessen, Tabak geraucht. Wenn Beides durch beßre Sitte jetzt undenkbar geworden ist, so hat jenes als Entschuldigung eines Einzelnen oder auch seiner Genossen insgesammt doch eine Berechtigung gegen inquisitorische Nachfrage, das andere ist nach Bericht des akademischen Senats einmal vor Jahren geschehn und gerügt worden. Karl August forderte über beide Anklagen ein Gutachten vom weimarischen Consistorium [1794]. Es ist verfaßt von Herder, des Inhalts: die angeführten Thatsachen seien theils unbestimmt, theils unbegründet gegenüber dem achtungswerthen Charakter der betreffenden Lehrer. Entfernung von der Kirchenlehre sei möglich, auch Mangel an Religiosität zu beklagen, aber das habe tiefere allgemeinere Ursachen. Die vorgeschlagenen Maßregeln seien unzureichend, sie würden nur den Samen der Horcherei, des Auflaurens, der Verleumdung aussäen. Darauf befahl der Herzog, sämmtliche Acten einstweilen beizulegen. Sie sind es auf immer geblieben, die Bedrohten haben selbst nur ein flüchtiges Gerücht davon gehört. Erst nach 36 Jahren, bei Gelegenheit einer abermals bedrohten akademischen Lehrfreiheit hat Röhr Auszüge aus den Acten veröffentlicht.

Die frühere Hoffnung des Gelingens beruhte auf dem, was damals in Preußen geschah. Friedrich II war zu seiner Unsterblichkeit eingegangen. In demselben Jahr, da in Frankreich der befreite Geist sein ungeheures Spiel begann, ist von Berlin aus der Versuch gemacht worden die religiöse Geistesfreiheit zu vernichten. Friedrich Wilhelm II war verletzt durch den Indifferentismus seines großen Oheims, der zwar nicht unmittelbar Hand an die Kirche gelegt hat, aber für seine Seele keinen Raum in ihr fand und ihrem Zusammenstürzen gleichgültig zusah. Sein Nachfolger gerieth in die Hände einer Partei, welche auch die Güter der Erde ausschließlich in die Hände der Gläubigen ihrer Färbung bringen wollte. Diese Partei bestand vornehmlich aus dem General-Adjutanten Bischofswerder, dem Cultusminister Wöllner und Graf Haugwitz, dem Minister des Auswärtigen, der einst süßlicher Göttinger Student, dann Nachahmer der sogenannten Genies, jetzt theosophischer Geisterseher war, auch im herrnhutischen

Styl ein Gebetbuch geschrieben hatte. Als geistlicher Handlanger diente Hermes, der aus dem Consistorium in Breslau nach Berlin in das Oberconsistorium gerufen war. Diese Partei beherrschte den schwachen König durch Geistererscheinungen, religiöse Aufregungen und Schwelgereien. Der König hat zuweilen versucht, aus dieser dumpfen Atmosphäre herauszukommen. Da haben sie ihm verheißen, der Heiland selbst wolle ihm erscheinen, es solle geschehn um Mitternacht. Das Zimmer war mit Weihrauch erfüllt, der Herr Christus erscheint im orientalischen Costüm und mahnt den König zur Buße. Der hatte doch einigen Verdacht, er hatte eine geladene Pistole mitgenommen und schießt auf die Gestalt; er dachte: ist es der Herr, dann mag's ihm kein Leid thun. Und der Mensch, dem der Schenkel durchschossen war, hatte die Selbstbeherrschung festzustehn. Nun fiel der König ihm zu Füßen. Man hat noch nach langen Jahren diesen Menschen, der den Herrn Christus gespielt hat, mit lahmem Bein in Potsdam herumgehn sehn, wo er eine kleine Pension bezog; sein Name Kriegsrath Oswald.

Von jener Hofpartei ist das preußische Religionsedict ausgegangen [9. Juli 1788]. Es lautet nicht wie ein königliches Gesetz, sondern wie eine gereizte Kritik gegen die Modelehrer und Aufklärer: „Man entblödet sich nicht, die elenden, längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und anderer Secten wiederum aufzuwärmen und solche mit vieler Dreistigkeit und Unverschämtheit unter dem äußerst gemißbrauchten Namen der Aufklärung unter das Volk zu bringen." Die Gewissensfreiheit soll nicht verletzt, aber das arme Volk nicht ferner den Vorspiegelungen der Modeprediger preisgegeben werden, die dasselbe um die Ruhe des Lebens, um den letzten Trost auf dem Sterbebett bringen. Lehrt ein Geistlicher anders als nach den symbolischen Büchern, so ist er schon nach bürgerlichem Gesetz strafbar und kann eigentlich seinen Posten nicht länger behalten. Nach seinem Gewissen müßte er aufhören, Geistlicher zu sein. Doch wolle man über den Glauben nicht richten und die schon im Amte Stehenden schonen. Aber wer ferner gegen die symbolischen Bücher lehre, habe unfehlbar Cassation zu erwarten.

Da das Oberconsistorium wenig Lust zeigte auf diese Absichten einzugehn, wurde daneben eine Examencommission ernannt, welche nur die Rechtgläubigkeit zu prüfen hatte. Ihr Zeugniß die Bedingung der Zulassung zum gewöhnlichen Candidatenexamen. Diese Commission wurde auch beauftragt, über die angestellten Geistlichen zwei Listen zu entwerfen, in die eine alle in Bezug auf Orthodoxie wohlgesinnte Geistliche, in die zweite alle Aufklärer einzutragen. Drei Oberconsistorial-

räthe wurden in Bezug auf zu cassirende Pfarrer hinsichtlich ihrer Vota suspendirt, während sie selbst als notorische Neologen noch eine Weile geduldet werden sollten: Spalding, Teller, Sack. Als sich gegen diese Maßregeln ein Schrei des Unwillens erhob, verbot Wöllner den Druck jeder Schrift gegen das Religionsedict, sich berufend auf Kaiser Leopolds Wahlcapitulation: daß keine Schrift gegen die symbolischen Bücher von beiderlei Religionen zu dulden sei. Hierbei kam doch heraus, daß dieser Artikel, von Kur-Mainz beantragt, gegen die Protestation der evangelischen Stände durch die katholische Majorität in die Capitulation gekommen war. Einige Minister und Oberconsistorialräthe behaupteten das Recht einer wissenschaftlichen Prüfung. Eine Cabinetsordre entschied für Wöllner. Doch erlaubte das Consistorium nicht selten den Druck einer Schrift, die Wöllner verboten hatte.

Preußen war damals eine absolute Monarchie, doch hatte sich schon eine Macht der Beamten und Institutionen gebildet, gegen welche der Sinn eines schwachen Monarchen mit einer bloßen Hofpartei nicht viel durchsetzen konnte. Diese Partei hat nicht einmal vermocht, das allgemeine Landrecht, das bürgerliche Gesetzbuch, das unter Friedrich Wilhelm II vollendet wurde, umzugestalten. Es war im Sinn verfaßt der Aufklärung wie des großen Friedrichs. Doch ergingen an Kant in Königsberg und Niemeyer in Halle drohende Erlasse, Niemand war geneigt sie zu vollziehn. Hermes, in Halle zur Visitation der Universität, schreibt: „Man hält uns für mächtig, und noch haben wir nicht einen neologischen Pfarrer absetzen können, so arbeitet uns Alles entgegen." Dort in Halle reichten Neckereien der Studenten aus, die Visitationscommission zu verscheuchen. Endlich nahm die Partei ihre Kraft zusammen zur Entsetzung eines Dorfpfarrers Schulz, genannt der Zopfprediger, weil er gegen die orthodox gewordene Perücke zu predigen und den Zopf zu tragen wagte, der nun uns Symbol alles Veralteten geworden ist, damals eine moderne Neuerung. Aus Schulzens Schrift über den Erweis des himmelweiten Unterschieds der Moral und der Religion ließen sich erhebliche Anklagepunkte ziehn: 1) Die H. Schrift ist nicht Gottes Wort; 2) die Moral ist von der Religion himmelweit unterschieden; 3) Jesus war der größte Naturalist; 4) seine Auferstehung als eine bloße Begebenheit gehört nicht zur christlichen Lehre; 5) Moses war ein Betrüger. Dazu noch Schlimmeres: Wöllner ist ein niederträchtiger, landesverrätherischer Bösewicht. Seine Gemeinde Gielsdorf bei Berlin, um ihren bedrohten Pfarrer zu behalten, sagte sich förmlich vom Lutherthum los: sie begehre bloß in der Lehre Jesu unterrichtet zu werden,

die erste freie Gemeinde. Wöllner wollte eine rechtliche Form, um gegenüber der öffentlichen Meinung eine Stütze zu erlangen, auch zur Einschüchterung der Pfarrer. Das Kammergericht, ergriffen vom Geist der Zeit und im Gefühl, daß keinem weltlichen Gericht über solche Sachen das Urtheil zukomme, stimmte dem Oberconsistorium bei, daß Schulz seiner Gemeinde zwar nicht als ein evangelisch-lutherischer, aber als christlicher Prediger zu lassen sei. Nun schritt man zur rohen Gewalt der Cabinetsordre: Schulz wurde entsetzt, die Räthe des Kammergerichts bestraft durch Verlust von einem Vierteljahrsgehalt; auch sollten sie nicht aufrücken nach der Anciennetät; das Gehalt sollte an das Irrenhaus abgeliefert werden. Der Präsident machte dem König ernste Vorstellungen über Unabhängigkeit der Justiz, dieses Kleinod des preußischen Staats, daher der Befehl nicht zur Ausführung gekommen ist. Schulz wurde angestellt bei der königlichen Porzellanfabrik.

So ist damals kein freisinniger Mann gestürzt worden, nur einige Schwache wurden gebeugt und Heuchler gemacht. In Königsberg rügte der Professor Wald einen Candidaten wegen einer ungläubigen Äußerung. Der antwortete: „Sie haben es mich selbst so gelehrt.“ „Ja, damals hatte mich der heilige Geist noch nicht erleuchtet.“ Es war dieselbe Zeit, als die preußische Regierung durch den Basler Sonderfrieden das deutsche Reich verrathen hat. Da die Unternehmung nur getragen wurde durch die Persönlichkeit des Königs, so ist mit seinem frühen Tod die Partei in ihr Dunkel zurückgesunken. Wöllner selbst mußte noch die Examencommission auflösen und das Oberconsistorium in seine Rechte wieder einsetzen. Am 11. März 1798 erhielt er seinen Abschied. Friedrich Wilhelm III, damals im Sinn der Aufklärung erklärte, daß die Religion der Zwangsgesetze nicht bedürfe, sondern Sache des Herzens sei, und mit ihren unzertrennlichen Gefährten, Vernunft und Philosophie, in einem Volk durch sich selbst bestehe. Es war eine bedeutende Erfahrung. Man erkannte als unmöglich die Zurückführung zum altväterlichen Glauben durch Zwang, als vergeblich gegen den Geist auszuziehn mit Schwertern und Stangen. Die Regierung hatte sich nur compromittirt, indem sie sich in einen Kampf einließ mit einem Geist, dem sie nicht gewachsen war.

Um die Umwandlung der deutschen Theologie des 18. Jahrhunderts recht zu würdigen, müssen wir einen Blick werfen auf den gleichzeitigen Umschwung, vielmehr den Aufschwung der deutschen Nationalliteratur.

§ 288. Umschwung der deutschen Literatur.

Zu Anfang unsres Zeitabschnitts herrscht in der deutschen Literatur noch vorzugsweise ein religiöser, ja ein kirchlicher Charakter, der sich uns persönlich darstellt in Gellert und Klopstock.

Christian Fürchtegott Gellert aus Hainichen im Erzgebirg [1715—1769] hat Theologie studirt. Wegen schwacher Stimme und Ängstlichkeit ist er nicht Prediger, sondern außerordentlicher Professor der Philosophie in Leipzig geworden. In seinen weltlichen Schriften herrscht ein Mittleres zwischen Gottscheds Pedanterie und französischer Leichtfertigkeit. Diese Seite hat man vergessen über dem ernsten Grundton seines Charakters. Den Zeitgenossen war er nicht ohne Anstoß: sie fanden in seiner Geschichte der schwedischen Gräfin viel Immoralität, wenn auch geschildert zur moralischen Belehrung. An seinem Roman „die Betschwester“ nahm man Anstoß, schon der Titel erschien als Verunehrung des Gebets. Gellert hielt mehr auf rechtschaffnen Wandel als auf Rechtgläubigkeit, und es geschah ihm wohl, daß er hie und da eine kleine Heterodoxie beging zu Gunsten der Moral. So:

Ein Seufzer in der letzten Noth,
Ein Wunsch, durch des Erlösers Tod
Vor Gottes Thron gerecht zu sein,
Das macht dich nicht von Sünden rein.

Aber bescheiden, furchtsam, ängstlich gewissenhaft hielt er sich an's Hergebrachte. Von den französischen Schriftstellern sagt er: er lese sie nicht, es gebe keine Hülfe als sich gar nicht darauf einzulassen. Vor den Dogmen der Kirche stand sein Geist in Ehrfurcht still, ohne sich in sie zu vertiefen. Er ist scheu vor den kraftvollen Gedanken, vor dem Sturm der Freiheit, dessen erstes Aufbrausen er noch erlebt hat. Ihm war der Endzweck der Poesie moralische Lehrhaftigkeit. Durch seine moralische und pädagogische Wirksamkeit ist er eine Art Groß-Hofmeister der deutschen Nation geworden; man hat ihn nach einem Größern praeceptor Germaniae genannt. Ohne Geistlicher zu sein ward er Seelsorger und Gewissensrath seines Zeitalters und vieler Einzelner, die sich ihm anvertrauten. Auch was auf der Universität etwa Rohes geschah, wurde von ihm gerügt, und in seinem wehmüthigen Ton ließen sich die hochzuverehrenden Herren viel von ihm gefallen. Auch Goethe als Student in Leipzig ist mit Ehrfurcht zu ihm gegangen,

er hoffte Trost für seine damals bedrängte Seele. Gellert ist darauf nur wenig eingegangen und rieth mit seiner weinerlichen Stimme, fleißig die Beichte und das heilige Abendmahl zu gebrauchen. Da lag freilich kein Friede für diesen gährenden Most.

Durch seine Fabeln und Lieder ist er ein Liebling des Mittelstandes geworden. In ihrer Einfachheit, Schalkhaftigkeit und Herzlichkeit haben diese Fabeln ihren Zauber geübt auf ein einfaches junges oder volksthümliches Gemüth. Ein Bauer hat eine Fuhre Holz dem Manne gebracht, er wußte den Namen nicht, der die schönen Fabeln gemacht habe. Leipziger Erinnerung fügte allerdings die Bemerkung hinzu: der Bauer habe den Preis für das Holz nicht erlangen können und ärgerlich hinzugefügt, er wolle es lieber dem Manne, der die schönen Fabeln gemacht, schenken. Das kann wohl sein, aber der Bauer verschenkt nicht leicht sein Holz. Zu Gellerts Grab sind förmliche Wallfahrten unternommen worden, die zu verbieten der Magistrat sich verpflichtet achtete.

Friedrich Gottlieb Klopstock [1724—1803], den schon in Schulpforta sein Nachruhm und das Vaterland, das er durch eine große dichterische That verherrlichen will, nicht ruhig schlafen ließ, trug in seinem Herzen ein vaterländisches und ein christliches Epos: Heinrich den Finkler und den Messias. Für diesen hat er sich entschieden, vom Vaterland zum Vaterland der Menschheit sich wendend. Er hoffte, die Religion werde dem Gedicht einen Werth geben über die Kunst der Griechen und über die Leidenschaftlichkeit der alten germanischen Dichtung. Seine sentimentale Orthodoxie lag dem biblischen Christenthum ziemlich fern, auch war sie nicht durchaus orthodox; so die Episode von Abadonna dem gefallnen Engel, der in der Hölle das Heimweh bekommt nach dem Himmel. Aus dem Enthusiasmus, den die drei ersten Gesänge des Messias hervorriefen, erkennt man das damals letzte Aufflammen altkirchlicher Sympathie, fast in allen gebildeten Ständen des deutschen Volks. Unbedenklich wurden aus dem Messias Stellen auf der Kanzel citirt. Als Klopstock eine Reise nach der Schweiz machte, wurde er aufgenommen wie ein Apostel, man war fast verwundert, daß er aß, trank und scherzte wie ein andrer Mensch. Er ist beschworen worden, den Abadonna zu beseligen, von Andern es nicht zu thun. Die Weiber waren sehr dafür, ein alter Pastor ist ausdrücklich zu dem Dichter gereist, ihn zu beschwören, er möge es um Gottes und der Religion willen nicht thun, um die Ewigkeit der Höllenstrafen zu vertheidigen.

Der Messias ist ein Wendepunkt am Ausgang und am Eingang

eines Zeitalters, das erste große Werk der neuen deutschen Poesie und das letzte kirchliche Gedicht, von welchem das Herz des deutschen Volks getroffen worden ist. Wenn die Wirkung auch durch die großartige Poesie, die nachfolgende Entfremdung, durch das Hervortreten der poetischen Mängel, das Absehn aller plastischen Gestaltung, durch das Maßlose einer seraphinischen Poesie, das Reden und Schwärmen übernatürlicher Geister, dem menschlicher Inhalt fehlt, verursacht wurde, so war es doch zugleich eine Entfremdung von dem zu Grunde liegenden Dogma: daß ein Gott Mensch werden, gekreuzigt werden mußte, um die Sünde der Menschheit zu tilgen, den Zorn Gottes zu versöhnen. In Schillers oder Goethes Xenie heißt es:

„Deine Muse besingt, daß Gott sich der Menschen erbarmte!
Aber ist das Poesie, daß er so ärmlich sie fand?"

Gellert und Klopstock sind auch die Repräsentanten des neuren Kirchenliedes. Gellert hat 1757 eine Sammlung von 54 geistlichen Liedern herausgegeben, die als Stimmen der Gegenwart rasch in die neuren Gesangbücher übergingen. Diese Lieder sind einfach, verständlich, lehrhaft, meist ohne Schwung, doch nicht ohne milde Herzlichkeit, wenn reflectirend, doch über religiös Selbsterlebtes, dazu die Tröstlichkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks. So das bekannte: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath will ich mein Glücke bauen." So das Morgenlied: „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank"; das Abendlied: „Nach einer Prüfung kurzer Tage erwartet mich die Ewigkeit." Nicht ohne Poesie ist das Weihnachtslied: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht"; das Osterlied: „Jesus lebt, mit ihm auch ich"; das Communionlied: „Ich komme, Herr, und suche dich." Andre freilich sind nur Lehrgedichte: „Lebe, wie du, wenn du stirbst, wünschen wirst, gelebt zu haben." Im Leipziger Gesangbuch: „Der Wollust Reiz zu widerstreben, laß Höchster meine Weisheit sein." Das kann eine Gemeinde nicht singen, eher könnte es im Text der Zauberflöte stehn.

Klopstocks Lieder sind sentimental, preciös; als Kirchenlied etwa noch haltbar, doch auch nicht mehr den gegenwärtigen Glauben aussprechend: „Auferstehn, ja auferstehn, wirst du mein Leib nach kurzer Ruh."

Aber das Große in Deutschland dieser Zeit war der Umschwung der weltlichen Literatur. Binnen 30 Jahren von 1740 etwa bis 1770 fand eine gänzliche Umgestaltung der höhern Bildung statt, wie sie in der Literatur zunächst sich darstellt. Die Schriftsteller, die bereits den Anfang des Fortschritts bezeichnen, Gottsched und Bodmer, wohl

anfangs als revolutionäre Geister angesehn, in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts als Dichter und Weise berühmt, haben es selbst noch erlebt, daß sie als langweilige Pedanten und inhaltslose Schwärmer beseitigt wurden. Lessing, um die kühl verständige und zugleich die süßlich sentimentale Richtung zu verspotten, wollte eine Satire schreiben: wie der langweilige Gottsched auf die Seraphinenjagd ausziehe. Er hat es bald gar nicht mehr der Mühe werth gehalten, das niederzuschreiben. Es war nicht nur eine Umbildung der Form, der Poesie, sondern der gesammten Weltanschauung. Gervinus schreibt in der Geschichte der deutschen Nationalliteratur: „Wir fragen bei Schiller und Goethe fast noch mehr nach Lebensrichtung als nach Poesie." Deßhalb, weil ihre Zeit, ihr Volk sich in ihnen darstellt, und man in ihnen erkennt, wie ein Gebirg sich darstellt in seinen Gipfeln. Bei solchem Umschwung der allgemein menschlichen Bildung konnte unmöglich der altväterliche Glaube in unveränderter Gültigkeit bestehn. Wäre dies gewaltsam durch Staat und Kirche versucht worden, so wär's zu einem Bruch mit der Kirche gekommen wie in Frankreich, und da jedenfalls die religiöse Gesinnung tiefer im Herzen des Volks begründet war, so würde auch dieser Bruch tiefer und bleibender geworden sein. Das nothwendig Gemeinsame beider Umwandlungen, der religiös theologischen und der ästhetisch-literarischen wird anschaulich daran, daß zum Theil dieselben Männer an der Spitze beider standen, zwei Heroen der theologischen und deutschen Literatur: Lessing und Herder.

Von seinem frommen Vater, dem Pastor Lessing zu Kamenz, und von der Mutter war ihr Gotthold Ephraim zum Geistlichen, zum rechten orthodoxen Gottesmann bestimmt worden. Seine erste poetische Lust waren die alten lutherischen Kirchenlieder, an ihnen hat er festgehalten. Aber von der Universität Leipzig schreibt er nach Hause: „Die christliche Religion ist keine Sache, die man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen kann." Er ist ein scharfer, kalter Geist, er vereinigt gesunde Waldkühle des Verstandes mit einem warmen Herzen, eine grunddeutsche Natur, doch geschult an Römern und an Griechen. Er hat in Leipzig wohl das gewöhnliche theologische Studium durchgemacht, doch seine Neigung gehörte dem Theater, der Poesie, der bildenden Kunst. Er lernt auch Fechten, Tanzen, Reiten. Der Vater nennt das cavaliermäßig, die Mutter sündhaft. Wohl nur in Bezug darauf mag er gesagt haben: ein vergnügtes Leben sei besser als ein seliges Ende. Erst als er in theologische Streitigkeiten verwickelt wurde, hat er sich eine gründliche Kenntniß der Kirchenväter und Scholastiker erworben. Doch bleibt er dabei: „Ich bin ein Liebhaber der Theologie,

kein Theolog." Nun er wollte auch kein Dichter sein, dennoch durch sein Beispiel und durch seine Kritik hat er vor Allem die große Zeit der deutschen Poesie herauf geführt und nach Luther wieder die erste Prosa geschrieben, klar, kernhaft, gedankenvoll. Erst in seinen letzten Lebensjahren wurden die theologischen Interessen vorwaltend. In ihm war die Kraft und der unermüdliche Trieb der Forschung. So schreibt er gegen Goeze: „Nicht die Wahrheit, in deren Besitz der Mensch ist oder zu sein meint, sondern die aufrichtige Mühe, die er aufgewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immer wachsende Vollkommenheit besteht. Der Besitz macht ruhig, träge und stolz. Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte und spräche zu mir: Wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch für dich allein!" Volksmäßig hat er das auch so ausgesprochen: „Das Vergnügen der Jagd ist allezeit mehr werth als der Fang." Er hat 1770 eine verloren geachtete Schrift des Scholastikers Berengar von Tours über das Abendmahl aufgefunden und herausgegeben, worin zwar nicht die lutherische, aber doch eine protestantische Lehre vom Abendmahl schon im Mittelalter enthalten war. Dann folgten die „Wolfenbüttler Fragmente".*) Er sagt davon in der Vorrede: „Ich wollte nicht länger allein mit ihnen unter einem Dache leben; die Theologen mögen zusehn, wie sie sie widerlegen." Nur gegen bloßes Zetergeschrei der Verdammung bemerkt er, es sei eine ernsthafte, gründliche Schrift, man müsse sie mit Gründen widerlegen. Übrigens werde auch nur die gelehrte Theologie davon betroffen und im Nothfall, wenn man die Einwendungen gegen die Bibel, namentlich die Widersprüche der Evangelien unter einander nicht lösen könne, möge man die Bibel dran geben; denn alle Einwendungen träfen nur diese, das Christenthum sei nicht davon abhängig. In diesen Gedanken hat sich Lessing vertieft: die Möglichkeit eines Christenthums ohne die H. Schrift. Er will das Christenthum befrein von der Geschichte, um es zu befrein von der Kritik: „Luther hat uns vom Joche der Tradition erlöst; wer erlöst uns vom Joche des Buchstabens!" Wenn er dabei an sich selbst gedacht haben sollte, nun er konnte sich allenfalls an Geist und deutscher Gesinnung mit Luther vergleichen, nur fehlt ihm die religiöse Glaubens-

*) Vgl. oben S. 242.

kraft in einer Zeit der Kritik und des Zweifels, er hat nur die Begeisterung des Wissens. Doch war es keineswegs seine Meinung, daß das Christenthum bloß als Geist gelten solle. Er will ein anderes geschichtliches Fundament an die Stelle der H. Schrift setzen, das apostolische Symbol: dies sei der Fels, auf dem die Kirche erbaut sei, älter als das neue Testament. Dagegen erhob sich nun Melchior Goeze für ein bibelfestes Lutherthum. Er war einst befreundet mit Lessing, als der in Hamburg seine Dramaturgie schrieb, diese Kritik des bisherigen Theaterwesens. Alle Welt in Hamburg wunderte sich damals, daß der Hauptpastor mit einem Manne umgehe, dessen Genossen die Comödianten waren. Goeze achtete Lessings Geist und Scharfsinn, der trank mit ihm alten Rheinwein und mochte solch einen alten, orthodoxen, gelehrten Theologen wohl leiden. Gelegentlich hat Lessing die seichte Aufklärung und ihr Herumkünsteln an der Bibel verächtlich behandelt. Er kennt und ehrt die Consequenz des altlutherischen Dogmensystems. So schreibt er an seinen Bruder: „Man macht uns unter dem Vorwand, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist, aber das möchte ich nicht mit dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr ergangen und geübt hätte, als an ihm." Er war nun Bibliothekar der großen Büchersammlung in Wolfenbüttel. Eine verzögerte oder nicht ertheilte Antwort auf eine Frage Goezens über eine alte Bibelausgabe mag böses Blut gemacht haben, doch vertheidigte Goeze gegen Lessing auch sein protestantisches Heiligthum, die Bibel in ihrer heiligen Unfehlbarkeit. Er schrieb in den Hamburger freiwilligen Beiträgen 1778: er habe Lessings beigefügte Bemerkungen mit viel größerer Betrübniß gelesen als die Fragmente selbst „des gegen unsre allerheiligste Religion so feindlich gesinnten, frech sie verletzenden Verfassers". Lessing nahm den Streit an: „Schreiben Sie, Herr Pastor, und lassen Sie schreiben, so viel das Zeug halten will, ich schreibe auch. Wenn ich Ihnen in dem geringsten Dinge, was mich oder einen Unbekannten angeht, Recht gebe, wo Sie nicht Recht haben, dann kann ich die Feder nicht mehr rühren." In Lessings Streitschriften ist auf's schärfste ausgesprochen, was das Erstgeburtsrecht des Geistes und auch das Zeugniß des kirchlichen Alterthums gegen die Beschränkung des Christenthums auf die H. Schrift darbietet, insbesondre gegen ihre Inspiration und gegen eine göttliche unfehlbare Bewahrung des Canons. Goeze hat dagegen bald nur ein unbehülfliches Ketzergeschrei erhoben: Lessing als Feind des

Christenthums. Dieser übte gegen ihn eine zerschmetternde Polemik, auch persönlicher Art, wie er es selbst ankündigt: „Nicht daß ich jede hämische Anspielung, jeden, wenn Goeze will, giftigen Biß, jeden komischen Ausbruch ihres tragischen Mitleids, jeden kreischenden Seufzer, der es beseufzt nur ein Seufzer zu sein, aufmutzen wollte! So unbillig bin ich nicht, daß ich von irgend einem Vogel eine einzige andre Feder verlangen wollte, als er hat." — „O glückliche Zeiten, da die Geistlichkeit noch Alles in Allem war, für uns dachte und aß! Wie gern brächte euch der Herr Hauptpastor wieder zurück! Wie gern möchte er, daß sich Deutschlands Regenten zu dieser heilsamen Absicht mit ihm vereinigten! Er predigt ihnen süß und sauer, er stellt ihnen Himmel und Hölle vor! Nun wenn sie nicht hören wollen, so mögen sie fühlen. Witz und Landessprache sind die Mistbeete, in welchen der Same der Rebellion wuchert. Heute ein Dichter, morgen ein Königsmörder!" Gegen Goezes Klage über Angriffe solcher Art: „Sagen Sie an, Herr Hauptpastor, was habe ich gegen Sie geschrieben, warum Sie nicht nach wie vor Hauptpastor in Hamburg sein und bleiben könnten? Ich hingegen könnte das nicht sein und bleiben was ich bin, wenn Ihre Lüge Wahrheit wäre. Sie wollen mir die Nase abschneiden, und ich soll Ihrer nicht ein wenig assa foetida räuchern! Und was enthält diese Goeze'sche Scharteke? Nichts als einen zum drittenmal aufgewärmten Brei, den ich längst der Katze vorgesetzt habe. Und dennoch sollen und müssen sich des Herrn Hauptpastors liebe Kinder in Christo diesen beschnuffelten, beleckten Brei wieder in den Mund schmieren lassen. — Sie thun alle sieben Tage, was Sie nur einen Tag in der Woche thun sollten. Sie schwatzen, verleumden und poltern: für Beweis und Eviction mag die Kanzel sorgen. Gegen einen solchen Mann wär es möglich, die geringste Achtung beizubehalten! Einem Dritten: vielleicht. Aber nicht dem, nach dessen Kopfe diese Steine zielen. Gegen einen solchen Mann sollte es nicht wiederum erlaubt sein, sich aller Arten von Waffen zu bedienen! — Gleichwohl, Herr Hauptpastor, befürchten Sie von mir nur nicht, daß ich die Grenzen der Wiedervergeltung überschreite. Ich werde diese Grenzen noch lange nicht berühren, wenn ich von Ihnen auch noch so höhnend, auch noch so wegwerfend schreibe. Sie können einen ungesitteten Gegner vielleicht an mir finden: aber sicherlich keinen unmoralischen. Dieser Unterschied, zwischen ungesittet und unmoralisch, soll ewig unter uns bleiben. Nur Ihre unmoralische Art zu disputiren, will ich in ihr möglichstes Licht zu setzen suchen, sollte es auch nicht anders als auf die ungesittetste Weise geschehen können." Goeze drohte mit dem Reichsfiscal, die Braunschweigische Regierung verbot

den weitern Druck des Anti-Goeze. Das letzte Heft ist gegen das Verbot erschienen. Es wurde das Gerücht verbreitet, Hamburger Juden hätten 1000 Ducaten gezahlt für die Herausgabe der Wolfenbüttler Fragmente.

Es liegt doch etwas Allgemeines, Welthistorisches in diesem persönlichen Streit. Im Hamburger Hauptpastor und Wolfenbüttler Bibliothekar stehn alte und neue Zeit im Ringkampf wider einander. Der Sieg war für jene Zeit unzweifelhaft. Melchior Goeze war ein gelehrter, in seinem häuslichen Leben ehrenwerther, in seinem Amt pflichtgetreuer Mann, und er ist zu einem Typus geworden des eifernden, beschränkten, lutherischen Pastorats, nur durch Lessing unsterblich. Wenn der Genius gastfreundlich aufgenommen, gern ein Gastgeschenk zurückläßt, an dem sich Kinder und Enkel noch erfreun, so ist es gefährlich für den Nachruhm, ihm feindlich gegenüber zu stehn. Nach über einem halben Jahrhundert ist eine Schrift für Goeze erschienen von Roepe, und die Evangelische Kirchenzeitung konnte auf ihrem Standpunkt urtheilen: eigentlich habe doch Goeze in diesem Streit Recht gehabt. Aber sie hat nicht vermocht, diese typische Gestalt aus der Phantasie unsres Volks zu verlöschen. Die steht so unauslöschlich darin, wie das Gegenbild des Hauptpastors im Nathan, denn mitten in jenem Streit ist diese edle Frucht gereift: Nathan der Weise.

Den Entwurf hat Lessing seit Jahren in sich getragen, jetzt war ihm die Lust zur Ausführung gekommen. Er schreibt: „Ich will versuchen, ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater, ungestört wird predigen lassen," und fügt hinzu: „Ich werde den Theologen einen ärgeren Possen damit spielen als mit zehn Fragmenten." Aber die Theologie hat eben damals eine Wendung unternommen, daß man die Größe und theilweise Wahrheit eines solchen Werks verstehn und achten konnte. Mit veranlassend war Lessings Freund Moses Mendelssohn, der jüdische Philosoph in Berlin, den Lavater zudringlich aufgefordert hatte Christ zu werden, oder die Gründe anzugeben, warum nicht. Der weise, fromme Jude ist idealisirt worden zum Nathan. Der Grundgedanke und das Gleichniß von den drei Ringen kommt schon in Boccaccios Novellensammlung vor und in noch älterer Erzählung. Der Sinn des Gleichnisses ist nach Lessing nicht, daß nur ein Ring von den dreien der echte sei, nur eine Religion die wahre und daß der jüngste Tag ausweisen werde, welche — sondern: die verschiednen Religionen sind gleich echt und unecht als die nothwendigen Glieder im göttlichen Weltplan. Der Spruch des Sultans: „Ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse", man könnte ihn auch ein Gotteswort nennen. Aber die bestimmte positive Religion ist eben nur die

Schale, unter jeder ist ein Kern der Religion möglich: Gottergebenheit und Menschenliebe, wie Recha es ausspricht: „Daß Ergebenheit in Gott von unserm Wähnen über Gott so ganz und gar nicht abhängt." Dieses Lehrgedicht nach seinem geschichtlich persönlichen Inhalt von etwas frostigem Hauch durchweht, hat dennoch das Herz unsres Volks getroffen, weil es vom damaligen Streben nach Befreiung der Geister das Edelste aussprach, die Milde gegen Andersgläubige und die Religion der Humanität. Der Nathan hat mächtiger als je ein Toleranzedict oder eine Toleranzpredigt gewirkt, aber sein polemischer Standpunkt gegen die Fanatiker irgend eines alleinseligmachenden Glaubens und Cärimonienwesens konnte es nicht zur vollen Gerechtigkeit gegen das Christenthum kommen lassen. Daher der Vorwurf gegen den Nathan als feindselig wider das Christenthum erhoben worden ist, am würdigsten ausgesprochen durch Wilhelm Wackernagel in einer schönen Festrede 1855, zugleich mit der Entschuldigung, daß Lessing, der immer fortgestrebt und geforscht, wenn er nur zwei Jahre später den Nathan gedichtet hätte, dem Christenthum sein absolutes Vorrecht zuerkannt haben würde, wie das sich erweise aus seiner „Erziehung des Menschengeschlechts". Hier wird allerdings das Christenthum über das Judenthum gestellt und der Islam als eigenthümliche Religionsstufe gar nicht beachtet. Ich kann mir doch weder jenen Vorwurf noch diese Entschuldigung aneignen. Der Vorwurf findet darin seine Begründung: im Nathan ist das Judenthum und der Islam durch ideale Charaktere vertreten, jenes durch Nathan und seine Tochter, der er den Samen der Vernunft in die jungfräuliche Seele gestreut hat; dieses durch den edlen Saladin und durch den prächtigen Derwisch. Dagegen das Christenthum durch den Patriarchen, eine Art Ehren-Goeze, den Ketzerrichter mit seinem immer wiederholten: „Thut nichts, der Jude wird verbrannt!", durch die Amme, die sich ängstet um die Seligkeit des Judenmädchens und es auf Schleichwegen bekehren will, endlich durch den Klosterbruder, die fromme Einfalt, ein beschränktes Werkzeug im Dienst der Hierarchie, doch so, daß die Beschränktheit nur scheinbar ist und ein milder aufrichtig christlicher Sinn durchleuchtet.

Ist das absichtliche Ungerechtigkeit gegen das Christenthum gewesen? Durchaus nicht. Vielmehr grade dies war durch den christlichen Standpunkt des Dramas gegeben. Weil es bestimmt ist für ein christliches Volk, dessen Geschichte die Narben und Brandmale der Glaubensverfolgung an sich trägt, so war eben an Solchen, die der Christ Ungläubige nennt, eine hohe religiöse Gesinnung mit den ihr entsprechenden Thaten darzustellen. Hätte ein Jude in Lessings Geist

den Nathan gedichtet und im Land des herrschenden Judenthums, er würde sein Ideal religiöser Weisheit an einem Christen dargestellt haben. Die Entschuldigung Wackernagels aber scheitert an der Chronologie. 1779 erschien der Nathan, die Erziehung des Menschengeschlechts freilich erst 1780 vollständig; aber die erste Hälfte, und in ihr ist der Grundgedanke schon in voller Bestimmtheit ausgesprochen, schon 1777. Die Schrift ist eine Art Philosophie der Religion. Das Christenthum wird als die höhere Religionsform anerkannt, zunächst durch das hervorgetretene Bewußtsein der Unsterblichkeit, als gegeben durch göttliche Offenbarung. Aber die Offenbarung ist nur das dem Menschenkind vorausgegebene Facit des Rechenexempels, das die Vernunft nachmals selbst nachrechnet. Altes und neues Testament sind nur eine Art Elementarbücher der Religion. Auch auf Christus wird Solons Wort angewendet: er habe zwar nicht die an sich besten Gesetze gegeben, aber die seiner Zeit möglichst guten. Es wird betont der Unterschied der Religion Christi und der christlichen Religion: jene, die er selbst hatte, die rechte; in dieser er selbst der Gegenstand der Verehrung. Die Religion ist nicht wahr, weil die Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten dieselbe, weil sie wahr ist. Lessing hat sich übrigens immer nur den Herausgeber der Schrift genannt, selbst in einem vertraulichen Briefe an Reimarus, den Sohn, schreibt er: „Die Erziehung des Menschengeschlechts ist von einem guten Freunde, der sich gern allerlei Hypothesen und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben, sie wieder einzureißen." Darauf deutet das vorgesetzte Motto aus Augustin: Haec onmia inde esse in quibusdam vera, unde in quibusdam falsa sunt, also nur relativ wahr. Hiernach könnte wahr sein, was behauptet worden ist, daß Thaer, der Begründer der neueren Landwirthschaft und ein Freund Lessings, der Verfasser sei, doch nur der Autor des Entwurfs: denn jedenfalls hat Lessing der Ausführung sein Bild und Gepräge scharf aufgedrückt. Das Fremdartige für Lessing ist sein Zugeständniß einer übernatürlichen Offenbarung, die ihm in Wahrheit nur Selbstentwicklung des Menschen und natürliche Wirksamkeit Gottes gewesen sein kann. Er schreibt an Jacobi, daß er sich Alles natürlich ausgebeten haben wolle. Es bleibt auch dieser Unterschied beider Schriften: die positiven Religionen werden im Nathan mehr nach ihrer mißlichen Seite dargestellt, in der Erziehung des Menschengeschlechts nach ihrer wahren. Lessing hat es auch ausgesprochen: „Nathans Gesinnung gegen alle positive Religion ist immer die meine gewesen." Er hat stets die Bedeutung des Historischen verkannt, die bloße Vernunftreligion für die höhere gehalten. Doch sah er in den positiven Reli-

gionen ein naturgemäßes Erzeugniß und eine unentbehrliche Bedingung der Geistesentwicklung: aber das Ziel ist die Vernunftreligion ohne Zusatz. An die Stelle des Enthusiasmus, der eine Religion für allein seligmachend hält, tritt die Pietät für die altväterliche Religion, durch die auch Nathan ein Jude geblieben ist. Lessing hat seine Stellung zu den entgegengesetzten Richtungen seiner Zeit so bezeichnet: „Je bündiger mir der Eine das Christenthum beweisen wollte, desto zweifelhafter ward ich. Je muthwilliger und triumphirender mir es der Andere ganz zu Boden treten wollte, desto gewisser fühlte ich mich, es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten.“ Mitten im Streit hat er hingewiesen auf eine versöhnende Macht. Das Christenthum hat seinen Sitz nicht im Kopf, sondern im Herzen. Gegen alle Beweise behauptet er eine unzerstörbare Grundlage im Gemüth. Alle, die durch das Evangelium Johannis uneinig geworden sind, sollen sich aussöhnen durch sein Testament. Er meint jene Überlieferung, daß der Apostel in seinem hohen Alter in der Gemeinde nur gesagt habe: „Kinder, habt euch lieb!“ Denen dies nicht genügt, hält er die Frage entgegen: „Also ist die christliche Liebe nicht die christliche Religion?“ Hiernach konnte er auch gegen Goeze behaupten, daß er's mit der protestantischen Kirche ebenso gut meine, wie der Pastor in seinem Hauptpastorat. Jacobi hat bald nach Lessings Tod die Behauptung verkündet, er sei Spinozist gewesen, und beruft sich auf ein Gespräch mit ihm bei einem Besuch in Lessings letztem Lebensjahr. Da habe er gesagt: „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht für mich, ich kann sie nicht genießen, ἓν καὶ πᾶν, ich weiß nichts Anderes. Es gibt keine andere Philosophie als die des Spinoza.“ Mendelssohn hat dagegen sofort Widerspruch erhoben. Möglich ist, daß Lessing seinen Scherz gehabt hat mit dem gläubigen Philosophen, der im schroffsten Gegensatz zu Spinoza einen Gott, der nicht ein persönlicher Gott sei, ein scheußliches Thier nannte. Jacobi hat sich weiter darauf berufen: am nächsten Tage, als sie Beide bei Gleim saßen und ein starker Regen fiel, habe Lessing gesagt: „Das thue ich vielleicht.“ Nun das wird er lächelnd gesagt haben. Es ist wohl möglich, daß er Zweifel hegte, ob ein Gott sei, der sein Gebet erhöre, ob eine Ewigkeit, die ihn erwarte. Aber gewiß ist es nicht eine durchgebildete Überzeugung gewesen. Es ist undenkbar, daß solch ein Mann darüber so tiefes Schweigen beobachtet hätte. Freilich hat er gesagt: „Wenn ich mich nach Jemandem nennen soll, so weiß ich keinen Anderen als Spinoza.“ Aber er hat sich überhaupt nach Niemandem genannt. Er liebte metaphysische Untersuchungen nicht. Den Theologen wie Philosophen gegenüber nennt er sich gern einen

Schöngeist, und das orthodoxe Urtheil hat er sicher nicht getheilt, daß unser Herr Gott droben sitze und Wunder thue.

In seinen letzten Lebensjahren hat Lessing unter seinen Büchern in Wolfenbüttel vereinsamt und verbittert gelebt. Er hat einst ein Jahr häuslichen Glücks genossen. Weib und Kind wurden ihm an einem Tage entrissen. Da schreibt er dem Bruder: „Ich habe es auch einmal so gut haben wollen wie andre Menschen, es ist mir aber schlecht bekommen.“ Mitten im theologischen Streit ist er abgerufen worden, ein Heros der Aufklärung, in dem sich die Theologie des gediegnen Verstandes darstellt und der Ernst der Kritik, während in Herder die Poesie mit der Religion einen innigen Bund eingegangen ist.

Johann Gottfried Herder [1744—1803], der Sohn eines Mädchenschullehrers zu Mohrungen in Ostpreußen, hat als Collaborator in Riga begonnen. Sein hohes geistliches Amt, zuerst in Bückeburg, erschien ihm doch nur als die beste Stelle, von wo aus die Cultur der Gebildeten an's Volk zu bringen sei. Wie von seinen Werken die zur Philosophie oder Theologie nur den dritten Theil ausmachen, so überwiegt seine allgemeine reformatorische Bedeutung für Geist und Literatur Deutschlands seine theologische.

Er ist einer der Mächtigen, der einst selbst dem jungen Goethe imponirte, als er in Straßburg ihn vorwärts brachte und auch ein wenig mißhandelte, selbst über seinen Namen ihn neckt: „Goethe, der von den Gothen du stammst, oder vom Kothe.“ Als Goethe 1776 den ältren Freund nach Weimar entführte, da mögen wohl die damaligen Geistlichen unsrer Landeskirche den Generalsuperintendenten widerwillig angesehn haben. Darauf deutet der Spottvers, den Goethe seinem Freunde zusandte, als dieser am Palmsonntag in Weimar einzog:

Es uns auch Allen herzlich frommt,
Daß Ihr bald mit der Peitsche kommt.
Und wie denn unser Herr und Christ
Auf einem Esel geritten ist,
So werdet Ihr zu diesen Zeiten
Auf 150 Eseln reiten,
Die in Euer Herrlichkeit Diöces
Erlauern sich die Rippenstöß.

Herder ist gekommen als Bote der Erlösung von alten Satzungen, Schulmeinungen und Kleingeisterei. Mit dem Panier der Freiheit hat er das Recht des eignen Denkens, der Subjectivität vertheidigt, einer edlen, gebildeten Subjectivität. Seine Losung: Licht, Liebe, Leben,

sein Gott das die Welt durchfluthende Leben. An Jacobi schreibt er: „Zuletzt kommen wir doch allein auf uns oder vielmehr auf den Geist in uns zurück, weder Kephisch, noch Apollisch, noch Paulisch.“ Aber ihn hat die Lust an der Bibel zur Theologie geführt, die Freude seiner Jugend, der Trost seines Alters. Er hatte den reinen Sinn für die wahre Schönheit der Poesie, für Volkspoesie in jeder nationalen Form, für die Naturlaute des Alterthums, für Homer, für Ossians Fingal. So hat er die „Stimmen der Völker“ herausgegeben, die glückliche Nachbildung der Volkspoesie so vieler Zeiten und Völker; so das Hohelied als Salomons Lieder der Liebe mit 40 andern Minneliedern des Mittelalters. Die alterthümliche Poesie des alten Testaments thut er in begeisterter Rede dar. Seine Schriften über die Bibel, in denen der Hauch des Morgenlandes weht, stechen ab gegen die bloß gelehrten, pedantischen orthodoxen wie gegen die kalt verständigen ungläubigen. Die Bibel ist ihm göttlich als das allermenschlichste Buch, rein menschlich auszulegen. Wenn Michaelis und Semler spießbürgerlich das Recht des gesunden Menschenverstandes im Christenthum geltend machten, so erschien Herders Christenthum im griechischen Gewand der Humanität. Gegen die Aufklärung, die nach beschränktem Maßstab der Gegenwart urtheilt, hat Herder die Eigenthümlichkeit und Herrlichkeit morgenländischer Poesie dargethan. Seine Sprache war in der Jugend dithyrambisch, die Sprache eines Propheten. So vertheidigt er das Prophetenthum, indem er es als noch immer möglich erklärt: „Wer heute wieder das ganze Werk Gottes durch Zeiten und Völker in aller Würde und Einfalt zeigte, der wäre kein Prophet? Man denke daran, was Luther gethan hat, und schaudere und hoffe.“ Über Herders älteste Urkunde des Menschengeschlechts hat freilich Kant geurtheilt: man möge ihm doch den Sinn derselben in gewöhnliche Menschensprache übersetzen. Im höhern männlichen Alter hat Herder den überschwänglichen Prophetenton aufgegeben. Seine Predigten, insbesondre seine Homilien in Weimar sind höchst einfach gehalten, und so hat er schon in seiner Jugend einen Aufsatz verfaßt über den Redner Gottes. 20 Jahre nachher hat seine Frau diesen Aufsatz gefunden unter vergilbten Papieren, und konnte zu ihm sagen: „Du hast den Redner Gottes ganz so geschildert wie du jetzt bist: so daß ich das Blatt ansehn muß wie die Knospe deines ganzen Wesens, das nun entfaltet ist.“ Die kleine Sammlung seiner christlichen Schriften, darunter insbesondre die über Christus, der Welt Heiland, nach Johannes, enthält die reife Frucht seiner theologischen Bildung. Er selbst ist ein Prophet gewesen einer damals noch künftigen Gestalt der Theologie:

hohe Freisinnigkeit, eins mit christlicher Begeisterung, hohe Culturbildung, die doch den kindlichen Glauben des Alterthums wie des Mittelalters mindestens versteht. So hat er es unternommen, Geist und Poesie wieder auszusöhnen mit dem Christenthum, indem er namentlich im „Geist der hebräischen Poesie" zeigte, wie von Beiden die Fülle in den alttestamentlichen Urkunden vorhanden sei. Er ist gläubig gewesen und doch nichts weniger als orthodox, ja an Stelle eigentlicher Kirchlichkeit trat ihm die christliche Humanität. So sein Ideal des Geistlichen, der geistliche Würde mit hoher weltlicher Bildung vereint. In seinen „Briefen über das Studium der Theologie" heißt es: „Theologie ist ein liberales Studium und verlangt keine Sclavenseelen." Als Georg Müller, der Bruder des Geschichtschreibers, jung, zweifelnd, nach Weimar kam, um sich Raths zu holen, reichte Herder ihm diese Briefe, von denen Müller sagen konnte: „Sie sind ganz wie für mich geschrieben." Er hat zeitlebens treu an Herder gehangen, der erste Sammler seiner Schriften.

Es läßt sich nicht verkennen: wie Herder oft Phantasien genommen hat für Gedanken, so auch Poesie für Religion; nur ahnungsvoll hat er geschaut die Versöhnung des freien Denkens und der heiligen Überlieferung. Auch darf man eine trübe Wendung gegen Ende seines Lebens nicht verschweigen. Nur nebenbei sei noch gedacht der öfter eingetretenen Noth in seinem Haushalt, wohl durch Mangel an Ordnung, die ihm doch auch der Anlaß geworden ist zu erfahren, wie viel er Andern werth sei. Die Herzogin Amalie hat einen Perlenschmuck verkauft, um ihm eine Badereise zu ermöglichen. Einst bekam er 1000 Thaler von einem treuen Verehrer, um sich das Leben leichter zu machen, er hat nie erfahren, woher. Aber er war erdrückt von Acten als Präsident des Consistoriums, verstimmt gegen die Heroen neben ihm, wohl nicht minder gegen ihre Entfremdung vom Christenthum, als weil er selbst bei aller Universalität seines Geistes nicht die schöpferisch gestaltende Kraft besaß wie sie, daher Goethe urtheilte: Herder existire nur im unaufhörlichen Blasenaufwerfen. Sein Eifer für strenge Sitte im Gegensatz des weimarischen Geniewesens hat zuweilen etwas Pedantisches. Es war schon damals Sitte, daß, wenn die Räuber in Weimar gegeben wurden, eine Wallfahrt dahin geschah und die jungen Leute das Lied „Ein freies Leben führen wir" getreulich mitsangen. Daran hat Herder Anstoß genommen und hat ein andres Lied gedichtet wie es sich für die Jugend besser zieme: „Der Muse Leben führen wir, Bescheidenheit ist unsre Zier; die Wahrheit unsre Sonne." Ich möchte zweifeln, ob das Vaterland und die Kirche große Hoffnung auf

eine Jugend setzen könnte, welcher dergleichen wohl gefiele. Selbst Mangel an religiösem Geschmack und Urtheil ist bei ihm zu bemerken. So war er über die Capucinerpredigt in Wallensteins Lager erbittert, dagegen die Abendmahlsscene in Maria Stuart fand er mehr geeignet, das religiöse Gefühl zu wecken als zu verletzen, während Goethe mit seinem Gefühl nie gestattete, diese Scene auf der Bühne darzustellen. Herder meinte durch die Kantische Philosophie und die französische Revolution die Welt um ein Jahrhundert zurückgeworfen. Seine Schriften gegen Kant und über Spinoza zeigen die Schwäche seines philosophischen Denkens in ihren Widersprüchen unter einander, von denen eine geistvolle Frau gesagt hat: Herders Bücher kämen ihr vor wie eine Familie von Kindern, die sich unter einander auffräßen. Er selbst meint sich zu Haus im Mittelalter, das ihn vielleicht verbrannt hätte. Einst unter dem Geläut der Glocken sagt er ärgerlich: „Gut, daß die Glocken schon erfunden sind, in diesem Jahrhundert würden sie nicht erfunden werden.“ Sein Leben durch war er oft verstimmt und leicht verletzt. So 1787 schreibt er an Hamann: „Die Blüthe der Phantasie fällt mir von Tag zu Tag mehr herunter. Mein Morgen war unbedachtsam, mein Mittag ist lastvoll, Gott gebe mir einen zwar nicht müßigen, aber ruhigen Abend.“ Man erzählt aus seinen letzten Tagen diesen Ausruf: „O mein verfehltes Leben!“ Dennoch ist wahr, was Jean Paul, der ihn geliebt hat bis an's Ende, von ihm sprach: „Er ist nicht ein Stern erster Größe gewesen, aber ein Bündel von Sternen. Er hat kein Werk seines Genius hinterlassen, dessen vollkommen werth, aber er selbst war ein Meisterwerk Gottes.“ In diesem Sinn hat Deutschland am 25. August 1844 das hundertjährige Geburtsfest Herders begangen, als zum Theil erfüllt war, was er geweißagt hatte, und vor seiner Kirche ist sein Standbild aufgerichtet worden.

Hiermit sind wir bereits eingetreten in das kleine Weimar mit den großen Todten. In neuerer Zeit ist die Frage aufgeworfen worden, wie es mit ihrem Christenthum gestanden habe, aufgeworfen im gehässigsten Sinn, um sie als Heiden zu excommuniciren. Andere haben sie beantwortet, ängstlich um ihr Seelenheil: sie haben gleichsam Weihwasser auf ihre Särge gesprengt. Wir können weder in jenem inquisitorischen, noch in diesem seelsorgerischen Interesse auf die Frage antworten, wohl aber ist es von geschichtlicher Bedeutung, wie Diejenigen welche die höchste Bildung ihres Volks in sich darstellten, eines großen Volks und einer großen Zeit, zum Christenthum standen, denn so stand die höchste weltliche Bildung jener Zeit zu demselben. Ein wahrhaft großer Dichter wird immer getragen von der gesammten nationalen Bildung.

Wieland gehört noch nicht zu den hohen schöpferischen Geistern. Er hat nur in französischer Gewandtheit und leichter Sitte unsere Literatur der französischen gleich gestellt. Aber in ihm ist der Abfall der weltlichen Literatur vom alten Christenthum schroff und persönlich hervorgetreten. Als Jüngling von Klopstocks religiöser Sentimentalität beherrscht, hat er einen „geprüften Abraham" gedichtet, und in drei Psalmen die Empfindung eines Christen über Worte der Seraphim dichterisch darstellen wollen. Als aber seine eigne Natur zu ihrem Recht kam, hat alles Enthusiastische für ihn beängstigende Unwahrheit. Da schreibt er an Jacobi, der ihn mit feuriger Freundschaft umfassen will: er möge ihn um Gottes Willen nicht todt drücken. Seine Losung ist nun: »Resistite diabolo« d. h. nach seiner Deutung: Widersteht dem Enthusiasmus. So sehr er sich auch in einen Engel des Lichtes verkleidet, er befreit sich mit leichtem Spott, zeigt den Übergang von beabsichtigt Übersinnlichem zur derbsten Sinnlichkeit, den Wankelmuth stoischer wie christlicher Tugend, das Lächerliche aller sittlichen Don-Quixoterie, indem er in seinen Romanen eine sinnliche Glückseligkeits- und Mäßigungslehre verkündet, eine Befreiung der Dichtung von der Religion, mitunter auch von der Moral. Sein Abfall von der frühern Stimmung war so entschieden, daß Lavater, wie Wieland selbst erzählt, alle Christen auf die Kniee rief, um für ihn als gefallnen Sünder zu beten. Die Klopstockische Dichterschule in Göttingen verbrannte seine Buhlromane in feierlichem Autodafé.

Goethe war schon in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine geistige Macht, aber auch ich habe noch die Zeit erlebt, als er über Kunst und Wissenschaft unsres Ländchens mit väterlichem Wohlwollen waltete, und habe tief bewegt an seinem Sarg gestanden. Er hat eine reiche, mannigfache Stellung zum Christenthum eingenommen, die mit dem Stichwort gläubig oder ungläubig nicht abzumachen ist. Sein langes Leben liegt vor uns ausgebreitet: da ist kein Abfall noch Wechsel, nur verschiedne Stimmungen und Stellungen. Man hat in den neuren Beurtheilungen dieser Stellungen wohl drei Perioden unterschieden: in seiner Kindheit und Jugend, in seinem Verhältniß zu Lavater religiöse, christliche Innigkeit, in der Zeit seiner unsterblichen Werke hat er sich dem Christenthum abgewandt, endlich im höhren Alter tritt wieder eine besonnenere Anerkennung der Segnungen des Christenthums hervor: so im zweiten Theil des Faust, in den Gesprächen mit dem treuen Eckermann. Daher Ludwig von Lancizolle aus den Schriften seines Alters das Resultat zog: Goethes religiöse Denkweise sei allerdings nicht kirchlich-dogmatisch, doch sei der

Geist Christi in ihm lebendig geworden. In einem raschen Überblick denke ich nicht jene drei Perioden bestimmt zu unterscheiden, sie verfließen mannigfach in einander. Ich werde nur Einzelnes erwähnen, und dabei etwa hinweisen auf die Verschiedenheit der Stimmung und Stellung.

Wie an allem Geistigen, das seine Zeit oder die Welt bewegte, hat Goethe am Christenthum theilgenommen, es dichterisch in seinen verschiednen Gestalten dargestellt, als ein klarer Spiegel und Reflector fast alles menschlichen Lebens. Wie innig erscheint der Madonnendienst in Gretchens Gebet: „Ach neige, du Schmerzensreiche, dein Antlitz gnädig meiner Noth." Die Schauer des Mittelalters begrüßen uns im Faust, doch ist dieser Faust nicht untergegangen, er ist gerettet worden, und er mußte nach Goethes Sinn gerettet werden: in ihm ist dargestellt das menschliche Geschlecht, das damalige Geschlecht, das über die Grenzen menschlicher Beschränkung hinaus will, er selbst, Goethe, ist darin geschildert. Die Rettung ist eine sittlich religiöse, unter mystisch-katholischen Formen. Als ihren Schlüssel hat Goethe selbst die Worte im Chor der Engel bezeichnet:

„Gerettet ist das edle Glied
Der Geisterwelt vom Bösen:
Wer immer strebend sich bemüht,
Den können wir erlösen;
Und hat an ihm die Liebe gar
Von oben theilgenommen,
Begegnet ihm die selige Schar
Mit herzlichem Willkommen."

Gegen Eckermann hat sich Goethe so ausgesprochen: „Im Faust selber ist's eine immer höhere reinere Thätigkeit bis an's Ende, und von oben die ihm zu Hülfe kommende ewige Liebe. Es steht das mit unsern religiösen Vorstellungen durchaus in Harmonie, nach welchen wir nicht bloß durch eigne Kraft selig werden, sondern durch die hinzukommende göttliche Gnade. Übrigens hätte ich bei so übersinnlichen, kaum zu ahnenden Dingen mich leicht im Vagen verlieren können, wenn ich nicht meinen poetischen Intentionen durch die scharf umrissenen, christlich kirchlichen Figuren und Vorstellungen eine wohlthätige, beschränkende Form und Festigkeit gegeben hätte." Ihm als Knaben ist einmal eingefallen, Gott einen Altar zu bauen: Naturproducte sollten die Welt darstellen, er nahm dazu das Beste aus seiner kleinen Naturaliensammlung. Bei Sonnenaufgang treibt er seinen Cultus, indem er Räucherkerzchen anzündet durch das Brennglas als Opfermaterial.

Es lag darin doch etwas Vorbedeutendes: er hat immer in der Natur seinen Gott am liebsten verehrt. Als Jüngling hat er sich vertieft in die Bücher Mosis. Es kommen ihm wunderliche Grillen: auf den Gesetzestafeln, die Moses vom Berge brachte, hätten nicht zehn Gebote gestanden, sondern zehn Grundgesetze der Eigenthümlichkeit des israelitischen Volks. Später im „Westöstlichen Divan“ hat er die Behauptung aufgestellt: der Wanderzug durch die Wüste habe nicht 40 Jahre gedauert, das wäre unvereinbar gewesen mit der Thatkraft des Mose, sondern nur zwei Jahre. Er sucht dafür den Beweis zu führen aus den Märschen und Lagerplätzen. Überhaupt er ist sehr bewandert in der Bibel. In seiner Sprache vernimmt man viele biblische Anklänge, vornehmlich biblische Gleichnißreden. Denn wie vornehm steif später seine Manier gewesen ist, er war dennoch, wenn nicht ein Mann, aber sicher ein Kind des Volks. In Bezug auf alles Pedantische und Geistlose hat er gesagt: „Lasset die Todten ihre Todten begraben, wir wollen uns zu den Lebendigen halten.“ Es ist ihm wegen Wilhelm Meisters Lehrjahre der Vorwurf gemacht worden, daß er die gute Sitte verletze. Darüber schreibt er an Riemer: „Und so schwirrt wieder die alte Philisterleier: daß die Künste das Sittengesetz anerkennen und sich ihm unterordnen sollen. Das Erste haben sie gethan und müssen es thun, weil ihre Gesetze so gut wie das Sittengesetz aus der Vernunft entspringen; thäten sie aber das Zweite, so wären sie verloren, und es wäre besser, daß man ihnen gleich einen Mühlstein an den Hals hänge und sie ersäufe.“ In seiner Farbenlehre heißt es: „Jene große Verehrung, welche der Bibel von vielen Völkern gewidmet worden, verdankt sie ihrem innern Werth. Sie ist nicht etwa nur ein Volksbuch, sondern ein Buch der Völker, weil sie die Schicksale eines Volks zum Symbol aller übrigen aufstellt, die Geschichte desselben an die Entstehung der Welt anknüpft und durch eine Stufenreihe geistiger Entwicklungen, nothwendiger und zufälliger Ereignisse bis in die entferntesten Regionen der Ewigkeit hinausführt.“ Dazu im westöstlichen Divan: „Und so dürfte das Buch aller Bücher darthun, daß es auch deßhalb gegeben sei, damit wir uns daran wie an einer zweiten Welt versuchen, uns darin verirren, aufklären und ausbilden mögen.“ Von der Entstehung der Evangelien hat er diese poetische Anschauung:

Vom Himmel steigend Jesus bracht'
Des Evangeliums ewige Schrift,
Den Jüngern las er sie Tag und Nacht;
Ein göttlich Wort, es wirkt und trifft.
Er stieg zurück, nahm's wieder mit;

Sie aber hatten's gut gefühlt,
Und jeder schrieb, so Schritt für Schritt,
Wie er's in seinem Sinn behielt,
Verschieden. Es hat nichts zu bedeuten:
Sie hatten nicht gleiche Fähigkeiten;
Doch damit können sich die Christen
Bis zu dem jüngsten Tage fristen.

Obwohl er das Recht kritischer Forschung anerkannte, ihr negatives Resultat ließ ihn doch trostlos. So ist er ärgerlich, als die Echtheit der Genesis angetastet wird, nicht aus religiöser Anhänglichkeit, sondern sein poetisches Gefühl wurde dadurch verletzt. So kränkte ihn auch, daß Tell nicht eine historische Person sein solle. In seiner Jugend hatte er theilgenommen am theologischen Streit. Er hat einige Broschüren namenlos veröffentlicht, voll lebendigen Bibelglaubens: „Wehe uns, daß unsere Geistlichen nichts mehr von unmittelbarer Eingebung wissen, wehe dem Christen, der aus Commentaren die H. Schrift verstehen will." Hier erscheint der Glaube an Christus als der alleinige Quell unsrer Seligkeit; wer diesen Glauben hat, der ist ein wahrer Christ, wie abweichend auch seine sonstigen dogmatischen Ansichten sein mögen. Er hat sich hinein gedacht und gedichtet in diese Stimmung, um unter der Maske eines schlichten, vom Geist des Christenthums erfüllten Landpfarrers die Verdammungssucht der Theologen zu züchtigen, ihren Widerspruch gegen das Evangelium der Liebe: denn Gott und die Liebe sind ihm Synonyma. Hierdurch erklärt sich, daß Bahrdt in seinem „Kirchen- und Ketzer-Almanach aufs Jahr 1781" auch Goethen aufführt. Es ist immer interessant, wie damals solch ein Mann über ihn urtheilte: „Johann Wolfgang Goethe. Ist Saul auch unter den Propheten? Ja freilich. Wer kennt nicht den Brief des Pastors ** an den neuen Pastor zu **: die zwo biblischen Fragen an einen Landgeistlichen in Schwaben und — die Fragmente, in denen er Lavaters Gefühlschristenthum und Wunderkräfte so meisterlich vertheidigt hat? Er geht, auch in der Theologie, wie die Genies alle, seinen eignen Weg, ist zu klug, um die Theologie der Götzen und Seiler zu verfechten, und zu stolz, um sich an die Reformatoren anzuschließen. Daher hat er mit Herdern und einigen Andern eine eigne Mittelbahn betreten, hat rechts und links Orthodoxen und Ketzern Ohrfeigen ausgetheilt, und — im Grunde mit dem lieben Publikum seinen Spaß gehabt."

Goethe hatte Sinn für das Würdige in der Kirche. So spricht im Faust Wagner: „Ich hab' es öfters rühmen hören, Ein Comödiant könnt einen Pfarrer lehren." Darauf Faust: „Ja, wenn der Pfarrer

ein Comödiant ist, wie das denn wohl zu Zeiten kommen mag." Noch in jungen Jahren hat er einmal daran gedacht in einem Epos vom ewigen Juden die Hauptthatsachen der Kirchengeschichte vorzutragen, als wenn der ewige Jude, von Jahrhundert zu Jahrhundert wandelnd, das Alles mit angesehn und erlebt hätte. Es ist zu dieser Arbeit nicht gekommen, aber der Gedanke einer rechten Geschichte ist darin dargestellt. Obwohl theilnehmend an der freien theologischen Anschauung seiner Zeit, unter dem Panier der Vernunft, verachtete er das Modernisiren der alterthümlichen Vorstellungen und Zustände, persiflirt Bahrdt, und Voltaire ist ihm wegen seiner Spöttereien über die Bibel verhaßt. Selten kommt über ihn selbst der spöttische, verneinende Geist der Zeit, doch ist auch das ihm, der Alles erlebt hat, nicht fremd geblieben. So das Epigramm:

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre,
Kennt er die Welt erst ganz, wird der Betrogne der Schelm"

worin doch nur ein verstimmtes Gefühl und das Persönliche zum Allgemeinen erhoben ist. Daneben der ähnliche, schöne Anklang im Faust:

Die Wenigen, die was davon erkannt,
Die thöricht g'nug ihr volles Herz nicht wahrten,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schauen offenbarten,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt."

Ein Bekenntniß hat er über seine Antipathien ausgesprochen:

„Vieles kann ich ertragen. Die meisten beschwerlichen Dinge
Duld ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.
Wenige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider;
Viere: Rauch des Tabaks, Wanzen und Knoblauch und †."

Gemeint ist offenbar das Kreuz, schwebend zwischen Unglück und Religion des Kreuzes. Er denkt zunächst an das Crucifix, das er als unkünstlerisch ansah. So heißt es an Suleika:

„Da viele Frauen
Salomonis ihn verkehrten,
Götter betend anzuschauen,
Wie die Närrinnen verehrten:
Isis Horn, Anubis Rachen
Boten sie dem Judenstolze; —
Mir willst du zum Gotte machen
Solch ein Jammerbild am Holze!"

Daneben hat er auch einen schönen Ausdruck Dessen gefunden, was der Christen glaube am Kreuze hat, in den Geheimnissen, wo der büßende Pilger an der Klosterpforte das Kreuz erblickt:

„Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend Herzen warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tods vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz und schlägt die Augen nieder."

Es ist das Geschick des Ruhms, daß auch das Trauliche und Alltägliche zur öffentlichen Kunde und Beurtheilung gelangt. Und da vernehmen wir freilich Einiges, wo Goethe nicht eben mit Ehrfurcht von kirchlichen Dingen gesprochen hat. So in einem Brief an Frau von Stein von 1782: „Ich wohne der Kirche gegenüber. Das ist eine schreckliche Situation für Einen, der weder auf diesem noch jenem Berge anbetet, noch eine vorgeschriebne Stunde hat, Gott zu verehren. Sie läuten schon seit früh 4 Uhr und orgeln, daß ich aufhören muß, denn ich kann keinen Gedanken zusammenbringen." An dieselbe: „Wenn Lavater predigt: Eins ist noth! so fühle auch ich das Eine, das mir noth ist, dich, meine Geliebte, zu sehn." Das klingt freilich wie Frevel und ist in einem nicht ganz lautern Verhältniß geschrieben. Doch war es harmlos gemeint und für den Moment wahr. Aber als Goethe von Leipzig krank im Herzen zurückkam, war er sogar einem schwärmerischen Pietismus zugeneigt und meinte sich die herrnhutische Bildung einer solchen weiblichen Seele aneignen zu können wie Fräulein von Klettenberg. Im Andenken derselben sind die Bekenntnisse einer schönen Seele aufgenommen als Episoden in Wilhelm Meisters Lehrjahre. Wenn er eine Stimmung dichterisch darstellt, so hat er sie meist überwunden. Er urtheilt über die Bekenntnisse fast wie Feuerbach: „Sie beruhn auf den edelsten Täuschungen, auf der zartesten Verwechslung des Subjectes mit dem Object", und über den Pietismus hat er dieses Epigramm gemacht:

„Der Gotteserde lichten Strahl
Verdüstern sie zum Jammerthal;
Daran entdecken wir geschwind,
Wie jämmerlich sie selber sind."

Ein geschichtliches Urtheil finden wir im Anhang zum westöstlichen

Divan: „Der Conflict des Unglaubens und Glaubens ist das eigentliche und tiefste Thema der Weltgeschichte. Alle Epochen, in welchen der Glaube herrscht, unter welcher Gestalt es sei, sind glänzend, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt. Dagegen alle, in welchen der Unglaube, in welcher Form es sei, einen kümmerlichen Sieg behauptet, der Nachwelt entschwinden, weil sich Niemand gern mit Erkenntniß des Unfruchtbaren abquält." Das ist natürlich nicht gemeint im Sinn des kirchlichen Glaubens, der Ton liegt auf dem Zusatz: unter welcher Gestalt es sei. Gemeint ist vielmehr der ideale Schwung, die Begeisterung eines Volks oder eines Zeitalters.

Seine Stellung zur Religion, zum alten Christenthum hat Goethe selbst im Faust dargelegt, wo Gretchen katechisirt:

„Nun sag, wie hast du's mit der Religion?
Du bist ein herzlich guter Mann,
Allein ich glaub', du hältst nicht viel davon."

Das ist der alte innige Glaube in seiner glücklichen Beschränkung. Als sie dann dringend fragt: „Glaubst du an Gott?" da spricht Faust die großen Worte, in denen die Religion der neuen Weltbildung, ihre Andacht und ihr Zweifel ausgesprochen ist:

Ich glaub an Gott!
Magst Priester oder Weise fragen,
Und ihre Antwort scheint nur Spott
Über den Frager zu sein.

Margarethe.

So glaubst du nicht?

Faust.

Mißhör mich nicht, du holdes Angesicht!
Wer darf ihn nennen?
Und wer bekennen:
Ich glaub ihn!
Wer empfinden
Und sich unterwinden
Zu sagen: Ich glaub ihn nicht?
Der Allumfasser,
Der Allerhalter,
Faßt und erhält er nicht
Dich, mich, sich selbst?
Wölbt sich der Himmel nicht dadroben?
Liegt die Erde nicht hierunten fest?
Und steigen freundlich blickend

Ewige Sterne nicht herauf?
Schau ich nicht Aug in Auge dir,
Und drängt nicht Alles
Nach Haupt und Herzen dir,
Und webt in ewigem Geheimniß
Unsichtbar sichtbar neben dir?
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist,
Nenn es dann, wie du willst,
Nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!
Ich habe keinen Namen
Dafür! Gefühl ist Alles;
Name ist Schall und Rauch,
Umnebelnd Himmelsgluth.

Margarethe.

Das ist Alles recht schön und gut;
Ungefähr sagt das der Pfarrer auch,
Nur mit ein bischen andern Worten.

Faust.

Es sagen's aller Orten
Alle Herzen unter dem himmlischen Tage,
Jedes in seiner Sprache;
Warum nicht ich in der meinen?

Margarethe.

Wenn man's so hört, möcht's leidlich scheinen,
Steht aber doch immer schief darum;
Denn du hast kein Christenthum.

Das war das Urtheil der damaligen Kirche durch Gretchens Mund. Goethe in den Gesprächen mit Eckermann hat sich so darüber geäußert: „In religiösen Dingen, in wissenschaftlichen und politischen, überall machte es mir zu schaffen, daß ich nicht heuchelte und daß ich den Muth hatte, auszusprechen, wie ich empfand. Ich glaubte an Gott und die Natur und an den Sieg des Edlen über das Schlechte. Aber das war den frommen Seelen nicht genug, ich sollte auch glauben, daß Drei Eins sei und Eins Drei; das aber widerstebte dem Wahrheitsgefühl meiner Seele. Auch sah ich nicht ein, daß mir damit auch nur im mindesten wäre geholfen gewesen." Was ihm am kirchlichen Christenthum widerstand, ersieht man aus den Jugendbriefen an Lavater, dessen hochgespanntes Christenthum ihm allerdings besonders unheimlich vorkommen mochte. Dennoch hat eine Zeit lang Keiner so viel Macht über Goethe gehabt als Lavater. Dieser hatte ihm seine Schrift gesandt: Pilatus, d. i. Heidenthum oder Christenthum. Goethe antwortete:

„Da ich zwar kein Widerchrist, kein Unchrist, aber doch ein decidirter Nichtchrist bin, so hat mir dein Pilatus einen widrigen Eindruck gemacht.“ Aber bei seinem Sinn für das Recht jeder scharf ausgeprägten Individualität, verträgt er sich mit einer so heftigen religiösen Natur wie Lavater, nur will er ungeirrt sein in der seinen. So schreibt er, als Lavater ihn bestellt hatte zu einer Zusammenkunft in seiner Antwort: „Nicht allein vergnüglich, sondern gesegnet uns Beiden soll unsre Zusammenkunft sein. Für ein paar Leute, die Gott auf so unterschiedne Weise dienen, sind wir vielleicht die Einzigen. Ich denke, wir wollen zusammen mehr überlegen als ein ganzes Concilium mit seinen Pfaffen, Huren und Mauleseln. Eins aber werden wir doch wohl thun, daß wir einander unsre Particularreligionen ungehudelt lassen. Du bist gut darin, aber ich bin manchmal hart und unhold, da bitt ich im Voraus um Geduld.“

Was ihm wie seinem Zeitalter an einer geoffenbarten, mit Wundern umgebenen Religion, die unbedingte Unterwerfung fordert, besonders unangenehm war, ist zunächst: Das Bewußtsein des freien denkenden Geistes, der nur in freier Wahl und Gemeinschaft einer religiösen Genossenschaft innerlich angehören kann. An Lavater schreibt er: „Und was du mich immer mit Zeugnissen packen willst! Wozu die! Brauch ich Zeugniß, daß ich bin, daß ich fühle! Nur so schätz ich die Zeugen, die mir darlegen, wie Tausende oder Einer vor mir eben das gefühlt haben, was mich stärkt und kräftigt. Und so ist das Wort der Menschen mir Wort Gottes, es mögen's Pfaffen oder Huren gesammelt und zum Canon gerollt oder als Fragment hingestreut haben. Mit inniger Seele fall ich dem Bruder um den Hals. Moses! Prophet! Evangelist! Apostel! Spinoza oder Machiavell! Darf auch zu Jedem sagen: Lieber Freund, gehts dir doch wie mir. Im Einzelnen hantirst du kräftig und herrlich, das Ganze ging in euern Kopf so wenig wie in meinen.“ Er wird getroffen von einzelnen Gedanken der H. Schrift, aber auch Spinozas, dessen grenzenlose Uneigennützigkeit ihm imponirte: „Wer Gott recht liebt, muß nicht verlangen, daß Gott ihn wiederliebe.“ Ähnliches hat er selbst im Wilhelm Meister der leichtsinnigen Philine in den Mund gelegt, wo sie zu Wilhelm sagt: „Wenn ich dich lieb habe, was geht's dich an?“ Auch Christus ließ er gelten als eine mächtige Persönlichkeit. Zu Eckermann sagte er nach einer Bemerkung über die Möglichkeit unhistorischer Überlieferung in den Evangelien: „Dennoch halte ich die Evangelien alle für echt, denn in ihnen ist der Abglanz einer Hoheit wirksam, die von der Person Christi ausgeht und die so göttlicher Art, wie nur je auf Erden das Göttliche er-

schienen ist. Fragt ihr mich, ob es in meiner Natur sei, ihm anbetende Ehrfurcht zu erweisen, so sage ich: Durchaus! Ich beuge mich vor ihm als der göttlichen Offenbarung des höchsten Princips der Sittlichkeit." Doch bleibt's ihm ein fremder, historischer Gegenstand; andre Individualitäten sollen neben ihm gelten, und in jungen Jahren war er ihm wohl nur Sinnbild höchster sittlicher Hoheit. An Lavater: „Bei deiner Begierde in einem Individuum Alles zu genießen, ist es herrlich, daß uns aus alten Zeiten dies Bild übrig blieb, in das du dein Alles übertragen und in ihm dich bespiegeln und dich selbst anbeten kannst. Nur das ist ungerecht und ein Raub, daß du alle köstlichen Federn dem tausendfachen Geflügel unter dem Himmel ausraufst, um deinen Paradiesvogel damit zu schmücken; dies verdrießt uns, die wir als Söhne Gottes ihn in uns selbst und in allen seinen Kindern anbeten. Ich weiß wohl, daß du dich darin nicht ändern kannst, doch finde ich auch nöthig, da du deinen Glauben wiederholend predigest, dir auch den unsern als einen ehernen Fels der Wahrheit wiederholt zu zeigen, den du und eine ganze Christenheit mit den Wogen eures Meeres vielleicht einmal übersprudeln, aber weder überströmen noch in seinen Tiefen erschüttern kannst." Über das Dogma war seine Meinung:

„Christus fühlte rein und dachte nur den einen Gott im Stillen;
Wer ihn selbst zum Gotte machte, kränkte seinen heilgen Willen."

Das Zweite, wodurch Goethe dem Christenthum widerstand, ist ihm eigenthümlich. Er war durchaus Natur: die einfache, gewaltige Naturkraft, die da lebt in der Blume, im Baume, im Felsen, in ihm war sie gleichsam persönlich und Geist geworden. An das Natürliche und einfach Sittliche in der Schrift hält er sich. Als ihm Lavater seine Auslegung der Offenbarung Johannis sandte, hat Goethe nichts Göttliches, nur hie und da etwas Poetisches darin gefunden: „Ich bin ein sehr irdischer Mensch, mir ist das Gleichniß vom ungerechten Haushalter, vom verlornen Sohn, vom Säemann, von der Seele und vom Groschen göttlicher als die sieben Botschafter, Leuchter, Hörner, Siegel, Sterne, Wehe. Ich denke auch aus der Wahrheit zu sein, aber aus der Wahrheit der fünf Sinne, und Gott habe Geduld mit mir wie bisher." Das Übernatürliche in der biblischen Geschichte, das Abbrechen des christlichen Enthusiasmus vom Naturgemäßen widersteht ihm. Er schreibt an Lavater: „Du hältst das Evangelium, wie es steht, für die göttlichste Wahrheit. Mich würde eine vernehmliche Stimme vom Himmel nicht überzeugen, daß ein Weib ohne Mann gebärt, ein Todter auferstehen. Vielmehr halte ich das für Lästerung gegen den großen Gott und seine Offenbarung in der Natur."

Auch in der Philosophie widersteht ihm die Metaphysik. Er schreibt an Jacobi: „An dir ist viel zu beneiden! Haus und Hof und Pempelfort! Reichthum und Kinder. Dagegen hat dich auch Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl in's Fleisch gesetzt: mich aber hat er mit der Physik gesegnet, damit es mir im Anschaun seiner Werke wohl werde, deren er mir nur wenige zu eigen gegeben hat." Lavater soll ihn nicht irre machen, wahr zu sein und gut und bös wie die Natur. An ihr läßt er sich genügen, als Jüngling mit froher Zuversicht, als Greis in heitrer Ergebung. Es sind junge Jahre, als er an Lavater schrieb: „Ich habe keine Wünsche als die ich wirklich mit schönem Wanderschritt mir entgegenkommen sehe. Es ist dein Schicksal, daß ich an dir diese Freude nicht erleben soll. Dein Durst nach Christo hat mich gejammert. Du bist übler dran als wir Heiden; uns erscheinen doch in der Noth unsre Götter." Jenes Abbrechen von der Natur irrt ihn an Paulus, gegen den er immer ausrufen will: „Groß ist die Diana der Epheser, sie die Naturgöttin als Symbol der Natur." So in einem Brief an Jacobi: „Ich bin nun einmal einer der ephesinischen Goldschmiede, der sein ganzes Leben im Anschaun und Anstaunen und Verehrung des wunderwürdigen Tempels der Göttin und im Nachbilden ihrer geheimnißvollen Gestalten zugebracht hat." Der Apostel sondre seinen Gott immer mehr von der Welt ab, da der seinige sich immer mehr in die Welt verschlinge: „Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten [Spinoza] und überlasse euch Alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt." Sein Naturleben in der Befreundung mit Spinoza war allerdings geneigt, nur die Natur als göttliche Macht anzuerkennen. Diese Freimachung vom persönlichen Gott, dies Titanenhafte sollte sein Prometheus darstellen, der zu Zeus spricht: „Hier sitz' ich, forme Menschen nach meinem Bilde, ein Geschlecht, das mir gleich sei, zu leiden, zu weinen, zu genießen und zu freuen sich und dein nicht zu achten, wie ich." Wenn Goethe nicht wagte, das Unendliche, das sein Herz erfüllte, mit irgend einem Namen zu nennen, geht doch ein ernster Zug der Ehrfurcht vor einer göttlichen, allgegenwärtigen Macht durch seine Poesie und sein Leben. Nur will er keinen Gott anerkennen, der über der Natur und draußen vor der Welt sitze.

„Was wär ein Gott, der nur von außen stieße,
Im Kreis das All am Finger laufen ließe!
Ihm ziemt's die Welt im Innern zu bewegen,
Natur in sich, sich in Natur zu hegen,
So daß, was in ihm lebt und webt und ist,
Nie seine Kraft, nie seinen Geist vermißt."

Zu Eckermann sagte er: „Gott hat sich nach den bekannten imaginirten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten.“ Mich dünkt, Christus hat Ähnliches gesagt vom Sabbath. Goethe fährt fort: „Ich glaube an Gott! Dies ist ein schönes, löbliches Wort; aber Gott anerkennen, wo und wie er sich offenbare, das ist die Seligkeit auf Erden.“ Er meint die Anerkennung Gottes in der Natur, von der ihm das geschichtliche Leben der Völker nicht ausgeschlossen ist. Von diesem Gott will er sich erbitten große Gedanken und ein reines Herz. Von diesem Walten Gottes aus, in der Natur und in der Geschichte, ergibt sich ihm dann auch eine ehrerbietige Anerkennung der geschichtlichen Bedeutung des Christenthums, und darin wird sich ein Fortschreiten seiner Anschauung nicht verkennen lassen, deren Bewegung sich doch ermäßigt durch die verschiedne Gestalt, in der das Christenthum ihm entgegentrat. So heißt es in einem Brief Jacobis an ihn: „Was du öfter wiederholtest, es bestehe der wesentliche Unterschied zwischen dir und mir darin, daß ich ein Christ sei, du aber ein Heide, — doch durfte ich dann wieder anführen, daß der wahrhaft julianische Haß wider das Christenthum und wahrhafte Christenthum, den du 1792 mit nach Pempelfort brachtest, sich schon gemildert, so daß zuletzt wenig fehlte, du hättest mit dem Kämmerer in der Apostelgeschichte gesprochen: was hindert, daß ich getauft werde! Du gestandest zu von einem gewissen Christenthum, daß es der Gipfel der Menschheit sei.“ Hochbejahrt sagte er zu Eckermann: „Für eine Nation ist nur das gut, was aus ihrem eignen Kern und ihrem allgemeinen Bedürfniß hervorgegangen ist. Alle Versuche irgend eine ausländische Neuerung einzuführen, wozu das Bedürfniß nicht im tiefen Kern der eignen Nation wurzelt, sind daher thöricht, und alle beabsichtigte Revolutionen solcher Art ohne Erfolg; denn sie sind ohne Gott, der sich von solchen Pfuschereien zurückhält. Ist aber ein wirkliches Bedürfniß zu einer großen Reform in einem Volk vorhanden, so ist Gott mit ihm, und sie gelingt. Er war sichtbar mit Christus und seinen ersten Anhängern, denn die Erscheinung der neuen Lehre der Liebe war den Völkern ein Bedürfniß; er war ebenso sichtbar mit Luther, denn die Reinigung jener durch Pfaffenthum verunstalteten Lehre war es nicht weniger.“ Darum die Zuversicht: „Mag die geistige Cultur nur immer fortschreiten, die Naturwissenschaft in immer breiterer Ausdehnung und Tiefe wachsen und der menschliche Geist sich erweitern, wie er will, über die Hoheit und sittliche Cultur des Christenthums wird er nicht hinauskommen.“ Das ist gleichbedeutend mit der Anerkennung der reformatorischen Energie des christlichen Geistes. So

heißt es im westöstlichen Divan: „Der christlichen Religion gebührt das größte Lob, da sie ihren reinen edlen Ursprung immerfort dadurch bethätigt, daß nach den größten Verirrungen, in welche sie der dunkle Mensch hineinzog, ehe man es sich versieht, sie sich in ihrer ersten lieblichen Eigenthümlichkeit als Mission, als Hausgenossin und Bruderschaft zur Erquickung des wesentlichen Bedürfnisses immer wieder hervorthut." Doch an der Reformation des 16. Jahrhunderts ist's eigentlich nur Luther, vor dem er Respect hat: „Luther war ein Genius sehr bedeutender Art, er wirkt nun schon manchen guten Tag und die Zahl der Tage, wo er in fernen Jahrhunderten aufhören wird productiv zu sein, ist nicht abzusehn." Etwas derb schreibt er 1817 in den Tagen des Reformations-Jubiläums an Knebel: „Pfaffen und Schulleute quälen uns unendlich, die Reformation soll durch hunderterlei Schriften verherrlicht werden. Unter uns gesagt ist an der ganzen Sache nichts interessant als Luthers Charakter, und er ist auch das Einzige, was der Menge eigentlich imponirt. Alles Übrige ist nur ein verworrener Quark, wie er uns noch täglich zur Last fällt."

Über das Verhältniß des eignen religiösen Geistes zur überlieferten Religion, zur Kirche hat er eine Art Theorie gegen Eckermann ausgesprochen: „Es gibt zwei Standpunkte, von welchen aus die biblischen Dinge zu betrachten: der Standpunkt einer Art Urreligion, der reinen Natur oder Vernunft, welcher göttlicher Abkunft. Dieser wird ewig derselbe bleiben und gelten, so lange gottbegabte Wesen vorhanden sind. Doch ist er nur für Auserwählte und viel zu hoch und edel, um allgemein zu werden. Sodann der Standpunkt der Kirche, welcher mehr menschlicher Art. Er ist gebrechlich, wandelbar und im Wandel begriffen. Doch auch er wird in ewiger Umwandlung dauern, so lange schwache menschliche Wesen sein werden. Das Licht ungetrübter göttlicher Offenbarung ist viel zu rein und glänzend, als daß es den armen, schwachen Menschen gemäß und erträglich wäre. Die Kirche tritt als wohlthätige Vermittlerin ein, um zu dämpfen und zu ermäßigen, damit Allen geholfen und Vielen wohl werde." Offenbar stellt er sich hier unter die Auserwählten. Der Kirche, wenigstens in ihrer Äußerlichkeit, ist er immer fremd geblieben. Selbst als er am Reformations-Jubiläum eingeladen war, mit dem Personal seines Ministeriums am Festzug zur Kirche theilzunehmen, macht er prächtige Wendungen, wie wichtig das Fest sei, aber er selbst weiß sich fern zu halten. Hieraus wird sich erklären, worüber er selbst einmal seine Verwunderung aussprach gegen Eckermann: „Es ist eigen, ich habe so mancherlei gemacht und doch ist keins von meinen Gedichten, das in einem lutherischen Gesangbuch stehn könnte."

Er war hochbejahrt, als ein Bekehrungsversuch auf ihn gemacht worden ist. In den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts stand er in brüderlichem Verhältniß zu den Brüdern Stolberg. Dadurch kam er auch mit ihrer Schwester Auguste in ein naiv-zärtliches Verhältniß, nur durch Briefe, sie haben einander nie gesehn. Damals schrieb er in seiner burschikosen Weise an Friedrich Stolberg: „Gustchen ist ein Engel, hol's der Teufel, daß sie eine Reichsgräfin ist.“ Ihr selbst schrieb er: „Wir wollen einander nicht auf ein andres Leben vertrösten, hier noch müssen wir glücklich sein.“ Dies Verhältniß zu Stolberg ist wie so manches schön begonnene verschwunden, nachdem die Stolberge ganz andre Bahnen eingeschlagen hatten. 40 Jahre waren vorüber, Auguste Stolberg, an den dänischen Minister Bernstorff vermählt, nunmehr Wittwe, gehörte zu den Stillen im Lande; 1822 schrieb sie an den Freund ihrer Jugend. Der Brief ist zart und edel gehalten: „Sie baten mich einst Sie zu retten. Nun maße ich mir wahrlich nichts an. Aber so ganz einfältigen Sinnes bitt ich Sie, retten Sie sich selbst. Ich flehe Sie an, abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches hat, Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel anvertraut. Wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich das in Ihren Schriften fand, wodurch sie so leicht Andern Schaden zufügen. O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist. Ich dachte oft, ich könnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht mein Herz so gegen den Freund meiner Jugend ausgeschüttet hätte. Lieber, lieber Goethe, suchen Sie Den, der sich so gern finden läßt, glauben Sie auch an Den, an den wir unser Lebelang glaubten.“ Er hat geantwortet in hoher Zartheit und Milde, ablehnend, was seiner Natur fremd war: „Lassen Sie mich im Allgemeinen bleiben, da von besondern Zuständen uns wechselseitig nichts bekannt ist. Lange leben heißt viel überleben, geliebte, gehaßte Menschen. Redlich habe ich es mein Lebelang mit mir und Andern gemeint und bei allem irdischen Treiben immer auf das Höchste geblickt. Sie und die Ihren haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert. In unsers Vaters Reiche sind viel Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für Beide gesorgt sein. Vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzt abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue.“

So ist er im wesentlichen sich immer gleich geblieben. Der Glaube an eine persönliche Unsterblichkeit ist in ihm sehr lebendig: „Alle für dieses Leben todt, die kein andres hoffen.“ Zu Eckermann sagte

er: „Wenn Einer 75 Jahr alt ist, kann es nicht fehlen, daß er mitunter an den Tod denke. Mich läßt dieser Gedanke in völliger Ruhe, denn ich habe die feste Überzeugung, daß unser Geist ein Wesen ist ganz unzerstörbarer Natur; ein fortwirkendes von Ewigkeit zu Ewigkeit, der Sonne ähnlich, die bloß unsern irdischen Augen unterzugehn scheint, die aber eigentlich nie untergeht, sondern unaufhörlich fortleuchtet." Falk hat ein Gespräch, das er an Wielands Begräbnißtag mit Goethe gehalten, niedergezeichnet. Von Goethe wäre eine eigenthümliche Theorie ausgesprochen worden, erinnernd an Leibnizens Monadenlehre, daß nur persönliche Energie dazu gehöre, die Vernichtung von sich abzuhalten. Es klingt das an in einem Gespräch mit Eckermann: „Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt nur aus dem Begriff der Thätigkeit: wenn ich bis an's Ende rastlos wirke, ist die Natur verpflichtet, mir eine andre Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag." Also dasselbe wie nach dem Schlußgesang des Faust: die Seligkeit bedingt durch das stete Streben. Und wie dort die Liebe von oben, die Gnade hinzutritt, so ist das sicher auch hier einbegriffen, nur daß er's im gewöhnlichen Gespräch Natur und Naturverpflichtung nennt.

Alle Gaben des Geistes, so weit sie nöthig waren zur heitern Entwicklung seines Genius sind ihm verliehen gewesen. Doch sagt er selbst einmal zu Eckermann: „Man hat mich immer als einen vom Glück besonders Begünstigten gepriesen. Auch will ich mich nicht beklagen und über den Gang meines Lebens nicht schelten. Allein im Grund ist es nichts als Mühe und Arbeit gewesen, und ich kann wohl sagen, daß ich in meinen 75 Jahren nicht vier Wochen eigentliches Behagen erlebt habe. Es war das ewige Wälzen eines Steins, der immer von Neuem erhoben sein wollte." Man hat daraufhin wohl gesagt: „Nun, es hat ihm eben das Eine gefehlt zum wahren Glück: ein Christ zu sein." Mich dünkt, das glücklich sein und sich glücklich fühlen ist wohl nicht nothwendig grade das Kennzeichen des Christenthums. Auch die Frommen des alten Testaments, die Erzväter legen auf ähnliche Weise den Wanderstab nieder nach der mühevollen Bahn ihres Lebens. Jeder tüchtige Mann, zumal in dem große Leidenschaften kämpfen und auf den eine große Bestimmung gelegt ist, wird zuweilen von diesem allgemein menschlichen Gefühl ergriffen werden, der Eitelkeit alles Irdischen. Das hat Goethe auch in jungen Jahren gefühlt und ausgesprochen:

„Ach ich bin des Wagens müde,
Banger Schmerzen, wilder Lust,
Gottes Friede, Gottes Friede,
Komm und wohn in meiner Brust!"

Natürlich hat er auch das andre Gefühl wohl gekannt und ausgesprochen: „So lebe ich glücklich, weil ich in dem bin, was meines Vaters ist.“ Gott hat seine Kinder mit mancherlei Gaben ausgestattet: dem hat er alle Herrlichkeit der Welt auch des Geistes verliehn, nur nicht zunächst des religiösen Geistes, und nicht in der christlichen Form. Kirche und Vaterland mag sich in gewisser Hinsicht über Goethen beklagen; doch würde er als Dichter vielleicht nicht so Herrliches hervorgebracht haben, wenn er sich hingegeben hätte an die leidenschaftlichen Bestrebungen seiner Zeit in Staat und Kirche. Man hat gegen sein Andenken auch vorgebracht: er habe die Menschen als seine Creaturen gebraucht. Doch nur wiefern der Hochbegabte die Huldigung des freien Dienstes empfängt und wiefern er jede schmerzliche Theilnahme oder vielmehr ihre Äußerung gescheut hat. Auch als er 1830 aus Rom die Nachricht vom Tode seines einzigen Sohnes erhielt, hat er nur das Wort jenes Römers wiederholt: non ignoravi me mortalem genuisse. Er hat diesem Sohn an den Pyramiden des Cestius ein Denkmal gesetzt: Goethe filius antevertit patrem. Aber er hat Jeden gern an die Stelle gesetzt, wo er fröhlich gedeihn mochte. Es ist jetzt durch Thatsachen erwiesen, was Wieland aus der Zeit der aufsteigenden Macht Goethes in Weimar an Merck schreibt: „Wenn Goethes Idee stattfindet, so wird Weimar noch der Berg Ararat, wo die guten Menschen Fuß fassen können, während daß allgemeine Sündfluth die Welt bedeckt.“ Und am Ende ist es doch aus Goethes Herzen gesprochen was er den Götz von Berlichingen sagen läßt: „Die Haut für die allgemeine Glückseligkeit dran zu setzen, das wär ein Leben.“ Immer neu auftauchende Urkunden bezeugen, wie er so manches Menschen sich angenommen, wie er innere Mission getrieben hat, wenn auch nicht für lutherische Orthodoxie, doch um einen verworrenen, verunglückten Menschen für ein höheres Leben zu retten.

Er hat nie eine vorherrschend politische Theilnahme gezeigt; die war der Zeit seines Dichterlebens und seiner Poesie ziemlich fremd, und nachher hat ihm allerdings Napoleon imponirt. Doch sind auch patriotische Gefühle ihm nicht fremd gewesen, zumal wo sie einen persönlichen Gegenstand hatten. Karl August war von den französischen Spionen bei Napoleon angeklagt, weil er alte Waffengefährten aus der preußischen Armee, namentlich Blücher, mit Geld unterstützt und den Herzog von Braunschweig, seinen Oheim auf dem Todtenbett besucht hatte. Falk hat die erregten Worte mitgetheilt, in die Goethe ausbrach, als er von den drohenden Schritten der französischen Behörde erfuhr. Sie sind ein Denkmal edlen patriotischen Sinnes: „Gebt mir

diesen Bericht! Oder nein, nehmt ihn selbst! Werft ihn in's Feuer! Verbrennt ihn! Und wenn ihr ihn verbrannt habt, sammelt die Asche und werft sie in's Feuer! Laßt es sieden, brodeln und kochen! Ich selbst will Holz dazu herbeitragen, bis Alles zerstiebt ist, bis jeder, auch der kleinste Buchstabe, jedes Komma und jeder Punkt in Rauch und Dunst davonfliegt, so daß auch nicht ein Stäubchen davon auf deutschem Boden zurückbleibt! Und so müssen wir es auch einst mit diesen übermüthigen Fremden machen, wenn es je besser mit Deutschland werden soll."

Bettina von Arnim, das Kind, das ihn geliebt hat, hat Steinhäuser veranlaßt eine Statue Goethes zu fertigen, sie steht nun im Museum zu Weimar, er als Zeus, mit der Inschrift: ἡ σάρξ ἐγένετο πνεῦμα, das Fleisch wurde Geist. Wenn dies anklingt an ein größeres Wort als fast dessen Umkehrung, so ist es doch sinnvoll: das Sinnliche verklärt sich zum Geist, der Gegensatz zwischen Fleisch und Geist wurde dadurch aufgehoben, so weit es einem Menschen möglich ist. Goethe hätte wohl von sich sagen können, was Lessing in Bezug auf jenen Größeren und Größten von sich gesagt: „Ich bin doch Gottes lieber Bastard gewesen!" Er ist gestorben ohne die Tröstung der Kirche. Seine letzten Worte: „Licht, mehr Licht!"

Es ziemte sich, mit Ehrfurcht von einem so wunderbar begabten Menschen zu sprechen, wenn auch dem Ernst der Kirche ziemt von ihm zu sprechen, wie Röhr an seinem Sarge nach der vollen Anerkennung Dessen, wie eine große Zeit nun mit diesem ihrem letzten und größten Vertreter begraben werde, von ihm sagte: „Und so empfehlen wir seine unsterbliche Seele der Barmherzigkeit Gottes."

Wenn Goethe nur die Natur dargestellt hat, eine schöne lebensvolle Wirklichkeit, ohne etwas Weiteres zu wollen als die Poesie selbst, so hat Schiller erst in wilder Kraft, dann in gemeßner Schönheit für Ideen gelebt und gedichtet: für das Höchste, was seine Zeit und sein Volk dachte und ersehnte: für Menschenrecht, Gewissensfreiheit, Völkerbefreiung, für Freundschaft und Humanität. So ist er der Lieblingsdichter eines denkenden Volks und seiner Jugend geworden. Aber das Christenthum als solches hat keine Stätte in seinem Herzen gefunden. Zwar gelegentlich und dichterisch hat er auch christliche Gedanken schön ausgesprochen. In Maria Stuart die phantasiereiche Herrlichkeit des Katholicismus; da wagt er's das heilige Abendmahl selbst auf die Bühne zu bringen. In der Jungfrau von Orleans erwartete man eine psychologische Dichtung, die das Wunderbare auflöse. Er aber schilderte eine gottbegeisterte Jungfrau, das Werkzeug höherer Mächte. Pro-

testantische Kirchenhistoriker, wenn sie damals sich auf eine solche Erscheinung eingelassen hätten, würden sie dargestellt haben als Betrügerin oder als Betrogne. Jetzt ist auch historisch erwiesen, daß der Dichter recht gesehn, wenn auch sein willkürlich erdichteter Ausgang statt des wahren geschichtlichen zeigt, daß er die Tragödie Gottes nicht vollständig zu würdigen wußte, und es darf uns nicht wundern, daß Gott in der Geschichte noch eine größere Tragödie schreiben konnte als Schiller. In seinem Geisterseher hat Schiller eine Darstellung katholischer Proselytenmacherei gegeben. Seine historischen Schriften gelten den politischen Kämpfen für den Protestantismus: dem 30jährigen Krieg, dem Aufstand der Niederlande und den französischen Religionskriegen. Im Lied von der Glocke klingt kirchliches Geläute einmal leise an:

„Noch köstlicheren Samen bergen
Wir trauernd in der Erde Schoß
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Los."

Aber das ist grade die Eigenthümlichkeit dieses Hohenliedes, daß das für die Kirche erfundene und in ihr heimische Glockengeläute zu seiner allgemeinen, menschlichen Beziehung erweitert ist. Man könnte das Lied von der Glocke eine Säcularisation der Glocke nennen. Freilich ein Schulmann wie Günther hat nachweisen wollen: Schiller habe darin die Entwicklung des menschlichen Lebens in's Reich Gottes hinein oder die Umwandlung eines Menschenkindes in ein Kind Gottes darstellen wollen. Schiller hätte gelacht über diese Canonisirung seines Gedichts.

Er hatte eine streng kirchliche Erziehung erhalten in dem damaligen orthodoxen Württemberg. Mit dem früh entwickelten Pathos seiner Frömmigkeit war er zum Pfarrer bestimmt. Seine Schwester erzählt: er habe als Knabe sich oft eine schwarze Schürze umbinden lassen, sei auf einen Stuhl gestiegen und habe gepredigt: Sprüche, die er aus der Schule her wußte und was er etwa aus den Predigten sich gemerkt hatte. Wer zugegen war mußte ihm zuhören. Er sah sehr ernsthaft aus und wurde unwillig, wenn Jemand lachte. Goethe als Knabe bereitete sich einen Naturcultus, er will opfern, Schiller will predigen. Es ist zunächst das gewaltthätige Eingreifen der herzoglichen Gnade gewesen, was ihn davon abbrachte. Auf der Karlsschule fanden bald antichristliche Einflüsse auf ihn statt, wie es scheint durch den Wolfenbüttler Fragmentisten, durch Schriften Voltaires, zu denen sich die des geistesverwandten Rousseau gesellten. Er ist viel weiter im Zweifel

gegangen als Goethe, dem er 1797 schrieb: „Ihre Entdeckungen in den fünf Büchern Mosis belustigen mich sehr. So viel ich mich erinnere, haben Sie schon vor etlichen 20 Jahren mit dem neuen Testament Krieg gehabt. Ich muß gestehn, daß ich in Allem, was historisch ist, den Unglauben zu jenen Urkunden gleich so entschieden mitbringe, daß mir Ihre Zweifel an einem einzelnen Factum [es handelt sich um den 40jährigen Wüstenzug] noch sehr räsonnabel vorkommen. Mir ist die Bibel nur wahr, wo sie naiv ist; in allem Anderen was mit eigentlichem Bewußtsein geschrieben ist, fürchte ich einen Zweck und einen späteren Ursprung." So sein religiöses Bekenntniß:

„Welche Religion ich bekenne? Keine von allen
Die du mir nennst. Und warum keine? Aus Religion!"

Gemeint ist Ablehnung jeder positiven historischen Religion als entgegen der wahren religiösen Gewissenhaftigkeit.

Die „Götter Griechenlands" sind mitunter mißverstanden worden als Schillers Apologie des Polytheismus, in Feindschaft wider das Christenthum. Und allerdings sind in diesem Gedicht einige harte Stellen, die er zum Theil selbst später ausgemerzt hat:

„Wohin tret ich? Diese traur'ge Stille,
Kündet sie mir meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen was ihn feiern kann."

Und diese Zeilen:

„Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Augen Thränen nie benetzen
Zarter Wesen, die ein Weib gebar."

Allein offenbar sind die olympischen Götter doch nur Personificationen der Poesie des hellenischen Volkslebens. Der Grundton des Gedichts ist die Sehnsucht aus einer unpoetischen Gegenwart heraus, der allerdings das Christenthum als finsterer Ernst und hungerleiderisches Entsagen sich darstellt:

„All jene Blüthen sind gefallen
Von des Nordens schauerlichem Wehn;
Einen zu bereichern unter Allen
Mußte diese Götterwelt vergehn."

Schiller hat keineswegs die welthistorische Bedeutung des Christenthums verkannt. So heißt es in den vier Weltaltern:

„Die Götter sanken vom Himmelsthron,
Es stürzten die herrlichen Säulen,
Und geboren wurde der Jungfrau Sohn,
Die Gebrechen der Erde zu heilen;
Verbannt ward der Sinne flüchtige Lust,
Der Mensch griff denkend in seine Brust."

Doch erscheint hier als nächste Folge nur:

„Der Mönch und die Nonne zergeißelten sich,
Und der eiserne Ritter turnierte."

d. h. das Mittelalter mit seiner Selbstpeinigung und Entsagung. Doch hat Schiller den Gegensatz von Heidenthum und Christenthum auch umsichtiger ausgesprochen, als er einst Frau v. Wolzogen traf, im Livius lesend: „Da der Glanz und die Hoheit des Lebens, die nur in der Freiheit des Menschen erblühn, untergegangen war, mußte etwas Neues entstehn. Das Christenthum hat die Geistigkeit des Daseins erhöht und der Menschheit ein neues Gepräge aufgedrückt, indem es der Seele eine höhere Aussicht öffnete." Und in einem Brief an Goethe 1795: „Ich finde in der christlichen Religion virtualiter die Anlage zu dem Höchsten und Edelsten, und die verschiedenen Erscheinungen derselben im Leben erscheinen mir bloß deßwegen so widrig und abgeschmackt, weil sie verfehlte Darstellungen dieses Höchsten sind. Hält man sich an den eigentlichen Charakterzug des Christenthums, der es von allen monotheistischen Religionen unterscheidet, so liegt er in nichts Anderm als in der Aufhebung des Gesetzes, des kantischen Imperativs, an dessen Stelle das Christenthum die freie Neigung gesetzt haben will. Es ist also in seiner reinen Form Darstellung schöner Sittlichkeit oder die Menschwerdung des Heiligen, und in diesem Sinn die einzige ästhetische Religion; daher ich es mir auch erkläre, warum diese Religion bei der weiblichen Natur so viel Glück gemacht hat und nur bei Weibern noch in einer gewissen, erträglichen Form angetroffen wird." Schiller selbst in der ersten Zeit seiner Emancipation vom altväterlichen Glauben hat wohl eine pantheistische Vorstellung gehegt. Er hat damals ahnungsvolle Gedanken ausgesprochen, wie Schelling und Hegel sie nachmals entwickelt haben. Dann folgte sein Studium der kantischen Philosophie. In deren Sinn urtheilt er: „Die Religion ist dem Effect, nicht dem Werth nach nur ein Surrogat der wahren Tugend, bestimmt, die Legalität da zu sichern, wo die eigentliche Moralität nicht zu hoffen ist." Doch hat er auch den religiösen Inhalt, der in der kantischen Philosophie lag, ausgesprochen:

„Nimm die Gottheit auf in deinen Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.“

Er hat sich lange mit dem Gedanken getragen eine Tragödie: Julian Apostata zu dichten. Das ist ein großer tragischer Gegenstand, bei dem das Christenthum nicht zu kurz kommen müßte, ohne daß deßhalb der Heros gering zu nehmen wäre. Doch hat es Schiller wohl nicht im christlichen Sinn gemeint: wenn einmal das Publikum kirre geworden sei, wolle er etwas recht Böses thun und eine alte Lieblingsidee mit Julian Apostata ausführen. Daß er seine Idee nicht ausgeführt hat, kann daran liegen, daß er über sie hinweg starb, aber vielleicht war's Scheu vor jedem Stoff vorherrschend religiösen Inhalts. Die Unsterblichkeit war ihm mindestens zweifelhaft, wiefern er im Glauben daran etwas Egoistisches sah. Doch bietet er einen großartigen Trost:

„Vor dem Tode erschrickst du! Du wünschest unsterblich zu leben?
Lebe im Ganzen! Wenn du lange dahin bist, es bleibt.

Der christliche Gottesdienst ist ihm früh entfremdet, und nachdem er in der kleinen Kirche von Wenigenjena pflichtmäßig den Segen der Kirche auf seinen Ehebund hat legen lassen, ist er wohl kaum in eine Kirche gekommen. Vorher hat er einmal Herder gehört und schreibt darüber an Körner: „Herders Predigt hat mir besser als jede andre, die ich in meinem Leben zu hören bekommen habe, gefallen: aber ich muß dir aufrichtig gestehn, daß mir überhaupt keine Predigt gefällt.“ Doch ist er fern von Feindschaft oder Spott gegen den Glauben seines Volks. Als Spott könnte man allenfalls die Stelle eines traulichen Briefes an Frau von Wolzogen, geb. von Lengefeld, seine nachmalige Schwägerin, ansehn: „Bitten Sie die Mama, daß sie mir erlaube, durch diese Holy Bible mein Andenken bei ihr zu stiften. Ich weiß, daß sie Lust hatte sie englisch zu lesen, und schon längst hat der tägliche Verfall des wahren Christenthums im Lengefeldischen Hause wie eine Centnerlast auf meinem christlichen Herzen gelegen. Ich stifte dieses zur Beförderung der wahren Gottseligkeit in der englischen Sprache.“ Das ist eine Neckerei, daß die Mutter Beides in Eins will: sich erbauen und im Englischen üben. Im Don Carlos, wo durch die Personen hindurch Schiller so oft selber spricht, seinem „Selbstbekenntniß“ wie Kuno Fischer diese Jugendtragödie genannt hat, vernehmen wir, wie einen unwillkürlich freundlichen Anklang an Christus, was Carlos spricht an Posas Leichnam: „So lange Mütter geboren haben, ist nur Einer, Einer so unverdient gestorben.“ Wen kann er anders gemeint haben

als den am Kreuz Gestorbnen? Und ein Grundzug der Religion ist ihm wohl bekannt:

> „Was kein Verstand der Verständigen sieht,
> Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth."

Und auch diese Art der Religion:

> „Allen gehört, was du denkst: dein Eigen ist nur was du fühlest,
> Soll er dein eigen sein, fühle den Gott, den du denkst."

In den letzten Jahren seiner höchsten künstlerischen Weihe lag die Zeit philosophischer Speculation wieder gespenstisch hinter ihm, doch der kategorische Imperativ ist ihm nicht im Christenthum untergegangen, sondern in der Poesie. Damals als er die großen tragischen Kunstwerke schuf, theilte er den Glauben an eine Erlösung, aber durch die sittliche ästhetische Grazie in der Kunst. Er betrachtet die geistige Schönheit als Gnadenmittel. Daher legt er so große Bedeutung auf die Schaubühne, als das Weltgericht versinnbildend. Binder und Gustav Schwab, die zuerst über Schillers Verhältniß zum Christenthum geschrieben haben, legen viel Gewicht auf Äußerungen in Familienbriefen der Art: Gott wird helfen! Gott wird's vergelten! Aber solche allgemeine Redeweise ist übergegangen in den allgemeinen Sprachgebrauch, oft nur ganz unbestimmt ein gutes Wünschen und Hoffen bezeichnend. In einem Brief an einen alten Freund, sein langes Schweigen entschuldigend, heißt es: „Es geht mir mit Ihnen wie mit unserm lieben Gott, zu dem ich auch nie bete und von dem ich doch gewiß weiß, daß er mich in seinem Herzen trägt." In dieser Äußerung ist Glaube und Unglaube seltsam gemischt, wie Beides gemischt war in seinem Zeitalter. In der Einsamkeit seiner Leidensnächte hörte ein treuer Diener ihn Gott anrufen, ihn vor einem langsamen Hinsterben zu bewahren. Er ist gefaßt dem Abschied entgegengegangen, mit dem er lange sich vertraut gemacht hatte. Er ist geschieden nicht in christlicher Todesfreudigkeit, aber in der Ergebung eines Weisen. Die um ihn Trauernden tröstete er: „Der Tod kann kein Übel sein, da er etwas Allgemeines ist." Ihm ertönte die eigne Geisterstimme: „Wort gehalten wird in jenen Räumen jedem schönen gläubigen Gefühl." Die Träume seiner letzten Nächte sannen wohl über die Räthsel des Jenseits. Am Morgen vor seinem Tod erwachend, sagte er vor sich hin: „Ist das euer Himmel! ist das eure Hölle!" Er ließ sich sein jüngstes Kind bringen, sah ihm lang in's Gesicht, dann barg er den Kopf in's Kissen und weinte. Doch als

Frau v. Wolzogen ihn fragte, wie es gehe, war seine Antwort: „Immer heiterer." Auch er verlangte noch einmal die Sonne zu sehn.

Der Glanz Schillerschen Styls hat eingewirkt auf die damalige Kanzelberedtsamkeit. Auch vernahm man unbedenklich einzelne geflügelte Worte aus seiner Poesie und knüpfte daran die geistliche Rede: „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, wo er dem Weltgeist näher ist als sonst." „Seid umschlungen Millionen." „Allen Sündern soll vergeben und die Hölle nicht mehr sein!" Als zuerst in Stuttgart ein Standbild Schillers aufgerichtet wurde, und bei der festlichen Enthüllung die Glocken läuteten, da haben die absonderlich Frommen Anstoß daran genommen, daß die Glocken ertönten vor einem Heiden! Man hat ihnen geantwortet: vor dem Dichter der Glocke sei das Geläute mindestens ebenso geziemend als etwa zum festlichen Einzug eines Potentaten; und dagegen hat Niemand sich geregt. Als am 10. November 1859 der Säculartag seiner Geburt zu einem großen Nationalfest wurde, in welchem wieder einmal das ganze deutsche Volk sich fühlte als ein großes, einiges Volk, Protestanten und Katholiken: da ist es mit Ausnahme einiger ganz steifleinener Orthodoxen auch pietistischerseits anerkannt worden, daß Schiller mit seinem hohen sittlichen Ernst, mit seinem idealen Schwung, mit seiner tiefen, immerdar unbefriedigten Sehnsucht nach dem Höhern und Höchsten, etwas innerlich Verwandtes mit dem echtesten Christenthum habe. Ihm konnte Goethe in seiner Trauerrede nachsagen: „Und hinter ihm im wesenlosen Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine."

Dennoch die Thatsache ist unleugbar. Die beiden größten Dichter unsers Volks, wie nun ihre eherne Gestalten wieder auf immer vereint in Weimar stehn und ihre geistigen Gestalten immerdar im Herzen unsres Volks stehn werden, sie waren zwar nicht Antichristen, mehr, als sie selbst wußten, berührt von christlicher Bildung, durchdrungen von unbewußtem Christenthum. Aber das lebendige, bewußte Christenthum hat keine Stätte gefunden in ihrer Brust. Sie haben sich selbst excommunicirt. Es sind aber nicht bloß diese beiden Schriftsteller; wie sie getragen waren vom gesammten Nationalgeist, ist es wiederum ihr ganzes Volk, das sich in ihnen fühlte und an ihnen bildete. Diese Unkirchlichkeit mochte heilsam sein für die Kunst, für die Poesie: der Genius sollte ungeirrt und ungefördert durch etwas Anderes die Schönheit zur Darstellung bringen rein für sich, ohne die Meinung, wie Klopstock sie hatte, daß die Poesie durch die Religion ersetzt werden könne. Das Christenthum hat darin eine große Gefahr bestanden, größer als durch die Wolfenbüttler Fragmente oder durch

den alten und neuen Glauben von Strauß: die Gefahr, verlassen von den hohen Geistern eines Volks, selber ein Paganismus, eine Bauernreligion zu werden.

Ich mag doch nicht scheiden aus dieser hohen Gesellschaft, ohne einen Blick zu werfen auf den Fürsten, der mit den bescheidnen Mitteln seines Landes jenen glorreichen Hofstaat der ersten Geister seiner Nation um sich sammelte, ihnen die heitre Stätte bewahrte und wie ein ebenbürtiger Freund zu ihnen stand. Nur zweier fragmentarischer Zeugnisse über ihn will ich gedenken. Das eine ist ein Brief, den Alexander v. Humboldt, der mit Karl August den vorletzten Tag in Berlin und in Potsdam verlebt hat, unmittelbar nach dem Tod des Herzogs auf der Reise nach Weimar den 28. Juni 1828 geschrieben hat. Sie sprachen mit einander über die neuesten Entdeckungen am Himmel und auf Erden, aber der Großherzog schlief öfter darüber ein, und erwachte dann wieder mit der freundlichen Entschuldigung: „Sie sehen, Humboldt, es ist aus mit mir.“ „Auf einmal,“ fährt der Brief fort, „ging er in religiöse Gespräche über, klagte über den einreißenden Pietismus und den Zusammenhang dieser Schwärmerei mit politischen Tendenzen nach Absolution und Niederschlagen aller freien geistigen Regungen: „Dazu sind es unwahre Bursche, die sich dadurch den Fürsten angenehm zu machen glauben, um Stellen und Bänder zu erhalten! Mit der poetischen Vorliebe für das Mittelalter haben sie sich eingeschlichen.“ Bald legte sich sein Zorn und nun sagte er, wie er jetzt viel Tröstliches in der christlichen Religion finde: „Das ist eine menschenfreundliche Lehre, aber von Anfang an hat man sie verunstaltet. Die ersten Christen waren die Freigesinnten unter den Ultras.“

Das zweite ruht auf einer mündlichen Mittheilung Röhrs an mich. Der war am Sonnabend vor Pfingsten 1826 auf dem Schloß und sprach mit dem Großherzog in Geschäften. Sie standen am offnen Fenster, da begannen die Glocken das Fest einzuläuten. Der Fürst hörte eine Weile nachdenklich hin, dann sagte er: „Sie nehmen sicher Anstoß daran, daß ich nie zur Kirche und zum Abendmahl komme. Es sollte auch nicht so sein. Aber sehn Sie, in meiner Jugend war das nun einmal so, jetzt, wenn ich plötzlich käme, würden die Leute sagen: Seht, nun er alt wird, kriecht der alte Sünder zu Kreuze! Das kann ich nicht ertragen.“

Die hohe Weltbildung der Weimarer Dioscuren war doch geneigt, theils das Geheimnißvolle in den Tiefen der Natur anzuerkennen, theils Toleranz zu üben gegen entschiedne, blinde Gläubigkeit ihrer Freunde. Daher sehn wir mit den großen Weltgeistern verbunden einige positiv

christlich gesinnte Menschen. Sie gehören als Autoren nicht zu den Ersten der deutschen Nation, doch saßen sie als Freunde neben den Ersten. Ich habe sie wohl Propheten neben den Weltkindern genannt, zunächst aus Anlaß des bekannten goethischen Gedichtes, welches ein Mittagsmahl im Sommer 1774 zu Coblenz mit Lavater und Basedow schildert. Goethe nennt sich da den Heiden zwischen den Propheten, wiefern bei jenen Beiden religiöse Interessen vorwalteten, wenn auch nach entgegengesetzten Seiten. Er erzählt übermüthig, wie Lavater einem Pfarrer, der neben ihm saß, die sieben Siegel und Engel der Apokalypse auslegt, und Basedow einem Tanzmeister neben ihm das Unzeitgemäße der Kindertaufe darthut. So hätten sie gesessen: „Prophete rechts, Prophete links, das Weltkind in der Mitten." So dürfen auch wir Diejenigen Propheten nennen, in denen ein damals vereinzeltes Streben sich ankündigt, dem die Zukunft gehört: Vernunft und Cultur auszusöhnen mit lebendigem Christusglauben.

Es sind Menschen von absonderlicher Art und Mischung. Hamann [1730—1788] hat in Königsberg Theologie studirt, doch wegen eines Fehlers in seinem Sprechorgan nie ein geistliches Amt gesucht. Er will lieber ein Märtyrer als ein Miethling der Musen sein. Er hat ein Hauslehrerleben geführt, dann als Schreiber, Handlungsgehülfe, Packhofsverwalter in Königsberg, und dabei findet er Muse zu tausenderlei Studien; zuletzt im Kreise seiner Verehrer in Westphalen, auch in den pietistischen und katholischen Kreisen der Fürstin Gallitzin. Hamann war eine dämonische Natur, die sich in die Tiefe wühlt und das Federlesen der Pedanten verhöhnt, ohne es doch irgend zur klaren Gestaltung zu bringen. Wie Rousseau eifert er gegen Verkünstelung in Leben und Poesie: der Baum der Erkenntniß hat den Baum des Lebens überwuchert. Er ist durchdrungen vom Tiefsinn des alten Testaments und des alten Lutherthums. Er streitet zürnend gegen die Seichtigkeit und Nüchternheit der neuen Aufklärung. Die Berliner, Nicolai und Friedrich der Große, auch das französirende Wesen am Berliner Hof sind ihm gleich verhaßt: „Diese Aufklärung, sie kennt keinen anderen Gott als das Universum, keinen andern Heiland als einen homunculum, keinen andern Geist als den Buchstaben." Er fragt die Aufgeklärten, ob sie nicht wüßten, daß Gott ein Genie sei, der wenig darnach frage, ob sie ihn für vernünftig oder für unvernünftig hielten. Auch in der Religion will Hamann nur die innre Wahrheit, die eigne Empfindung gelten lassen, das Andre ist Koth des Dalai Lama. Er hat Theil genommen an der höchsten Bildung seiner Zeit, ja seine kleinen Schriften sind ihr stürmisches Morgenroth. Es sind seine Worte: „Die Zeugnisse mensch-

licher Kunst, Wissenschaft und Geschichte dienen alle zum menschlichen Siegel der Offenbarung, und ein Christ hat so wenig Ursache sie aufzugeben als Paulus seinen Überrock in Troas im Stiche zu lassen." Er hat kühne Gedanken ausgesprochen in prophetischen und apokalyptischen Bildern mit Vorstellungen aus dem gemeinsten Leben und Anspielungen aus den unzähligen Büchern, die er verschlang. In wunderlichem Humor hat er Geschmackloses und Geistvolles in einander gewebt. Es ist seine eigne Rede, daß er Vieles nicht mehr verstehe, was er geschrieben. Seinen Styl nennt er einen Heuschrecken- und Wurststyl. Über die Tendenz seiner Schriften: „Jerusalem ist eines großen Königs Stadt. Diesem Könige, dessen Name wie sein Ruhm groß und unbekannt ist, ergoß sich der kleine Bach meiner Autorschaft verachtet in das Wasser zu Siloah, das stille geht. Ein kunstrichterlicher Ernst verfolgte den dürren Halm und jedes fliegende Blatt meiner Muse, weil der dürre Halm mit den Kindlein, die am Markte sitzen, spielend pfiff, und das fliegende Blatt taumelte und schwindelte vom Ideal eines Königs, der mit der größten Demuth des Herzens sich rühmen konnte, hier ist mehr denn Salomo. Wie ein lieber Buhle mit dem Namen seines lieben Buhlen das Echo erwidert und keinen jungen Baum des Waldes mit den Schriftzügen und Malzeichen des markinnigen Namens verschont, so war das Gedächtniß des schönsten unter den Menschenkindern unter seinen Feinden eine ausgeschüttete Magdalenensalbe. Das Haus Simonis des Aussätzigen ward voll vom Geruch der Salbung; einige barmherzige Brüder und Kunstrichter aber waren unwillig über den Unrath und hatten ihre Nase nur vom Leichengeruche voll."

Hamann hat großen Einfluß geübt auf den jungen Herder, auch auf dessen frühern Styl und auf Jacobi, der versicherte, durch Hamann sei ihm Vieles in der Religion erst glaubhaft geworden. Seine Schriften verbreiteten sich als sibyllinische Blätter eines Propheten und Predigers in der Wüste, wenigen Freunden näher bekannt, vornehmlich durch Goethe, als der Magus im Norden. Die erste Sammlung solcher Blätter geschah durch den Consistorial-Präsidenten Roth in München. Als die neuere Zeit mit dem erwachten Sinn für das Christliche und Tiefsinnige ihm ihre Gunst zuwandte und er der Gegenstand einer fast unbedingten Verehrung wurden, ist durch Niebuhr, Hegel und Gervinus doch auch hingewiesen worde auf die dunkeln Schatten. Er war eine gewaltige Natur, eingetaucht in Überreste des Pietismus, die sich in Königsberg aus Speners Zeit erhalten hatten. Aber zur Klarheit und zum innern Frieden ist er nicht gekommen. In London,

mitten in einem liederlichen Leben, schlug er plötzlich um. Er wollte bloß noch von der Bibel wissen, nannte sich einen Brudermörder des eingebornen Gottessohnes, nun vom Geiste Gottes mit Trost überschwemmt: „Wie ein Schwamm habe ich mich aus Luthers Schriften vollgesogen." Sein Leben lang war er trotzig und verzagt; er nahm Wohlthaten von Freunden an, die er mißhandelte. Er lebte in einer Gewissensehe mit der Magd seines Vaters, der Mutter seiner Kinder. Es ist der Mühe werth, sich in seine Schriften hineinzuarbeiten, nicht als Brot des Lebens aber als Salz und Sauerteig.

Lavater [1741—1801], Diakon in Zürich, ist sein Leben lang ein Phantast gewesen. Als Knabe war er überzeugt, daß Gott seine Schularbeiten in der Nacht beßre. Als Mann hofft er lang auf die Wiederkehr des Johannes, er hat manchen Unbekannten darauf angesehn. Er hatte einen phantastischen Styl, und doch schreibt ihm Goethe den schönsten, schlichtesten Menschenverstand zu. Mit unermeßlicher Thätigkeit hat er persönlich und in Schriften mit frommem Enthusiasmus in feindseliger Zeit für Christi Sache gewirkt, wie Martha, die Vielgeschäftige für den Herrn. In seiner Jugend war er mit den weltlichen Geistern verbunden, ihnen nachstrebend. Vermittelt wurde dies Verhältniß durch die Physiognomik als die unfehlbare Wissenschaft aus den Gesichtszügen Charakter und Zukunft eines Menschen zu bestimmen. Später nahm er vorlieb mit den Beschränkten und Frommen, als die scharfen Weltgeister ihn mißhandelten. Goethe, dem er vorhielt: Christ oder Atheist, es gibt kein Mittleres, hat dem einstmaligen Jugendfreund schmeichelnde List und herrschsüchtige Klauen nachgesagt. In den Xenien ist Lavater gemeint unter der Überschrift „Der Prophet":

„Schade, daß die Natur nur einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff."

Auch diese Xenie wird ihn gemeint haben unter der Überschrift „Das Verbindungsmittel":

„Wie verfährt die Natur um Hohes und Niedres im Menschen
Zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit mitten hinein."

Und ein heimlicher Brand der Ruhmbegierde ist allerdings in Lavater gewesen. Er wollte von Troß und Mann und Weib bewundert sein. Dazu kam sein Schauspielertalent, das er unbewußt übte. Aber im „geheimen Tagebuch eines Beobachters seiner selbst" sehn wir, wie er sich's hat sauer werden lassen, um sein Ideal eines Christen im eignen Leben zu verwirklichen. Doch erkennt man auch das Talent

oder die Keckheit, sein inneres Leben bloßzulegen. Schlosser hat über ihn geurtheilt: „Er erregt und lehrt fromme Empfindungen, wie man schweißtreibende Mittel braucht.“ Er ist nie ein ängstlicher Pietist gewesen, er war für Rousseaus freisinnige Erziehung nach der Natur. Seine erste That war ein persönlicher kühner Angriff auf den tyrannischen Landvogt Grebel. Er wollte keine Kathedertheologie und kein Kathederchristenthum, sondern als That, Gefühl und anschauliche Geschichte, daher er unbedenklich auch mit Katholiken in Verbindung trat: „Was auch zu Ehren Christi gefabelt wird, um seinetwillen will ich's lieben.“ „Wer Christum lieb hat und ihn von Herzen seinen Herrn nennt und durch sein Wort sich bestimmen läßt, der ist ein Christ und ein Heiliger, er heiße Jesuit oder Akatholicus, Vernunftheld oder Schwärmer.“ Er hat an Gaßner geschrieben, den jesuitischen Dämonenaustreiber: „Laßt uns stille unsre Seelen einander mittheilen, die Welt ist's nicht werth, daß wir die Kraft Gottes ihr vor die Füße werfen.“ Sein Styl ergeht sich in Superlativen wie auf Stelzen. Aber dieser Superlativ ist Liebe zu Christus. Was er als Kind nicht bedurft hat, wo die Gottvater-Religion ihm genügt, bedarf er als Mann: einen menschenartigen Gott: „Die Menschen bedürfen nicht nur einen anbetungswürdigen Gott, sondern den sie als theilnehmend an ihren Bedürfnissen darstellen können. Das unsichtbare, ewige Wesen aller Wesen kann ohne Christus allenfalls von dem weisesten Menschen angebetet, aber nicht ohne ihn angefleht werden. In Christus hat sich die unbegreifliche Gottheit vermenschlicht. In ihm ist sie gedenkbar, anschaubar, genießbar geworden, anbetungswürdig geblieben und anrufbar geworden.“ So ist denn Christus sein Gott geworden, wie Goethe es nennt, sein „Paradiesvogel“. So denkt er sich auch Gott in der Weltgeschichte, wie es sein menschliches Bedürfniß erfordert, als einen bequemen, brauchbaren Gott. In ihm war ein glühender Durst nach sinnlicher Erfassung des Übersinnlichen. Schiller nennt ihn deßhalb einen Theophagen, und auf ihn und Viele seines Gleichen ist die Xenie gemünzt:

„Diesen ist alles Genuß, sie essen Ideen und bringen
In das Himmelreich selbst Messer und Gabeln hinauf.“

Lavater hat das Jenseits ähnlich wie Swedenborg beschrieben; nur was dieser als eine wirkliche Offenbarung ansah, gilt ihm, so weit es nicht aus der Schrift erwiesen werden kann, als Vermuthung. Doch meint er, das Geisterreich ist nicht verschlossen, nur verdeckt. Er scheut die Modernisirung des Altchristlichen nicht. So hat er eine Anzahl

Sprüche zusammengestellt und herausgegeben, wie Christus könnte gesprochen haben. Das erinnert fast an Bahrdt: „So spräch ich, wenn ich Christus wäre." Nur daß Lavaters Sprüche noch geistvoll sind. Dazu ist er wundergläubig, immer auf Wunder hoffend, denn die Kraft der Weißagung und des Wunders sei noch vorhanden, und die Religion in höchster Potenz ist ihm Magie, d. h. wunderthätige Macht. Er ist durch solchen Glauben mehrmals an Schwärmer und an Betrüger gerathen. Auf der Höhe seines Lebens ward er hochgefeiert, so auf seiner Wanderung nach Kopenhagen. In seinem Schweizerdialekt hat seine begeisterte Predigt von Christus mächtig gewirkt, dazu sein bedeutendes Gesicht, mit Spuren schweren Kampfes, auf der hohen, schlanken Gestalt. Besonders den Frauen hat er imponirt, den Weiblein, und seine religiösen Verbindungen mit einigen vornehmen Frauen tragen mitunter einen stark zärtlichen Beigeschmack. In seinem Alter hat er doch auch das Gefühl der Vereinsamung in seiner Zeit geschmeckt. Er klagt: „Es gibt lauter negative Menschen, Alles will rauben, Niemand geben; Alles will zerstören, Niemand bauen." In den letzten Jahren seines Lebens hat er mit großem persönlichen Muth die Sache seines Vaterlandes gegen die französischen Eroberer vertheidigt, und, wie er die Ahnung gewaltsamen Todes schon ausgesprochen, so ist er gestorben in Folge eines Schusses bei der Plünderung Zürichs durch die Franzosen.

Wie Lavater war auch Jung genannt Stilling [1740—1817] unter den Jugendfreunden Goethes in Straßburg. Als er wegen seiner altväterlichen Kleidung von andern Studenten verspottet wurde, nahm Goethe ihn in seinen Schutz und er hat sich an Goethe angeschlossen, der sein stilles, frommes Wesen liebte. Er hat damals ausführlich seine Lebensgeschichte niedergeschrieben. Goethe nahm die Handschrift mit sich nach Frankfurt, brachte Alles in's rechte Geschick und sendet zur rechten Hülfe in der Noth ein kleines Buch und ein stattliches Honorar. Wer sich eine Güte thun will, der mag den ersten Band von Stillings Leben lesen: es ist die Schilderung eines stillen Dorflebens in Westphalen. Der Vater war ein Dorfschneider, der bei den Eltern, kleinen Bauersleuten, den Tisch und eine Kammer hatte. Das einsame Schwärmen in einer schönen Natur, die mancherlei abergläubischen und gemüthlichen Eigenheiten dieses abgeschloßnen Bauernstammes sind in dieser Biographie dargestellt. Das Lesen einiger Volksbücher neben der H. Schrift, die Gewöhnung, alle Sagen gläubig aufzunehmen wie die Bibel, entwickelt in dem weichen phantasievollen Knaben die zarteste, natürliche Empfindsamkeit gegenüber den rauhen Berührungen des alltäglichen Lebens. Er hat lange geschwankt zwischen dem Beruf eines

Schneiders und eines Schulmeisters. Endlich siegt der Drang nach höhrer Bildung über alle Schwierigkeiten, er wirft sich kühn in die Arme Gottes, studirt in Straßburg Medicin, heirathet noch als Student ein schwindsüchtiges Mädchen. Bald herrscht Noth, erst beim praktischen Arzt und dann beim Professor der Cameralwissenschaften in Marburg, bis die Staaroperationen und eine gottselige Betriebsamkeit seine Zeit ganz ausfüllen und er als der fromme Gesellschafter des Großherzogs Friedrich von Baden Ruhe findet. Seine Grundlehre ist der Glaube an die speciellste göttliche Vorsehung. Er meint zu seinem Lebensgang gar nichts beigetragen zu haben, erblickt darin eine planvolle göttliche Leitung zu einem Zwecke, zu seinem wahren Beruf im Großen und Ganzen für das Reich Gottes zu wirken. Seine Einfälle hat er oft als göttliche Eingebungen angesehn, so jenes Mädchen zu heirathen, das er eben nur kennen gelernt hatte an einem Krankenbett. Er erzählt von wunderbaren Gebetserhörungen: Hülfe bei kleiner Noth, um Essen, Trinken, ein Stück Geld. Und jede solche Hülfe in der Noth betrachtet er wie unmittelbar vom lieben Gott ihm ausgezahlt. Goethe hat später geurtheilt: „Der wunderliche Mensch glaubt eben, er brauche nur zu würfeln, und unser Herrgott müsse ihm die Würfel setzen. Seine Erzählungen sind nicht überall ganz lauter, sondern aus Wahrheit und Dichtung zusammengesetzt.“ Es werden das unwillkürliche Selbsttäuschungen sein. Gegenüber den Gedanken der französischen Revolution und der deutschen Geisterumwälzung hat Jung-Stilling eine kämpfende Stellung eingenommen in seiner Zeitschrift: Der graue Mann. Er hat in diesem Sinn auch eine Anzahl Tendenzromane verfaßt, worin das Ideal eines kleinen christlichen idyllischen Staates dargelegt ist. Er hat gerechnet auf die nahe Wiederkunft Christi, das Jahr hat er bald so, bald so bestimmt, spätestens mit Bengel auf 1836. In der französischen Revolution und im deutschen Rationalismus sah er den Antichrist. So ist er immer mehr von der gemüthvollen zur orthodoxen Auffassung des Christenthums übergegangen, doch erlaubt ihm sein liebevolles Herz nicht, streng orthodox zu sein. Er hat geglaubt an die Endlichkeit der Höllenstrafen, an die Geltung des Verdienstes Christi zur Beseligung der Heiden. Bei seiner Glaubensfülle wird er doch oft vom Zweifel angefallen, der dem Betenden in's Ohr flüstert: „Dein Beten hilft nichts, denn was beschlossen ist, geschieht doch oder die Erhörung deiner Gebete ist Zufall.“ Er glaubt sich verpflichtet, das niederzukämpfen. Goethe, der ihn 1815 wiedersah, meinte: „Stilling ist in seinem Glauben an die göttliche Vorsehung ganz zur Mumie geworden.“ Damals hat er in Verbindung mit Schwärmern und Geistersehern gestan-

den, und doch hat er in seinem „Theobald oder die Schwärmer" warnend eine psychologische und fast historische Darstellung von Schwärmer-Secten des 18. Jahrhunderts gegeben, namentlich von den Ronsdorfern. Nächst seiner Lebensbeschreibung hat er am bedeutendsten eingewirkt durch sein „Heimwehbuch", eine weit und künstlich ausgesponnene Allegorie, darin der zweite Grundton seines Lebens, das Heimweh nach einem höhern Vaterland, durchblickt. Das Buch trägt die Aufschrift: „Selig, die das Heimweh haben, denn sie werden heimkommen." Es hat sich eine zerstreute Gemeinde von Stillings Freunden noch nach seinem Tod erhalten.

Matthias Claudius [1743—1815], der Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts in Jena Jura studirt hat, dann Bankrevisor in Altona war, gehört in diese Reihe moderner Propheten, nicht wegen seines Rheinweinliedes, obwohl auch darin gutmüthige Herzlichkeit ausgesprochen ist. Aber auf ihn ist Klopstocks Gesinnung vererbt, nur in einfacher, volksthümlich herzlicher Art. Zwischen Kinderreden und Schalkhaftigkeit vernimmt man ernste, heilige Gedanken. In ihm war die Liebe zum Altväterlichen und ein Gefühl Dessen, was der Mensch innerlich bedarf zum Leben und zum Sterben: „Ich bin kein Liebhaber von Neuigkeiten in Sachen der Religion. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, das die Gelehrten ihm einbrocken." Mit solcher Rede hat sein „Wandsbecker Bote" an manches Fenster geklopft, an den alten Christus erinnernd und die vornehme Aufklärung gutmüthig neckend. So sein Dialog über die großen aufgeklärten Geister, die das Kreuz abschaffen wollen: „Es ist doch eine gar schöne Figur, wenn's auch weiter nichts wäre, und dann ist es doch auch manchem betrübten Menschen zum großen Troste gewesen." Er schreibt einmal an einen Glaubensgenossen: „Es macht dir graue Haare, unsern Herrn Christus verkannt und verachtet zu sehn. Seinetwegen brauchst du dir keine grauen Haare wachsen zu lassen. Er wird wohl bleiben, was er ist. Wer nicht an ihn glauben will, muß zusehn, wie er ohne ihn rathen kann. Ich und du können das nicht. Wir brauchen Jemand, der uns hebe und halte, weil wir leben, und uns die Hand unter den Kopf legen, wenn wir sterben. Und das kann er überschwänglich nach dem, was von ihm geschrieben steht, und wir wissen Keinen, von dem wir's lieber hätten." Dieser Glaube ist voll sittlichen Ernstes:

„Der Offenbarung Wundergaben
Alle Süßigkeiten haben,
Alles dieses hilft uns nicht,
Wo man nicht den Willen bricht."

Einem aufgeklärten Prediger legt er persiflirend die Resultate seines Verfahrens in den Mund: „Ich sehe die ersprießlichsten Folgen meiner Methode. Das Bewußtsein und der edle Trotz auf die schönste Gabe des Himmels lebt und webt in meiner Gemeinde, der gemeinste Kerl fordert Gründe, lacht über Glauben und Vertrauen.“ Gegen eine solche Vernunfttheologie meinte Claudius: „Die Religion aus der Vernunft verbessern kommt mir ebenso vor, als wenn ich die Sonne nach meiner alten hölzernen Hausuhr stellen wollte.“ Die pedantische Beweisführung der Theologen und Philosophen zunächst noch in der Weise Wolfens persiflirt er durch diesen Syllogismus: „Ein Student ist kein Rhinoceros, denn ein Rhinoceros ist ein Thier mit einem Horn auf der Nase. Nun aber hat ein Student kein Horn auf der Nase, folglich ist er kein Rhinoceros. Qu. e. d.“ In die Verse eines ABC-Buches bringt er seine schalkhafte Polemik, so zum Exempel E: „Erleuchtet das Jahrhundert ist, der Esel Stroh und Disteln frißt.“ Er verstand es, göttliche Dinge in harmlosem Scherz zu verhandeln, weil er mit dem lieben Gott auf vertraulichem Fuße lebte. Sein Christenthum war Gefühl, Bedürfniß und Erfahrung. Als er durch Polemik in seinem Alter hingedrängt wurde auf mehr orthodoxes lutherisches Dogmensystem, trat eine Ermattung und Vernüchterung ein. Damals ist er mit den Freunden seiner Jugend, mit Herder und Jacobi zerfallen.

Die genannten kleinen Propheten veranlaßten und repräsentirten kleine gläubige Kreise zwischen den gottbegnadigten Weltkindern. Aber durch die Umwandlung der theologischen und allgemeinen literarischen Bildung machte der denkende Geist mehr und mehr sich geltend als der höchste Herrscher. Seine Vertiefung in sich selbst, seine Antwort auf die Frage: was ist Wahrheit, aus ihm selbst geschöpft, wurde als Wissenschaft zur Philosophie, und sie ist die dritte Macht im deutschen Geisterreich geworden. Auch hier ist eine Umwälzung geschehn, die ein neues Verhältniß der Philosophie zu Kirche und Christenthum hervor gebracht hat.

§ 289. Die deutsche Reformation der Philosophie.

Im protestantischen Deutschland war seit den achtziger Jahren Vernunft und Freiheit anerkannt als berechtigt zur Weltherrschaft. Aber was man Vernunft nannte, war ein gesunder Hausverstand, oder

geniale Phantasie mit ihren Einfällen, unklare Subjectivität, nichts Nothwendiges und Allgemeines. Was man Freiheit nannte, war doch nur ein unbestimmter Drang nach Freiheit. Da hat sich die Philosophie entwickelt im deutschen Gemüth und im Protestantismus. Es scheint ein Zufall zu sein, daß die Meister der neuern Philosophie Deutsche sind und Protestanten. Doch war's wenigstens naturgemäß, daß das denkende Volk, das den Franzosen lang erschienen ist als ein Volk von Philosophen, Gelehrten, Ideologen, solche philosophische Gipfel emporgetrieben hat. Zwischen Philosophie und Protestantismus besteht Verwandtschaft, weil beide sich gründen auf die Selbständigkeit des Gedankens. Zwar der Katholicismus hat Giordano Bruno hervorgebracht, aber auch verbrannt; das Judenthum Spinoza, aber es hat ihn ausgestoßen und verflucht.

Immanuel Kant [1724—1804], der Sohn eines Sattlers, in frommer Zucht aufgewachsen, hat in seiner Vaterstadt Königsberg Theologie studirt und in den umliegenden Dorfkirchen gepredigt. Er ist 9 Jahre lang Hauslehrer, 15 Jahre Privatdocent gewesen und hat dann als alternder Junggeselle das einfache Leben eines deutschen Professors geführt, genau nach der Uhr, aber auch streng nach sittlichen Grundsätzen, mit der Herrschaft des Willens, der selbst dem Schnupfen und dem negativen Gedächtniß gebot, das zu vergessen, was er vergessen will. Kuno Fischer hat ein köstliches Bild dieses Lebens aufgestellt, zunächst in Vorträgen, dann im 3. Band seiner Geschichte der Philosophie und hier hat er auch die kantische Philosophie in ihrer ganzen wissenschaftlichen Schärfe dargelegt. Kant hat schon nah dem Greisenalter das reife Werk seines Geistes verfaßt, die „Kritik der reinen Vernunft", in wenig verständlicher Sprache. Erst von Jena aus, durch unsere Jenaer Literatur-Zeitung und durch Reinhold kam diese Philosophie zur Anerkennung und einer Art geistigen Herrschaft.

Kant hatte den Aberglauben der Wolfischen Schule vorgefunden: jede Wahrheit, außer der geoffenbarten, kann und muß erwiesen werden wie ein mathematischer Satz, die Tugend ein Mittel zur Glückseligkeit. Die kühnern Geister wußten von Humes Bezweiflung aller Wahrheit als Ausgangspunkt, von Lockes alleinigem Vertrauen auf die sinnliche Erfahrung, von französischen Philosophen, die an keine Tugend glaubten und den Egoismus auf den Thron setzten. Kant hat angefangen mit dem Anfang: der Geist muß vorerst sich selbst untersuchen, ob und wiefern er vermag, Wahres zu erkennen. Das ist die Kritik der reinen Vernunft. Sie untersucht das menschliche Werkzeug zur Erkenntniß der Wahrheit. Zur Frage: Was kann ich wissen? ge-

sellt sich dann die Frage: was soll ich thun und was darf ich hoffen? Er findet Alles ungewiß; nicht einmal, daß die sinnlichen Dinge das sind, als was sie uns erscheinen, ist sicher. Wir wissen nur, daß alle geistig gesunden Menschen sich die Dinge in bestimmter Weise vorstellen. Doch öffnet sich bereits in dieser Untersuchung eine sichre Erkenntniß in der Nachweisung bestimmter geistiger Gesetze, unter denen wir nothwendig Alles denken, insbesondre unter den Formen von Raum und Zeit. Kant hat seine tiefsinnige Nachweisung, daß Raum und Zeit nicht aus irgend einer sinnlichen Erfahrung abgezogne Begriffe, sondern ursprüngliche Vernunftanschauungen sind, zugespitzt zu der Behauptung, daß sie nur in unsrer Vernunft sind: die Zeit sind wir selbst.

Als die Geheimnisse der Kirche von der freisinnigen Theologie weggeworfen wurden, hielt diese desto fester an den natürlichen Religions-Wahrheiten: an der sittlichen Freiheit, dem persönlichen Gott, der individuellen Unsterblichkeit. Man hatte aus alter Überlieferung stattliche Beweise, und neue dazu gemacht. Kant stellt andere dagegen, ebenso berechtigt: daß der Mensch unfrei sei gegenüber der Naturnothwendigkeit, daß kein Gott existire verschieden von der Welt, und der Tod das Ende alles Dessen, was einen Anfang gehabt. Er nannte das die Antinomien der Vernunft, Nachweisungen des Widerspruchs, der herauskommt, sobald den Vernunftideen objective Wahrheit zugesprochen werden soll. Aber er ist kein negativer Geist: mit dem mächtigen Drang nach Wahrheit ist in ihm das Bewußtsein, daß sie sei und für Menschen sei, aufgegangen. Alles schwankt, da besinnt er sich, daß Eins fest steht: redlichen Mannes Wort und woraus es stammt, das Gewissen, das Sittengesetz. Das bedarf keines Beweises, es ist gewiß durch sich selbst. Wer es leugnet, muß sich als einen Schurken verachten. Das ist der kategorische Imperativ, das frei zu erfüllende und doch unbedingte Gebot des Gewissens. Es ist für ihn der Punkt des Archimedes geworden, von dem aus seine Welt sich wieder begründet: die Sinnenwelt als etwas Wirkliches, auf das einzuwirken das Sittengesetz gebietet; die Freiheit als Bedingung der Sittlichkeit, Gott und Unsterblichkeit als Postulate der praktischen Vernunft. Sie sind nicht gewußt, nicht bewiesen, aber das Sittengesetz fordert ihre Wirklichkeit. Es setzt sie nothwendig voraus. Man muß handeln, als ob sie wären. Es ist nicht genau zu sagen: Gott ist, sondern: ich muß handeln, als ob er sei. Dies der auf das Sittengesetz gegründete Glaube, die Religion des Sittengesetzes als göttlichen Gebots.

Das Verhältniß dieser Philosophie zum Christenthum hat Kant in

einer spätern Schrift bestimmt als Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft. Er meint, die Möglichkeit, ja eine gewisse Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung sei nicht zu bestreiten, aber nur einer relativen, ihr Inhalt die vorausgegebne religiöse Wahrheit, während jetzt das Sittengesetz mit seinen Postulaten ausreicht. Das ist derselbe Gedanke, den Lessing ausgesprochen hat in der Erziehung des Menschengeschlechts. Aber das Christenthum ist ein großes, welthistorisches Institut sittlicher Bildung, der Christus der Evangelien ein sittliches Ideal. Daher ist es Pflicht, sich dem Christenthum anzuschließen, aber auch auszuscheiden, was nicht der sittlichen Bildung dient. Für den volksthümlichen Gebrauch sind Schriftsätze und Dogmen in diesem Sinn zu deuten: die Erbsünde ist das natürliche, böse Gelüste; der Sohn Gottes der durch seine sittliche Kraft gebesserte Mensch; die Versöhnung nach dem Zwiespalt der Leidenschaften durch Anerkennung der Herrschaft des Sittengesetzes. Ob nun der historische Christus wirklich so gewesen ist, wie die Evangelien ihn schildern, ist an sich ungewiß: für die Religion bedeutsam ist nur das an die geschichtliche Erscheinung angeschloßne sittliche Ideal.

In Folge des preußischen Religions-Edicts ist im October 1794 eine Cabinetsordre an Kant ergangen des Inhalts: „Unsre höchste Person hat schon seit geraumer Zeit mit großem Mißfallen ersehn, wie Ihr Eure Philosophie zur Entstellung und Herabwürdigung mancher Haupt- und Grundlehren der H. Schrift und des Christenthums mißbraucht. Wir haben Uns zu Euch eines Bessern versehn; da Ihr selbst einsehn müßt, wie unverantwortlich Ihr dadurch gegen Eure Pflicht als Lehrer der Jugend und gegen Unsre, Euch sehr wohl bekannte landesväterliche Absichten handelt. Wir verlangen des Ehesten Eure gewissenhafte Verantwortung und gewärtigen Uns von Euch, bei Vermeidung Unsrer größten Ungnade, daß Ihr Euch künftighin nicht dergleichen werdet zu Schulden kommen lassen, sondern vielmehr Eurer Pflicht gemäß Euer Ansehn und Euer Talent anwendet, daß Unsre landesväterliche Intention mehr und mehr erreicht werde; widrigenfalls Ihr Euch bei fortgesetzter Renitenz unfehlbar unangenehmer Verfügungen zu gewärtigen habt." Kant stand damals im 70. Jahr, ein stiller Mann schloß er seine Rechtfertigung mit dem Versprechen: „Um auch dem mindesten Verdachte vorzubeugen, so halte ich für das Sicherste, hiermit als Ew. Königl. Majestät getreuester Unterthan feierlichst zu erklären, daß ich mich fernerhin aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sei die natürliche oder die geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen als in Schriften gänzlich enthalten werde." Über den

Vorfall hat er tiefes Schweigen beobachtet. Erst als Preußen von der Last jener Regierung befreit und Kant nicht mehr der getreuste Unterthan Friedrich Wilhelms II war, hat er in der Vorrede zu seiner Schrift vom Streit der Facultäten jenen Wöllnerschen Befehl und seine Folge bekannt gemacht.

Wissenschaftliche Gegner haben gegen ihn eingewendet, daß seine Deutung der H. Schrift und der Dogmen zu bloßen Sittenlehren nicht wahr und nicht gerecht sei. Nach seiner Philosophie erscheine die Religion nur als Krücke der Moral und mit der Mahnung, ihrer immer mehr entbehren zu können. Ja, es sei ein Widerspruch mit sich selbst: die Autonomie des Sittengesetzes und die Religion als göttliches Gebot. Dazu sei das nur der gesetzliche Standpunkt: höher und milder sei der Hirtenstab Christi als der Korporalstab des kategorischen Imperativs. Doch entsprach diese strenge Tugend, nur um ihrer selbst willen, dem Ernst deutscher Gewissenhaftigkeit, wenn auch Schiller darüber einmal scherzte in der Xenie:

„Gerne dien ich dem Freunde, doch thue ich's leider aus Neigung,
Und so wurmt es mich oft, daß ich nicht tugendhaft bin."

Aber je mehr Kant mit kaltem Scharfsinn Alles kühn preisgab, was die Welt hochstellte, desto ergreifender war seine Achtung vor dem allein und unmittelbar Gewissen. Da wird seine Rede oft erhaben und feierlich: „Es gibt nichts Erhabeneres als den Sternenhimmel über mir und das sittliche Gesetz in mir."

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts übte diese Philosophie unermeßlichen Einfluß in allen deutschen Landen, während ihr hochbegabter Schöpfer fast in Blödsinn verfiel. Fernow hat damals in Fichtes Stammbuch geschrieben: „Gott sprach, es werde Licht! und es entstand die kantische Philosophie." Reinhold versicherte: nach 100 Jahren werde Kant dieselbe Reputation haben wie Jesus Christus. Passender hat er ihn genannt einen zweiten Sokrates, dessen Mitwissen weiter reiche als das Wissen der Sophisten. Das Bleibende war jedenfalls die Einkehr des Geistes in sich selbst, dieser wahre Anfang der Philosophie, die Untersuchung dessen, was und wie der Mensch als Wahrheit zu erkennen vermag, und der sittliche Ernst.

Ergänzend stand neben dem Königsberger Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi [1743—1819] aus Düsseldorf, zum Kaufmann in Genf sorgfältig gebildet. Jung, reich, glücklich vermählt, stand er einem großen Geschäftswesen vor. Sein Landhaus Pempelfort am Rhein versammelte gastlich die hohen Geister Deutschlands. Dort hat Goethe nach mannigfachen Reden einmal gesagt: „Fritz, du mußt auch

Hand anlegen und ein Buch schreiben." So ist Allwills Briefsammlung entstanden, das Fragment eines Romans, dem Goethe selbst als Held gesessen hat. Jacobi wurde durch den Sturm der französischen Revolution vom Rhein verscheucht und lebte bei Freunden in Holstein und Hamburg. Als sein Vermögen meist verloren war, ist er in glänzenden Staatsdienst getreten als Präsident der Münchener Akademie der Wissenschaften. Das Weib seiner Jugend war früh gestorben, zwei altgewordne Schwestern, die Tanten, pflegten und verhätschelten ihn.

Bei edler Weltbildung war in ihm ein religiöser Sinn. Als Jüngling hat er sich einer pietistischen Genossenschaft der „Feinen" in Elberfeld angeschlossen, wohl ein Überrest der Ronsdorfer Secte in ihrer ersten Gestalt. Er wollte die Ahnungen seines Herzens mit seiner Vernunft aussöhnen. Auch er ist von Humes Zweifeln ausgegangen, aber er findet nicht wie Kant etwas Gewisses über das Übersinnliche allein im Gewissen, sondern er gab dem Humeschen Glauben, der unsichren instinctmäßigen Voraussetzung des gewöhnlichen Lebens, die höhre Bedeutung, das vernünftige Recht. Er war einig mit Kant über die Unmöglichkeit des Beweises für die Wahrheit der Ideen, aber sie bedürfen auch nicht des Beweises; ihnen kommt eine unmittelbare Gewißheit zu, wie dem Sittengesetz so der Kunst und Religion. Diese unmittelbare Zuversicht nennt er bald Glauben, bald Gefühl, bald Vernunftanschauung. Er zeigt, daß auch unsre sinnliche Erfahrung dadurch bedingt sei, auch das Causalitätsgesetz ist gegründet auf das Vertraun des Geistes zu sich selbst: „Es gibt kein Band zwischen Ursache und Wirkung als den Köhlerglauben." Jede Philosophie ohne diese Anerkennung verliert sich nach oben und nach unten in baares Nichts. So hat er das Recht des gläubigen Gemüths vertheidigt gegen Hume und Kant, wie nachmals gegen Schelling, ja gegen ein zum Unglauben geneigtes Zeitalter. Er schreibt: „Es ist an dem, daß Lichtenbergs Weißagung: unsre Welt wird noch so fein werden, daß es ebenso lächerlich sein wird an Gott zu glauben als heute an Gespenster, in Erfüllung zu gehn scheint. Wir selbst werden sein wie Gott. Wir werden nur noch an Gespenster glauben. Wir werden wissen, Sein und Wesen ist und kann nur sein — Gespenst."

Jacobi hat einen hohen philosophischen Scharfsinn erwiesen in Darlegung und Zergliederung fremder philosophischer Systeme, Spinozas, Humes. Der Ton des Affects war ermäßigt durch seine feine Bildung. Die Schönheit seiner Darstellung zeigt sich nicht sowohl im Glanz, sondern darin, daß sich die Worte wie nasse Gewänder an den Gedanken anlegen. Es stärkte das Vertrauen zur Berechtigung des religiösen Geistes, daß

ein so scharfsinniger geistvoller Mann in edler Individualität seine Sache führte. Allein dieses Mystische, dieser Glaube, erschien doch unkräftig in der Wissenschaft, jedem Mißbrauch offen, bis zur Behauptung, alles Ringen nach dem Wissen in der Philosophie ende nothwendig mit Gottesleugnung. Jacobi hat über sich scherzend, doch wahr, erklärt: seine Philosophie sei die Unphilosophie, die im Nichtwissen ihr Wesen habe. Dennoch er selbst gehört nicht eigentlich unter die Gläubigen, er hat nur die Sehnsucht, das Bedürfniß des religiösen Glaubens, das er seinen Brüdern im Unglauben verständlich machen will. Er macht einen salto mortale vom philosophischen Wissen zum religiösen Glauben, aber: „Trotz aller Unzulänglichkeit der Philosophie muß man doch immer fortphilosophiren: dies oder katholisch werden, es gibt kein Drittes". Er hat im menschlichen Gemüth einen tiefen geheimnißvollen Schatz geahnt, und wenn er selbst ihn zu heben nicht vermochte, hat er ihn doch siegreich vertheidigt gegen die Ungläubigen und die Aufmerksamkeit unablässig auf ihn hingelenkt. Es ist fast sein literarisches Testament: „Ich wollte über etwas in das Klare kommen, über die mir eingeborne Andacht zu einem unbekannten Gott." Und es ist die Stimme seines Herzens: „Ich bin nicht, ich kann nicht sein, wenn Gott nicht ist." Seine Stellung zum Christenthum hat er dargelegt in der Schrift: Von Gott, den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung. Nach seiner eignen Bezeichnung ist diese Schrift gerichtet gegen die Idealisten, welche das Christenthum zur bloßen Vernunftreligion verflüchtigen, aber auch gegen die Realisten, welche es als bloße Geschichte auf Autorität hinnehmen. Letztere hat er persönlich in Claudius, dem spätern Claudius angegriffen, mit der Nachweisung, daß nicht das historische Factum, z. B. die Erscheinung des Gottessohns, sondern das Gewissen und das Selbstfühlen die Hauptsache der Religion sei: „Das wahre Sein des Menschen ist das Bewußtsein seines Zusammenhangs mit Gott, welches einer äußern Autorität, auch der Autorität Christi so wenig bedarf als der philosophischen Argumentation. Der Realist schreibt durch eine Selbsttäuschung der äußern Offenbarung zu, was in ihm selbst liegt und durch die Lehren der H. Schrift in ihm nur geweckt wird. Ihm geschehe wie den Kindern, die, auf einem Stecken reitend, meinen, das Pferd trage sie." Darauf hat Claudius geantwortet: die ideale Religion gleiche einem gemalten Pferde, das man bewundern könne, aber Niemand könne darauf reiten. Jacobi meinte mit jenem Gegensatz die Ahnung einer gerechten Mitte zu haben, aber er hat sie nicht aufgefunden und ist geschieden mit dem Bekenntniß: „Ein Heide mit dem Verstand, mit dem Gemüth ein Christ, schwimme ich zwischen zwei

Wassern, die sich nicht vereinigen wollen, so daß sie mich gemeinschaftlich trügen, sondern wie das Eine mich unaufhörlich hebt, so versenkt mich unaufhörlich das Andere."

Kant hatte zum Gegenstand der Philosophie das alte delphische: Erkenne dich selbst genommen, und das ist der Anfang; aber das nie aufzugebende Ziel der Philosophie ist die Erkenntniß des an sich Seienden, des Absoluten und wie alles Endliche aus ihm geworden ist. Kant ist stehn geblieben bei den Kategorien und bei dem Sittengesetz; was die Dinge an sich seien, läßt er unbekannt. Auch Gott und die Ideen sind nur Postulate der praktischen Vernunft, anzunehmen um des Sittengesetzes willen. Neben ihm hatte Jacobi nur das ungerechtfertigte Vertrauen. Und doch hat Kant die mächtigste Anregung gegeben, alles Seienden Grund und Wesen zu erkennen. Von diesem Punkte aus sind drei gigantische Systeme entstanden, die da meinten, Gott selbst zu erkennen, das göttliche Bewußtsein zu construiren, die Welt im Gedanken nachzuschaffen.

Hier an unserer Universität stand die Wiege dieser drei großen Philosophen: Fichte, Schelling, Hegel haben in Jugendkraft hier gelehrt, in Berlin sind sie gestorben, Schelling wenigstens abgestorben. Es war eine schöne sinnvolle Gabe, als der Prinz von Preußen mit der Tochter Weimars an seiner Seite zum Jubelfest unsrer Universität die Erzbüsten der Drei sandte, wie es heißt im königlichen Brief: „als das Andenken an den gemeinsamen Ruhm der beiden Universitäten Berlin und Jena". Nur der Erstgenannte, Fichte, gehört nach seiner Bedeutung und Wirksamkeit noch in diesen Zeitabschnitt.

Johann Gottlieb Fichte [1762—1814], Sohn eines Bandwirkers im Dorfe Rammenau, hat als Knabe durch seine Fertigkeit, die Predigt des Pfarrers wieder zu produciren, die Aufmerksamkeit des Gutsherrn, eines Herrn von Miltitz auf sich gezogen, der ihm die Mittel einer Schulbildung verschaffte und ihn nach Schulpforta gebracht hat. Aber da wird ihm der Schulzwang unerträglich, er beschließt zu fliehn, wo möglich wie Robinson auf eine einsame Insel. Auf dem Weg nach Naumburg kommt ihm die Erinnerung an ein Wort seines alten Pfarrers, daß man jedes Werk mit Gott und Gebet anfangen müsse. Als er so auf einem Hügel niederkniet, ergreift ihn das Gefühl, daß er seine Mutter nie wiedersehn werde, und er kehrt in den Schulzwinger zurück mit dem aufrichtigen Geständniß dessen, was er gewollt. Er hat in Jena in herber Dürftigkeit Theologie studirt, öfter gepredigt, doch ohne das theologische Examen zu machen. Er scheint seiner gelehrten Kenntnisse nicht sicher gewesen zu sein. Als Hauslehrer ward

er umhergeworfen, da seine schroffe Individualität mit den vorgefundenen häuslichen Verhältnissen häufig zusammenstieß. In stolzer Beurtheilung weltlicher Verhältnisse, mit dem stürmischen Herzen unter der hohen, kalten Stirn erfüllt ihn die Sehnsucht nach Thaten. So schreibt er an die nachmalige Genossin seines Lebens: „Ich habe zu einem Gelehrten von métier so wenig Geschick als möglich. Ich will nicht bloß denken, ich will handeln; ich mag am wenigsten über des Kaisers Bart denken. Wenn Sie sagen, am Hofe, und würde ich selbst Premierminister, sei kein wahres Glück: so reden Sie aus meiner Seele. Das ist unter dem Monde nirgends, bei Dorfpfarrern so wenig als beim Premierminister. Der Eine zählt Linsen, der Andre Erbsen. Alles auf der Erde ist unbeschreiblich klein: aber Glück ist's auch nicht, was ich suche. Ich habe nur eine Leidenschaft, nur ein Bedürfniß, nur ein volles Gefühl meiner selbst, das außer mir zu wirken. Mein Stolz ist, meinen Platz in der Menschheit durch Thaten zu bezahlen; an meine Existenz auf die Ewigkeit hinaus für die ganze Geisterwelt Folgen zu knüpfen. Ob ich's that, braucht Keiner zu wissen, wenn es nur geschieht. Was ich in der bürgerlichen Welt sein werde, weiß ich nicht. Werde ich statt des unmittelbaren Thuns zum Reden verurtheilt, so ist meine Neigung deinem Wunsche zuvorgekommen, daß es lieber auf einer Kanzel als auf einem Katheder sei."

Schon nahe dem dreißigsten Jahr wurde er nach Warschau als Hauslehrer empfohlen, mißfiel dort in einem hocharistokratischen Hause gänzlich und reiste mit einigen als Entschädigung erstrittenen Ducaten über Königsberg zurück, um dort Kant zu begrüßen. Der Philosoph von Königsberg empfing ihn höflich kalt, wie ein geistvoller Mann gegen Unbekannte selten anders sein wird. Um ihm etwas zu sein, setzt Fichte sich im Gasthof hin und schreibt den Versuch einer Kritik aller Offenbarung. Nun wird Kant zutraulich. Fichte wollte nach Sachsen zurück, das Examen machen und ein geistliches Amt suchen. Aber der letzte Ducaten ist zu Ende. Bei Niemand will er betteln und borgen als bei Dem, den er für den Weisesten und Besten hält. Er schreibt an Kant einen stolzen, rührenden Brief. Kant antwortet nach drei Tagen: er habe sich noch nicht resolvirt; unter 14 Tagen habe er's keinesfalls. Am sechsten Tage schreibt er's ihm ab. Aber er hat Beßres für ihn gethan: durch seine Empfehlung erhält Fichte eine Lehrerstelle bei Königsberg und für seine Handschrift einen Verleger. Damals hatte Kant seine Schrift über das Verhältniß der Philosophie zur Religion noch nicht herausgegeben. Die Kritik der Offenbarung sprach im Styl der kantischen Schule dieses Verhältniß scharfsinnig aus:

ein weltherrschender Gott muß sein, und jedes sittliche Wesen ewig fortdauern, wenn der Endzweck des Sittengesetzes erreicht werden soll; eine Offenbarung als göttliche Mittheilung an den Menschen außerhalb seiner natürlichen Kräfte ist für Gott als den Herrn der Natur möglich, aber nur an ihrem vernunftgemäßen Inhalt zu erkennen; glaublich für den, der zur sittlichen Förderung ihrer bedarf, unbeweisbar, aber auch unwiderlegbar. Das Buch ward in Königsberg, wie man sagt durch ein Versehn des Verlegers, ohne den Namen des Verfassers gedruckt. Man sah es an als ein Werk des Meisters selbst; in der Literatur-Zeitung wurde es mit unbedingter Verehrung begrüßt: der erhabene Verfasser sei nicht zu verkennen. Wie war man verwundert, als Kant anzeigte: nicht er sei der Verfasser, sondern ein Candidat Fichte aus der Oberlausitz. Damals war noch die frische, naive Zeit in Deutschland, wo eine Recension über das nächste Geschick eines Buches entschied, und Fichte, rasch auf die Höhen gelehrten Ruhms emporgetragen, konnte jetzt nicht nur muthig wie immer, sondern auch sorglos mit der Geliebten seiner Jugend, einer Schwestertochter Klopstocks, sich vermählen. Im Hause ihres Vaters zu Zürich trug er einem Kreis von Freunden, unter ihnen Lavater, die Kantische Philosophie vor in unmerklichem Übergang zu eigner Gedankenwelt. Hier hat ihn die französische Revolution fortgerissen in ihrem ersten, idealen Schwunge. So schreibt er seinen „Beitrag zur Berichtigung der Urtheile über die französische Revolution" und seine „Zurückforderung der Denkfreiheit von den Fürsten Europens". Beide Schriften erwarben ihm den Namen eines Demokraten, damals in deutschen Landen seltner und gefahrvoller als heutzutage. Aber als Reinhold 1794 nach Kiel berufen wurde, hielt Karl August allein Fichte für den Mann, der ihn ersetzen könne. Goethe nennt seine Berufung ein Werk der Kühnheit, ja der Verwegenheit. Von der Jugend ward dieser Vertheidiger der Menschenrechte mit höchster Erwartung begrüßt, und wenn je Einer war er zum Professor der Philosophie geboren. Nicht daß er mit dem höchsten Pathos der eignen Überzeugung eine bestimmte Wahrheit einflößte: er weckte den denkenden Geist, ließ den Gedanken vor den Augen der Zuhörer entstehn, man hörte ihn gleichsam pochen und graben nach der Wahrheit. Forberg, der mit scharf beobachtendem Auge neben ihm saß, urtheilte: „An Fichte wird geglaubt, wie niemals an Reinhold geglaubt worden ist. Man versteht jenen freilich noch ungleich weniger als diesen: aber man glaubt dafür auch desto hartnäckiger. Ich und Nicht-Ich sind jetzt das Symbol der Philosophen von gestern."

Seine Hauptvorlesung war die Wissenschaftslehre als die

Wissenschaft vom Wissen selbst, die Herrscherin im Reiche des denkenden Geistes, angekündigt als die vollständige Lösung des Räthsels der Welt und des Bewußtseins. Unserm alltäglichen Leben erscheint die Frage sehr müßig, ob die Dinge wirklich so sind, wie sie uns erscheinen. Aber auch abgesehn von Sinnentäuschungen, krankhaften Zuständen: all unsre Erkenntniß von Dem, was außer uns ist, ist bedingt durch unsre Sinne und Denkgesetze. Nicht der Gegenstand selbst geht in das Auge, nur ein kleines, umgekehrtes Bild desselben. Nicht die zitternde Saite trifft mein Ohr, nur die von ihr bewegte Luftwelle. Durch diesen bestimmten, kunstreichen Bau des Auges und Ohres, weiter durch die geheimnißvolle Brücke der Nerven, über welche Bild und Ton in unser Bewußtsein eilen, ist unsre Vorstellung von ihnen bedingt. So umgeben uns überall nur die Schatten der Dinge, ihre Erscheinungen, nur Vorstellungen von ihnen gelangen an uns, und unser Bewußtsein weiß wahrhaft nur von sich selbst in seinen verschiednen Affectionen. Wir sind genöthigt, Alles, was uns rings umgiebt, unter den Gesetzen des Raumes und der Zeit vorzustellen. Was sind sie aber an sich selbst, Raum und Zeit? Undenkbar ist ein leerer unbegrenzter Raum als etwas Wirkliches, undenkbar eine Zeit, in der nichts entstände, nichts verginge. Kant hatte es ausgesprochen: Raum und Zeit sind nichts Wirkliches, sie sind nur die nothwendigen Formen unsrer Anschauung; eben deßhalb, was die Dinge an sich sind, vermögen wir nicht zu erkennen, sondern nur, daß diesen, durch unsre menschliche Individualität bedingten Erscheinungen irgend etwas Wirkliches zu Grunde liege. Diese Unheimlichkeit des Nichtwissens, daß der Geist halb sich selbst vertraue, halb sein Gepräge erhalte von unbekannten, unergründlichen Dingen außer ihm, wollte Fichte durchbrechen, auf daß Alles klar und frei werde. Er ging aus von dem Einen, das gewiß ist durch sich selbst: das Ich, das sich selbst setzt, indem es sich denkt und nach seinem eignen wirklichen Gesetz handelt. Dieses Ich, als in's Unendliche hinausstrebende Thätigkeit würde aber nicht zum Bewußtsein seiner selbst gelangen, wenn es sich nicht eine Schranke setzte, um von da aus auf sich selbst zurückblickend seiner inne zu werden; und so entstehe das Selbstbewußtsein durch solche fortwährend auf unendlich verschiedenen Punkten gesetzte Schranken. Diese liegen außerhalb des Selbstbewußtseins, weil sie dasselbe bedingen. Sie erscheinen demnach dem Ich als ein Nicht-Ich, eine äußerliche Welt. Diese ist also nur der Widerschein unsres eignen Geistes. Alles Bestimmtwerden des Ich ist nur Selbstbestimmung, obwohl nicht durchaus eine bewußte und willkürliche, aber begründet in unserm Wesen. Die Frage: gibt es eine Kenntniß der

Dinge, wie sie wahrhaft sind, ist gelöst: es gibt gar keine Dinge an sich, nur der Geist ist und erkennt sich selbst. So versank die ganze reiche Welt um uns her, nur der Geist mit seiner Gedankenwelt ist wahrhaft, was wir als Sein außer uns erschaun, ist unser eignes Sein, das Ich ein sich selbst erfassendes Ringen unendlicher Thätigkeit. Kant hatte gelehrt: für den Geist ist Alles nur Erscheinung, Fichte: ist Alles nur Schein.

Nie hat eine Philosophie im härtern Widerspruch gegen den gesunden Menschenverstand sich aufgestellt, als dieser Idealismus. Fichte war fern davon, solchen Widerspruch zu verbergen: er räume nicht nur ein, daß die Sinnenwelt uns als etwas Wirkliches erscheine, als der Wirkungskreis unsrer sittlichen Thaten, er erweise sogar die Nothwendigkeit, daß es gar nicht anders scheinen könne. Sein eherner Charakter auch im Denken wagt es darauf, mit aller Erfahrung zu brechen und sich auf der Spitze der Abstraction zu halten. Der Geist, von der französischen Philosophie verleugnet, rächt sich gleichsam und spricht der Materie das Dasein ab im stolzen Gefühl seiner Freiheit: denn dieses ganze System ist nur der Freiheitsbrief für die unbedingte Selbstbestimmung des Ich, die Welt mit ihrer Naturnothwendigkeit ist überwunden, sie ist gar nichts wahrhaft Seiendes. Aber dieses selbstherrschende Ich ist nicht eigentlich das Individuum, das erst von seinen Träumen und Ängsten um eine äußere Welt sich losreißen muß, auf daß es zum wahrhaften Sein gelange, sondern, wie Fichte es nennt: das reine oder absolute Ich, der Geist überhaupt; und dieser, nicht selbst wieder ein besondres Ich hinter alle den Individuen, sondern der Geist allein ist wahrhaft, und er ist in der Wechselwirkung unendlicher Individuen als die denkende und sittliche Macht.

Fichte hat diese Lehre als das nothwendige Ziel der kantischen Philosophie verkündet, und als der alte Meister in Königsberg von dieser Vollendung nichts wissen wollte, sagte er's ihm in's Gesicht, er verstehe sich selber nicht mehr.

In ihrer strengen Schlußfolge, dunkel und klar zugleich, die Weissagung der neuern Philosophie, der nach Hegels Ausdruck die Welt als eine Blume aus einem Samenkorn ewig hervorgeht, hatte diese Wissenschaftslehre etwas Imponirendes. Damals schrieb Friedrich Schlegel: „Die französische Revolution und die Wissenschaftslehre sind die beiden größten Tendenzen dieses Jahrhunderts," während Goethe in seinem klaren Naturgefühl über Fichte meldet: „Die Welt ist ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat und wieder auffängt." Um die Vorlesungen über die Wissenschaftslehre hat sich doch nur ein klei-

ner Kreis gesammelt. Eine größere sittliche Wirkung übte Fichte in öffentlichen, gemeinverständlichen Vorlesungen, bei diesem scheinbaren Widerspruch seiner Philosophie mit seinem Charakter, daß er die Welt der wirklichen Dinge verleugnet und doch alle Thatkraft im Menschen aufruft, um sie nach seinen Ideen zu gestalten. In Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten weist er diesem die oberste Aufsicht zu, daß alle Anlagen der Menschheit sich gleichförmig und fortschreitend entwickeln. Und so fordert er diese Jünglinge auf, die zu Hunderten sich um ihn scharen, die Lehrer des Menschengeschlechts, die Priester der Wahrheit zu werden, als solche verbunden für dieselbe Alles zu wagen und Alles zu erdulden. Er will gegen die Verweichlichung des Zeitalters ein Geschlecht großer Menschen hervorrufen, und seine ernsten, strengen Ideale gewannen ihm die Herzen, wenn schon sein keckes Eingreifen in die damaligen Ordensverhältnisse, welche ihm als der Quell aller akademischen Rohigkeit und Unfreiheit erschienen, auch eine Partei gegen ihn aufbrachte. Als diese mit feiger Beredtsamkeit sich an seinen Fenstern rächte, sprach Fichte am nächsten Morgen über den Beweis durch Steine, und als gegen diesen wiederholten Lapidarstyl, nach Goethes Dafürhalten eine unbequeme Art, von der Existenz eines Nicht-Ich überführt zu werden, die bescheidne Macht des Prorectors ihn nicht zu schützen vermochte, zog er sich zürnend nach Osmanstädt zurück. Der Friede ist doch bald wieder hergestellt worden, die Jugend versteht solche ehrliche, stolze Charakter immer noch am ersten.

Weil zu seinen öffentlichen Vorlesungen Studenten aller Facultäten sich drängten, hat er sie um nicht mit andern zusammenzutreffen, auf den Sonntagmorgen von 9—10 Uhr verlegt. Das Oberconsistorium zu Weimar nannte das ein Unternehmen gegen den öffentlichen Landesgottesdienst; Andre fügten hinzu: um einen Vernunftgottesdienst an die Stelle zu setzen. Sehn wir Herder an dieser Anklage theilnehmen, so ist nicht zu übersehn, daß man sich damals erzählte, Fichte habe gesagt: in fünf Jahren ist keine christliche Religion mehr, die Vernunft ist unsre Religion; daß einige thörichte Menschen sich wunderten, als er seinen Erstgebornen taufen ließ, und sich's nur dadurch erklären wollten, große Männer hätten auch ihre schwachen Stunden. Diese Mißhelligkeit der Sonntagsvorlesungen wurde geschlichtet, als Fichte erklärte, daß er seine moralischen Reden nothgedrungen am Sonntag haltend, wie Gellert es gethan, als am Fest der reinen Humanität, nicht gemeint habe ein Zusammentreffen mit dem Bürgergottesdienste scheuen zu müssen, da für die Universität ein

besondrer Gottesdienst in spätrer Morgenstunde eingerichtet sei, auch in jenem die Studenten wenig Erbauung stifteten. Karl August entschied vornehmlich nach dem Gutachten von Griesbach, daß Fichte von dem ihm ohne allen Grund beigemeßnen Verdacht frei zu sprechen, doch das ungewöhnliche Beginnen von Sonntagsvorlesungen äußersten Falls nur in den Stunden nach dem Nachmittagsgottesdienst zu gestatten sei. Vier Jahr nachher confiscirte die kursächsische Regierung ein Heft des von Fichte und Niethammer herausgegebenen philosophischen Journals wegen atheistischer Äußerungen in zwei Aufsätzen und forderte vom Weimarischen Hof, die Verfasser und Herausgeber jener Aufsätze, die es offenbar darauf abzielten, Gott und alle Religion aus den Herzen der Menschen zu vertilgen, und die hierdurch auch die Sicherheit der Staaten gefährdeten, zur Verantwortung zu ziehn und nach Befinden zu strafen, auch solchem Unwesen auf der Universität Jena und andern Schulen des Landes kräftigen Einhalt zu thun, falls nicht die Nothwendigkeit eintreten solle, den diesseitigen Landeskindern den Besuch dieser Lehranstalten zu untersagen. An andre norddeutsche Höfe ergingen Einladungen von Dresden, sich dieser Confiscation und Forderung anzuschließen. Das Ereigniß und seine Folgen haben sich im Andenken der beiden nächsten Generationen etwas verworren, daher ich's auf Grund der Acten unsres Senats urkundlich dargestellt habe in meinem kleinen Fichtebüchlein.*)

Forberg, nun Conrector am Lyceum Saalfeld, hatte in dem einen angeklagten Aufsatz in der Steigerung des Kantischen Unterschieds zwischen Theorie und Praxis behauptet: es ist nicht Pflicht zu glauben, daß ein Gott oder eine moralische Weltregierung existirt, es ist nur Pflicht so zu handeln, als ob er existire. Die Abhandlung schloß mit einer kecken verfänglichen Katechisation: „Ist ein Gott?“ Es ist und bleibt ungewiß. „Kann ein Atheist Religion haben?“ Allerdings. „Ist die Religion Verehrung der Gottheit?“ Keineswegs. Fichte war nicht zufrieden mit diesem Aufsatz: aber als Herausgeber eines philosophischen Journals achtete er sich nicht berechtigt, dem Verfasser das Wort zu entziehn. Er schickte eine eigne Abhandlung voraus: „Über den Grund unsres Glaubens an eine moralische Weltregierung“, darin von Forbergs Aufsatz gesagt ist, daß derselbe seiner Überzeugung nicht sowohl entgegen sei, als nur sie nicht erreiche, wiefern die Gottheit gar nicht als ein persönliches Wesen, das noch hinter der Geisterwelt stehe, zu denken sei, sondern als die moralische Welt-

*) K. Hase, Jenaisches Fichtebüchlein. Lpz. 1856. Vgl. Werke, Bd. XII, S. 503 ff.

ordnung, die als sittliches Gesetz den Willen Aller harmonirende lebendige Macht, durch welche jede wahrhaft gute Handlung gelingt, jede böse mißlingt, ohne die kein Haar vom Haupte, kein Sperling vom Dache fällt. Daher sei ein Mißverständniß zu sagen, es sei zweifelhaft, ob ein Gott sei oder nicht, es sei vielmehr das Allergewisseste, der Grund aller andern Gewißheit; aber in der Vernunft liege kein Grund über die moralische Weltordnung hinauszugehn und ein besondres Wesen als Ursache derselben anzunehmen. Dieser Begriff von Gott als einem besondren Wesen sei in sich widersprechend, und es sei erlaubt, dies aufrichtig auszusprechen und das Schulgeschwätz niederzuschlagen, damit die Religion des freudigen Rechtthuns sich erhebe." Und so schließt der Philosoph mit der erhabnen Rede des Faust, als Gretchen ihn katechisirt.

In seiner „Appellation an das Publikum gegen die Anklage des Atheismus, eine Schrift, die man erst zu lesen bittet, ehe man sie confiscirt", rief er: „Möchte man doch immer in Kursachsen die von mir verfaßten oder nur herausgegebnen Schriften verbieten. Sie haben da schon manches Buch verboten und werden noch so manches verbieten; und es ist keine Schmähung in dieser Reihe mit aufgeführt zu werden." Er hat an die weimarische Regierung eine Verantwortungsschrift eingereicht. Darin nennt er es eine der ärgsten Gottlosigkeiten, die Beschuldigung der Gottlosigkeit ruhig zu ertragen: „Wer mir sagt: Du glaubst keinen Gott! sagt mir: Du bist zu dem, was die Menschheit auszeichnet, unfähig, du bist nicht mehr als ein Thier." Aber er bleibt dabei, daß die Gottheit nicht als eine besondere Intelligenz und Persönlichkeit gedacht werden könne, als welche der Mensch sie nur zu seines Gleichen mache. Der Gott seiner Gegner ist ihm ein Götze, ein Fürst dieser Welt, geglaubt und verehrt, nur um ihre Begierde zu befriedigen. Er betrachtet das Verbot des philosopischen Journals als ein Attentat gegen die Freiheit der wissenschaftlichen Untersuchung und prophezeit, nur in der Zeitberechnung etwas irrig: „Man lasse sie nur erst mit mir fertig sein, sie werden dann allmählich schon weitergehn; und vor dem Ende eines Jahrzehnts wird über die geringste Abweichung von der geringsten Phrase der Concordienformel kein kleineres Aufheben gemacht werden, als jetzt über meinen vermeinten Atheismus." Wir dürfen es doch nicht verkennen, daß Fichte Ausdrücke, Vorstellungen brauchte, die das christliche Gottesbewußtsein befremden, ja verletzen. Überhaupt war die religiöse Seite seiner Philosophie damals noch gar nicht entwickelt: nur ihr sittlicher Gehalt, das unbedingte Sollen und Können des Ich, auf einem auch erhabnen Standpunkt, die übersinnliche Welt

sein Geburtsort, die Sinnenwelt bloß ihr Widerschein mit dem Glauben an die Allmacht des Guten, mit dem alleinigen Gebet um das Kommen dieses Gottesreichs. Und wenn Fichte sich gescheut hat, Gott als Persönlichkeit zu wissen: so ist es ja doch seine Ehrfurcht, jenes Unendliche, den Allerhalter, der dich, mich, sich selbst faßt und erhält, in die Schranke eines menschlichen Begriffs zu fassen.

Karl August dachte nicht daran, durch irgend eine Gewaltmaßregel die Freiheit der Wissenschaft zu bedrohn, oder der Universität in dem gefeierten Lehrer irgend ein Leid zu thun: Aber die entschloßne Zurückweisung fremder Anmuthungen liegt nicht immer in der Art eines kleinen Staates selbst unter einem großen Fürsten. Es war die Absicht in Weimar, Kursachsen durch eine Ermahnung Fichtes zu beßrer Vorsicht in seinen Äußerungen über heilige Dinge zu beschwichtigen. Hierdurch entstand das Gerücht, er solle durch einen starken Verweis gedemüthigt werden. Das erscheint ihm unerträglich, dadurch werde seine Ehre öffentlich verletzt und die Wissenschaft in ihm. In einem Schreiben an ein Mitglied des weimarischen Ministeriums, Voigt, gab er die Absicht kund, den Verweis durch Abgebung seiner Dimission zu beantworten. Mehrere gleichgesinnte Freunde hätten ihm ihr Wort gegeben, die Akademie zu verlassen, ihn zu begleiten und seine ferneren Unternehmungen zu theilen. Hierauf erfolgte vom 29. März 1799 das weimarische Rescript an den akademischen Senat, welches gebietet, den Professoren Fichte und Niethammer als Herausgebern des philosophischen Journals wegen Verbreitung nach gemeinem Wortverstande seltsamer und anstößiger Sätze, ihre Unbedachtsamkeit zu verweisen und ihnen eine beßre Aufmerksamkeit auf die in das Publikum zu bringenden Aufsätze zu empfehlen. Dabei war ausdrücklich erklärt, daß philosophische Speculationen kein Gegenstand einer rechtlichen Entscheidung sein können. Aber in einem Postscript ward Fichtes Dimission angenommen, und er sah sich plötzlich seines Amtes entsetzt. Zwar erklärte er sofort, ein solcher Verweis, der die Lehrfreiheit nicht treffe, sei nicht der von ihm gesetzte Fall, auch hat er sich beschwert, daß sein Privatbrief zu den Acten genommen und benutzt sei, ihn zu stürzen. Er hatte wie eine literarische mit einer politischen Macht verhandelt. Das läßt sich schwer verkennen: er wollte die Regierung einschüchtern. Er hat das selbst bekannt: „Ich habe es damals nicht zum erstenmal gethan und bin nicht der erste Professor, der es gethan. Diese Regierung hat sich oft genug durch einige Studenten in Furcht jagen lassen." Er hat auch gemeint, im Nothfall dieses Jena, diese Mischung von Barbarei und Cultur, von Thorheit und Weisheit, zu Grunde zu richten: „Gegen die todten

Mauern von Jena und gegen die ebenso todten unbedeutenden Collegen habe ich keine Pflichten.“ Als Forberg, der eine milde Rüge leicht hingenommen hatte, bald nachher Fichte fragte, warum er nicht ebenso gethan? erwiderte der: „Wenn ich Parmenio wäre, so hätte ich's gethan; da ich aber Alexander bin, so konnte ich nicht.“

Die Collegen schwiegen, der Senat ertheilte Abschrift und Entlassung mit kalter, schweigsamer Geschäftsmiene. Nur die Jugend ist nach ihrer Weise offen aufgetreten. Die Studenten baten den Herzog, ihnen den theuren Lehrer, um dessen willen zunächst sie gekommen seien, nicht zu entreißen. Die Bittschrift ist von 262 Namen unterzeichnet, es waren nur die während der Osterferien Gegenwärtigen, Namen aus allen deutschen Landen, aber auch aus Ungarn und Siebenbürgen. Als Alles vergeblich war, beschlossen sie wenigstens eine Medaille mit des geliebten Lehrers Bildniß.

Fichtes Lage war nicht unbedenklich, wenn er sich selbst auch wenig Sorge machte. Der Name eines Atheisten und Demokraten lag auf dem Haupt des abgesetzten Professors. Er suchte sich einen stillen Winkel, um da einige Jahre in einsamer Forschung sich zu leben, „gedeckt vor den Bannstrahlen der Priester und den Steinigungen der Gläubigen“, bis die Gährung im Publikum und sein Ekel an demselben vorüber sei. Versuchsweise ging er doch nach Berlin, wo er günstige Gesinnung zu finden glaubte. Der Polizeidirector stattete ihm einen Besuch ab, um zu fragen, ob er nur zum Vergnügen in Berlin sei. Die Sache kam bis vor den König. Friedrich Wilhelm III sprach: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, wie aus Allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeit begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm ausmachen; mir thut das nichts!“

So fand er eine Heimath in Preußen. Bald wurde er auf der damals noch freien preußischen Universität Erlangen Professor mit dem Recht, während des Winters in Berlin Vorlesungen zu halten. Dort hat er auch eine Versöhnung seiner Gedankenwelt mit der Wirklichkeit der Dinge versucht, indem die Gedanken eines Ich als eines göttlichen Ich schöpferisch wirken, also aus Gott eine Welt immerdar hervorgeht. Allein wie dafür sogleich sein Jünger Schelling das Recht der Entdeckung in Anspruch nahm, so ist diese zweite Phase der Fichtischen Philosophie nicht mehr epochemachend. Damals hat er auch, als die äußern Stützen brachen, Freunde ihn verließen, wohl auch gegen den Vorwurf des Atheismus die religiöse Seite seines Systems herausgestellt und in

Vorlesungen 1806 zu Berlin vor einem gebildeten Publikum als Anweisung zum seligen Leben dargelegt: die Religion als Einigung des individuellen Ich mit dem absoluten Geist durch hingebende Liebe. Es geht eine mächtige Liebesgluth durch diese Vorträge mit der Vorliebe für johanneisches Christenthum. Das frühere Ableugnen, die bleibende Geringachtung der Welt, die alleinige Geltung des Geistes ließ sich von einem hohen, der ältesten Kirche verwandten Gesichtspunkt aus fassen. Was das sei, an das die Herzen sich hingeben, das hat Fichte doch auch jetzt noch als sittliche Weltordnung bezeichnet, die sich im Individuum als Sittengesetz darstellt, alle andren Prädicate hat er immer verneint. Das Himmelreich ist das Reich der Freiheit, darin Gott allein herrscht, und Christus dieses Reiches erstgeborner Bürger. Er hat ihn aufgefaßt nicht zunächst als Sittenlehrer, als sittliches Vorbild, sondern wie Johannes als Logos, als das ewige Wort, das zu allen Zeiten Fleisch wird: „Bis an's Ende der Tage werden sich Alle vor ihm beugen; je mehr sie selbst sind, desto demüthiger die überschwängliche Herrlichkeit dieser großen Erscheinung anerkennen." Fichtes Sohn erzählt, im väterlichen Haus sei jeden Abend ein Choral gesungen worden, den Fichte selbst auf dem Clavier begleitete, dann habe er ein Stück aus der Bibel, oft aus dem Johannes gelesen und eine Betrachtung darüber angestellt. Und noch 1810 hat Fichte an Jacobi geschrieben: „So zeigt sich die Philosophie als der wahre Parallel, auf den das Christenthum, das nur unter gewissen Zeitbedingungen, die dermalen durch dasselbe selbst vernichtet zu sein scheinen, etwas vermochte, vertröstet hat."

Als nach der Schlacht auf den Jenaer Bergen mit Preußen Deutschland verloren schien, wandte sich Fichte an die Zukunft und hielt in Berlin die Reden an die deutsche Nation, welche durch eine Erziehung der Jugend im großen sittlichen Sinn eine Wiedergeburt Deutschlands und eine Rettung Europas durch das deutsche Urvolk beantragten gegen die Unterjochung durch den Einen. Zuweilen wirbelten französische Trommeln an der Akademie, während der Held des Geistes dort den offnen Kampf rüstete gegen den Helden der Kanonen und Bajonette. Es hat sich kein Verräther gefunden, oder Napoleon hat den Professor als einen Ideologen nicht beachtet. Als Preußen die Rettung in der freien Entwicklung und innern Erstarkung suchte, auch in dieser Absicht die Universität Berlin gegründet wurde, stand Fichte unter ihren ersten Lehrern und Rectoren. Er hat in höchster Antheilnahme noch das Jahr des Siegs erlebt und ist hinweggenommen worden, ohne den Untergang seiner Hoffnungen zu erleben.

Als sein Sohn ihm zum letztenmal Arznei reichte, sagte er:

„Laß das, ich bedarf keiner Arznei mehr, ich fühle, daß ich genesen bin.“

Am Ausgange dieses Zeitraums scheint angemessen, einen Blick zu werfen auf die Theologie.

§ 290. Rationalismus und Supernaturalismus.

Die stürmische Bewegung ist mit Ende des Jahrhunderts einigermaßen zum Stillstand gekommen in zwei theologischen Systemen: dem Rationalismus und dem Supernaturalismus, die im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und länger als unbedingter, alleiniger Gegensatz in der Theologie angesehn worden sind, beide in dieser bestimmten Art bedingt durch die Aufklärung und durch die kantische Kritik. Wir haben beide zu unterscheiden in sich selbst als geistige Richtung im allgemeinen Sinn und als bestimmte theologische Schule.

Der Name Rationalismus ist aufgekommen gegen die englischen Freidenker mit der Bedeutung Vernunftthümler. Erst zu Anfang des 19. Jahrhunderts ist er als ein Ehrenname nicht sowohl gegeben als angenommen worden. Seine Grundlage, die Überzeugung, daß keine historisch überlieferte Religion in der Art von Gott eingesetzt und offenbart sei, daß hierdurch der menschliche Geist nach seiner von Gott verliehnen Berechtigung auf das eigne Urtheil über sie und ihre einzelnen Lehrsätze zu verzichten hätte. Als Richtung, als Princip ist der Rationalismus der freie, im Denken zu sich selbst gekommene Geist im Gegensatz des bloßen Herkommens, der äußern Autorität. Dagegen der Supernaturalismus war das Festhalten am Herkommen als einem übernatürlich Beglaubigten. So ist ein Gegensatz entstanden auf allen Gebieten des Lebens und der Wissenschaft, nur daß in religiösen Dingen das Herkommen sich mit der Glorie göttlicher Majestät umkleidete, anderwärts im Festhalten an altväterlicher Sitte. Man spricht auch von einer rationalen Heilkunde, welche die Natur der Krankheit, ihren Grund und Heilmittel denkend untersucht, im Gegensatz einer irrationalen Heilkunde, die mit alten Recepten und erlernten Handgriffen handelt. So auch von einer rationalen Rechtswissenschaft, die sich gründet auf die Idee des Rechts und wie es sich in einem Volk entwickelt hat, gegenüber einer irrationalen, die das bloße Gesetz als unabänderlich gegeben ansieht. Diesen beiden weltlichen Gebieten hat auch das eigentliche Supernaturale nicht gefehlt. Die Medicin hat ein solches Gepräge angenommen, wenn sie durch Zauberformeln und

Gebete heilen wollte, die Rechtswissenschaft, wenn sie ihre Entscheidung auf Gottesgerichte setzte oder im Hexenprocesse ihr Verfahren als Kampf gegen den Satan ansah. Nun, in diesem allgemeinen Sinn gehört der Protestantismus und der Geist der neuern Zeit überhaupt der rationalistischen Richtung an.

Als theologische Schule hat der **Rationalismus** die Behauptung aufgestellt, daß Jesus berufen gewesen, eine Vernunftreligion und Sittenlehre zu verkündigen; sein Beruf: aus jüdischen Hüllen und kirchlichen Mißverständnissen sie wieder herzustellen. Daher seine Abneigung gegen das Geschichtliche, als nur positiv, sein Ziel: die Erhebung des Christenthums zur reinen Vernunftreligion, da man dem Gründer zutraute groß genug zu denken: „Wenn, was ich pflanzte, freudig sproßt, vergesse meiner man getrost." Die Entscheidung, was Vernunftreligion sei, geht nicht von einem bestimmten philosophischen System, noch von einer wissenschaftlich entwickelten Religions-Philosophie aus, sondern wie noch Röhr es aussprach: nach den allgemeinen, von jedem gebildeten Vernunftwesen zugestandnen Vernunftwahrheiten, d. h. nach dem gesunden Menschenverstand eines Zeitalters in letzter Instanz. Fichte schrieb: „Der Verstand dieses Zeitalters ist der gemeine gesunde Menschenverstand, der ihm ohne Arbeit und Mühe als väterliches Erbtheil zukommt und wie Hunger und Durst ihm angeboren wird, welchen es nur als den sichern Maßstab alles Seienden und Geltenden anwendet." Diese Theologie hat die Religion betrachtet als Erkenntniß, das Christenthum als Lehre, ihr letzter Zweck Moralität. Dazu gehört das Vorwalten des Verständigen im Gegensatz des Gefühlsmäßigen, Phantastischen, Genialen. Daher Herder in der allgemeinen Richtung rationalistisch, von der bestimmten Theologie des Rationalismus abgestoßen wurde, sie angreifend und von ihr angegriffen.

So hat **Spalding** [1714—1804], der mit einer hohen Klarheit, Sanftmuth und Billigkeit in Berlin die rationalistische Richtung im geistlichen Amt repräsentirte, an den selbst Lavater in seiner Jugend sich anlehnte, geschrieben von dem Werth der Gefühle in dem Christenthum, von der Nutzbarkeit des Predigtamtes. Als Herder gegen diese prosaische Ansicht in seinen Provinzialbriefen anstürmte, erwiderte Spalding: „Wenigen ist es gegeben, die Wahrheit zu erfliegen, wenn sie sich überhaupt erfliegen läßt." Es lag in der Natur der Schule, daß ihre Meister nicht geniale, hochstrebende Geister waren, sondern helle, hausverständige Leute wie Wolf. **Teller**, Propst in Berlin [† 1804], übersetzte in seinem Wörterbuch des neuen Testaments die

„Wiedergeburt" in: Entschluß, ein andres Leben zu führen, „Heiligung" in: Ausbesserung. Seine Religion der Vollkommenen ist rein praktische, gegen Glaubensformeln gleichgültige Liebe Gottes und der Menschen. Abt Henke in Helmstedt [† 1809] hat die ganze Geschichte der Kirche in diesem Sinne dargestellt, sein Lehrbuch der Dogmatik ist gerichtet gegen Bibliolatrie, d. i. Anbetung der Bibel, Onomatolatrie, Festhalten an den alten dogmatischen Namen und Begriffen, und Christolatrie, Anbetung Christi als Gottes. Steinbart in Frankfurt a/O. [† 1809] hat in seinem System der Glückseligkeitslehre das Christenthum nur gerühmt, wiefern christliche Tugenden hier und jenseits glücklich machen. Eberhard, Pfarrer in Charlottenburg, dann Professor der Theologie in Halle [† 1809], hat in seiner neuen Apologie des Sokrates diesen neben Christus gestellt, für die Beseligung der Heiden.

Ähnlich ist dieser Schule der damalige Supernaturalismus geartet. Als allgemeine Richtung ist er die gesammte kirchliche Anschauung, die das Christenthum aus unmittelbar göttlicher Mittheilung, nicht aus den Tiefen des menschlichen Geistes herleitete, daher auch menschliches Denken kein Maß für dasselbe fand. Als Schule ist der Supernaturalismus bedingt durch seinen Gegensatz zum Rationalismus. Sie theilen mit einander die Grundansicht: Religion und Christenthum als Lehre und Moral, sie begünstigen beide das Vorherrschen des bloß Verständigen. Der Hauptunterschied zwischen beiden: beim Supernaturalismus der Glaube an göttliche übernatürliche Offenbarung, die aber nicht viel zu offenbaren hatte, während beim Rationalismus dieser Glaube nichts zum Heil, zur Religion Nothwendiges ist. Dieser moderne Supernaturalismus wollte festhalten an der kirchlichen Überlieferung als auf göttlicher Offenbarung ruhend, aber ergriffen vom Geist der Zeit hat er bewußt oder unbewußt reformatorische Glaubenslehren preisgegeben, nicht ein Dogma in jener schroffen Erhabenheit festgehalten. In der Trinitätslehre, subordinatianisch, der Sohn dem Vater, der Geist dem Sohn untergeordnet und der Geist unpersönlich gedacht. Die Erbsünde wird zur allmählichen Verschlechterung der menschlichen Natur, nur als Neigung. Die Inspiration bezieht sich nur auf die religiöse Wahrheit, und aus der Schrift wird ein besondres Gotteswort ausgeschieden.

Die protestantische Berechtigung zu solcher Milderung fand sich in der Unterscheidung der Schriftlehre von der Kirchenlehre, und so waren immer weitere Zugeständnisse nöthig. D'Alembert versichert, er habe das Buch eines Genfer Theologen gesehn, das in erster Auflage ein

Capitel hatte von der Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung; in der zweiten habe es geheißen: von der Nützlichkeit; in der dritten werde es wahrscheinlich lauten: von der Unschädlichkeit.

Die Häupter waren: Doederlein in Jena, Morus in Leipzig, Reinhard in Wittenberg. Am längsten hat diese Richtung sich in Tübingen erhalten durch die Gesinnung des schwäbischen Volksstamms und durch die akademische Einrichtung des Klosters zur Erziehung der theologischen Jugend, über die dann die Tüchtigsten als Repetenten gesetzt wurden; anders Gesinnte wurden ferngehalten oder man ließ sie ziehn. Aus jener Bildungsanstalt sind Paulus, Schelling, Hegel, Strauß hervorgegangen. Die letzten Häupter dieser Tübinger Schule waren Flatt, Storr, Steudel, Süskind, Schmid. Als ich 1823 mit klopfendem Herzen dort einen freiern Ton anhob, waren sie noch in voller Geltung. Auch dort sind seitdem ganz andre Mächte emporgekommen; daher diese supernaturalistische Schule als die ältere Tübinger von der später berühmten unterschieden wird.

§ 291. Die Kirchlichkeit in Deutschland.

Von der Theologie wenden wir uns zum kirchlichen Volksleben. Um das in seiner Allgemeinheit schwer zu Fassende einigermaßen zur Übersicht zu zwingen, müssen wir uns beschränken auf Deutschland und auf den Schluß des 18. Jahrhunderts. Das Schwinden der religiösen Innigkeit, die wachsende Unkirchlichkeit ist als Thatsache allgemein anerkannt und von den Parteien einander zugeschoben worden. Da sie geschehn ist unter der Herrschaft der rationalistischen Schule, trifft diese mit einigem Schein die Schuld, aber wer damals gepredigt hätte von Dämonenbesitzung, Teufelsbündniß, wer den Menschen mit der Erbsünde geboren als eine bellua indomita dargestellt hätte, wer geblasen hätte in die Posaune des jüngsten Gerichts würde die Menschen dieser Zeit auch nicht zur Kirche gebracht haben. Dagegen Marezol, der in Jena ein beredter Prediger war, als Grund der wachsenden Immoralität beklagt, daß noch so wenig vom positiven Christenthum beseitigt sei. Die Gründe der Unkirchlichkeit waren allgemeiner, nicht hervorgebracht durch eine bestimmte theologische Schule. Wir haben bereits betrachtet, wie die Intelligenz mit dem Kirchenglauben zerfiel, der Heiligenschein der unfehlbaren Bibel durch Natur- und Geschichtsforschung erblich. Wenn Blumauer betete: „Nimm mir den Glauben oder den Verstand!“, so hatte dieser Wiener Poet allerdings nicht viel

Verstand zu verlieren, doch sein Gebet war im Sinn jener Zeit. Gewiß blieben Viele, indem sie die eigenthümliche Lehre der Kirche aufgaben, voll Achtung vor der allgemeinen Wahrheit der Religion, geneigt, ein Christenthum auf ihre Weise festzuhalten, wie der Rationalismus es bot. Aber wo einmal der Zweifel mächtig geworden ist, da wird leicht Alles in Frage gestellt. Heute ist's der dreieinige Gott, morgen der persönliche; heute die Auferstehung des Fleisches, und mit gutem Recht, morgen die Unsterblichkeit des Geistes. Schiller schreibt in den philosophischen Briefen: „Ich habe alle Meinungen geopfert, gleich jenem verzweifelten Eroberer alle meine Schiffe verbrannt, als ich an dieser Insel landete.“ So spricht dieses Zeitalter selbst in edler Kühnheit.

Der Protestantismus hat das opus operatum verworfen, doch hat er es thatsächlich als fromme Pflicht wieder aufgenommen in den kirchlichen Mechanismus. Die Geduld unsrer Vorfahren, lange Lieder zu singen und lange Predigten anzuhören als ein verdienstliches Werk, war groß. Da hat nun die neuere Bildung Ernst gemacht gegen solches opus operatum: sie fand, daß kein Verdienst sei, zur Kirche zu gehn oder Kirchen zu baun, wiefern nur die fromme Gesinnung vor Gott Werth habe. Sobald dies nur verständig erwogen wurde, fand man, zu Hause könne man ebenso fromm sein. Der Gelehrte, der Geschäftsmann erfreute sich seines Sonntagmorgens in Arbeit oder Behagen. So vereinsamte der Gottesdienst, die räumliche Entfernung von der Kirche wurde allmählich auch eine der Herzen; die an Christo festhielten, wurden doch fremd der Kirche, oder wollten wenigstens nur von einer unsichtbaren Kirche wissen.

Der Rationalismus dachte an eine Versöhnung zwischen Christenthum und moderner Bildung, doch blieb etwas Unheimliches gegen das Christenthum, wie es seit einem Jahrtausend verkündet wurde. Man hielt das Abendmahl, aber ohne Leib und Blut des Herrn; man feierte Weihnachten, aber ohne das Weihnachts-Evangelium für wirkliche Geschichte zu halten; Paulus erklärte die Engel als Irrlichter; man hielt Ostern, ohne an eine wirkliche Auferstehung des Herrn zu glauben; Himmelfahrt, aber man wußte ja, daß nicht droben der Thron Gottes aufgeschlagen ist; Pfingsten, ohne zu denken an Feuerflammen und fremde Sprachen; das Trinitatisfest ohne einen dreieinigen Gott. Immer war doch die Ahnung einer religiösen und ewigen Bedeutung jener Feste vorhanden, aber diese Ahnung kam nicht zu einem bestimmten Begriff, so lange man sich vorzugsweise der Negation des religiösen und kirchlichen Inhalts bewußt war.

Das Christenthum, noch mehr die Kirche forderte Demüthigung,

Entäußerung des Menschen: die neue Zeit hatte das Bewußtsein eigner Kraft und Bildung gebracht. Das Christenthum ist eine Religion des Kreuzes. Zwar auch heitre Sorglosigkeit verkündet es für den nächsten Tag, doch hat Christus gesagt: „Wer mein Jünger sein will, nehme mein Kreuz auf sich und folge mir nach." Auch: „Verkaufe alles das Deine und gib es den Armen." Eine ernste alles Irdische geringachtende Stimmung war vom Evangelium ausgegangen, die Betrachtung der Erde als eines Jammerthals, des irdischen Lebens als einer bloßen Prüfungszeit. Dagegen die moderne Bildung will die Erde genießen. Im rheinbaierschen Gesangbuch heißt es Nr. 267:

„Brich jede Blume, die des Lebens
Verschlungne Pfade für dich schmückt;
Sie blüht und duftet nicht vergebens,
Nur der ist weise, der sie pflückt."

Daß sich das nicht in ein Gesangbuch passe, drängt sich auf. „Freut euch des Lebens" ist ein schönes Lied, aber in der Kirche nicht wohl zu singen. Dennoch ist die Bevölkerung noch 1861 für Beibehaltung jenes Liedes eingetreten. Nicht bloß gemeine Vergnügungslust, auch etwas Höheres tritt der Weltverachtung des Christenthums entgegen. Wie auch das Jenseits beschaffen sei, das Erdenleben hat sein eigenthümliches Recht, seine Freude und seine Bedeutung. Das ist das hellenische Lebensprincip: die Hingabe an die Interessen des irdischen Lebens, an seine Freuden wie an seine Schmerzen, und an seine Schönheit. Im 15. Jahrhundert war dieser Sinn mit der Literatur des classischen Alterthums aufgetaucht, dann durch die religiösen Interessen der Reformation niedergedrückt worden. Nun kam er als weltliche Bildung, Macht und Freude wieder auf. Die griechische Losung lautete: die Glücklichen sind die Gottgeliebten. Christus sprach: Selig sind die Armen, die da weinen hinieden. Das ist wohl nicht unversöhnbar, aber die Gesinnung, die von der Erde alle ihre Kränze fordert, konnte keine besondre Lust haben am Kreuz und seiner Religion.

Endlich ist das Interesse, ja die Begeistrung politischer Bestrebungen heranzuziehn. Seit dem nordamerikanischen Freiheitskrieg und der französischen Revolution ist ein Evangelium der Völkerbefreiung durch die Welt gegangen. Auch hier war etwas Ideales zu erkämpfen: die Vernunft im Staat, die Gerechtigkeit für Alle. Wie im Zeitalter der Reformation die lebendigsten Kräfte der Kirche zufielen im Bewußtsein, daß etwas Welthistorisches geschaffen werde, so jetzt dem Staat.

Diese Ursachen übten ihre Macht vornehmlich durch zwei Organe:

Zunächst durch die neue Pädagogik: die Kinder sind es, die in der nächsten Generation die herrschenden sein werden. Nach Rousseaus Ideal wollte Basedow [† 1790] statt Christen Menschen erziehn, Kosmopoliten; das Kind in naturgemäßer Entwicklung ohne Religion. Erst nach dem zehnten Jahr ist ihm feierlich Gott zu nennen; Alles soll spielend gelernt werden, die Buchstaben des ABC wurden aus Lebkuchen gebacken, und die Kinder aßen's. In diesem Sinn hatte Basedow eine Musterschule in Dessau [1774] gegründet, das Philanthropinum: denn die Menschenliebe sei das Ziel. Die Religion, die diese Anstalt zierte, soll sich schicken nicht bloß für Protestanten und Katholiken, sondern für alle Gottesverehrer: Christen, Heiden, Mohammedaner. Basedow war ein roher, unverträglicher Mensch. Auch mit seiner eignen Schöpfung hat er bald gebrochen, man sagte, er habe sich mit dem zweiten Director geprügelt, der dann die Schule nicht unwürdig fortgeführt hat. Herder meinte: kein Kalb würde er Basedow zur Erziehung überlassen, geschweige einen Menschen. Unter den Lehrern in Dessau war auch Campe [† 1818], dessen Jugendschriften wohl noch bei uns Allen in freundlichem Andenken stehn. Er zählte die Poesie zu den brotlosen Künsten: in Zeiten der Barbarei ein kümmerliches Surrogat für die Vernunft, jetzt nur eine Laterne am hellen Tag. Er meinte auch, der Erfinder des Spinnrads habe mehr geleistet für die Menschheit als Homer.

Den frommen, aufopfernden Sinn hat der Schweizer Pestalozzi [1746—1827] hinzugebracht. Was Rousseau an einem fingirten Zögling vorgestellt, hat Pestalozzi an wirklichen Kindern geübt im Sinn Des, der da sprach: „Wer ein Kind aufnimmt, der nimmt mich auf." Er begann 1775 Bettelkinder um sich zu sammeln, verschaffte ihnen Nahrung und menschliche Erziehung zu Feldbau und Fabrikarbeit. Wenn durch sein ökonomisches Ungeschick und durch seine Täuschungen über die Menschen, denen er vertraute, seine Erziehungsanstalten wiederholt zu Grunde gingen, so daß er im 80. Jahr hülflos das Gefühl eines vergeblichen Lebens aussprach, so ist er doch durch Beispiel und Schriften der Begründer der deutschen Pädagogik geworden. Er hielt dafür, man müsse der Kinder Diener werden, wenn man ihr Meister werden wolle, ihre Sprache und Seele erlernen, wenn man sie bewegen wolle, die unsrige nachzuahmen: „Das ist weder zu verstehn, noch durch die That zu erfüllen, wenn man nicht einen Narren an Kindern gefressen hat und sie liebt, ohne recht zu wissen warum." Wie er an Stelle der Papierwissenschaft die Anschauung setzte, so will er statt des auswendig zu lernenden Katechismus aus dem kindlichen Gefühl gegen

Mutter oder Vater die natürliche Religion hervorziehn und auf sie das praktische Christenthum der Liebe und der biblischen Geschichte pflanzen. Die ältere Pädagogik wollte die Erbsünde ausrotten durch strenge Zucht, so daß ein Geschlecht heranwüchse folgsam, ernst und gesetzt. Die neuere glaubt an die kindliche Unschuld: sie will nur Böses vom Kinde abhalten, nur die Natur sich entwickeln lassen, den Kindern ihre Kinderlust gönnend, doch nicht ohne Gefahr sie zu verhätscheln und sie statt des Gehorsams, der Pietät und der Arbeitsamkeit zum altklugen Räsonniren und Nichtsthun zu erziehn.

Das zweite mächtige Organ der Unkirchlichkeit ward die Literatur. Grade dadurch, daß sie nicht theologisch war, sondern in der edlen Gestalt echter Kunst ist die Unkirchlichkeit eines Goethe und Schiller unter die Leute gekommen. Selbst Diejenigen, deren gefühlsmäßige Richtung religiös war, sind doch wenig bekümmert um Kirchliches, ja um biblisches Christenthum. Jean Paul, der seinen Tempel der Religion hoch und fest gegründet hat, schrieb doch an Heinrich Voß von seiner Schrift über die Unsterblichkeit: „Vor nassen und dunklen Augen werde ich ganz neue Stellen im künftigen Lande des Seins mit Klarheit zeigen können, ohne alle Beihülfe der Bibel. Es gibt größere Blicke in's All als die eines Peter und Paul."

So dachte die Mehrzahl der Gebildeten. In den untern Schichten des Volks, zumal auf dem Land, bestand bei Ehrbarkeit, Arbeitsamkeit und Sparsamkeit noch christliche Innigkeit und altkirchlicher Glaube. Wie diese Gesinnung sich in einzelnen ausgezeichneten Individuen erhielt — dafür sind einige Beispiele anzuführen: ein hochgestellter Theolog, ein einfacher Landpfarrer und ein geistesmächtiger Separatist.

Volkmar Reinhard [1753—1812], der Sohn eines Pfarrers in der baierschen Oberpfalz, 14 Jahre akademischer Lehrer zu Wittenberg, 21 Jahre an der Spitze des sächsischen Kirchenwesens, geachtet als einer der gelehrtesten Theologen und als der erste Kanzelredner seiner Zeit, der persönliche Mittelpunkt fast aller geistigen Bestrebungen in Kursachsen. Sein Grundsatz war, sich streng an das Wort der H. Schrift zu halten. In seinen Geständnissen, seine Bildung zum Prediger betreffend, unterscheidet er zwei theologische Denkarten folgerecht: entweder man halte sich ganz an die Vernunft und gebrauche die H. Schrift bloß zur Erläuterung, oder man halte sich ganz an die H. Schrift und gebrauche die Vernunft nur zur Erklärung. Über seine Wahl zwischen beiden sagt er: „Der Rationalist glaubt so gut wie ich — an seine Vernunft; ich glaube an den Schöpfer der Vernunft." Hiernach hat er sich entschieden für den Supernaturalismus, zuerst durch Erin-

nerungen seiner Jugend, dann wegen seiner Wirksamkeit als Prediger: es sei doch etwas ganz Anderes sich zu berufen auf Gottes- statt auf Menschenwort. Endlich hat ihn entschieden ein inneres sittliches Bedürfniß nach einer besondren Versicherung der göttlichen Gnade bei der Mangelhaftigkeit menschlicher Tugend: „Ich bedarf eines Heilands, eines Mittlers." Als er in seiner Reformationspredigt 1800 die Rechtfertigung des Menschen aus der alleinigen Gnade Gottes als Grundlehre der protestantischen Kirche verkündete, hat sein Zeitalter ihn angestaunt als orthodox und ihn befeindet mit seiner bescheidnen Gläubigkeit. Er war weder wahrhaft lutherisch-orthodox, noch ein finsterer Eiferer. Vorerst: er wollte am lutherischen Lehrbegriff festhalten, weil der der H. Schrift am nächsten komme. Aber seine Dogmatik ist voll heterodoxer Abweichungen, bald weil das kirchliche Dogma ihm nicht als schriftgemäß erscheint, bald weil er unwillkürlich ergriffen wird vom Geist seiner Zeit. Zum Zweiten hat er die Gegengründe durchdacht, die Sorge, selbst die Angst des Zweifels durchlebt, daher ist er milde über die Abweichungen Andrer. Er war ein strenger Examinator, der die Geister zu prüfen verstand, ein Schrecken für alle Faule im Lande, aber er fragte nicht nach Wortgläubigkeit, sondern nach Wissenschaft, Geist und religiöser Gesinnung. Er hat an den Jünglingen erkannt, was an ihnen war, und dann sie auf's kräftigste gefördert. Und endlich, seine Bildung zum Prediger ruht auf heidnischer Grundlage: die römischen und griechischen Redner sind seine Vorbilder, vor Allem Demosthenes: wie der ohne Bilder redet, ohne unnöthige Worte, grad und streng losgehend auf seinen Zweck, zu überzeugen. Diese Predigten sind einfach im Styl, logisch streng und kunstreich in der Disposition, mehr lehrhaft als herzbewegend: „Ein Prediger soll mehr ein Lehrer sein als ein Redner." Daher die uns so fremde Weise der Ausarbeitung. Er hat nie eine Predigt gehalten, ohne daß die nächstkünftige schon fertig im Pulte lag. Schon Montags fängt er an zu memoriren, um sicher zu sein gegen jede Störung. Man rühmt an diesen Predigten Kenntniß der menschlichen Schwächen, psychologischen Scharfsinn, Vertrautheit mit der H. Schrift. Doch diente die Bibel oft mehr als Schranke denn als Quelle. Reinhold übte die besondre Kunst, ein unerwartetes Thema aus dem biblischen Text zu schöpfen. So aus der Volksspeisung, dem Speisungswunder entnimmt er den Gedanken: „Die stille Gewalt, welche die Tugend durch ihre Gegenwart über die Menschen behauptet", mittelst der Bemerkung, wie schwer es sei, an einem entlegnen Ort einige Tausend ohne polizeiliche Aufsicht in Ordnung zu erhalten. Ein solches Textausspüren mochte wohl eine Aushülfe sein gegen die damals noch

gesetzliche alljährliche Wiederkehr der Perikopen, auch etwas Wunderscheu hat dazu beigetragen. So ist der Text ihm fast nur Prätext, um sich irgend eines allgemeinen Satzes zu bemächtigen. An 40 Bändchen solcher Predigten sind gedruckt worden. Man schrieb sie nach, sie flogen durch Deutschland, daher in spätern Lebensjahren er das Concept gleich zur Druckerei sandte. Tausende haben sich darnach gebildet. Jetzt sagen wohl Manche, nach Form und Inhalt seien das gar nicht christliche Predigten. Dennoch, wenn es noch manche andre der religiösen Begeisterung angemeßnere Weise gibt, muß es auch diese Art geben; gegen jugendliche Unordnung und Übertreibung war sie besonders geeignet, sich daran zu schulen.

Wie Reinhold ernste Erinnerung geübt hat gegen die Gefahren der Aufklärung, verhinderte er auch gewaltthätiges Zufahren, wenn er auch nicht immer entschlossen eingegriffen, sondern geschwiegen und beßre Zeit abgewartet hat. Er war unermüdet in höchst geregelter Thätigkeit. Als er immer kränklicher wurde, erließ die Regierung an ihn ein Rescript mit der Mahnung, sich zu schonen. Seine Antwort war: „Mein Beruf ist zu predigen." Er hat ein rühmliches Andenken hinterlassen als Mensch wie als Theologe, ein Mann von hoher christlicher Gewissenhaftigkeit in der Wissenschaft wie im Leben.

Von diesem Oberhofprediger Christi wenden wir uns in ein einfaches Pfarrhaus, damals auf französischem Gebiet, nun wieder auf deutschem Boden. Von Straßburg aus erblickt man den Gebirgsrücken der Vogesen. An deren westlichem Abhang liegt das Steinthal mit dem Dorf Waldersbach, vor etwa anderthalb Jahrhunderten ein wüstes Land, wo ein 600 arme rohe Menschen von der Schweinezucht kümmerlich lebten. Jetzt ist's ein blühendes Thal, wo mehrere Tausend mit geistlichen und leiblichen Gütern reichlich versorgt sind. Diese Wandlung ist geschehn durch den Pfarrer Oberlin [1740—1826], der trotz schwärmerischer Frömmigkeit Rath und That übte in allen weltlichen Dingen, voll sittlichen Ernsts bei heiterster Naivität. Er schwankte einst zwischen der Lust zum Soldaten und zum Geistlichen. Im zwanzigsten Jahr schloß er einen Bund mit Gott, keinem Herrn neben ihm zu dienen. Er war im Begriff als Feldprediger die Vereinigung seiner Neigungen zu finden. Da wird ihm in Waldersbach eine elende Stelle und Gemeinde angeboten, der ein rechter Pfarrer noth thue. Er sah bald das Vergebliche seiner geistlichen Wirksamkeit ein, wenn es nicht gelinge, die äußern Zustände zu bessern. Die Gemeinde lebte in Schmutz und Armuth, die durch schlechte Processe noch im Steigen war. Er gab das Beispiel, wüstes Land urbar zu machen, Bäume zu pflan-

zen, Wolle zu spinnen. Das Geld dazu erwarb er durch Pensionäre, die er in sein Haus aufnahm.] Es glückte ihm, allmählich einen Proceß nach dem andern zu vergleichen. Dies die Seite seiner Wirksamkeit, die ganz der neuen Zeit angehört. Wider sein Streben sittliche Ordnung einzuführen, erhob sich ein harter Gegensatz bis zur Absicht, ihn mit der Faust zu widerlegen. Man will ihm an einem Sonntag, wenn er vom Filial zurückkommt, an entlegnem Ort auflauern und durchprügeln. Er hatte über den Text gepredigt: „Ich aber sage euch, daß ihr nicht widerstreben sollt dem Übel, sondern so Jemand euch einen Streich gibt auf den rechten Backen, so bietet ihm auch den andern dar." Nach dem Gottesdienst sammeln sich die Mißvergnügten in einem Hause spottend: Nun soll er bald Gelegenheit haben, seine Predigt zu üben. Ihm war Alles verrathen worden, er trat mitten unter sie: „Euer Vorhaben ist mir bekannt; ihr habt mich züchtigen wollen, weil ihr mich für schuldig haltet. Bin ich das wirklich, wohlan so straft mich, hier bin ich und möchte euch gern die Niederträchtigkeit eines heimlichen Auflauerns ersparen." Sie gaben ihm beschämt die Hände. Seine Verbeßrungen im äußern Leben hat er durchgesetzt meist durch eignes Handanlegen. So stellte er der Gemeindeversammlung vor, sie müßten eine Straße bauen nach Straßburg und zu diesem Zweck eine Brücke über die Breusch schlagen. Die Bauern wollten nichts davon wissen, das sei unmöglich. „Nun, wer also will," sagte er, „folge mir und gehe mit. Ich will euch zeigen, wie man eine Straße baut." In seinem alten Rock, mit einer Hacke, geht er voraus; Einer nach dem Andern folgt mit allerlei Geräth. Er hat den ganzen Plan längst überlegt, stellt einen Jeden an seinen Ort und legt selbst mit seinem Knecht gerade da Hand an, wo die Arbeit am beschwerlichsten ist. So ist die Straße gebaut worden.

Seine Predigten waren hoch populär, mit altprotestantischer Gesinnung, ohne dogmatische Genauigkeit. Von der Ewigkeit der Höllenstrafen will er nichts wissen. Mitunter hat er die Neuerer scharf mitgenommen, die Räsonneurs. Er ist doch voll Milde gegen Andersgläubige, Katholiken wie Juden. In Waldersbach war eine katholische Frau, deren Kind in einem benachbarten Ort katholisch getauft werden sollte. Noch einmal entstand eine kleine Verschwörung, der katholischen Sippschaft aufzulauern. Oberlin selbst geht mit, als sie nahe dem Hinterhalt sind, tritt er das Kind in den Armen voran: „Hier ist das Kind, das euch so viel zu Leid gethan hat und die Ruhe eures Lebens stört." Dann kehrt er mit ihnen um: „Kinder, gedenket des Tags, wenn ihr wollt, daß ich ihn vergesse." Eines Tags

sieht er Alt und Jung höhnend hinter einem Fremden herlaufen, einem Juden: „Wie unwürdig seid ihr des Christennamens, daß ihr einen Mann beschimpft, der unglücklich genug ist, Christum nicht zu kennen." Er nimmt ihm das Bündel ab und führt ihn in's Pfarrhaus. Noch traulicher als seine Predigten waren seine Frühbetstunden. Nach einer Weile fragt er: „Ist es nun genug?" Und je nach dem Wunsch redet er noch weiter oder schweigt. Dabei geht auch seine Schnupftabakdose herum, denn er will nichts für sich allein. Allmählich hat sich ein patriarchalisches Verhältniß ausgebildet. Er geht zu Zeiten von Haus zu Haus mit Fragen, die in's innerste Familienleben eindringen. Seine Stellung zur französischen Revolution hat zur Losung: „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben." Er war ihr nicht entgegen, ein Freund Grégoires, er nennt sich unbedenklich den Bürgerpfarrer. Einer seiner Söhne ist als Freiwilliger im Revolutionsheer gefallen. Da kommt 1793 der Befehl aus Paris: der christliche Gottesdienst solle aufhören, dagegen überall ein demokratischer Club eingeführt werden. Oberlin ließ die Gemeinde unter der Linde zusammenkommen, las ihr das eingegangne Schreiben vor und fügte hinzu, es sei das Befehl ihrer wälschen Regierung, und was die Obrigkeit gebiete, dem müsse man gehorchen. Er halte für gut, daß man sogleich zu den nöthigen Berathungen schreite. Zuerst müsse ein Präsident gewählt werden, und da er heute wohl noch einmal sein Recht üben dürfe, so schlage er den Schulmeister vor. Der wird wirklich bestimmt. Nun war die Reihe an dem Präsidenten, aus der Mitte der Versammlung Jemand zum Bruder Redner zu ernennen. Dazu wurde der Pfarrer gewählt und mit lautem Beifall bestätigt. „Jetzt, sagt Oberlin, ist die Frage, welches Haus und welchen Tag wir zu unsern Clubversammlungen wählen. Das Haus des Bruder Präsidenten hat nur eine Stube, die Schulstube; da geht kaum die Hälfte von uns hinein, denn auch die Weiber werden zuhören wollen. Auch im Pfarrhaus ist der Raum gering. So weiß ich kein passenderes Haus als die bisherige Kirche." Die Bauern geben ihren Beifall. „Was den Tag der Versammlung betrifft, so ist der Montag unschicklich, weil da Viele nach Straßburg zum großen Markt fahren. Ich dächte, der schicklichste Tag wäre der Sonntag und zwar die Vormittagszeit von 9 Uhr an." Auch das waren die Bauern zufrieden. Als am Sonntag die Leute in die Kirche kamen und der Redner die Kanzel zum Rednerstuhl gewählt hatte, las er wieder den Befehl vor: man solle nichts gegen die Tyrannen berathen. „Hier im stillen Steinthal haben wir keine solchen Tyrannen, es wäre vergeblich, gegen einen solchen zu sprechen. Ich wüßte euch aber

dennoch solche zu nennen, nicht bloß im Steinthal und in euren Häusern, sondern sogar in euren Herzen und gegen diese: Fleischeslust und alles gottlose Wesen will ich hier reden, wie ich denn euch auch das beste Mittel angeben will, sie abzuschaffen, welches aber kein andres ist, als das in Christo uns dargebotne Heil.“ Nachdem er eine Weile so gesprochen, meint er: „Sollte es nicht besser sein für mich und euch, dazwischen auch Eins zu singen? Und zwar, da wir keine andren Lieder kennen, aus unserm Gesangbuch den und den Gesang.“ So haben die Bauern im Steinthal vergnügt mit ihrem Pfarrer Gott gedient und die Kirche hat fortbestanden unter der Firma eines Jacobiner-Clubs. Manche aus der Umgegend haben sich angeschlossen. Oberlin hatte damals keine feste Einnahme, er erklärte, er werde nicht mehr einsammeln lassen, Jeder wisse des Pfarrers Wohnung und möge das Gewöhnliche hinbringen, wenn er wolle.

Es versteht sich, daß solch ein Mann verheirathet gewesen ist. Aus seiner Mittheilung kennen wir die Geschichte dieser Verbindung. Im ersten Jahre kam zu seiner Schwester, die ihm die Wirthschaft führte, eine Jungfrau Witter, eine weitläufige Verwandte. Beide waren heftig und hatten vielerlei Streit mit einander. Da besucht ihn seine Mutter: „Mein lieber Fritz, das geht so nicht länger, du mußt heirathen; nimm dir doch die Jungfer Witter!“ Er antwortete: „Liebe Mutter, die möchte ich nicht auf eine Meile weit um mich leiden, so zuwider ist sie mir.“ „Aber warum behandelst du sie denn mit solcher Zuvorkommenheit?“ „Mich dauert das arme Kind, sie kann nicht dafür, daß sie mir widerwärtig ist, darum such ich ihr meine Abneigung zu verbergen.“ Es ist Freitag, er sucht sich einen Text in den Evangelien, aber immer hört er die Worte: „Nimm die Jungfer Witter!“ Er läuft in's Freie, die Worte verfolgen ihn. Der Sonnabend kommt: „Mein lieber Heiland, sollte es dein Wille sein, so gib mir Unterwürfigkeit!“ Nun wird er stiller und macht seine Predigt. Am Sonntag reitet er nach dem Filial mit seiner Schwester und ihrer Freundin. Es ist bang in seiner Seele, da betet er: „Lieber Heiland, du hast mein Gebet erhört und mir Ruhe gegeben, jetzt gib mir auch freudige Unterwerfung.“ Kaum gebetet, so erfüllt ihn ungewöhnliche Freudigkeit. Er gibt dem Pferd den Sporn und sagt halblaut vor sich hin: „Nun in Gottes Namen, und wenn's an den Galgen wär.“ Nach der Kirche verlangt er noch ein Zeichen des göttlichen Wohlgefallens daran, daß diese Jungfrau, die so mancherlei Anträge ausgeschlagen hat und überdies unumwunden erklärt, einen Pfarrer würde sie nie heirathen: „daß sie zu meinem Antrag, wenn er nach deinem heiligen Willen ist, sogleich,

ohne mich lange hinzuhalten, Ja sage." Sie ist 16 Jahre lang seine treue Gefährtin gewesen, eine rechte Pfarrmutter. Als sie ihm entrissen wurde, bleibt ihm das Heimweh nach ihr. Er hat noch 40 Jahre lang allein mit seinen Kindern gewirthschaftet, mit der Verstorbnen in fortwährender persönlicher Verbindung, so daß sie ihm seine Fragen beantwortete.

Durch das irdische Aufblühn der Gegend ist Oberlin bekannt worden. Ludwig XVIII hat ihm das Kreuz der Ehrenlegion verliehn. Mehrmals hat man versucht, ihn für eine andre Gemeinde zu gewinnen. Einmal hat er geantwortet: „Ich habe zehn Jahre gebraucht, um jedes Gemeindeglied kennen zu lernen und vertraut zu werden mit seinen sittlichen und häuslichen Bedürfnissen. Ich habe einen Plan gemacht, und möchte zehn Jahre brauchen ihn auszuführen, dann leicht noch zehn Jahre seine Fehler zu verbessern." Einmal kam ein Ruf nach Amerika. Da Niemand hingehn will, ist er bereit, bis doch ein Andrer sich entschloß: „Nun soll mich nur Gott selbst von meiner lieben Gemeinde abrufen." Nach 60jähriger Wirksamkeit hat Vater Oberlin alle die Seinen gesegnet: „Herr Jesu, mach bald Feierabend, doch dein Wille geschehe." — Ich habe erzählt nach dem Büchlein von Schubert, dem frommen Naturforscher in Erlangen, nachmals in München, das ist ein rechtes Trostbüchlein für einen Pfarrer. Ausführlicher und urkundlicher ist die Schrift von Burckhardt, doch minder anschaulich.

Als dritter Vertreter altchristlicher Gesinnung in entfremdeter Zeit gilt uns Tersteegen [1697—1769], der fast erinnert an die Einsiedler der ägyptischen Wüste im vierten Jahrhundert, um die sich allmählich auch eine Schar von Jüngern versammelte. Er war ein Kaufmannssohn aus Meurs und hat Gymnasialbildung erhalten. Als nach tiefer Einsamkeit eines Jahrzehnts seine frommen Interessen zugleich literarisch und seelsorgerisch ihn beschäftigten, gab er das Handwerk auf und lebte dürftig von Liebesgaben, Vermächtnisse, die ihm angeboten wurden, verschmähend. Seine Religion trägt den reformatorischen Typus. Doch hat er gelebt als Separatist, der nicht einmal das Abendmahl genießen will in der abgefallnen Kirche. In spätern Lebensjahren war er befreundet mit pietistischen Pfarrern, überhaupt milder geworden, so daß seine Anhänger sich nach seinem Tod wieder mit der Kirche aussöhnten. Sein Leben war ausschließlich religiös, dem Heiland geweiht. Im 27. Jahr hat er sich mit seinem Blut dem Blutbräutigam verschrieben, in jungfräulicher Liebe ihm stets anzuhangen, das Gegenbild der faustischen Verschreibung. Er wollte keiner Secte angehören. Gegen die Herrnhuter machte er die schnellfertige Bekehrung geltend: sie gehn

einen breitern Weg, als Christus und die Seinen gegangen; man kommt nicht mit einem Sprung in's Paradies. Seine frommen Ergießungen nähern sich einigermaßen katholischer Frömmigkeit. So preist er die Ehelosigkeit, ohne sie zu fordern, als wertheste Entsagung des Christen. Er hat drei Bände Lebensbeschreibungen heiliger Seelen herausgegeben, meist von Katholiken, doch nicht als solche, sondern als dem Herrn Geweihte. Er will ein unparteiischer Christ sein, die Welt verleugnen, Gott dienen, Jesum und seine Heiligen lieb haben und ihnen gern nachfolgen: „Das ist meine Sache. Mit den unter uns entstandnen Irrungen und Zwistigkeiten habe ich nichts zu thun.“ Er hat eine große Einwirkung geübt, persönlich, durch Stundenhalten, also pietistisches Conventikelwesen, aber auch durch Wanderungen bis nach Holland, durch Briefwechsel und Druckschriften. Er hat Vieles aus der französischen Literatur nur übertragen; so die meisten Schriften der Frau von Guyon. Doch konnte er sagen: „Ich habe Alles, was ich geschrieben, als wichtige Wahrheiten an mir selbst erlebt.“ Eine Kanzel hat er nie bestiegen als einmal, wo grade Noth war um einen Prediger. Aber in den Stunden hielt er lange Reden, von denen einige gedruckt worden sind als „geistliche Brosamen, von des Herrn Tisch gefallen, von guten Freunden aufgelesen und hungrigen Herzen entgegengehalten“. Dazwischen Verse, auch in seinen Briefen, nicht grade hohe Poesie, aber einfach und innig. Viele haben ihn als ihren Seelenführer betrachtet nach Art katholischer Beichtväter. So schreibt er: „Ungeachtet meiner großen Leibesschwachheit muß ich mich den ganzen Tag mit Bearbeitung der Seelen auf die eine oder andre Art beschäftigen.“ Daneben hat er auch auf den Leib gewirkt mit Geheimmitteln, die er selbst als einfache Medicamente anfertigte und unentgeltlich abgab. Die fromme Erweckung Einzelner, die bis tief in's 19. Jahrhundert reicht, hat der rheinisch-westphälischen Kirche einigermaßen ihren Charakter aufgedrückt. Tersteegen hat auch gegen Friedrich den Großen geschrieben: der kenne zwar wie Salomo die Eitelkeit aller Menschen und menschlichen Handlungen, ohne doch etwas Solides dafür nachzuweisen. Und nach der Fiction, als wenn er den königlichen Autor, gegen dessen Schriften er schreibt, nicht kenne, heißt es: „Wie wollte unser Autor bei solchen zerstörenden Grundsätzen sich helfen, wenn er ein Fürst oder König wäre!“

Es hat wohl in dieser Zeit noch mancher Separatist gelebt nach dem Bild Tersteegens, mancher Pfarrer in der Art wie Oberlin, nur seinen Nachbarn bekannt und nicht durch so hülflose Zustände mit der Gelegenheit zu weitgreifender Wirksamkeit. Doch sind's nur Einzelne gewesen. Die Prediger im Geist der Zeit waren oft verlegen und in

Gefahr sich auszupredigen, da sie nur scheu den reichen geschichtlichen Inhalt des Christenthums berührten. Es sind Predigten in dieser Zeit gehalten und gedruckt worden, die Rathschläge enthalten über den Hopfenbau und die Kuhpockenimpfung, Ermahnungen zur Vorsicht gegen Licht und Feuer. Steinbrenner hat einen ganzen Band herausgegeben über die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern, nach Hufeland [Magdeburg 1787]. Es fanden sich doch auch Bibelstellen für den Hausgebrauch. Wir haben eine Weihnachtspredigt über das Verhalten bei Schwangerschaft und eine über den Vorzug der Stallfütterung. Das Evangelium des Palmsonntags: sie hieben Zweige ab von den Bäumen, diente einer Predigt gegen Holzverschwendung und Forstfrevel. In der Osterpredigt sprach man über die Gefahr des Lebendigbegrabenwerdens. Eine Pfingstpredigt verbreitete sich über Natur, Vortheil und Wirkungen des Windes. Das Evangelium vom Blinden: er saß am Wege und bettelte, gab den Text her zu einer Predigt über Wegebesserung und Straßenpolizei. Das Wort: der Mensch lebt nicht vom Brot allein, mochte den Segen des Kartoffelbaus einschärfen. Das Evangelium vom Gang der Jünger nach Emmaus ward Grundlage einer Predigt über den Nutzen des Spazierengehns. Der geheilte Aussätzige mußte zu einer Predigt über die Krätze herhalten: 1) wie sie entsteht, 2) wie sie geheilt wird. Das sind einzelne grelle Züge, doch möglich in jener Zeit und ohne allgemeines Ärgerniß.

Am lutherischen Kirchenlied, auch an dem Paul Gerhards, stieß sich der moderne, elegante Styl, weit mehr noch eine entfremdete Gesinnung. Das lutherische Kirchenlied enthält vorzugsweise den Preis des menschgewordnen Gottes, eine Kreuz- und Blut-Theologie. Was Rudolf Stier [1838] als Gesangbuchsnoth bezeichnet, ist theils triviale Änderung alter Kirchenlieder, theils neue unkirchliche Lieder in kirchliche Gesangbücher aufgenommen. So ist das heroische Lutherlied: „Erhalt uns Herr bei deinem Wort" im hessen-darmstädtischen Gesangbuch umgewandelt in:

„Erhalt uns Herr bei deinem Wort,
Den finstern Irrthum treibe fort,
Bewahr uns vor Gewissenszwang,
So preist dich unser Lobgesang."

Statt:

Ihn preise, wer durch Jesum Christ
Im Himmel und auf Erden ist,

las man in Leipzig:

„Ihn preise wer durch Jesum Christ
Freund und Verehrer Gottes ist.“

Selbst die schon modernen Lieder Gellerts unterzog der Zeitgeist noch kleiner Änderungen. So lautet der ursprüngliche Text:

Verehre stets die Schrift und triffst du Dunkelheiten,
So laß durch Gottes Geist dich zum Verständniß leiten,“

im Leipziger Gesangbuch von 1796:

„So laß durch einen Freund, der heller sieht, dich leiten.“

Hier ist das prosaisch Moderne wenigstens das Praktische. In damals beliebten Zeitschriften finden sich altkluge Anträge. So zu dem Abendlied Paul Gerhards: „Nun ruhen alle Wälder“, wo es heißt: es ruht die ganze Welt: dies sei Unsinn, denn jedes Kind wisse, daß nur die eine Hemisphäre Nacht habe, die andre Tag, also: „es ruht die halbe Welt“. Als Neuigkeit findet sich im rheinisch-baierschen Gesangbuch:

„Strebt schon in der Zeit der Jugend,
Nach Verdiensten, werbt, gewinnt!
Durch Geschäftigkeit und Tugend,
Die die besten Schätze sind,
Werdet angesehn und reich,
O, wie gerne gönn' ich's euch!“

Auch das an sich ganz Löbliche war nur nicht singbar, so der politische Rath:

„Wer gehorcht, der thu's mit Lust,
Jeder Bürger sich bewußt,
Daß er nicht regieren kann,
Sei ein guter Unterthan“

oder die pädagogische Mahnung:

„Groß ist, ihr Eltern, eure Pflicht:
Verzärtelt eure Kinder nicht!
Gewöhnet sie zu rechter Zeit
Zu nützlicher Geschäftigkeit.“

Und solche Prosa ist gedichtet worden in der Zeit des Aufschwungs deutscher Poesie! Für die biblischen, sinnvollen Ausdrücke wurden moderne Redensarten üblich: die Gnade Gottes hieß der Beifall Gottes;

die Diener am göttlichen Wort nannten sich Prediger, Volkslehrer. Für Heiligung sagte man gewissenhafte Pflichterfüllung. Nicolai in seiner Reise durch Deutschland nimmt großes Ärgerniß daran, daß er in Nürnberg bei Austheilung des heiligen Abendmahls Lichter angezündet fand: „ein Ding, das Niemand zu Gute kommt, als dem Lichterzieher und dem Küster". Der geistliche Stand war vielfach der alten kirchlichen Gesinnung entfremdet. In Berlin beichtete ein Candidat vor dem Abendmahl zur Ordination noch im alten Styl: „Ich armer Sünder bekennne vor dem gerechten Gott, daß ich durch meine vielen und schweren Missethaten die göttliche Majestät höchlich erzürnt und nichts als seinen Zorn und Strafe verdient habe." Diakonus Troschel sagte darauf: „Ich beklage Sie, wenn dieses Gebet die wahre Sprache Ihres Gewissens ist. Mängel, Übereilungen, Nachlässigkeiten im Guten haben wir alle Ursache mit Mißfallen und Demüthigung vor Gott in uns anzuerkennen und diese Selbsterkenntniß zu unsrer fernern Ausbeßrung anzuwenden. Sie aber, da Sie doch von jungen Jahren her den Vorsatz gefaßt haben ein Lehrer des Christenthums zu werden, sollten ja wohl billig von Jugend auf sich eines unsträflichen Wandels befleißigt und keiner schweren Sünden sich schuldig gemacht haben. Wer als studirender Jüngling sich schwerer Missethaten schuldig gemacht hat, wahrlich der wird nicht durch die Ordination auf einmal ein tugendhafter Mensch." Derselbe Diakonus sprach in seiner Leichenrede auf Propst Teller: „Es würde bald völlig gut in der Welt stehn, wenn noch einige solche Männer kämen, wie Christus, Luther und Teller." Zum kirchlichen Dogma, wo seiner noch gedacht wurde, entstand ein unheimliches Gefühl. Spalding erzählt aus seiner Jugend, daß er gegen einen berühmten Theologen seine Zweifel äußerte über ein kirchliches Dogma, das er nicht in der H. Schrift finde. Der habe geantwortet: „Das ist nun freilich schlimm; da müssen wir denn sehn, wie wir uns salviren." Seitdem, bei den wenigen Vertheidigern der Kirchenlehre sei's ihm vorgekommen, als ob die Herrn sich salviren wollten.

Das schwere Geschick eines Bruchs mit der altväterlichen Religion wurde hier und da durch persönliche Rohigkeit geschärft. Ein Hallenser Student vermaß sich, eine Charfreitagspredigt in burschikoser Sprache zu halten, und er hat großen Zulauf gehabt. Es ist zu verwundern, daß damals noch Lust am geistlichen Stand vorhanden war und nicht Viele entsagten. Bekannt ist nur ein Fall: D. Robert, Consistorialrath und Professor der Theologie in Marburg, ein werthgehaltner Lehrer, legte 1778 seine Ämter nieder, studirte die Rechte,

wurde Professor und ist als Oberappellationsgerichtsrath in Cassel gestorben. Es hat damals sogar einen Überfluß an Candidaten gegeben, und so muß doch wohl die Hoffnung und das Gefühl bestanden haben einer Umwandlung, bei der christliche Sitte und Religion gerettet und mit der Vernunft versöhnt würden. Die Edlern fühlten sich etwa wie Herder als Priester der Humanität. Auch erhielt sich doch immer die Rechtschaffenheit und Gemüthlichkeit des deutschen Pfarrhauses: der ehrwürdige Pfarrer von Grünau, überhaupt Voßens Luise von 1783 gibt davon ein treues Bild, und diese Landpfarr-Idylle, in der das Christliche nur wie ein Segen Gottes über einer anmuthigen Häuslichkeit schwebt, ist ein Haus- und Lieblingsbuch der deutschen Nation geworden, wie den Engländern der Vicar of Wakefield. Auch beim Verfall des kirchlichen Lebens ist nicht zugleich ein Verfall des sittlichen eingetreten, wie dies etwa seinen gröbsten Ausdruck hat in der Statistik der Verbrecher: wenigstens die Zahl der Verbrecher jener Zeit war nicht größer, als sie gewesen ist unter der Herrschaft der Orthodoxie oder noch heut in manchem streng katholischen Land. Unter den Gebildeten hielt der kantische Imperativ Wache, auch wohl die Muse Schillers, und als 1813 der nationale Krieg ausbrach, hat es nicht an einer opferfreudigen und todesmuthigen Jugend gefehlt. Aber wo der Einzelne ein Herz hatte zum Christenthum in seiner alten einstigen Gestalt, fühlt er sich vereinsamt. So führt Knapp in Halle, in dem noch etwas von Spener lebte, in seinen Briefen schmerzliche Klagen: „Doch hat es mir sehr zur Ermuntrung gedient, daß unser lieber Herr mir die Bitte gewährt hat, die ich am letzten Osterfest in Einfalt des Herzens an ihn that, mir unter den neu ankommenden Zuhörern doch nur einen zu schenken, von dem ich wüßte, daß er für sein süßes Evangelium Empfänglichkeit hätte. So etwas könnte Einem wohl Muth machen, um mehr als einen bitten: aber dazu habe ich noch keine Freudigkeit gehabt, sondern für jetzt bleibt es noch dabei, daß ich nur um Bewahrung dieses Einen bitte." Es sind nicht viele Jahre vergangen, als Knapp selbst als Ketzer angesehn wurde, da seine Dogmatik doch manches leise Zugeständniß an die Aufklärung enthielt.

Vielfach ist in jener Zeit die nahe Abschaffung aller positiven Dogmen verkündet worden und man sang: „Wir glauben all an einen Gott, Christ und Türk' und Hottentott." Manche gaben dem Christenthum nur noch wenige Lebensjahre, während fromme Schwärmer diese Übermacht des Antichrists als Vorboten der nahen Wiederkunft Christi betrachteten.

Dies der geschichtliche Verlauf im Großen und Ganzen. Gleich-

sam auf der Grenze dieser Zeit stehn einzelne fremdartige, paradoxe, der Vergangenheit oder der Zukunft angehörige Erscheinungen. Hier und da ein schwärmerisch aufgeregter Mann, der ein Prophet zu sein meint, ein Stellvertreter Christi, eine Incarnation des heiligen Geistes; oder eine Frau, die durch ihre Naturfunctionen den Messias zu gebären vermeint, so daß er nicht auf den Wolken des Himmels komme, sondern noch einmal wie zu Bethlehem geboren werde. Nur Wenige haben die Energie oder die Gelegenheit gehabt, eine Secte zu gründen.

§ 292. Kleine aufgeregte Parteien.

Aus dem Methodismus ging in Wales die Gottesverehrung der Jumpers [Springer], auch Shakers [Schüttler] genannt, hervor [um 1760], ein wildes Aufspringen zu Ehren des Lammes, das eine regelmäßige Gestalt erhielt durch Anna Lee, welche in England bedrückt nach New York zog und über ihrer Weißagung, als das Weib des Lammes den neuen Messias zu gebären, hochbejahrt 1784 dahinstarb. Für ihren tanzenden Cultus haben sie sich berufen auf Johannes, der im Mutterleib bei Annäherung des kommenden Messias hüpfte. Herzog Bernhard von Weimar hat einmal eine Niederlassung solcher Jumpers in New Libanon besucht. In jedem Haus wohnten an 100 Personen, die als eine Familie zusammen aßen, sonst waren die Geschlechter getrennt. Sie ergänzen sich durch Waisenkinder und fremde Ankömmlinge. Nach der Predigt wurde ein Lied gesungen auf die Mutter Anna. Dann hieß es: „Nun, meine theuren Brüder und Schwestern, laßt uns arbeiten!“ Der Tanz beginnt langsam, zuletzt sah man nur eine unbestimmte Masse von Armen und Beinen nach allen Richtungen hin zappeln. Doch tanzen nur Jüngere, die Alten singen. Sie achten sich für die alleinige Kirche: die römische Kirche sei die große Hure, die protestantischen ihre Töchter. Obwohl auf protestantischem Boden entstanden, zeigen sie sich doch dem Katholicismus verwandt und zugeneigt. Sie haben die Ohrenbeichte eingeführt, fordern den Cölibat und legen großes Gewicht auf fromme Werke.

Jane Southcote bezog Apokal. 12,1 auf sich: „Und es erschien ein großes Zeichen im Himmel; ein Weib mit der Sonne bekleidet, und der Mond unter ihren Füßen und auf ihrem Haupte eine Krone von zwölf Sternen. Und sie ward schwanger und schrie in Kindesnöthen.“ Der Kanzler Niemeyer hat 1814 die prächtige Wiege gesehn, in welcher die Anhänger jenes Weibes den von ihr gebornen Heiland ehren wollten. Es war die Hoffnung auf eine jungfräuliche Geburt,

und sie ist erfüllt worden durch grausame Ironie der Natur: Johanne starb an einer Balggeschwulst. Ihre Anhänger warteten tagelang, daß aus dem Leichnam der Messias hervorgehn werde, durch die Behörde erst ist das Begräbniß erzwungen worden. Nun warteten sie bis die 1260 Tage erfüllt würden, während deren das apokalyptische Weib an einen sichern Ort geborgen werden soll. Als die Tage vorüber waren, haben sie die Zahl auf Monate gedeutet, sie können auch Jahre bedeuten. Schwärmer werden durch nichts widerlegt. Noch 1831 hielten die Neu-Israeliten an ihrer Hoffnung fest. Sie erwarteten das tausendjährige Reich, und halten das jüdische Gesetz: Sabbath und Beschneidung. Bei der unklaren Stellung des ursprünglichen Christenthums zum mosaischen Gesetz konnte für ungebildete Menschen dieses Zurückgehn als Vervollkommnung erscheinen.

Zwei Secten in Norwegen und Schweden sind Vorboten der orthodox-pietistischen Aufregung. In Norwegen ist Nielsen Hauge, ungelehrt wie der Prophet Amos als Bußprediger aufgetreten [seit 1795]. In seiner Jugend trübsinnig, kämpfte er gegen die Lust zum Selbstmord. Im 24. Jahr auf dem Feld arbeitend, erfüllt ihn plötzlich eine wunderbare Freudigkeit. Das betrachtet er als die Geburtsstunde seines wahren Lebens. Er fühlt sich seitdem als Organ göttlicher Offenbarung, als Prophet. Für die Kinderlehre verwies er auf den kleinen lutherischen Katechismus. Er hat Gütergemeinschaft eingeführt, nur so weit sie freiwillig angenommen wird. Seine schlichte bäurische Sprache ist nicht ohne gesundes Urtheil. Als ein andrer Prophet, Knud, aufsteht, und gemeldet wird, daß er sich des Arbeitens enthalte, um sich nicht zu verunreinigen, sagt er: „Da habt ihr die Probe. Ist Knud mehr als Gottes Sohn, von dem geschrieben steht: ist er nicht ein Zimmermann?“ Der Geistlichkeit, die er verdächtigte, verhaßt, ist er wegen unberufner Volkspredigt mit langer Haft und schweren Geldstrafen gemißhandelt worden. Der Storthing hat endlich [1845] alle Secten freigegeben, und eine mächtige von Hauge ausgehende Richtung eifert gegen das Kirchenregiment, daß es den Weg zum Himmel allzubreit mache.

Die Läsare in Schweden [seit 1797] sind durch den weiten Umfang der dortigen Kirchspiele veranlaßt, der das Bedürfniß des Hausgottesdienstes nahelegte. Diese naturgemäße, häusliche Erbauung ist dann in Unzufriedenheit mit der herrschenden Kirche zu freiwilliger, hochmüthiger, oder ängstlicher Absonderung geworden. Anhänger dieser Parteien bestehn noch jetzt in Schweden als fromme Separatisten.

Die letzte Gruppe dieses Abschnitts betrifft den Rechtszustand der evangelischen Kirche in einigen vorherrschend katholischen Ländern.

§ 293. Rechtszustand unter katholischen Regierungen.

Friedrich der Große erfüllte aus Neigung und Politik, wenn auch ohne starken Glauben an die protestantische Sache, was Gustav Adolf im Sinne gehabt, die Begründung einer großen protestantischen Macht in Norddeutschland. Als Ereigniß war es unbedeutend, daß den Bedrückungen der Fürsten Hohenlohe gegen ihre protestantischen Unterthanen durch Reichstruppen gewehrt wurde [1750], aber der deutsche Protestantismus gewann in der stolzen Haltung Preußens wieder das Bewußtsein seiner politischen Macht und Sicherheit. In den österreichischen Ländern mit Ausnahme von Siebenbürgen waren alle Rechte der evangelischen Kirche vernichtet worden. Joseph II, stolz auf den Ruhm der Toleranz, hat seine Gaben für die Evangelischen doch beschränken müssen durch die nothwendige Rücksicht auf das katholische Volk. Sein Toleranzedict gestattet den Evangelischen Bethäuser ohne Thürme und Glocken mit dem Eingange nicht von der Straße. In gemischten Ehen, wenn der Vater Katholik ist, gehören alle Kinder der katholischen Kirche; ist er Protestant, werden sie getheilt nach dem Geschlecht.

In Ungarn war die einst so mächtige Kirche beider Bekenntnisse der Augsburgischen und der Helvetischen Confession seit einem Jahrhundert rechtlos und in dieser Zeit stillen Märtyrerthums um über die Hälfte vermindert, doch mit Bewahrung der innern Autonomie. Josephs Toleranzedict ist nur aus Abneigung gegen den liberalen Despotismus des Kaisers vom Reichstag nicht angenommen worden. Aber der Gedanke des guten Rechts ihrer protestantischen Mitbürger war im gebildeten Theil des katholischen Volks, im niedern Adel und im Bürgerthum der Städte vorhanden. Daher unter Leopold II der Reichstag von 1791 die Friedensschlüsse von Wien und Linz als zu Recht bestehend anerkannte. Auf ihnen beruhen die Rechte der Evangelischen, wie sie zusammengefaßt sind im 26. Artikel der Beschlüsse dieses Reichstags: 1) Die Evangelischen können allenthalben freien und öffentlichen Gottesdienst halten. Bei Erbauung neuer Kirchen findet Rechtsgleichheit statt, so daß die evangelische Bevölkerung nicht zur katholischen Kirche beizutragen hat. 2) Die Evangelischen sind

nicht gezwungen katholische Cärimonien, besonders Processionen irgendwie mitzumachen, auch dann nicht, wenn Zunftgerechtigkeiten davon abhängen. 3) Sie sollen in Religions- und Ehesachen nur von Obern ihrer Religion abhängen. 4) Sie sollen Schulen aller Art einrichten können, nur für höhre Schulen bedürfen sie der königlichen Genehmigung. Den Studenten ist erlaubt, Studirens wegen ohne alles Hinderniß auf auswärtige Akademien sich zu begeben und die dafür ausgeworfnen Stipendien zu erheben. 5) Alle Ämter sind mit Eingebornen oder um Ungarn Verdienten ohne Unterschied der Religion zu besetzen. 6) Das dermalige und künftige Kirchengut wird unter ihrer eignen Verwaltung sichergestellt. Wer eins dieser Rechte verletzt, wird in Strafe von 600 ungarischen Gulden genommen. Die Abgeordneten des Klerus protestirten gegen diese Zugeständnisse und forderten, daß ihre Protestation in den Text des Gesetzes selbst aufgenommen werde. Das ist geschehn, doch schwerlich zur Freude dieser Protestanten, denn der Zusatz besagte: „Trotz des Widerspruchs der Kleriker, der ohne jede Bedeutung ist und auch künftig eine solche nicht erhalten wird." Jene Bewilligung enthielt doch noch nicht das volle Recht, denn noch bestanden diese Beschränkungen: 1) Was man eine Verlockung zur evangelischen Kirche nannte, war mit schwerer Strafe bedroht, und der beabsichtigte Übertritt eines Katholiken mußte Sr. Majestät gemeldet werden, um alle Unbedachtsamkeit dabei zu meiden. Solch ein Übergang war daher fast unmöglich als bedingt durch ausdrückliche Erlaubniß einer katholischen Regierung. 2) Bei gemischten Ehen wurde das österreichische Gesetz auch für Ungarn festgehalten. Dazu dürfen solche gemischte Ehen nur durch den katholischen Pfarrer eingesegnet werden, und der wieder war verpflichtet die Trauung nur zu vollziehn gegen das Versprechen des protestantischen Verlobten, alle zu erhoffenden Kinder in der katholischen Kirche zu erziehn. 3) Jene Zugeständnisse wurden beschränkt auf Ungarn im engern Sinne, ohne die Nebenländer Dalmatien, Croatien, Slavonien. Damals haben die Evangelischen beider Bekenntnisse Synoden in Pest und Ofen gehalten: sie unterwarfen nach einer schon seit dem Mittelalter eingeschlagenen Tendenz das geistliche Amt der Aristokratie, indem den verschiednen kirchlichen Kreisen, Localgemeinden, Senioraten und Superintendenturen aristokratische Inspectoren vorgesetzt wurden, dem ganzen lutherischen Kirchenwesen ein General-Inspector, Magnat. Die Canones dieser Synoden sind von der Regierung nicht bestätigt und nicht verworfen worden, zunächst aus Rücksicht auf den Widerspruch der Evangelischen, besonders der Geistlichen. Hier-

nach sind die Canones in den verschiedenen Superintendenturen verschieden und nur theilweis eingeführt worden. Die Erklärung der kaiserlichen Regierung über die Verfassung der beiden Kirchen ist für die Zukunft bedeutsam geworden. Es wird darin einestheils ein Recht der kaiserlichen Regierung behauptet, andrerseits aber will sie doch nur die Verfassung einführen, welche von den Repräsentanten, weltlichen und geistlichen Standes als angemessen angesehn werde, jedenfalls intacta religionis libertate. Mit dieser Hoffnung ist das evangelische Ungarn der neuen Zeit entgegengegangen.

In Frankreich waren die Reformirten noch rechtlos, als die öffentliche Meinung durch eine entsetzliche That aufgeschreckt wurde. Der Sohn des Jean Calas, eines wohlhabenden, rechtschaffnen Kaufmanns in Toulouse aus einer alten Hugenottenfamilie, hatte sich erhängt im Hause des Vaters. Er hatte ein ungeordnetes Leben geführt mit Anfällen von Schwermuth, zuweilen hatte er eine katholische Kirche betreten. Die Meinung kam auf unter dem Pöbel von Toulouse, wo jährlich noch durch Processionen und Freudenfeuer der Jahrestag der Bluthochzeit gefeiert wurde, der Vater habe ihn erhängt, weil er habe übertreten wollen; das sei Sitte bei den Hugenotten. Der Gehängte wurde als Märtyrer mit großer Feierlichkeit in der katholischen Kirche begraben; einige Wunderheilungen heiligten diesen Glauben. Der Gerichtshof ist von der Majorität fortgerissen worden: obwohl der eine Sohn der Familie längst Katholik war, obwohl eine alte katholische Magd seit 30 Jahren alle Kinder gepflegt, der Vater das herzlichste Verhältniß zum Sohne gepflegt, er ein abgelebter Greis, sein Sohn ein kräftiger Mann und keine Spur von Gewalt an der Leiche: fünf Stimmen von acht sprachen das Urtheil zum Rade. So ist Calas gestorben, seine Unschuld betheuernd [9. März 1762]. Paul Rabaut, ein hugenottischer Prediger, ließ sofort eine Schrift erscheinen: die widerlegte Verleumdung, gedruckt in der Wüste. Diese Schrift ist durch den Henker zerrissen und verbrannt worden nach dem Urtheil des Parlaments von Toulouse. Da hat Voltaire, für eine edle Sache begeistert, seinem Volk zugerufen: „Ihr seid Barbaren trotz aller Kunst und Civilisation!“ Freilich fügt er hinzu: „Ich bedaure die Dummköpfe, die sich wegen einer Grille verfolgen lassen“, aber auch: „Ich hasse die Verfolger.“ Der liebe Gott wird dem alten Spötter diese Schrift für die Toleranz nicht vergessen haben. D'Alembert schrieb damals an ihn: „Daß die Calas ihren Proceß so vollständig gewonnen, das haben sie Ihnen zu verdanken. Sie allein haben ganz Frankreich und ganz

Europa zu ihren Gunsten in Bewegung gesetzt." Das französische Volk erhob sich wie ein Mann, entsetzt über die Unthat des Gerichtshofs. Der Staatsrath cassirte das Urtheil. Man konnte freilich den Todten nicht erwecken, doch sein Andenken herstellen und ehren. Ludwig ließ der Familie 36000 Livres als Entschädigung zukommen.

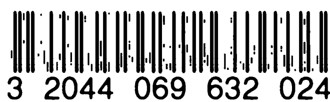
Seitdem war das französische Volk für die Glaubensfreiheit entschieden. Der letzte evangelische Prediger ist 1769 aus dem Bagno für Geld befreit worden. Gegen volle Toleranz wirkten nur die Bischöfe am Hofe. Am Vorabend der Revolution, als einzelne Parlamente schon vorangegangen waren, hat ein königliches Gesetz die Ehen der Evangelischen und ihre gerichtlichen Zeugnisse als gültig anerkannt. Doch blieben sie noch ausgeschlossen von Staats- und Lehrämtern. Erst die Revolution hat ihr volles Recht anerkannt. Auch ist innerhalb der Schreckenszeit die evangelische Kirche weniger verfolgt worden als die katholische. 1793 aber, als der Straßburger Münster zu einem Tempel der Vernunft entweiht wurde, hat man auch aus der evangelischen Nicolai-Kirche einen Kuhstall, aus der Neuen Kirche einen Schweinestall gemacht. Durch den Maire wurden die Lehrer aller Confessionen aufgefordert, auf dem Markt zu erscheinen und zu erklären, daß sie das Volk bisher betrogen hätten. Kein protestantischer Geistlicher ist gekommen, doch haben die meisten ihr Entlassungsgesuch eingegeben. Als zwei Jahre später die Wahlen freigegeben wurden, haben die Gemeinden öfter in ihrer Unabhängigkeit ganz unwissende Leute zu Pfarrern gewählt. Als nachher bei mehr Ordnung die Gemeinden ihre Erwählten nicht lassen wollten, hat das Consistorium in Straßburg zum Schein eine Rathsversammlung angestellt. Da haben sich seltsame Dinge gefunden. Einer auf die Frage, ob er Dogmatik studirt habe, antwortete: „O ja, ich habe den Ciceru8 gelesen!" Einer übersetzte den Anfang des Johannis-Evangeliums „Der Logos war in der Arche." Nach Wiederaufrichtung der Kirche, so weit das Kirchengut nicht ausreichte — denn auf altdeutschem Boden im Elsaß war es der lutherischen Kirche meist erhalten worden — hat Napoleon auch den evangelischen Geistlichen Staatsgehalte gesichert und hat sie katholischen Priestern als Muster vorgehalten. Doch ist es zu einer freien Entwicklung nicht gekommen: nur eine engbegrenzte und überwachte Synodalverfassung hat Napoleon gewährt [1802].

Im allgemeinen bei Erschlaffung der kirchlichen Bande ist von der katholischen und evangelischen Kirche die Forderung der Vernunft über das Christenthum anerkannt worden, gegenseitige Duldung zu üben.

In Deutschland saßen Protestanten und Katholiken brüderlich beisammen, die Unterschiede wurden wohl angesehn als Curiositäten. Geistliche als Nachbarn haben oft unbedenklich sich gegenseitig ausgeholfen.

So dieses Zeitalter, in welchem der Sturm der Geisterbefreiung, der durch die Welt ging, die Verfassung der katholischen Kirche umgestürzt und die Gesinnung in der protestantischen Kirche umgewandelt hat.




3 2044 069 632 024

